Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

The University of Chicago
Libraries

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

ZWEITER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1921

Digitized by Google

THE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CHICAGO

AP30
.I57

Digitized by Google

961135

INHALT

LITERARISCHER TEIL

Andersen-Nexö, Martin, Pelle der Eroberer 20
Aus der Anthologia Helvetica 176
Bahr, Hermann, Stifter als Landschafter 145
Baudelaire, Charles, Les Plaintes d'un Icare [Gedicht] . . . 165
—, —, — — Übertragung von Rainer Maria Rilke 165
—, —, Marceline Desbordes-Valmore 31
Becher, Johannes R., An Gott [Gedicht] 123
Bergemann, Fritz, Die Rübezahl-Sage 126
Bogeng, G. A. E., Die Anordnung und Aufstellung einer Bücherei 95
—, —, Einige Betrachtungen über das Buch der Zukunft . . . 141
Brentano, Clemens, Sonette an Wilhelmine Reichenbach . . . 217
Carossa, Hans, Aus einem Kriegstagebuch 245
—, —, Das Städtlein auf der Hand des Heiligen [Gedicht] . . 51
Däubler, Theodor, Albatros 120
Der Widerstand der stumpfen Welt 319
Desbordes-Valmore, Marceline, Gedichte 27
Die verwunschene Tochter. Slowakisches Volkslied 140
Dostojewski, Fjedor, Puschkin. Rede 184
Ehrenstein, Albert, Sterben [Zwei Gedichte] 36
Ermatinger, Emil, Die Entstehung von Gottfried Kellers Schwank „Die mißlungene Vergiftung“ 112
Ernst, Paul, Der weiße Rosenbusch 152
Friedländer, Max J., Dürer, der Schriftsteller 258
Geschichten vom Richter Smidt 89
Goethe, Gedicht 9
Goethe-Worte, Neue 166
Gogol, Ein Brief über seinen Roman „Die toten Seelen“ 10
Heusler, Andreas, Der Heliand 299

CVO

Digitized by Google

Hille, Peter, Mariä Himmelfahrt 43
Hofmannsthal, Hugo von, Beethoven 97
—, —, Goethes West-östlicher Divan 275
Huch, Ricarda, Aus dem Buche „Entpersönlichung" 209
—, —, Katzenparadies [Gedicht] 134
Keller, Gottfried, An das Herz [Gedicht] 103
—, —, Die mißlungene Vergiftung 104
Klinger, Max, Dürer als Kupferstecher 49
Lenau, Nikolaus, Der Postillon. Faksimile der eigenhändigen Niederschrift 233
Littmann, Enno, Die neue Insel-Übersetzung von Tausendundeiner Nacht 265
Mitteilungen des Verlags 47, 95, 144, 206, 272, 319
Mittelalterliches Klosterleben 37
Möser, Justus, Ein gutes Mittel wider die böse Laune 136
Nadel, Arno, Aus dem religiösen Gedichtwerke „Der Ton" . . . 256
Novalis, An Tieck [Gedicht] 18
Okakura, Kakuzo, Die primitive Kunst Japans 281
Petrarca, Zwei Sonette. Übertragen von Rainer Maria Rilke . . 280
Philippe, Charles-Louis, Das Brot der Witwe Blanchard 288
Pindar, Nemea 6 116
Rilke, Rainer Maria, Der Totengräber 220
—, —, Schlußstück [Gedicht] 232
Rogge, Helmuth, Die Urschrift des Peter Schlemihl 312
Schaeffer, Albrecht, Dem Geist Otto Brauns [Gedicht] 169
—, —, Josef Montfort 55
Scheffler, Karl, Deutsche Meister 1
Schiller, An die Freunde [Gedicht] 273
Schurig, Arthur, Dostojewski in Dresden 83
Shakespeare, Sonett 152
Stendhal (Henri Beyle), Gedanken eines Sonderlings 171
Steuerdrückebergerei vor hundert Jahren 93
Strindberg, August, Die Stockholmer Schären 237
Taube, Otto Freiherr von, Zwei Gedichte 42
Tibull, Sulpicia [Zwei Gedichte] 297
Timmermans, Felix, Das Fest 249
Ullmann, Regina, Susanna 77
Verhaeren, Emile, Der Jahrmarkt zu Opdorp 305

Digitized by Google

Wilde, Oscar, Das Hurenhaus [Gedicht] 70
Zweig, Stefan, Die unterirdischen Bücher Balzacs. (Mit einem Faksimile.) 71

BILDERTEIL

1. Textbilder

Dürer, Albrecht, Aus dem Holzschnitt der „Dreifaltigkeit" . . . 259
—, —, Aus einem Gebetbuch. Holzschnitt 264
—, —, Die Anbetung der Könige. Holzschnitt 53
Illustration zu „Die mißlungene Vergiftung" von Gottfried Keller 111
Masereel, Frans, Zehn Holzschnitte zu der Erzählung „Der Jahrmarkt zu Opdorp" von Emile Verhaeren . . . . . 305—312
Mathéy, Georg A., Judith. Holzschnitt 287
Rössing, Karl, Illustration zu „Der Schmied seines Glückes" von Gottfried Keller 139

Die Titelköpfe sind von Walter Tiemann gezeichnet

2. Bilderbeilagen

Desbordes, Felix, Marceline Desbordes-Valmore. Nach dem Gemälde im Museum von Douai . . . . . nach S. 32
Keller, Gottfried, Richtersweil. Getuschte Kreidezeichnung . . . . . nach S. 112
Stifter, Adalbert, Aussicht aus Stifters Wohnung auf der Landstraße. Ölgemälde 1839 . . . . . nach S. 148
Süffert, Eduard, Gottfried Keller. Zeichnung um 1840 . nach S. 104

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1920
*

Wem Leid ist wie Freud,
Und Freud wie Leia,
Der danke Gott für solche Gleichheit.
Tauler

Wem Zeit ist wie Ewigkeit,
Und Ewigkeit wie die Zeit,
Der ist befreit
Von allem Streit. *Jakob Böhme*

KARL SCHEFFLER
DEUTSCHE MEISTER

EIN Kunstfreund, der lange in Paris gelebt hat und das französische Kunstleben genau kennt, sagte mir neulich im Gespräch, er hätte Lust, ein Büchlein zu machen, in dem nur die begeisterten Äußerungen französischer Künstler und Kunstkenner über unsern Meister Lucas Cranach zusammengetragen seien. Die Deutschen würden daraus mit Verwunderung erkennen, welcher Schätzung dieser Meister sich in Frankreich erfreut, wo er in seinem Vaterlande doch eigentlich nur von den Kunsthistorikern genau, von den Künstlern aber nur wenig und von den gebildeten Laien oft nur dem Namen nach gekannt wird. Nun haben die Franzosen für das feine, gedrechselte, gotisch hölzerne Rokoko Cranachs freilich eine besondere Vorliebe; man begegnet bei neueren französischen Künstlern aber immer wieder auch Anmerkungen

Digitized by Google

des Entzückens über andere deutsche Meister, über Dürer, über Holbein oder über Schongauer. Wir hören solche Äußerungen mit einer gewissen Beschämung, weil es uns jedesmal scheinen will, als würden unsere Meister in der Fremde lebendiger geschätzt als im Lande. Denn was weiß der Deutsche eigentlich von seinen großen Malern und Bildhauern, die im dreizehnten, vierzehnten, fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert gelebt und geschaffen haben! Der Gymnasiast, die höhere Tochter lernen genau die Geburts- und Todesjahre italienischer Renaissancekünstler, bis hinab zu den Künstlern dritten und vierten Grades; von deutschen Künstlern aber, die diesen Ausländern wenigstens ebenbürtig sind, wissen sie nicht einmal die Namen. Das ganze Interesse und Wissen des gebildeten Deutschen konzentriert sich gemeinhin auf den Namen Dürer. Dieser gilt als der Schutzpatron der deutschen Kunst schlechthin. Im Glanz dieses einen Namens geht alles andere unter, jedes Ladenmädchen führt ihn im Munde, auf ihn werden Bünde und Vereine zur sogenannten Pflege der Kunst gegründet, und Dürers Bildniskopf wird von der Industrie benutzt, um Verkaufsartikel zu bezeichnen. Heißt das aber, Dürers Kunst verstehen und lieben? Beweist es, daß auch nur der Zehnte von denen, die Dürers Namen nennen, das Lebenswerk dieses Künstlers kennt, eine Vorstellung von der Persönlichkeit damit verbindet, oder nur von ferne ahnt, welches merkwürdige und lehrreiche Kunstproblem sich in diesem nord-südlichen Temperament verkörpert hat? Daneben wird dann noch mit dem Namen Holbein eine etwas deutlichere Vorstellung verbunden; auch bei dem Namen Cranach wird vielleicht noch von fern eine Form geahnt, und neuerdings ist Grünewald Mode geworden. Das ist aber auch alles. Wer kennt die herrlichen, von Anmut und Schönheit funkelnden Werke Altdorfers, wer empfindet das graziös Klassische in den Stichen Schongauers, wer hat feste Vor-

Digitized by Google

stellungen, wenn er die Namen Pacher, Burgkmair, Stefan Lochner, Baldung-Grien hört! Und das sind die Bekanntesten, die Populärsten. Von den Malern, die tiefer noch im Dunkel provinzieller Kunstübung gelebt haben und deren Namen doch allein schon wie ein Epos klingen, Schüchlin und Konrad Witz, Zeitblom und Pleydenwurff, Hans Multscher und Rueland Frueauf, Bartel Beham, Urs Graf, und die lange Reihe der nicht näher bestimmbaren „Meister", die nach einem ihrer Hauptwerke genannt werden und die doch als lebendige, große Künstlerpersönlichkeiten dastehen, kennen die meisten gebildeten Deutschen nicht einmal die Existenz. Geht man in die Kupferstichkabinette unserer großen Museen, wo die bedeutenden Stiche und Holzschnitte der alten Meister in vortrefflichen Exemplaren auf Verlangen unentgeltlich gezeigt werden, so findet man überhaupt keine Besucher, oder man sieht ein paar Kunsthistoriker, die Spezialstudien treiben, oder man stößt auf strebsame Laien, die in acht von zehn Fällen vor den Radierungen — Max Klingers sitzen und sich dabei tiefsinnig vorkommen. Und in den Museen kann man die Beobachtung machen, daß die Säle, worin die deutschen Meister hängen, am wenigsten besucht sind. Wenn das aber der immerhin doch sinnlich anregenden Malerei und der erzählenden Graphik geschieht, kann man sich denken, wie sehr die Plastik der Gleichgültigkeit ausgeliefert ist. Einmal liegen viele ihrer Großtaten um ein oder zwei Jahrhunderte noch weiter zurück, zum andern verschwinden die Künstler hier fast alle namenlos im Dämmer der Geschichte, und endlich ist die plastische Kunst ihrem Wesen nach abstrakter als die malende Kunst, sie verlangt noch mehr Schöpfungskraft des Auges, um die Form im Betrachter leben zu machen. Wie viele, selbst namhafte Deutsche reisen durch Naumburg, ohne die Figuren des Doms gesehen zu haben, die in allen Lehrbüchern doch verzeichnet wären, wenn sie griechischen Ursprungs wären.

Digitized by Google

(Friedrich Nietzsche, der Naumburger, hat über diese Weltwunder der Plastik nicht ein einziges Wort in seinen Werken gesagt.) Wer weiß notdürftig nur Bescheid im Bamberger Dom oder im Straßburger Münster? Als ich neulich das Ulmer Münster besuchte, wo die berühmten Chorgestühlschnitzereien Jörg Syrlins seit der Revolution nur gegen ein besonderes Eintrittsgeld gezeigt werden, war ich unter hundert Reisenden der einzige, der die drei Mark daransetzte, oder — was wahrscheinlicher ist — der vom Vorhandensein dieser Dinge Kenntnis hatte. Hinge dort eine Madonna von Raffael, so würden sich alle hinzudrängen.

Dieses alles ist nicht durchaus als Vorwurf gesagt. Es spiegelt sich in dieser Unkenntnis des eigenen Kunstbesitzes sowohl die problematische Anlage der Deutschen wider, wie auch die unglückselige Zerrissenheit ihrer Geschichte. Es läßt sich gewiß vieles für die Dezentralisation des kulturellen Lebens in Deutschland sagen, es läßt sich nicht nur verteidigen, sondern auch rühmen, daß Deutschland, wie Frankreich oder England, nicht nur ein einziges Kulturzentrum, eine alles beherrschende Hauptstadt hat, sondern eine Menge von Landes- und Provinzialhauptstädten und damit viele kleine lebendige Mittelpunkte. Der Kenntnis unserer deutschen Kunst, unserer Meister ist es aber nicht förderlich gewesen. Die deutsche Kunst ist an sich schon zerrissen, sie ist aufgelöst in Schulen und Sonderbestrebungen, die voneinander oft unabhängig scheinen, sie hat zeitweise und teilweise nach Italien geblickt, und dann auch wieder hinüber zu den Niederlanden, die süddeutschen Künstler haben oft von den norddeutschen nichts gewußt, und niemals ist diese Kunst sichtbar erfüllt gewesen von einem großen, alles einenden nationalen Zug. Die geistige Einheit ist im tieferen Sinne da, sie hat sogar, wenn man sie erst zu sehen vermag, etwas Überwältigendes. Doch ist sie nicht leicht zu sehen, weil das eigenwillig Sonderliche immer im

Digitized by Google

Wege ist. In Italien, in den Niederlanden ist es leicht, das Ganze zu sehen, in Deutschland ist es, aus äußeren und inneren Gründen, schwierig. Die deutsche Kunst spottet einer klaren Disposition; ihre Geschichte stellt nicht einen geraden Ablauf dar, sondern ist ein scheinbar wirres Durcheinander oft fremdartiger Bestrebungen. Es ist in der Tat leichter, den Florentiner oder Niederländer in der Kunst zu verstehen, als daß der Niederdeutsche den oberdeutschen Künstler, der Rheinländer den Sachsen verstände. Verwandte kommen ja oft schwerer miteinander aus als Fremde. Die deutsche Kunstkraft hat sich, selbst in ihrer glorreichsten Zeit, verzettelt, und der Betrachter muß nun, vor jedem Werk eigentlich, erst etwas abziehen und ignorieren, bevor er das Leben der Form rein aufnehmen kann. Das Ewige und Allgemeingültige ist in der deutschen Kunst mehr als anderswo vom Provinziellen gefärbt.

Wie das schlechthin Klassische und groß Mystische der deutschen Kunst aber innerlich nicht den Weg in die Welt, zur Menschheit, ja nicht einmal unbedingt zu den Deutschen gefunden hat, so hat es den Weg auch rein äußerlich nicht gefunden. Noch heute sind die Kunstwerke nirgends so zusammengebracht, daß ein Bild der deutschen Kunst entstehen kann. Über ganz Deutschland sind die Werke verteilt, wie Zufall und Schicksal es gefügt haben. Auch in diesem Bezug geht die Dezentralisation bis zum Äußersten. Die wichtigsten Werke werden in abgelegenen Museen, Kirchen oder Klöstern aufbewahrt, an Orten, die nicht mit der Bahn erreichbar sind, die in einer Ecke des Reichs liegen oder — wie man heute schmerzlich bewegt sagen muß — lagen. Man muß sich manchen Kunstgenuß mühsam erwandern. Der Italiener, der das Wesentliche seiner Kunst in Florenz, Rom und Venedig hat, oder der es in den oberitalienischen Städten leicht aufsuchen kann, der Holländer, der von Amsterdam nach dem Haag oder nach Haarlem fahren kann, fast wie wir von Berlin

Digitized by Google

nach Potsdam oder Magdeburg fahren, der Belgier, der das Entscheidende in Antwerpen und Brüssel vor Augen hat, oder gar der Franzose, der seine ganze Kunstwelt im Louvre vereinigt findet — sie alle sind besser daran als der Deutsche, der schon sehr lange, sehr bewußt und mit vielen Spezialkenntnissen reisen müßte, wenn er sich ein Bild der deutschen Kunst in all ihrer Mannigfaltigkeit und krausen Schönheit verschaffen will. Eben jener Kunstfreund, von dem ich vorhin sprach, der das Büchlein der französischen Urteile über Cranach zusammenstellen möchte und der Schweizer ist, sagte einst, wenn es gelänge, ein deutsches Museum zu machen, im Charakter des Louvre oder der Uffizien, in dem alles Wesentliche deutscher Kunst, oder doch vom Wesentlichen das Entscheidende vereinigt sei, so würde die Menschheit erschüttert vor diesen Denkmalen einer ungeheuer vielfältigen und doch — trotz aller Zersplitterung — letzten Endes einheiltichen Kunstkraft dastehen und erst wahrhaft den Genius unseres Volkes erkennen. Er hat recht. Ich kann im Augenblick nicht sagen, ob ein solches Zentralmuseum grundsätzlich wünschenswert ist, ob es im besonderen für uns Deutsche wünschenswert ist, oder ob die jetzige Dezentralisation des geistigen Besitzes nicht auch seine Vorteile hat. Das wäre eine Untersuchung für sich. Ich weiß aber, wie beklagenswert es ist, daß immer nur ganz wenigen die klassische deutsche Kunst zu einem großen, alles Denken beeinflussenden Erlebnis wird, daß wir, was uns zunächst liegt und uns am meisten zu eigen gehört, am wenigsten kennen und darum fortgesetzt in Unkenntnis über den eigenen Nationalcharakter, über unser Können und Müssen erhalten werden.

Äußere Schwierigkeiten würden zu überwinden sein, wenn der Wille zu unsern deutschen Meistern lebendig da wäre. Er ist aber nicht genügend stark da. Er ist zum guten Teil gebrochen worden von denen, die doch auch allerbeste Deutsche

Digitized by Google

waren, von unsern großen Dichtern und Denkern im achtzehnten Jahrhundert. Ihr Ideal, das sich im Klassizismus ausprägt, das den Blick beständig nach Griechenland und Italien zu richten zwingt, hat uns ungerecht oder gleichgültig gegen den eigenen reichen Besitz gemacht. Es hat lange Zeit zur Mode der Bildung gehört, wie Goethe zu räuspern und zu spucken, auf alles Mittelalterliche und Deutsche in der Kunst zu schelten und es formlos zu nennen; es hat zu den Irrtümern eines ganzen Volkes gehört, einem Idealbegriff mehr zu vertrauen als den Augen und dem lebendigen Gefühl. Die Deutschen haben sich befehlen lassen, was gut und schlecht, schön oder häßlich sei, weil einige große Männer ihr persönliches Empfinden zum Gesetz zu erheben trachteten; die Deutschen haben einen erhabenen Irrtum genialer Literaten heilig gesprochen. Und sie werden dafür nun gestraft, indem sie sich selbst künstlich arm machen. Ärmer, als sie selbst ahnen. Denn die Kunst ist immer ein Gleichnis des ganzen Lebens. Wer sich gewaltsam einem Teil der Kunst verschließt, der verschließt sich einem Teil des Lebens überhaupt.

Aus solchen Erwägungen heraus ist der Plan entsprungen, ein Gesamtbild der deutschen Kunst, ein Gesamtbild dessen, was deutsche Meister gemacht haben, in einer Sammlung von Monographien zu geben. Es fehlte bis jetzt eine solche Gesamtdarstellung. Zwar ist die alte deutsche Kunst nach vielen Seiten gründlich erforscht. Aber die Forschungsergebnisse sind immer nur in Spezialarbeiten niedergelegt. Es sind Arbeiten von Kunstgelehrten für Kunstgelehrte. Worauf es jetzt ankommt, das ist eine Darstellung, in der alle Forschungsergebnisse verwertet sind, die aber immer auf Ganzheiten zielt. Es gilt jetzt, zusammenzufassen und den tieferen Zusammenhang des von Natur Zersplitterten und schwer Übersehbaren zu zeigen, es gilt, Freude an der eigenen Art, Vertrauen dazu und das schöne Selbstgefühl der Leistungsfähig-

Digitized by Google

keit zu erwecken. Und da es nicht anders möglich ist, muß es mit Hilfe des Buchs geschehen, das immer der beste Freund des Deutschen war. Besser als das Buch ist freilich das Museum, und besser als das Museum ist der historische Standort des Kunstwerks. Anschauung ist immer allem aus zweiter Hand Kommenden vorzuziehen. Da die unmittelbare Anschauung aber, aus den oben dargelegten Gründen, so sehr erschwert ist, und auch weil die Zeitumstände sich ihr widersetzen, so muß die mittelbare Anschauung mit Hilfe der Abbildung und des Wortes an die Stelle treten. In Verbindung mit dem Insel-Verlag geben Professor Curt Glaser und der Verfasser eine Sammlung unter dem Titel dieses Aufsatzes heraus, von dem Wunsch geleitet, in leicht lesbaren Abhandlungen von der Hand der besten Kenner und Darsteller, worin alles Forschungsmaterial verarbeitet ist und die so aneinandergeknüpft sind, daß eine Gesamtübersicht möglich wird, das ideale Nationalmuseum deutscher Kunst einigermaßen zu ersetzen. Den Hauptmeistern sollen besondere Bände gewidmet werden. So wird Max J. Friedländer über Dürer, H. Wölfflin über Grünewald, Curt Glaser über Cranach, H. A. Schmid über Holbein, Hans Tietze über Altdorfer schreiben, und Pacher, Schongauer und Burgkmair werden ebenfalls gesondert behandelt werden, immer aber auch in Verbindung mit dem „Kreis", in dessen Mittelpunkt sie stehen. Daneben wird in andern Bänden von den Schulen die Rede sein, wo die führenden Persönlichkeiten mehr zurücktreten, wo das Niveau wichtiger ist als das Individuum. Gelehrte wie W. Worringer, Walter Cohen, E. Redslob und andere haben es übernommen, über die Anfänge der Tafelmalerei, über die Altkölner Malerei, über die Nürnberger Malerei im 15. Jahrhundert usw. zu schreiben. Nach und neben der Malerei soll dann auch die Plastik behandelt werden; und es hoffen die Herausgeber und der Verlag, nach einer nicht allzu langen Reihe von Jahren so den Deutschen eine Kunst-

Digitized by Google

bibliothek vorgelegt zu haben, die als ein in schwerer Zeit errichtetes würdiges Monument angesprochen werden kann, die vielen Volksgenossen die Freude an sich selbst und den Gebrauch der eigenen Kräfte erhöht.

Denn dieses tut uns vor allem not. Abgesehen davon, daß neue Einsichten stets wertvoll sind, doppelt wertvoll, wenn sie die eigene Geschichte erklären helfen und im Dienste einer Synthese stehen, kann der Weg zu einer Europäisierung, zu einer kontinentalen Zusammenfassung großen Stils, wie sie heute von allen Seiten empfohlen wird, nur auf den Fundamenten des nationalen Selbstgefühls und der genauen Kenntnis der nationalen Kräfte erfolgen. Vorbedingung eines Europäertums, wie schon Nietzsche es forderte, ist nicht eine lakaienhafte Hingabe an Fremdes, ist nicht ein charakterloser Internationalismus, wie ihn Kolonialvölker haben, sondern ein sicheres Stehen und Gehen auf eigenem Boden. Völker von internationalem Einfluß sind stets national sehr gefestigt. Ein Blick auf Frankreich, auf England beweist es. Kein besseres Mittel gibt es, allen Völkern verständlich und verehrungswürdig zu werden, als die charaktervolle Eigenart. Um sie mehr als bisher zu pflegen, müssen wir besser noch als bisher wissen, wer wir sind, wie wir waren und ewig sein werden. Denn so nur können wir ermessen, was wir als Deutsche und als Europäer leisten können und darum leisten müssen.

* * *

GOETHE

GEDICHT

DÄMMRUNG senkte sich von oben,
Schon ist alle Nähe fern;
Doch zuerst emporgehoben
Holden Lichts der Abendstern!

Digitized by Google

Alles schwankt ins Ungewisse,
Nebel schleichen in die Höh;
Schwarzvertiefte Finsternisse
Widerspiegelnd ruht der See.

Nun im östlichen Bereiche
Ahn ich Morgenglanz und -glut,
Schlanker Weiden Haargezweige
Scherzen auf der nächsten Flut.
Durch bewegter Schatten Spiele
Zittert Lunas Zauberschein,
Und durchs Auge schleicht die Kühle
Sänftigend ins Herz hinein.

Aus den Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten.

* * *

EIN BRIEF GOGOLS ÜBER SEINEN ROMAN „DIE TOTEN SEELEN"

Eine Übersetzung dieses Romans von H. Röhl erscheint demnächst im Insel-Verlag.

ICH verstehe nicht, wie du, ein solcher Menschenforscher und Menschenkenner, mir die gleichen törichten Fragen vorlegen kannst, auf die sich alle anderen so trefflich verstehen! Mehr als die Hälfte davon bezieht sich darauf, was der Zukunft angehört. Was für einen Sinn hat bloß diese Neugierde? Nur e i n e Frage, die du stellst, ist klug und deiner würdig, und ich wünschte, daß auch andere Leute sie an mich gerichtet hätten, obwohl ich nicht weiß, ob ich sie auch vernünftig beantworten kann; ich meine die folgende: woher es nur komme, daß die Helden meiner letzten Werke, besonders die der „Toten Seelen", trotzdem sie nichts weniger als naturgetreue Porträts von wirklichen existierenden Menschen, und obwohl sie an und für sich sehr wenig sympathisch und anziehend sind, unserem Herzen dennoch so nahe stehen, wie wenn die Seele

Digitized by Google

bei ihrer Schöpfung beteiligt gewesen wäre? Noch vor einem Jahre wäre es mir peinlich gewesen, dir auf diese Frage zu antworten. Heute aber will ich es offen bekennen: die Helden meiner Werke stehen unserem Herzen darum so nahe, weil sie Schöpfungen der Seele, weil sie selbst Zeugen meiner seelischen Entwicklung sind. Um mich dir besser verständlich zu machen, will ich dir eine Definition von mir als Schriftsteller geben. Man hat viel über mich gesprochen und geschrieben und mich nach den verschiedenen Seiten meines Wesens zu ergründen gesucht, aber mein wahres Wesen hat man darum doch nicht ans Licht gebracht. Dieses kannte nur Puschkin allein. Er sagte mir immer, noch nie habe es einen Schriftsteller gegeben, der in so hohem Grade das Vermögen besaß, die Gemeinheit und Plattheit des Lebens mit so satten Farben zu schildern, die Hohlheit und Nichtigkeit eines gemeinen Menschen mit einer solchen Kraft zu zeichnen wie ich, so daß die ganze Kleinheit und Armseligkeit, die den meisten Menschen entgeht, jedem deutlich in die Augen springt. Das ist der Grundzug meines Wesens, und er fehlt in der Tat den meisten anderen Schriftstellern. Er hat sich mit der Zeit in mir noch vertieft, weil sich noch andere geistige Züge mit ihm verbunden haben. Aber das konnte ich damals nicht einmal Puschkin mitteilen. Dieser Grundzug hat sich mit besonderer Kraft in den „Toten Seelen" offenbart. Die „Toten Seelen" haben nicht darum in Rußland solch ein Grauen hervorgerufen und so ein Aufsehen erregt, weil sie irgendwelche furchtbare Wunden oder innere Krankheiten an den Tag gebracht oder ein erschütterndes Bild vom Triumph des Bösen und von den Leiden der Unschuld entworfen hätten. O nein. Meine Helden sind durchaus keine Bösewichter, wenn ich einem jeden von ihnen nur einen einzigen guten Zug mitgeteilt hätte, der Leser hätte sich sicher mit ihnen ausgesöhnt. Aber die Armseligkeit und Gemeinheit des Ganzen flößte

Digitized by Google

dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solch einem Grauen erfüllte, war dieses, daß bei mir ein Mensch kleinlicher und elender war als der andere, daß es unter ihnen auch nicht eine tröstliche Erscheinung, keinen einzigen Ruhepunkt gab, an dem man hätte aufatmen können, an dem der arme Leser sich erholen und Mut schöpfen konnte, und daß es einem, wenn man das Ganze gelesen hatte, so vorkam, als trete man aus einem dumpfigen Kellergewölbe wieder in Gottes freie Welt hinaus. Man hätte es mir eher vergeben, wenn ich irgendein malerisches Ungeheuer gezeichnet hätte, — die Jämmerlichkeit und Gemeinheit aber hat man mir nicht verziehen. Das, wovor der Russe erschrak, das war seine Nichtigkeit, sie war ihm weit schrecklicher als all seine Mängel und Laster! Ist das nicht eine außerordentliche Erscheinung? Fürwahr, dieser Schrecken ist etwas Herrliches! Wer einen solchen Ekel und Widerwillen vor dem Kleinen und Nichtigen empfindet, in dem liegt sicherlich das Gegenteil von aller Kleinheit und Nichtigkeit verborgen. Dies also ist mein größter Vorzug, und ich wiederhole, er hätte sich nicht mit einer solchen Kraft in mir entwickelt, wenn nicht meine eigene geistige Stimmung und die Geschichte meiner Seele hinzugekommen wären. Keiner meiner Leser wußte, daß er über mich selbst lachte, während er über meine Helden zu lachen glaubte.

Ich hatte kein einzelnes großes Laster, das all meine übrigen Untugenden um Haupteslänge überragte, ebensowenig wie ich irgendeine vorbildliche Tugend besaß, die mir ein besonders anziehendes Äußeres verliehen hätte, dafür aber vereinigte ich in mir alle Scheußlichkeiten, die es nur gibt, ich besaß zwar von jeder nur ein wenig; aber sie waren in solch einer Menge vertreten, wie ich es noch nie zuvor bei einem Menschen gesehen habe. Gott hat mir eine vielseitige Natur gegeben. Er hat mir bei meiner Geburt auch manche guten Keime eingepflanzt, der beste jedoch, für den ich ihm nicht

Digitized by Google

genug zu danken vermag, ist der Wunsch, besser zu werden. Ich habe meine schlechten Seiten nie geliebt, und wenn es die himmlische Liebe Gottes nicht so gefügt hätte, daß sie sich nur langsam und allmählich vor mir enthüllten, statt sich mir plötzlich und mit einem Schlage zu offenbaren, als ich noch keine Vorstellung von seinem unendlichen Mitleid besaß — dann hätte ich mich sicherlich erhängt. Aber in dem Maße, als ich sie in mir entdeckte, verstärkte sich durch eine wunderbare höhere Eingebung der Wunsch in mir, mich von ihnen zu befreien; es war ein außergewöhnliches seelisches Erlebnis, das mich dazu führte, sie meinen Helden mitzuteilen. Was dies für ein Erlebnis war, dieses darfst du nicht erfahren; wenn ich geglaubt hätte, daß es jemand nützen könne, hätte ich es längst bekannt gemacht. Von diesem Augenblick an begann ich, meine Helden über ihre eigene Gemeinheit hinaus auch noch mit meinen persönlichen Scheußlichkeiten auszustatten. Das geschah folgendermaßen: ich nahm eine schlechte Eigenschaft, die ich bei mir selbst fand, untersuchte, welche Formen sie in einem anderen Beruf, Stand oder Lebenskreise annimmt, versuchte es, sie als meine Todfeindin darzustellen, die mich aufs empfindlichste beleidigt hat, und verfolgte sie mit Haß, Spott und allem, dessen ich noch sonst fähig war. Wenn jemand all die Ungeheuer gesehen hätte, die meine Feder im Anfang erschuf, er hätte vor Entsetzen gezittert. Ich brauche dir nur zu erzählen, daß Puschkin, als ich ihm die ersten Kapitel der „Toten Seelen" vorlas (er hatte sonst stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen), immer finsterer und finsterer wurde, bis sich sein Gesicht zuletzt vollkommen verdüsterte. Als ich geendigt hatte, sagte er mit einem tiefen Schmerz in der Stimme: Gott, wie grauenhaft trostlos und traurig ist doch unser Rußland. Dieser Ausspruch überraschte mich. Puschkin, der Rußland so gut kannte, hatte nicht bemerkt, daß dies alles nur eine Kari-

Digitized by Google

katur, ein Produkt meiner Phantasie war. Und jetzt erst erkannte ich, was eine Sache bedeutet, die einem aus dem Herzen geflossen ist, was geistige Wahrheit ist, und in was für einer erschreckenden Gestalt man die Finsternis und den furchtbaren Mangel an Licht darstellen kann. Seit dieser Zeit dachte ich nur noch daran, wie ich den niederschmetternden Eindruck der „Toten Seelen" mildern könnte. Ich sah, daß vieles Schlechte des Hasses nicht wert, und daß es besser ist, es in seiner Nichtigkeit und Armseligkeit darzustellen, die in alle Ewigkeit sein Teil ist. Ferner wollte ich sehen, was die Russen sagen würden, wenn man ihnen ihre eigene Häßlichkeit und Gemeinheit vor Augen führte. Nach einem Plan, der mir schon lange vorschwebte, brauchte ich für meinen ersten Teil lauter kleine und armselige Menschen. Diese elenden Menschen sind jedoch keineswegs Porträts nach lebendigen Personen, ich habe vielmehr in ihnen die Züge all der Leute gesammelt, die sich für besser halten als die anderen; allerdings habe ich sie aus Generälen zu gemeinen Soldaten gemacht. Hier finden sich außer Zügen von mir selbst noch viele solche von meinen Freunden und sogar einige von dir. Ich werde dir das später zeigen, wenn die Zeit gekommen sein wird, bis jetzt ist das noch mein persönliches Geheimnis. Ich mußte allen guten Menschen, die ich kannte, alles Häßliche und Gemeine nehmen, das sie zufällig erworben hatten, und es ihren rechtmäßigen Besitzern wiedergeben. Frage nicht, warum der erste Teil von nichts anderem handelt als von Elend, Armseligkeit und Gemeinheit, und warum alle handelnden Personen, bis auf die letzte, so trivial und gemein sind. Die Antwort hierauf wirst du in den folgenden Bänden finden. Das ist das Ganze! Der erste Teil hat trotz all seiner Unvollkommenheiten seine Aufgabe erfüllt, er hat allen Menschen einen wahren Ekel und Widerwillen gegen meine Helden und gegen ihre Armseligkeit eingeflößt, er hat in uns etwas wie Schmerz und Unwillen

Digitized by Google

gegen uns selbst erzeugt. Fürs erste genügt mir das. Dies alles wäre mir natürlich noch viel besser gelungen, wenn ich mich nicht so sehr mit der Veröffentlichung beeilt, und wenn ich das Ganze noch sorgfältiger und gründlicher bearbeitet hätte. Meine Helden haben sich noch nicht völlig von mir abgelöst und daher auch noch nicht die rechte Selbständigkeit erlangt. Ich habe sie noch nicht fest genug auf den Boden gestellt, auf dem sie stehen sollten, noch sind sie nicht recht heimisch geworden in dem Kreis unserer Sitten, noch wurzeln sie nicht tief genug in dem eigentlich russischen Leben. Noch ist das ganze Buch nicht viel mehr als eine Frühgeburt, aber sein Geist hat sich doch schon unsichtbar verbreitet, und selbst sein verfrühtes Erscheinen kann mir dadurch nützlich werden, daß es meine Leser veranlassen kann, mir all meine Fehler nachzuweisen, die ich bei der Schilderung der gesellschaftlichen und privaten Verhältnisse Rußlands begangen habe. Wenn du zum Beispiel, statt mir unnütze Fragen zu stellen (mit denen du mehr als die Hälfte deines Briefes angefüllt hast, und die zu nichts führen, außer zur Befriedigung einer müßigen Neugierde), wenn du alle vernünftigen und sachlichen Bemerkungen und Einwände, die über mein Werk laut werden, deine eigenen sowohl, als auch alle möglichen fremden, die von klugen Menschen herstammen, welche gleich dir Erfahrung genug besitzen und mitten in einem tätigen Leben stehen, sammeln und ihnen eine Reihe von Anekdoten und tatsächlichen Begebenheiten beifügen wolltest, die in eurem Kreise oder in eurer Provinz vorgefallen sind — sei es nun, daß sie mein Buch in einem seiner Teile widerlegen oder bestätigen —, dann tätest du ein wahrhaft gutes Werk, und ich würde dir von Herzen dankbar sein. Wie würde sich dadurch mein Horizont erweitern! Wie würde das meinen Kopf erfrischen, und wieviel leichter würde die Arbeit vonstatten gehen! Aber das, worum ich bitte, will kein Mensch tun, niemand hält meine

Digitized by Google

Bitten für ernst und wichtig genug, und jeder respektiert nur seine eigenen; andere wieder verlangen Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit von mir, ohne selbst zu wissen, was sie verlangen. Und was soll bloß diese müßige Neugierde, diese törichte unnütze Hast, die, wie ich sehe, auch dich angesteckt hat? Sieh doch, wie in der Natur alles würdig und weise nach wohlgefügten Gesetzen vonstatten geht und wie vernünftig eines aus dem anderen folgt! Nur wir allein machen uns, Gott weiß warum, so viel unnütze Unruhe. Alles eilt und hastet wie im Fieber. Hast du dir denn deine Worte auch ordentlich überlegt? „Es ist absolut notwendig, daß wir den zweiten Band erhalten." Soll ich mich denn bloß deswegen, weil alle Leute mit mir unzufrieden sind, mit dem zweiten Bande beeilen? Das wäre doch ebenso dumm wie das, daß ich mich mit dem ersten zu sehr beeilt habe. Bin ich denn schon ganz um mein bißchen Verstand gekommen? Ich brauche diesen Unwillen und diese Unzufriedenheit ja. Wenn die Menschen unwillig über mich sind, werden sie mir doch wenigstens irgend etwas sagen. Und woraus schließt du nur, daß der zweite Band jetzt ein dringendes Bedürfnis geworden ist? Hast du etwa in meinen Kopf hineingeblickt, fühlst du, was das Wesen dieses zweiten Bandes ausmacht? Deiner Ansicht nach braucht man ihn jetzt, während ich glaube, daß er nicht früher als nach zwei Jahren erscheinen sollte, und auch dies bloß, wenn man die Umstände und den Gang der Zeit berücksichtigt. Wer von uns hat nun recht? Der, in dessen Kopf der zweite Band fertig dasteht, oder der, der noch nicht einmal weiß, was seinen Inhalt bildet? Was das jetzt für eine seltsame Mode ist, die neuerdings in Rußland aufgekommen ist! Der Mensch liegt selbst auf der faulen Haut, will selbst nichts tun und spornt die anderen zur Tätigkeit an; als ob jeder andere sich aus allen Kräften anstrengen müßte vor Freude darüber, daß sein Freund müßig auf dem Rücken liegt! Kaum erfährt man, daß

Digitized by Google

irgendein Mensch mit einer ernsten Sache beschäftigt ist, so treibt man ihn schon überall zur Eile an, und dann schilt man ihn noch, wenn er es schlecht macht; dann heißt es: Warum hast du dich so beeilt? Aber ich schließe meine Predigt. Auf deine kluge Frage habe ich geantwortet; ich habe dir sogar gesagt, was ich bis heute noch keinem einzigen Menschen gesagt habe. Glaube, bitte, nach diesem Bekenntnis nicht, daß ich ebenso ein Ungeheuer bin wie meine Helden. Nein, ich gleiche ihnen nicht. Ich liebe das Gute, ich suche es aus allen Kräften, und meine Seele glüht für alles Schöne und Hohe, ich liebe meine Schändlichkeiten nicht und klammere mich nicht an sie, wie meine Helden; ich liebe das Gemeine in mir nicht, das mich von dem Guten fernhält. Ich kämpfe gegen es an und werde gegen es ankämpfen, bis ich es ganz ausgetrieben habe, und dabei wird Gott mir helfen. Es ist ganz falsch, was törichte, weltlich gerichtete Menschen behaupten, daß der Mensch nur erzogen werden könne, solange er noch in der Schule sitzt, und daß er später keinen Charakterzug mehr in sich verändern könne; nur in einem törichten, weltlich gesinnten Schädel konnte ein so dummer Gedanke entstehen. Ich habe mich schon von vielen meiner Scheußlichkeiten befreit, indem ich sie auf meine Helden übertrug, sie in ihnen verspottete und auch andere zwang, über sie zu lachen. Ich bin schon manche von ihnen losgeworden, indem ich ihnen ihr verlockendes Äußeres, ihre ritterliche Maske nahm, dank der jedes von unseren Lastern keck durch die Welt geht, ich habe sie neben das Häßliche gestellt, das allen sichtbar ist. Wenn ich mich in der Beichte vor Ihm prüfe, der mich in die Welt gesandt hat und der mir befahl, mich von meinen Fehlern zu befreien, dann erkenne ich viele Laster in mir, aber es sind nicht mehr dieselben wie im vergangenen Jahr, eine heilige Kraft half mir, mich von ihnen zu befreien. Dir aber rate ich, diese Worte nicht unbeachtet verhallen zu lassen, son-

Digitized by Google

dern, wenn du meine Briefe gelesen hast, einen Augenblick allein zu bleiben, alles andere eine Weile zu vergessen und gründlich in dich selbst hineinzublicken, indem du dein ganzes Leben an dir vorüberziehen läßt, und dann die Wahrheit meiner Worte einer Prüfung zu unterziehen. In dieser meiner Antwort wirst du, wenn du näher zusiehst, auch eine Antwort auf deine übrigen Fragen finden, und du wirst erkennen, warum ich bisher dem Leser nicht auch die tröstlichen Erscheinungen gezeigt und mir keine tugendhaften Menschen zu Helden erwählt habe. Solche kann man nicht frei aus dem Kopfe erfinden. Solange man ihnen nicht im geringsten selbst gleicht, solange man sich nicht durch Hartnäckigkeit, Beständigkeit einige gute Eigenschaften erobert hat — wird alles, was die Feder niederschreibt, tot und leblos und von der Wahrheit entfernt bleiben wie der Himmel von der Erde. Ich habe diese Schreckgespenster nicht erfunden — diese Schreckgespenster haben meine eigene Seele gewürgt und gedrückt: nur was lebendig in meiner Seele lebte, ist frei aus ihr herausgeströmt.

Übertragen von Otto Buek.

* * *

NOVALIS

AN TIECK

EIN Kind voll Wehmut und voll Treue,
Verstoßen in ein fremdes Land,
Ließ gern das Glänzende und Neue
Und blieb dem Alten zugewandt.

Nach langem Suchen, langem Warten,
Nach manchem mühevollen Gang
Fand es in einem öden Garten
Auf einer längst verfallenen Bank

Digitized by Google

Ein altes Buch, mit Gold verschlossen,
Und nie gehörte Worte drin,
Und wie des Frühlings zarte Sprossen,
So wuchs in ihm ein innrer Sinn.

Und wie es sitzt und liest und schauet
In den Kristall der neuen Welt,
An Gras und Sternen sich erbauet
Und dankbar auf die Kniee fällt:

So hebt sich sacht aus Gras und Kräutern
Bedächtiglich ein alter Mann
Im schlichten Rock und kommt mit heiterm
Gesicht ans fromme Kind heran.

Bekannt, doch heimlich sind die Züge,
So kindlich und so wunderbar:
Es spielt die Frühlingsluft der Wiege
Gar seltsam mit dem Silberhaar.

Das Kind faßt bebend seine Hände:
Es ist des Buches hoher Geist,
Der ihm der sauern Wallfahrt Ende
Und seines Vaters Wohnung weist.'

„Du kniest auf meinem öden Grabe",
So öffnet sich der heilge Mund,
„Du bist der Erbe meiner Habe,
Dir werde Gottes Tiefe kund.

Auf jenem Berg als armer Knabe
Hab ich ein himmlisch Buch gesehn
Und konnte nun durch diese Gabe
In alle Kreaturen sehn.

Digitized by Google

Es sind an mir durch Gottes Gnade
Der höchsten Wunder viel geschehn,
Des neuen Bunds geheime Lade
Sahn meine Augen offen stehn.

Ich habe treulich aufgeschrieben,
Was innre Lust mir offenbart,
Und bin verkannt und arm geblieben,
Bis ich zu Gott gerufen ward.

Die Zeit ist da, und nicht verborgen
Soll das Mysterium mehr sein.
In diesem Buche bricht der Morgen
Gewaltig in die Zeit hinein.

Verkündiger der Morgenröte,
Des Friedens Bote sollst du sein.
Sanft wie die Luft in Harf und Flöte
Hauch ich dir meinen Atem ein.

Gott sei mit dir! Geh hin und wasche
Die Augen dir mit Morgentau!
Sei treu dem Buch und meiner Asche
Und bade dich im ewgen Blau!

Du wirst das letzte Reich verkünden,
Das tausend Jahre soll bestehn,
Wirst überschwenglich Wesen finden
Und Jakob Böhmen wiedersehn."

* * *

MARTIN ANDERSEN NEXÖ
PELLE DER EROBERER

(Für das Inselschiff geschrieben)

JA, es ist wohl an dem: die allgemeine Auffassung sieht in „Pelle dem Eroberer" ein autobiographisches Werk. Aber das ist nicht meine Schuld. Wer zuerst diese Betrachtungsweise

Digitized by Google

auf das Buch angewandt hat, weiß ich nicht; jedenfalls hat sie Beifall gefunden, ist allgemeingültig geworden. Und ich habe nicht protestiert, im Gegenteil mich über diese Auffassung gefreut, die mir ein Beweis dafür war, daß das Buch lebendig, erlebt wirkte. Wenn ich nun aber geradezu gefragt werde, muß ich ja wohl mit der Wahrheit herausrücken.

Vor einigen Jahren kam eines Tags ein Kopenhagner Arbeiter zu mir herausgefahren, um zu fragen, wo die Arche läge. Er habe seine ganze Ferienzeit dazu benutzt, um Kristianshavn kreuz und quer zu durchstreifen und die Arche zu finden; es sei ihm aber nicht gelungen. — „Wo liegt also die Arche?"

„Überall, wo kleine Leute in düstern, feuchten Kasernen voller Ratten und Mäuse, Wanzen und mit allem übrigen Elend der Armut zusammengepfercht sind. Kopenhagen ist voll derartiger Höhlen, und du bist selber mehrere Male in der Arche gewesen", antwortete ich.

Ach so — es war also nur etwas, was ich mir ausgedacht hatte! Der Mann war augenscheinlich enttäuscht.

Vermutlich wird es einem großen Teil meiner Freunde unter den Arbeitern ebenso ergehn, wenn sie erfahren, daß ich überhaupt sehr wenig vom Stofflichen in „Pelle dem Eroberer" erlebt habe, daß er im großen ganzen freie Dichtung ist — „eine Lügengeschichte", wie die Leute so etwas in meiner Kindheit nannten. Aber da kann nichts helfen.

Auf der andern Seite werden die Ästhetiker wahrscheinlich etwas mehr Respekt vor mir bekommen — und auch darein muß ich mich zu finden suchen. Bisher war ich einigermaßen davor bewahrt, zu dem, was Henrik Pontoppidan „die literarisch- Formschneiderzunft" nennt, gerechnet zu werden — mein bedeutendstes Werk war ja „nur" autobiographisch. Ich verspüre schon ein Jucken über den ganzen Körper!

Pelle kommt nach Bornholm, acht Jahre alt wie ich, und

Digitized by Google

wird Hütejunge wie ich auch — so viel ist im ersten Band gemeinsames Schicksal. Ich kam aus Kopenhagen zusammen mit meinen Eltern und Geschwistern und verlebte meine Kindheit in einer kleinen Provinzstadt; Pelle kommt mit seinem Vater aus einer abgelegenen Gegend Schwedens und verlebt seine Kindheit auf einem großen Gut. Der Steinhof ist ganz und gar Pelles Welt; ich selber hatte, als ich das Buch schrieb, mich noch nie auf einem größern Gute aufgehalten. Aber jeder Bornholmer kennt das Gut und weiß genau, wo es liegt — nur verlegen es einige nach dem Süden und andere hinauf in den nördlichen Teil der Insel.

Noch geringfügiger ist (äußerlich betrachtet) das Selbsterlebte im zweiten Band. Ich habe niemals in Kopenhagen als Handwerker gearbeitet, hatte daher keine Spur von persönlicher Kenntnis der Gewerkschaftsbewegung und kannte, als ich das Buch schrieb, keinen von den Führern der Arbeiterbewegung. Ich hatte also die Hände völlig frei, und der große Kampf beruht ganz auf innerm Erleben, das durch die Lektüre einiger alter Jahrgänge des ‚Sozialdemokraten' in Gang gesetzt wurde.

Nur für die Lehrjahre kommt in stofflicher Beziehung Selbsterlebtes in Betracht: die Schilderung der Schuhmacherwerkstatt und des jungen Meisters, teils auch die des alten Jeppe baut sich auf Wirklichkeit auf und hält sich in ihrer Nähe.

Einer älteren Dame aus der Bourgeoisie tat es leid, daß Vater Lasse tot war, sie hätte ihm sonst für den Rest seines Lebens eine Leibrente ausgesetzt. Es war mir nicht möglich, sie davon zu überzeugen, daß er noch lebt und in Zehntausenden von Exemplaren unter uns herumhumpelt. Vater Lasse ist ganz und gar ein erdichtetes Symbol, geschaffen, um eine Welt von verhudelten Greisen zu repräsentieren.

Und nun die Kraft? Hervorragende Kritiker haben darauf

Digitized by Google

aufmerksam gemacht, wie ganz und gar er aus dem wirklichen Leben gegriffen, wie zuverlässig und frei von aller symbolischen Bedeutung er ist. Hat er also gelebt? Ja, als das geniale Vermögen des Proletariats, als sein Überschuß an Kraft. Wie die Arche Generalnenner für die Höhlen der Armut und Vater Lasse für ihre ausgemergelten Getreuen ist, so „die Kraft" für die hoffnungslos emporstrebenden Kräfte innerhalb des Proletariats. Es war eine technische Notwendigkeit, alle Kasernen des Elends in einer Riesenkaserne zusammenzufassen, um den Stoff nicht zu zersplittern, und es war künstlerische Notwendigkeit, die vielen hoffnungslos ringenden Leben in diesem Einen — der „Kraft" — zu potenzieren. „Pelle der Eroberer" ist gewiß voluminös, aber die Welt, die er schildert, ist sozusagen unendlich, und in Wirklichkeit ist das Buch ungeheuer konzentriert. Fast jede seiner Gestalten hat sich in den Dienst eines Symbols stellen müssen.

Äußerlich betrachtet, habe ich sehr wenig von dem Buche erlebt, bevor ich es schrieb; etwas mehr davon habe ich erlebt, nachdem es erschienen war. Viele Männer und Frauen der Unterklasse sind zu mir gekommen und haben gefragt, woher ich ihr Leben kenne, da ich es Zug um Zug schildern konnte; der und jener Arbeiterführer ist gekommen und hat sich mit Pelle identifiziert. Und die Entwicklung der Dinge selber hat mir hier und da ein Kapitel des Buchs — in lebenden Bildern dargeboten.

Und trotzdem ist „Pelle der Eroberer" ein autobiographisches Werk, aufgebaut auf meiner eignen Entwicklung, meinem eignen Leben — nur nicht in äußerlichem Sinne. Wie hätte ich überhaupt Pelle schaffen können, den Träger der neuen Welt, ohne tief in mich selbst hineinzugreifen? In der Literatur waren alle die großen umfassenden Schilderungen menschlichen Entwicklungsgangs von bürgerlichen Männern, also den Männern einer sterbenden Zeit, geschrieben und be-

Digitized by Google

trafen bürgerliche Menschen; sie mußten negativ enden und in Pessimismus ausmünden. Sie erhoben den Anspruch, die Menschheit zu umfassen, galten aber nur für ihre Schlacken. Diese Schilderungen waren wenig befriedigend für einen, der von unten herauf kam und erst das Dasein beginnen sollte. Ich und die Meinen, wir hatten alles zugute und waren nicht gewillt, uns damit abspeisen zu lassen, daß die Welt alt und verbraucht sei — weil es die vorige Menschenschicht war.

So etwa sehn die Voraussetzungen von „Pelle dem Eroberer" aus: lebhaftes Gefühl, sich im Aufstieg zu befinden, und Protest dagegen, mit dem Verblühten zusammen über einen Kamm geschoren zu werden.

Die Gestalt Pelles — wie übrigens alle andern des Buches — mußte ich über mich selber formen; niemand kann am Ende aus anderm schöpfen als aus sich selbst. Dafür ist das auch ein unerschöpflicher Brunnen — wenn man nur genügend in die Tiefe geht.

Vielleicht ist doch das ausgeprägte Solidaritätsgefühl des Proletariats identisch mit einem tieferen Mitwissen, als man es in den übrigen Gesellschaftsschichten findet. Vor meinen Augen steht der typische Schicksalsverlauf der Unterklasse beständig als Selbsterlebnis; oft ist es mir unmöglich, meine eignen Erlebnisse aus denen andrer herauszusondern, und hab ich sie erst in Schilderung umgesetzt, so kann ich es gar nicht mehr. Es wird also leicht genug sein, mich auf Lügen zu ertappen.

Das Kristianshavn, das ich im zweiten Bande von „Pelle dem Eroberer" schildere, hab ich die ersten beiden Jahre meines Lebens erlebt; so alt war ich, als meine Eltern anderswohin zogen; und ich zählte erst acht Jahre, als sie die Hauptstadt ganz verließen. Trotzdem sind diese ersten Jahre mir ein sichrer Schlüssel zu der Arbeiterwelt der großen Städte gewesen. Ich glaube, ich könnte mich in jedem beliebigen Hinter-

Digitized by Google

haus der ganzen Welt mit verbundenen Augen zurechtfinden. Das ist eine Ortskenntnis, die tief in mir — unter aller Erfahrung — wie ein geheimnisvolles Mitwissen liegt, von dem ich keine Rechenschaft ablegen kann.

Auf diesem geheimen Mitwissen ruht zu einem wesentlichen Teil „Pelle der Eroberer", und darin ist vielleicht der Grund dafür zu suchen, daß man dieses Buch zu einem in der Hauptsache autobiographischen Werke hat machen wollen. Das ist es also auch, aber in dem tieferen Sinne, daß die Erlebnisse des Proletariats durch Zeit und Raum innerlich auch die meinen sind; persönlich habe ich — es sollte überflüssig erscheinen, das hervorzuheben — nur sehr wenig vom Stofflichen meiner Arbeiten erlebt.

Man gestatte mir in dieser Verbindung darauf aufmerksam zu machen, daß die Geistesform des Proletariats wesensverschieden von der der höheren Gesellschaftsschichten ist. Das Individuelle ist nicht seine Sache — und auch nicht der Egoismus, für den es oft genug den Deckmantel abgeben muß. Der Proletarier baut seine geistige Kultur mehr auf Mitwissen auf als auf Selbstbetrachtung — Mitwissen ist überhaupt seine vorherrschende Fähigkeit. Deshalb sollen so viele als nur möglich mit in die Welt hinüber, die seine Träume schaffen — und deshalb formt er seine Lebenserfahrungen allgemeingültig, in Sprichwörtern. Zum Entgelt holt er Kraft aus den andern, ohne sich an die Person zu heften; was er sich aneignen kann, wird ganz sein Eigentum. Deshalb sind zum Beispiel die Dichter des Proletariats gern namenlos.

Diese Gemeinschaft in Leiden und Freude, dieses Mitwissen, das auf so wunderbare Weise die Unterklasse zu einem einzigen — mächtigen — Wesen macht, ist ja auch auf dem Wege, sich als weltumspannende Solidarität bewußt zu werden.

Ich habe meinen reichlichen Anteil an diesem Mitwissen

Digitized by Google

erhalten, und darauf gründet sich mein Anrecht, zu schreiben. Meine Fähigkeiten sind überhaupt die der Unterklasse — gehen von ihr aus und gehören ihr. Es ist zu meiner Verkleinerung gesagt worden, daß es mir niemals gelingen werde, den Proletarier abzustreifen; ich selber fühle das als ein Auserwähltsein.

In der Welt des kleinen Mannes ist kein Raum für Zufälle. Die verschiedenen Begabungen, die von ihm ausgehn, haben alle einen bestimmten Zweck, sie sind — wie die Fühlhörner der Schnecke — Kräfte, die er nach dem Licht und der Welt ausstreckt, um sie einzufangen. Oft genug haben sie getrogen und die reiche Ausrüstung, die er ihnen mühselig gegeben hat, benutzt, um sich auf die andre Seite zu retten und ihn in Stich zu lassen. Dann war er so weit wie vorher.

Die letzten Jahre haben ja hierin eine Veränderung erlebt; jetzt stehn „vorgeschobne Kräfte" der Unterklasse auf verschiedenen Posten — und haben ihren Ausgangspunkt nicht vergessen. Sie haben angefangen, den Drang des Proletariers nach einer Neuwertung zu realisieren — und die alten Maße passen nicht recht für sie. Die gute alte ästhetische Lebensanschauung wird auch nicht recht mit ihnen fertig; sie bringen sie zu oft in Gefahr.

Ach, die schwierige Ästhetik! Wie oft habe ich nicht zu hören bekommen, das Menschliche sei wohl in Ordnung, aber es hapere, gerade heraus gesagt, mit der Kunst!

Ich beuge mich in Ehrfurcht vor dem Spruch — aber lerne gewiß trotzdem nie, Feuer zu schlucken.

Aus dem Dänischen von Gustav Morgenstern.

* * *

Digitized by Google

MARCELINE DESBORDES-VALMORE

GEDICHTE

Endlich ist im Insel-Verlag die schon seit Jahren erwartete deutsche Ausgabe der Gedichte und Briefe von Marceline Desbordes-Valmore erschienen, jener Frau, die man ohne Überschwenglichkeit als Frankreichs größte Lyrikerin bezeichnen kann. Die Auswahl ist von Stefan Zweig besorgt und mit einer das Wesen dieser auch menschlich bedeutenden Dichterin liebevoll ausdeutenden Einleitung versehen worden. Die Übertragungen sind das letzte größere Werk der vor einigen Jahren gestorbenen Gisela Etzel.

An Hippolyte

NUN bist du da, mein Kind, mein junger Gast!
Seit einer Stunde da! Oh, wie erwartet,
Dein Leben wie erkauft! Kannst du dafür?
Nein, nein! Mein Schrei barg keinen Zorn zu dir.

Du, trugst du nicht schon Weh, bevor zum Tag
Du aufgewacht, und halfst du nicht dazu,
Daß wir uns endlich sehn? Mein Schatten du,
Du Kind aus meinem Sein geboren, das
In diesem Sein mich übermächtig hält,
Auch dir ward Schmerz in deiner engen Welt.

Des Tages trank mein Blick für dich die Sonne,
Ich ging des Nachts in deinen Kerker ein.
Aus meiner armen Seele suchte ich
Dir deinen Himmel aufzubaun und mied
Erinnerung an Böses wie ein Gift;
Ich wollte Gott erschaun, dich schön zu machen,
Dein Herz mit seiner Güte zu durchtränken,
Dem blinden Geist von seinem Licht zu schenken!

Digitized by Google

Vergiß das nicht: ich sprach zu dir von Gott;
Ich schuf dich aus Gebet, aus süßen Tränen,
Dein Ohr aus Echolaut der heiligen Stätte;
Vor unsrer Unrast barg ich dich lebendig
Und trug mein Weinen hin zur Abendsonne,
Damit du rein und lieblich würdest, wie
Die Blumen sind, und schritt gedankenvoll
In grünes Schilf, um mit lebendigen Quellen
Dir Trank zu geben, die sich kühl ergossen
Und unser beider Fieberglut umschlossen.

Weißt du, wie oft, allein in hoher Kirche,
Wie lang die hellen Engel uns besahn?
Bedächtig schreitend trug ich dich dahin,
Dich Unsichtbaren, ihre schönen Züge
In deine unbestimmte Form zu meißeln.
Ich habe recht getan! Kein Kind hat je
Vom Himmel so viel Himmel mitgenommen
In seinem tiefen Blick, und keine Stirn
Erstrahlte je so lebensvoll und licht.
Was solch ein kleines Antlitz Bilder birgt!
Von allem, was ich liebte, zeigst du mir
Die lieben Züge, und entschwundne Engel,
Wie viele lächeln mir nicht wieder zu
In deinem jungen Lächeln, Engel du!

Du warst das All! Ich hielt den Blick gesenkt,
Bedeckt von meiner Hand, und rief nach keinem,
Nach keinem in der grausam kalten Welt,
Mir Ruh zu geben, meinen Kopf zu stützen
Und meine Frucht vor Sturmeswut zu schützen.
Doch als ich meinen Blick in deinem Namen
Zum Himmel hob, da stahl dein Lächeln sich
In meine Tränen; in der bittern Woge

Digitized by Google

Erschien mir Gott und ließ in meiner Armut
Mich Mutter sein, und seligen Dank zu Gott
Barg nun des Weibes süßer Weheruf —
Des Weibes, dem Er einen Sohn erschuf.

Die Wiege, leer noch, gab den Stunden Leben;
Ein Engel atmete in mir durch Tag
Und Nacht; ich hegte sein Geschick, ich war
Sein gutes Haus, ich hielt ihn froh geborgen! ...
Wer könnte sterben, so voll Stolz und Sorgen?
Auch brach ich arm in meine Kniee nieder,
Als man mich hob — allein und allzu leicht —,
Und suchte nach der lieben kleinen Last;
Denn ob du noch so nah mir bist, nun trennt,
Die gestern eins wir waren — doch die Luft,
Und ich muß weinen und — verzeih, mein Leben!
Du, dieser Welt durch mich, für mich, gegeben!

Leb wohl! Ich bin nicht mehr die frohe Larve,
Darin die Seele meiner Seele lag
Neun Monde lang; doch wenn ich deiner Blüte,
Der zarten, Schutz gewesen bin, so kehre
Als Mann zuweilen heim in meine Hut.
Ich bin die Mutter: ein Band hielt uns beide,
Die Liebe wird die Liebe suchen gehn.
Trennt je die Erde, was der Himmel bindet?
Im Leben oder Tod — er hilft, daß eins zum andern findet.

Herbstsang

GEDENKST du noch, mein Herz, mein armes Leben,
Des bleichen Herbsttags, der so traurig schien?
Die Wälder seufzten und beklagten ihn,
Der zögernd nur sein Lebewohl gegeben.

Digitized by Google

Die Vögel sangen keine Zuversicht —
Ein kalter Reif bedrängte ihre Schwingen —
Und wie sie stumm an kahlen Ästen hingen,
Ersehnte man die Blüten und das Licht.

Ich war allein, dem lauten Fest enteilt
Und deinem Blick, um zur Vernunft zu finden,
Doch Schwermut der Natur ist nichts, das heilt,
Wird nur mit unsrer Schwermut sich verbinden.
Ziellos und hoffnungslos und ganz versunken,
Mit langsam scheuen Schritten ging ich hin:
Nun schien der Herbsttag schwül und feuertrunken,
Denn dein geliebtes Bild trug ich im Sinn.

Mit letzter Kraft entfloh ich deinen Ketten
Und meinte so, mich vor mir selbst zu retten.
Mein Auge aber, das in Tränen glühte,
Empfand ein Wirken, das herübersprühte;
Und durch den Nebel kam es auf mich zu,
Ließ mich in Schreck und Zärtlichkeit erbeben:
Vom neuen Sonnenglanz verklärt, umgeben —
Die Himmel öffnen sich — erschienest du!
Ich wagte nicht zu reden; tief betört,
Vom Zauber der Begegnung heiß benommen,
Vermocht ich nicht zu reden, wie verstört,
Daß deine Seele nun zu mir gekommen.

Doch als du meine Hand mit deinen Händen
Umspanntest und ein Schauer mich durchfloß,
Als Röte meine Stirne übergoß —
Mein Gott! wie flog mein Blut in heißen Bränden!
Nichts mehr von Flucht und gar nichts mehr von Grauen;
Zum erstenmal gestandest du dein Herz.

Digitized by Google

Mein eignes Leid verband sich deinem Schmerz,
Und meine Seele gab dir ihr Vertrauen.
Ich weiß es noch! Weißt du es noch, mein Leben?
Die köstlich süße Pein
Der Worte, dir von Schwermut eingegeben:
„Ich leide, doch dies Leiden muß vom Himmel sein!"

Vom Walde brach kein andrer Laut das Schweigen.
Der Tag war unsrer Tage hellstes Glück;
Ob nah am Schwinden, hielt er noch zurück.
Und seine Flucht schien deine anzuzeigen!
Das Licht der Welt beglänzte unsern Frieden,
Doch eine Wolke schlang sein Feuer ein —
In unsern Herzen, ewig jetzt geschieden,
Blieb nichts zurück als nur der Widerschein.'

* * *

CHARLES BAUDELAIRE
MARCELINE DESBORDES-VALMORE

IST es uns nicht mehr als einmal begegnet, daß, wenn wir einem Freunde unsere Neigung, unsere Begeisterung für irgend etwas anvertrauten, zur Antwort bekamen: „Nun, das ist doch sonderbar! Das steht ja in völligem Widerspruch zu Ihren sonstigen Leidenschaften und Anschauungen!"? Und wir entgegnen dann: „Möglich, aber es ist so. Es gefällt mir; es entzückt mich, wahrscheinlich wegen eben dieses auffälligen Gegensatzes zu meinem eigentlichen Ich."

So ergeht es mir mit Madame Desbordes-Valmore. Wenn der Aufschrei, der unverfälschte Seufzer einer erlesenen Seele, wenn die Hingabe und Verzweiflung des Herzens, wenn ursprüngliche Anlagen und Gaben — alles, was Gott als unverdiente Gnade schenkt —, wenn das genügt, um einen großen Dichter zu machen, so ist Madame Valmore eine große Dichterin und wird es immer sein. Es ist wahr, wenn man sich die Zeit

Digitized by Google

nimmt, dem nachzuspüren, was ihr fehlt, was durch Fleiß und Mühe erworben werden kann, so wird ihre Größe wesentlich beeinträchtigt. Doch selbst dort, wo ein Mangel an Sorgfalt, ein Holpern uns überlegte Menschen, die wir durchaus verantwortlich sind für unsre Nachlässigkeiten, ärgert und betrübt — selbst dann werden wir von einer plötzlichen, unerwarteten, unvergleichlichen Schönheit des Ausdrucks hingerissen und in den Himmel der Poesie erhoben. Nie war ein Dichter einfacher und aufrichtiger, nie ungekünstelter! Keiner hat diesen Reiz, diese Anmut erreicht, eben weil sie persönlich und eingeboren ist.

Wenn je ein Mann seine Gattin oder seine Tochter von den Gaben der Muse beglückt und geehrt sehen möchte, er könnte sich diese Gaben nicht anders und schöner träumen, als sie Madame Valmore beschieden waren. Unter der beträchtlichen Anzahl von Frauen, die sich heutzutage auf die Literatur geworfen haben, gibt es recht wenige, deren Tätigkeit nicht entweder der Kummer ihrer Angehörigen, ja selbst ihres Geliebten gewesen wäre (denn der zügelloseste Mann verlangt vom Gegenstand seiner Liebe eine keusche Zurückhaltung), oder aber eine Nachahmung männlicher Schwächen und Albernheiten, die bei der Frau abgeschmackt wirken. Wir kennen die schriftstellernde Frau als Philanthropin, als doktrinäre Priesterin der Liebe; sie verherrlicht republikanische Ideen oder andere Zukunftsträume, sie ist Anhängerin Fouriers oder Saint-Simons, und unsere schönheitsuchenden Augen konnten sich nie an dieses unschöne Systematisieren und Abzirkeln, an alle diese lästerlichen und ruchlosen Dinge (es gibt sogar Dichterinnen des Lasters), an diese entwürdigende Nachahmung männlichen Geistes gewöhnen.

Madame Desbordes-Valmore war Weib, war immer Weib und nichts als Weib; aber sie war die vollendete, höchste Personifizierung der natürlichen schönen Weiblichkeit. Ob sie

Digitized by Google

Felix Desbordes: Marceline Desbordes-Valmore
(Original im Musée de Douai)

Digitized by Google

Digitized by Google

vom sehnenden Verlangen des jungen Mädchens, von der traurigen Klage der verlassenen Ariadne oder der glühenden Inbrunst mütterlicher Barmherzigkeit singt — ihr Lied bewahrt stets diese köstliche Weiblichkeit. Da ist nichts Künstliches, nichts Angelehntes, nichts als das „ewig Weibliche", wie jener deutsche Dichter sagt. So hat Madame Valmore in ihrer Wahrhaftigkeit, in ihrer Echtheit ihren Lohn gefunden, das heißt einen Ruhm, der dem des vollendeten Künstlers nicht nachsteht. An den tiefsten Gluten des eigenen Herzens entzündet sie die Fackel, mit der sie in die geheimnisvolle Wirrnis der Empfindungen hineinleuchtet und unsere dunkelsten Erinnerungen der Liebe, auch der Kindesliebe, ans Licht hebt. Victor Hugo hat dem süßen Zauber der Häuslichkeit — wie allem, was er besingt — wundervollen Ausdruck gegeben; doch nur in den Dichtungen der glühenden Marceline findet ihr die mütterliche Innigkeit, die einige wenige unter uns Weibgeborenen in köstlichem Andenken bewahren. Wenn ich nicht besorgen müßte, man könne den Vergleich als eine Herabsetzung dieser verehrungswürdigen Frau ansehen, so würde ich sagen, ich finde in ihr die Anmut und unruhige Wachsamkeit, die Schmiegsamkeit und das Ungestüm einer Katze oder Löwin, die Mutter ist.

Es heißt, Madame Valmore, deren erste Poesien schon weit zurückliegen (1818), sei von unserer Zeit sehr schnell vergessen worden. Vergessen worden, von wem, ich bitte? Von denen, die nichts fühlen und daher nichts bewahren. Sie hat die großen und gewaltigen Eigenschaften, die sich dem Gedächtnis eingraben, die explosive Kraft der Leidenschaft, die in unsere Herzen einschlägt und sie mit fortreißt. Kein Dichter findet ungezwungener den einzig ersten Gefühlsausdruck, das unbewußt Erhabene. Wie einerseits das einfachste und selbstverständlichste Erarbeiten dieser feurigen Feder fremd und unmöglich ist, so ist anderseits das, wonach alle anderen müh-

Digitized by Google

sam ringen, ihr natürliches Teil; es ist ein immerwährendes neues Finden. So sicher und sorglos, wie wir eine Adresse schreiben, wirft sie die Kostbarkeiten aufs Papier. Eine mitfühlende und inbrünstige Seele, die sich — selbstverständlich ganz unbewußt — in jenem Vers erkennt und zu erkennen gibt:

„Solange man noch geben kann, kann man nicht sterben."

Empfindsame Seele, der das rauhe Leben unheilbare Narben eingrub, war es ihr vor allem, die sich ein Lethe ersehnte, gestattet auszurufen:

„Doch kann uns der Erinnerung nichts entheben —
Wozu, mein Herz, wozu das Sterben dann?"

Gewiß, niemand war berechtigter als sie, einem neuen Gedichtbande den Satz voranzuschicken:

„Gefangen lebt in diesem Buche eine Seele."

Selbst als der Tod erschien, um sie von dieser Welt, deren Leiden sie so tapfer getragen hatte, abzurufen und dem Himmel zuzuführen, nach dessen friedvollen Freuden sie so glühend verlangte, selbst da noch konnte Madame Desbordes-Valmore, die unermüdliche Priesterin der Muse, nicht verstummen, so immervoll von Schmerzensrufen und Liedern war sie, die sich ergießen wollten; sie bereitete einen weiteren Band Gedichte vor, dessen Inhalt Stück um Stück auf ihrem Schmerzenslager reifte, das sie seit zwei Jahren nicht mehr verließ. Sie, die ihr andächtig bei der Zusammenstellung dieser Abschiedsblätter halfen, haben mir gesagt, daß darin das ganze Feuer einer Lebensenergie zu finden sei, die nirgends so lebendig war wie im Leid. Ach! dies Buch wird nun als letzter, nachgelassener Kranz all den strahlenden anderen hinzuzufügen sein, mit denen eines unserer blühendsten Gräber geschmückt sein sollte.

Ich habe immer gern in der großen und sichtbaren Natur nach Beispielen und Gestaltungen gesucht, die mir zur Charakterisierung geistiger Erscheinungen und Eindrücke dienen

Digitized by Google

könnten. Ich stelle mir vor, wie die Kunst der Madame Desbordes-Valmore auf mich wirkte, damals, als ich sie mit den Augen des Jünglings durchblätterte, die bei empfänglichen Menschen so voll Glut und Scharfsichtigkeit sind. Diese Dichtung erschien mir wie ein Garten. Doch das ist nicht die großartige Würde des Versailler Parks, das ist auch nicht die mächtige Pose des selbstbewußten Italiens, das es so vortrefflich versteht, „Gärten zu errichten" (aedificat hortas); das ist auch nicht „das Tal der Flöten" oder das „Tänaron" unseres alten Jean Paul. Es ist ein schlichter englischer Garten, wundersam romantisch. Üppige Blumenstauden repräsentieren den überströmenden Gefühlsausdruck. Volle, reglose Weiher, die, auf dem umgestürzten Himmelsbogen ruhend, alle Dinge spiegeln, versinnbildlichen die tiefe, von tausend Erinnerungen erfüllte Resignation. Nichts fehlt diesem entzückenden Garten einer vergangenen Zeit, weder vereinzelte Ruinen, die sich in grüner Wildnis bergen, noch das fremdartige Grabmal, das uns an einer Wegbiegung überrascht, die Seele ergreift und an die Ewigkeit mahnt. Gewundene und düstere Alleen führen zu überraschenden Ausblicken, gleichwie der Gedanke der Dichterin nach allerlei wunderlichen Kurven die offene Fernsicht in Vergangenheit oder Zukunft auftut. Doch diese Himmel sind zu weit, um dauernd klar zu sein, und der Wärmegrad zu groß, um nicht Stürme zu entfesseln. Der Wanderer, der die gramverhüllten Fernen betrachtet, fühlt sein Auge feucht werden von hysterischen Tränen. Die Blumen neigen sich und erliegen, die Vögel reden nur noch flüsternd. Ein erster Blitz flammt auf, ihm folgt ein Donnerschlag: es ist die lyrische Explosion, und schließlich verleiht eine unvermeidliche Tränenflut all den niedergeworfenen leidenden und entmutigten Dingen von neuem Frische und Jugendkraft.

Aus dem Anhang zu dem Buche der Desbordes-Valmore, der die wichtigsten Zeugnisse der Zeitgenossen über die Dichterin umfaßt.

Digitized by Google

STERBEN

I

GROSS war der Himmel, und ich war klein und kein Gott.
Da fuhren die Messer des Zweifels
In mich.

Keusch litt ich als Knabe.

Ich liebte die Erde, ich liebte die Welt.
Aber das Weib ist mir ins Gesicht gefahren
Mörderisch.

Ich bin gegangen an das Ufer des Meeres,
Brüderchen,
Mich im Salz zu ertränken.
Aber das Salzmeer hatte nicht Wasser genug.
Seicht und untief schlug es nur Schaum
Um meinen Schmerz.

Ich habe gelogen,
Ich habe betrogen,
Es war nur Zufall,
Daß ich nicht mordete.

Meine graue Nebelseele gleitet,
Reitet auf dem weißen Tränenrosse.
Durch des Waldes grüne Wellen
In des Todes roten Morgen.

II

Geld — dieser Kies ist auseinandergeweht,
Ruhm — welkes Blatt, das im Herbstwind sich bläht,
Liebe verleuchtet im Wetterlichtschein...
O, welches Glück — nimmer zu sein!

Digitized by Google

Ich habe über mich das Kreuz gemacht.
Ich bin ein alter Friedhof
Mit Sorgensteinen grau und gram.
Mich waschen fort die Wasser meiner Augen.

Ich habe keinen Wunsch.
Tief ist der Wald,
Tief ist der Fluß,
Tiefer das Grab.

* * *

MITTELALTERLICHES KLOSTERLEBEN

König Konrad im Kloster Sankt Gallen

ALS der König einen Tag und eine Nacht aufgeräumt verbracht hatte, bat er die Brüder in der Frühe um eine Konventsitzung, um sich in die Verbrüderung von Sankt Gallen aufnehmen zu lassen. Die Mönche stimmen alle dafür. Jedem von ihnen weist er für Kleidung ein Pfund Silber zu. Den Knaben ließ er bei dieser Gelegenheit und dann auch für alle Zukunft drei Spieltage geben. Dann ging er in die Kirche des heiligen Gallus, legte auf die Altäre feine Linnen [und machte dem Kloster reichliche Schenkungen, damit es, wie er Salomon gegenüber bemerkte, die Otmarswoche festlich begehen könne]. Und dann fügte er noch lächelnd bei: „Denn auch ich will heute, ein in die Verbrüderungsliste Eingetragener, mit meinen Brüdern speisen und unsere Bohnen aus dem Meinigen pfeffern."

Schnell werden für den König auf dem Otmarsaltare Messen gelesen. Schon vor der gewöhnlichen Stunde geht es zum Mahle. Der Remter füllt sich. Der Tischleser kann kaum einen Satz vorlesen. Die Liebe, die nichts Unrechtes tut, vergaß gern einmal die Klosterzucht. Niemand sagt, dies oder jenes ist wider alles Herkommen, obwohl es früher niemand gesehen

Digitized by Google

oder gehört, nie ein Mönch solches im Hause erfahren. Wildpret- und Bratenduft steigt den Mönchen in die Nasen. Gaukler springen und tanzen, Saiten klingen. Des Gallus Remter sah noch nie so tobende Freude. Der König schaut bei diesem Lärme zu den altehrwürdigsten und strengsten Mönchen hin. Er lacht, da er manch ein Antlitz ob des seltsamen Treibens in Falten sieht. Am Abend begibt sich der König hinweg, Tränen und Lobpreis seiner „Mitbrüder" begleiteten ihn. Er versprach noch, wenn er das Leben habe, werde er ihnen weiterhin nicht bloß einmal Gutes tun.

*

Brief eines Mönches an eine gottgeweihte Jungfrau

DER hochberühmten Jungfrau, der Auserwählten Gottes, der Freundin der Heiligen, der Trösterin der Armen und Pilger N., der Braut Christi N., wünscht der demütigste Knecht der Knechte Gottes, in seinen unansehnlichen Gebeten Euer getreuer Fürbitter, Mönch N., Euch, der Rosengleichen, die Ihr im schneeweißen Glanze Eurer Schönheit prangt, glückhaftes Heil. Der Ruhm Eurer Würde wisse, o auserwählte Jungfrau Gottes, daß wir im Drange der Not diesen Bittbrief bis zu Eurer Gegenwart gelangen lassen. Wir stellen nämlich die demütige Bitte, daß, wenn es ein Woher, eine Möglichkeit oder eine günstige Gelegenheit gibt, Eure weite Güte ein Hemd wegen der Liebe Eures Namens uns zukommen zu lassen sich würdige, damit wir unser armseliges Körperlein hineinwickeln können. Vergelten wird es Euch der Herr, der gesagt hat: „Ich war nackt, und ihr habt mich bekleidet" und „Was ihr einem meiner Geringsten tut, das habt ihr mir getan." Wir werden dann ein getreuer Beter für Euch sein. Soweit unsere Kleinheit das Erbarmen Gottes für Euer Leben und Eure Gesundheit anzuflehen vermag, soweit wollen wir allen Eifer haben, wie es ja nur gerecht ist, eine

Digitized by Google

so ruhmvolle Frau, die Tochter der Engel, mit unseren Gebeten zu stützen. Lebe wohl, preiswürdige Jungfrau, jetzt und immer in ewige glückselige Zeiten.

*

Aus den Konstitutionen des seligen Wilhelm von Hirsau

Was man nur tun darf, wenn das Sprechen erlaubt ist

VERLÄSST man an einem Tage, an dem im Kloster gesprochen wird, das Kapitel, so sage zunächst niemand etwas. Kann einer lesen, so nimmt er ein Buch und setzt sich hin. Im Stehen aber rede er keineswegs. Wer spreche und was man spreche, es geschehe immer mit gedämpfter Stimme. Es darf nur von Geistlichem und solchen Dingen geredet werden, die man in diesem geistlichen Leben nicht entbehren kann. Man hüte sich auch, an einen Bruder, der auf der anderen Seite gegenüber oder sonstwie entfernter sitzt oder steht, das Wort zu richten. Braucht man etwas vom Kämmerer, so erledige man es vor allem in dieser Stunde. Wünscht einer seine Nägel zu schneiden, so sage er es dem Bruder, der neben ihm sitzt. Der muß zustimmen unter dem Spruche: „Mit Gottes Segen", und hat man so ein „Segnet" und „der Herr" (segne) vorausgeschickt, dann schneide man dem Mitbruder die Nägel. Hat jemand sein Trinkgefäß und seine Schüssel zu spülen, so tue er es dort stillschweigend. Muß er sein Messer schärfen, dann besorge er es an dem Steine, der zu diesem Zwecke im Klaustrum an einer Kette hängt; er kann es aber auch an dem anderen, der im Waschraume ist, schleifen. Ist etwas an der Kleidung zerrissen und will er es flicken, so mache er es jetzt oder an seinem Bette in der Kukulle und im Pelzgewand sitzend. Zwei Kleider hat er nämlich, ist eines zerrissen, so flickt er es, wenn er das andere angezogen hat. Wünscht er

Digitized by Google

etwas von seiner Kleidung in die Sonne zu legen, so besorge er es jetzt, vergesse aber nicht, es vor der Kollation oder, wenn in der folgenden Nacht zwölf Lektionen sind, vor der Vesper wieder zu holen.

*

Aus des Mönches Adam Büchlein der Selbstgespräche

Der Mönch: Als ich die Welt verließ und zum Ordensleben kam, da hoffte ich, ich werde nun Frieden und Ruhe erreichen. Nun aber sehe ich gerade das Gegenteil. In Angst, Not und in größere Bedrängnis als draußen in der Welt bin ich hineingeraten...

Die Vernunft: So haben Mönch und Weltkind ihr Leid. Doch siehst du den Unterschied nicht gut. Du warst sicherlich, als du noch nach dem Fleische in der Welt lebtest, in größerer Not als jetzt, aber nun glaubst du, du wärest damals in geringerer gewesen. Du hast eben dazumal deine elende Lage nicht recht gefühlt. Je ungefährlicher dir zu jener Zeit dein Zustand erschien, desto bedenklicher war er... Jetzt aber, wo du das Teufelsjoch von dir geschüttelt hast..., verfolgt dich dein Feind in seinem Neide hitziger als ehedem... Wundere dich also nicht über deine Versuchungen, sondern kämpfe, damit du nicht von ihnen überwältigt wirst. Weißt du selbst nicht recht, wie du die Versuchungen überwinden magst, so zeige mir, welche dich am meisten ermüden. Meine Ausführungen werden dich dann belehren, wie du ihnen widerstehen kannst. Worin wirst du also versucht, und was denkst du?

Der Mönch: Ich denke an die Menge der zierlichen und schönen Weiber.

Die Vernunft: Was hältst du von ihnen? Wie malst du dir sie aus, und wie erscheinen sie dir in deinen Gedanken?

Der Mönch: Gar schön, sehr angenehm und sehr süß.

Die Vernunft: Wozu schön, angenehm und süß?

Digitized by Google

Der Mönch: Schön anzusehen, angenehm zu umarmen und süß zum Kusse.

Die Vernunft: Wie ist dir, wenn du so denkst?

Der Mönch: Mein Geist erseufzt, mein Leib wird aufgestachelt, mein Herz sehnt sich nach Stillung der Lust, und mein Fleisch jubelt.

Die Vernunft: Der Jubel ist gar sehr zu beklagen und zu beweinen. Warum jubelt dein Herz und Fleisch nicht vielmehr im lebendigen Gotte? Du solltest doch nicht wie ein Rabe, sondern wie eine Taube sein. Weißt du nicht, daß du einen bemalten Mantel zu halten wünschest, wenn du mit lüsternem Auge ein Weib ansiehst? Siehst du nicht, daß etwas Stinkendes birgt, was dir unerlaubterweise gefällt und dir als etwas Schönes erscheint? Wenn du ein zierliches Weib lustvoll zu umfangen begehrst, so wünschest du einen Seidensack voll von Dreck in deinen Armen zu halten. Ist auch der Sack angenehm zu berühren, so ist doch sein Inhalt für die Nase stinkend. Sieh, so sind die Weiber, von denen du denkst, daß sie schön, lieb und süß sind. Sie scheinen dir nur so, sie sind es nicht in Wirklichkeit.

Der Mönch: Gar sehr erfreuen mich Traurigen deine Worte, und sie belehren mich Unwissenden. Sie geben meinem schwachen Herzen Kraft. Du hast mir gezeigt, wie ich nicht allzu niedergeschlagen über solche Versuchungen sein darf; wie ich verachten muß, was da gleißt und süß zu sein scheint.

Aus dem von Johannes Bühler herausgegebenen Buche „Klosterleben im deutschen Mittelalter nach zeitgenössischen Aufzeichnungen", das demnächst in der Sammlung „Memoiren und Chroniken" erscheint.

* * *

Digitized by Google

OTTO FREIHERR VON TAUBE

ZWEI GEDICHTE

Zwei Bäume

DU stehst am Strom,
Du speisest deine Wurzeln aus den Quellen
Und läßt zum hellen,
Zum luftigen Dom
Die reiche Krone schwellen.
In Steppenland
Kaum eine Länge
Heb ich mein staubichtes Gestänge
Im Sonnenbrand.
Ich bete, daß die schöne Wolke weile
Und mich heile
Mit ihrer Schattenhand.

Gegen Winter im Moor.

Längs des Pfuhles
Weht das Rohr,
Wellen spritzen;
Wolliger Gischt
Flockt bis ins Moor.
Das Schilf ist gelb,
Die niedere Birke welkt,
Das Laub der Weide zerflittert.

Kraniche rufen zum Zug,
Sammeln sich hoch,
Wärmesüchtig,
Südwärts gereckt die Hälse. —
Fort ziehn sie heute.
Dann ist der letzte
Ruf des Lebens tot.

Digitized by Google

Nur noch das Rohr
In Pfuhl und Moor
Saust weiter fort
Mit seinem welken Sausen.
Und statt der Sommerfalter
Flattern über den braunen Grund
Vom Wasserschaum die Fetzen;

Bis auch das erfriert.

* * *

PETER HILLE

MARIÄ HIMMELFAHRT

UND sie lebten zusammen Erinnerung und Vorbereitung auf das Bereitete, die Mutter mit heilig Heldentum gewordenem Schmerz, ehrfürchtiger Sehnsucht voll nach dem Kinde, dem Sohne, der verklärt ihr Gott und Herr und Richter geworden war.

Und da die Erdenschicht der Himmelsmutter von den abtragenden Tagen ganz hinabgeholt war in das Reich, das nichts wird: die Vergangenheit, die nur in Träumen, in nachgeborenen Sinnen steht, stand Engeljubel auf der Wacht vor der festlich zarten Luft her bis hinauf zum heiligkeitverborgenen Kraftlichturquell. Wie ein Kranz legten sich kindliche Fittiche um des Gewandes lichtweichen Saum. Kindheitswichtige Wangen, lang vor Purpurlast, legten sich seitlich und lehnten still bewundernd sich auf. Und nun ging es empor.

Es lockten und holten und hoben die starkholden Klänge höher und höher durch die blausilberne Luft.

Und es ergoß sich ein grüßendes Licht in gewaltigen Garben: die Krone des Himmels.

Die der Verklärung zuschwebende Heilige fühlte es, das duf-

Digitized by Google

tende Licht sang wunderhold, aber noch verstand die Erdentlassene nicht diesen sinnreichen Sang.

Knabentraute Blicke, ehrerbietig sohnhaft grüßende Blicke halberwachsener Engel gestalteten Ehrfurcht; Ehrfurcht auch sprach der Ernst des sehnigen Leibes, die feste Anmut gedeihender Glieder. Hier sprach und diente der Strahlenleib. Aus den Engeljünglingen aber sprühte erkennende Vorahnung. Blitzende Harmonien wehrhafter Engel.

Nun jubelt schon wie einholend hernieder in den lichtstarkweichen holdgewaltigen Reigen des Lichtes der Seligkeit All.

Und immer näher wuchsen ihr entgegen die Arme des Himmels, und in ehrendem Jubel trat er aus seiner Pforte.

Und vor ihr stand wieder in seinem Strahlengeschwinge der Verkünder Gabriel:

„Königin des Himmels, sei gegrüßt!"

Dann faßte er ihre ergebene, frommschmale, sich fügende Hand und führte die frommvorsichtige Mutter der Heiligen ein in die Halle der Seelen.

Lieblichste Zartheit der Töne keimt auf und empor zu begeistert erschwungenen Blüten der Freude.

Jauchzend, wie eine Palme, wie ein Baum der Melodie, stand und starb in Höhe die Feier des singenden Himmels.

Blässe bezog noch einmal die Wangen.

Sie ruhete erst, ihre Augen schlossen sich, und ihre erdgewohnten Sinne sammelten sich für die Ewigkeit.

Nun stand sie im Schaum der Engel und lebte den Himmel und die stillen Jubelwonnen erhabener Macht.

Sie lebte sich eins mit allen, und sie sah und fühlte das tiefrote Leidensverklärungsfeuer, das aus der Gottheit kam.

Und zitternd sank sie nieder.

„Jesus, mein Sohn, mein Heiland, mein Gott!"

Dann aber erhob sie ihr Antlitz, ihre Arme wuchsen schräg und verlangend:

Digitized by Google

„Mein Kind!“

Sein schulterschöner Leib, der nur noch die Schönheit des Leidens weist, in Perlmutterweiche durchgeistigt, flimmert nun; da er sich vorbeugt, wachsen wie Trauben die tiefrotklaren Tropfen der Herzenswunde und kommen reichlicher über den lippenleuchtenden Rand.

Maria schrie auf, aber die klare Glut des menschenfeierlich gütig zarten Auges sagte ihr, daß nur Freude das Blut trieb und die stärker flutende Gnade: Gotteswonne.

Dann fühlte sie seine edellautere, jährot durchleuchtete Wundmalhand tief in ihrer durchsichtigen Seele, und sie hielt still, als sich der Reif der Gnadenmacht auf ihrem Haupt rückte, der weiche, wie duftiger Kranz kühlend belebende Reif. Und sein von Güte wie Schwermut überlastet geneigtes Wort klang: „Mutter, Königin des Himmels, der Gnade und der Milde, neben mir soll dein Platz sein und nah mein Ohr deiner Fürbitte Mund.“

Da fühlte sie die tiefe Weihe in ihrer Würde und freute ihrer milden Macht sich und freute sich in Gott, daß das Wort Fleisch geworden war, in ihr und allen Menschen der Vollendung zu wohnen.

Nie hatte sie vordem gedacht, daß sie eine Krone zu tragen vermöchte, doch die war Gnade nur und Zeichen der Gnade, und so trug sie ganz das Wahrzeichen weiblicher Hilfe, trug es zur Rettung, zu Macht und Frommen der Bedrängten.

Und ihre Rechte trug als Herrscherzeichen die Lilie.

Um ihrer Ruhe Füße aber kauerten, lebendig trauter Schmuck, die Engel.

Und wieder keimt es tief auf, wird starker Ton und geht noch einmal über in die brausenden Jubelblumen, himmeldurchwogenden Willkommens.

Wie müde schloß noch einmal die so Empfangene die Augen:

Digitized by Google

noch empfand sie das lauter zu höchst verklärt Gewandelte wie in scharfem Rausch.

Und froh schon schwankte ihre Seele; die festlich bleiche, wundertätig holde Wundmalhand des Sohnes umschließt ihre Finger und gibt ihr Halt vor der Seligkeit, und ihre Sinne werden heilig.

Es zieht vorbei ringelhaarig um die klare Stirn sich verneigende Engelsscharehrfurcht.

Nun ist sie, fühlt und sieht sich innerlich ganz: Maria.

Da, aus einem Antlitz leuchtet still selbstlose Treue, liebevoll verehrend, traulich voll heimischen Glückes, und dieses Antlitz sagt: Ich bin Josef.

Und sie freuen sich aneinander.

Die matronenhaft gütige, derbmilde Basenseele und der amtsschlichte Priestergeist mit frohstiller Miene: Anna und Zacharias!

Gottlohnend, voll kraftwilden, treuherzigen Feuers: Faustkampf der Buße — des stillen Priesters Sohn.

Und an die Sehnigheiße wallt die weiße, rosenscheindurchhauchte Liebesgestalt des anderen Johannes.

Die Blutrosen wie der frohe, sanfte Heldenblick, der Triumphblick des willig hingegebenen Lebens, ein frohruhender Siegesblick: Stephanus ist da.

Werkmannsfreude, wie Einer hat ein Haus gebaut und es ist ihm gelungen: so Petrus.

Wieder Einer, der hat angesiedelt und verpflanzt, ein edelbärtiger Weltbürger und Ordner von hüben und drüben: Paulus.

Auch der Himmel wächst. Das Reifen und Decken geistiger Glieder verklärter Jugend ist da, und bräutliche Stille, heiliges Forschen und Denken, Danken und Senden geistiger Güte: das ist der Himmel.

Digitized by Google

Das Wort war Fleisch geworden und hatte gewohnt in ihnen allen.

Nun waren auch sie Geist geworden und nachgegangen dem wieder Vergeistigten.

Und Liebesholdlaut reinster Engelstimmen war Gespräch und Tat und Duft und Wärme und Farbe, Leuchtkraft der innigsten Seele. *Aus dem „Mysterium Jesu".*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

So treten wir denn zum zweiten Male die Fahrt auf dem Inselschiff an, in der Hoffnung, daß es auf dem Wege zu unseren Freunden wiederum von günstigen Winden begleitet sei. Als erste Neuigkeit ist das Wiedererscheinen des „Insel-Almanaches" zu verzeichnen. Da er bereits seit geraumer Zeit in vieler Händen ist, so erübrigt es sich, über ihn nach Gestalt und Gehalt zu sprechen. Auch diesmal wieder bildet den Schluß ein Verzeichnis der wichtigsten Werke des Verlags. Gleichzeitig ist ein Gesamtkatalog erschienen. Sie beide geben die bis zum Ende dieses Jahres verbindlichen Preise an.

Unsere Klassiker-Ausgaben auf Dünndruckpapier, die sich erfreulicherweise immer mehr einbürgern, werden zum Weihnachtsfeste fast vollzählig vorhanden sein: Dickens in sechs, Goethe in sechzehn, Schiller in sechs, Schopenhauer in fünf und Storm in vier Bänden; die Kantausgabe, von der Band I, II, III und V lieferbar sind, wird im Frühjahr vollständig sein. An weiteren Dünndruck-Ausgaben liegen vor: Boccaccio, „Das Dekameron"; Jacobsen, „Sämtliche Werke"; Choderlos de Laclos, „Schlimme Liebschaften"; Friedrich von Stendhal (Henry Beyle), „Von der Liebe"; Adalbert Stifter, „Studien" und „Der Nachsommer".

Zu unserer Heineausgabe erscheint nun endlich auch der von Paul Neuburger mit größter Sorgfalt bearbeitete Registerband, der in Halbleinen für die Ausgabe in Halbpergament, in Halbleder für die Vorzugs- und Lederausgabe geliefert wird.

Unsere Vorzugs-Ausgaben sind inzwischen oder werden in den nächsten Wochen um die folgenden vermehrt: Büchners „Woyzeck", die „Briefe der Diotima" (vierter Druck der Januspresse), von denen beiden an dieser Stelle wiederholt die Rede war, ebenso wie von der Faksimile-Ausgabe von Goethes eigenhändiger Niederschrift der „Römischen Elegien"; Lessing, „Minna von Barnhelm" mit den Kupfern von Daniel Chodowiecki; Rainer Maria Rilke, „Das Stundenbuch" (erster Druck der Inselpresse); „Schwester Beatrix" mit Radie-

Digitized by Google

rungen von Felix Timmermans; „Tobia" mit den Steinzeichnungen (nicht Radierungen, wie es in Heft 5 hieß) von Max Liebermann. Die Novelle „Der Zwang" von Stefan Zweig mit den Holzschnitten von Frans Masereel ist schon vor einigen Wochen erschienen.

An Neuigkeiten können wir als seit unserem letzten Bericht vorliegend anzeigen: Ernst Bertrams Gedichtkreis „Straßburg"; Jakob Böhme, „Ausgewählte Schriften" (aus dem „Dom"); Dostojewski, „Der Idiot" (in drei Bänden); Insel-Bücherei Nr. 308—317. Neuausgaben gleich kommen die Bücher: Rudolf Kassner, „Englische Dichter", deren erste Auflage unter dem Titel: „Die Mystik, die Künstler und das Leben" erschien, und Karl Schefflers Essayband „Leben, Kunst und Staat", der durch Weglassen und Hinzufügen ein neues Gesicht bekommen hat.

Wir verzeichnen nicht erst die lange Reihe der Neuauflagen bis zum heutigen Tage, da unsere Freunde den besten Beweis von ihrer Existenz durch Nachfrage bei den Buchhändlern selbst einholen können.

Von Neuerscheinungen, die noch rechtzeitig vor Weihnachten vorliegen werden, nennen wir: René Arcos, „Das Gemeinsame" (mit 27 Holzschnitten von Frans Masereel); Johannes R. Becher: „Um Gott" (Gedichte; Arbeiter, Bauern, Soldaten: ein Festspiel; Klänge im Vor-Laut; Urach); „Der Born Judas". Band IV (Weisheit und Torheit); „Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin" von Stefan Zweig; Curt Glaser, „Lucas Cranach" (mit 117 Abbildungen); N. W. Gogol, „Tschitschikows Reiseerlebnisse oder die Toten Seelen"; Ricarda Huch, „Alte und neue Gedichte"; „Klosterleben im deutschen Mittelalter"; Hetta Mayr, „Messiade"; Kurt Pfister: „Bruegel" (mit 78 Abbildungen); Friedrich Wilhelm Riemer, „Mitteilungen über Goethe"; Willy Seidel, „Der Buschhahn".

Von unserem großangelegten, die Weltliteratur umfassenden Unternehmen werden gleichzeitig mit diesem Hefte die ersten vierzig Bände der „Pandora", worüber Sonderverzeichnisse erschienen sind, und die ersten vier Bände der „Bibliotheca mundi" ausgegeben.

Über die noch zu erwartenden Neuauflagen bitten wir den Verlagskatalog zu Rate zu ziehen.

*

Zum Schluß haben wir noch die Verpflichtung, darauf hinzuweisen, daß in dem Gedicht „Deutschland" von Johannes R. Becher im „Insel-Almanach" durch ein bedauerliches Versehen der Druckerei eine Anzahl Zeilen durcheinander geraten sind. Es betrifft dies die beiden letzten Zeilen auf Seite 194 und die ersten sechs Zeilen auf Seite 195, die in Wirklichkeit der Zeile vier auf Seite 196 folgen.

* * *

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / ZWEITES HEFT
DEZEMBER 1920
*

Wir fragen nicht in eigensinngem Streite,
was dieser schilt, was jenem nur gefällt,
wir ehren froh mit immer gleichem Mute
das Altertum und jedes neue Gute.
Goethe

MAX KLINGER
DÜRER ALS KUPFERSTECHER

DAS Dürersche Blatt ruft in uns weder den Gedanken an ein übertragenes Bild hervor, noch scheint es farbige Eindrücke um ihretwillen zu übersetzen, noch läßt es uns die Empfindung des Fragmentarischen zurück. Es ist vollendet in sich! Was es gibt, wird so gedacht, wie es gegeben wurde, nach Abzug dessen, was die ewig unerreichbare Intention jedem Künstler vorenthält.

Nicht daß Dürer ohne farbige Vorstellung seine Arbeit in das Metall eingeschnitten hätte! Kein Mensch wohl ist imstande, sich freizumachen von dem einheitlichen Eindruck, den die Natur hervorbringt, und zu dem untrennbar ihre farbige Erscheinung gehört. Dürer wurde vielmehr durch seine Empfindung in eine Welt geführt, farbiger vielleicht, als die reale um uns. Doch so wechselnder, so unkörperlicher, so mit der

Digitized by Google

Wandlung der Vorstellung veränderlicher Art sind die Farben jener Welt, daß, wenn auch er selbst mit seinem inneren Auge sie sah, dennoch die äußeren Mittel nicht ausreichten, sie festzuhalten. Nur die Form, die Handlung, die Stimmung sind ihm faßbar. Denn die Farben, über die er verfügen könnte, würden seine Phantasie auf diese wirkliche Welt zurückführen. Eben diese jedoch überwand er. Die Zeichnung allein ist es, welche jene Eindrücke unberührt von unserem Alltagssinnen festzuhalten vermag.

Dies Dürersche Blatt repräsentiert die Zeichnung, welche eine Kunst für sich bildet, und welche einen Künstler zur Beherrschung voraussetzt. Ein solcher Künstler will keine andern Darstellungsmittel als Hell und Dunkel. Er will an die Farbe oft erinnern, aber nicht sie übersetzen. Er weiß, daß die wirkliche Farbe eben jene geistige Welt zerstören würde, welche von allen Künsten die Zeichnung allein mit der Kunst und Poesie gemein hat. Und es ist auffallend, daß diese Künstler, meist Maler, fast nie ihre eigenen Bilder reproduzierten, höchstens die anderer.

Es ist wohl wert, zu bemerken, welche Stellung die verschiedenen Zeichnungsarten im Leben nehmen. Durch die Natur seines Talents, die Schwierigkeit der Existenz und des Bilderverkaufs wird der Künstler zur einträglicheren Illustration geführt, die ihn bequemer ernährt. Andererseits gibt es eine enorme Menge, welche teils aus wirklichem Gefallen, teils aus gesellschaftlicher Notwendigkeit den Wunsch und Drang, nicht aber die Mittel hat, Originalkunstwerke zu besitzen. Diesem Bedürfnis kommt das bescheidenere Talent des Stechers entgegen. Man könnte also sagen, der Illustrator erwächst aus dem Geschäftsinteresse des Angebots, der Stecher aus dem der Nachfrage. — Die Zeichnung als Vorbereitung der Malerei entspringt der Notwendigkeit des Studiums. Nur allein das, was ich Griffelkunst nennen möchte, ist aus innerem Drange, dem

Digitized by Google

ein anderes Ausdrucksmittel Intensität und Freiheit rauben würde, geschaffen worden.

Ich kann mir ohne Abneigung denken, daß ein Künstler sein Leben mit Schaffen von Zeichnungswerken dieser letzten Art ausfüllte, ohne daß seine Persönlichkeit verkleinert erschiene, verglichen mit Malern und mit andern Künstlern. Er schafft vollgültige Kunstwerke, die eben nur auf diesem Wege entstehen können. Belege dafür sind z. B. Schongauer. Goya und Dürer verdanken ihren großen Namen fast nur ihren Stichen und Schnitten. Als Maler waren beide bei weitem weniger bekannt.

Aus: Malerei und Zeichnung (Insel-Bücherei Nr. 263).

* * *

HANS CAROSSA

DAS STÄDTLEIN AUF DER HAND DES HEILIGEN

AM Ostertag, als wir zum Dome gingen,
verlor ich mich von dem Geschwärm der Knaben,
und statt im Chor zu beten und zu singen,
ging ich allein durch Straße, Tor und Graben
den Wall entlang bis zur verschloßnen Pforte.
Dort war's zu mancher Stunde nicht geheuer.
Oft warnten uns die Mütter vor dem Orte.
Mich aber zog das alternde Gemäuer...
Ich forschte emsig, was dahinter wohne,
und mußte immer unbelehrt von hinnen...
Dagegen heut, mit holdem klarem Tone,
kaum daß ich pochte, sprang die Tür nach innen —
Erschrocken fast betrat ich nun die Schwelle,
ich stand in Tages grün gedämpftem Scheine,
in grauer oben offener Kapelle...
Efeu wuchs auf der Inschrift morscher Steine.

Digitized by Google

Ein Weib saß auf gestürztem Hochaltare
wie herrschend über das zerfallne Ganze,
uralt und schön ... durch dichte weiße Haare
verzweigte sich lebendig dunkle Pflanze.
Ein junger Baum, umspielt von lichtem Falter,
stand neben ihr. Den hohen Leib umstrengte
geschupptes Silber, leicht geschwärzt vom Alter;
und wie sie nun vom Kinn die Hände senkte,
da ragten frei die Brüste durch dies Mieder.
Sie sah mich an und schüttelte gelassen
das Bäumchen, zwei Orangen fielen nieder,
schon sprang ich zu, die rollenden zu fassen,
als andere Gestalt mich stärker bannte,
die also neue Hoffnung in mir weckte,
daß ich mich nicht mehr nach den Früchten wandte: —
ein Heiliger, den vorher der Baum verdeckte,
stand aufrecht, angetan mit glänzigen Stoffen,
die sterngezierte Mitra auf dem Haupte ...
Zwar als ich nah trat, merkte ich betroffen,
daß es ein Toter war, und doch, ich glaubte
es nicht ... Er trug den Krummstab in der Linken,
die Rechte aber hielt er flach erhoben,
darüber sah man zwei Turmkuppeln blinken, —
ja unser ganzes Städtlein war da droben
auf seiner Hand erbaut, die Gassen alle,
der Markt, die Burg, die Tore bunt beschildet,
aus einem feinen farbigen Metalle
war all dies unbegreiflich nachgebildet,
sogar der Wall mit Zinnen und mit Brücken ...
Auf Zehenspitzen leise leise gehend
schritt ich im Kreis, ich lachte vor Entzücken,
ich rief zuletzt, mit beiden Händen flehend:
„O Heiliger, schenk mir's doch, das hübsche **Spiel**!

Digitized by Google

Albrecht Dürer: Die Anbetung der Könige. Holzschnitt.

Digitized by Google

Was nützt es dir hier in der finstern Ecke?" —
„Nimm dich in acht, o Knabe, du wagst viel",
sprach nun die Frau. „Die Toten haben Zwecke,
die kennt niemand, nur Geister sehen Geister,
ich aber werde dich zur Freude führen —"
Ich folgte nicht, ich wurde nur noch dreister
und wagte schließlich gar, ihn anzurühren...
Neugierig, ob er wirklich leibhaft wäre,
umgriff ich eins der goldnen Handgelenke.
Er stand und hielt das Bild ins Ungefähre,
als böt er's jedem Kommer zum Geschenke.
Ich dachte schnell: Was brauch ich da zu fragen?
und nahm es einfach aus der Hand des Toten
und wandte mich, es flugs davonzutragen,
doch fand ich mir ein schlimmes Halt geboten.
Denn schreckhaft schwer wog nun in meinen Händen
das zierliche Gehäus... mit hellem Summen
begann's zu glühn... Feuer fuhr aus den Wänden...
Ich fühlte schaudernd jeden Wunsch verstummen...
Es war, als ob's mein Leben aus mir ziehe, —
da hob ich es mit meinem letzten Hauche
der großen Frau demütig auf die Kniee
und stürzte rücklings hin am Efeustrauche.

Sie aber gab dem Städtlein eigne Namen,
dann senkte sie's mit inniger Gebärde
in mich herab wie einen kostbarn Samen
und grub mich zu mit Früchten, Laub und Erde.
Ich lag in langem traurigem Erkalten,
doch immer wie durch schwarze glasne Scheibe
sah ich die dunkle Herrin Wache halten.
Auf einmal wuchs aus meinem schwachen Leibe
die Stadt empor zu großen Wirklichkeiten,

Digitized by Google

erst schwank und fahl, wie Wolkenform verschieblich,
dann flogen Engel her von allen Seiten,
die machten alles fest und echt und lieblich ...
Und Stimmen sangen: Freue dich, o Knabe!
Wir helfen dir die goldne Stadt erbauen ...
Was aber gibst du uns als Gegengabe?
Da stand ich auf, da lief ich voll Vertrauen
zum Dom zurück aus einsamem Gelände.
Und meine Mutter stand vor dem Portale.
Sie gab mir grüne Zweige in die Hände
und führte mich zum österlichen Mahle.

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER
JOSEF MONTFORT

WAS den Menschen von allen Lebewesen der Erde unterscheidet, ist das Vorhandensein jenes noch immer unbekannten Dinges, dessen Wesenheit wir unter dem Namen einer Seele begreifen. Wir glauben, daß sie sei, wir kennen sie nicht; was wir von ihr wissen, das ist eben jenes Unterscheidende von Tier und Pflanze, das ich mit einem Worte: Entfaltung nennen möchte. Die Pflanze entfaltet sich; das ist ihr Wachstum; sobald sie nicht mehr wächst, entfaltet sie sich nicht mehr. Das Tier entfaltet sich — nicht über die Grenzen seiner leiblichen Bedürfnisse; sobald diese gestillt sind, tritt Ruhe ein in allen seinen Kräften.

Aber die Seele macht uns zu anderen Wesen; sie macht uns ruhelos. Sie ist die in uns gesetzte und unausgesetzt schwingende Spiralfeder der Unruhe, und ihretwegen kennen wir einen Zustand der Ruhe nicht. Auch das Tier träumt; aber seine Schlafträume bleiben wirkungslos oder unfruchtbar. Wir träumen, in uns ist ein beständig Träumendes, — Träumendes zu nennen, weil in keiner realen Wirksamkeit an sich

Digitized by Google

bestehend —, Träumendes, das sich in unserm Schlaf und im Wachen bewegt, unabhängig von Wachstum und Bedürfnissen; wir nennen's Gedanken und Gefühle; es sind aber nur Wünsche oder Hoffnungen und Befürchtungen. Sie suchen unaufhörlich nach Wirkung, nach Erscheinung, nach Tätigkeit. All unsre inneren Regungen, sie alle, die wir unser „Denken" nennen, sind ein Denken der Seele oder ein Sinnen und Trachten der Seele nach Entfaltung. Denn unter allen lebendigen Wesen haben wir allein das Wissen vom Tode in der Form des Vorherwissens. Er ist der Magnetberg unseres Lebens, der Tod, der alle tödlichen Bestandteile in uns an sich zieht in einer geraden Bahn von dem Augenblick an, da wir die Seefahrt antraten. Und ich sage so: unser Wissen vom Tode, das ist unsre Seele. — Wir haben Wachstum; neun Monate im Leibe der Mutter, das ist unser Wachstum. Dann sind wir fertig; die Seele in uns ist schon da, aber sie schläft; noch vergehen zwei, drei, vier, fünf Jahre, während derer wir den Leib unsrer Seele auszubilden haben, im Übrigen tierischen Daseins, nämlich die Sprache. Wenn sie fertig ist, kam auch die Stunde, wo wir vom Tode zu wissen vermögen, und von nun an sind wir nichts mehr als Untertanen der Seele, dienstbar zu ihrer Entfaltung.

Dieselbe ist ohne Grenzen oder möchte es sein. Ihre Ursache — die Todesfurcht — hat sie lange vergessen. Aber ob es wissend, bedenkend, empfindend, ahnend, oder ob von alledem nichts: sie wird gelenkt von dem einen Wissen: daß Tod Stillstand ist; von der einen Angst: stillstehen zu müssen; von der einen Besorgnis: nur dieses nicht! — Und dies verleiht ihr eine höhere Lebenskraft, dies ist das Leben der Seele, die Unrast, die Furcht vor dem Einhalt, wuchernd über alles Maß der Bedürftigkeit — —

Nichts ist, was dich bewegt, du selber bist das Rad,
Das aus sich selbsten läuft und keine Ruhe hat.

Digitized by Google

Und ich sehe hier den einen Trieb unsers seelischen Lebens nach Vergessen der Möglichkeit jenes Stillstandes, nach Betäubung dieser Furcht.

Denn — diese Frage erhebt sich nun — was ist Furcht? Sie ist eine von allen übrigen unterschiedene Empfindung, die sich nicht auf ein gegenwärtig Seiendes, sondern auf ein zukünftig Mögliches bezieht. Das heißt jedoch, daß diese Zukunft sehr nahe sein kann, d. h. ein Ding kann schon gegenwärtig sein; wir haben von außerhalb schon alle mögliche Kenntnis davon; doch haben wir es noch nicht erfahren; obschon es für uns Dasein hat, hat es noch in uns kein seelisches Leben gewonnen.

Furcht also wäre zuerst das Gefühl der Gebundenheit an alles, was außer uns ist, ja auch an Dinge, die wir in uns selbst liegend wissen, deren mögliche Bewegung und Entfaltung wir nicht hemmen können oder sie nicht hemmen zu können ahnen, das ist fürchten. Die eigentliche Furcht aber besteht nicht in Ahnung, sondern in Gewißheit. Alle haben wir eingeboren das unweigerliche Wissen um jene Dinge, die — als erstes und letztes der Tod — über uns verhängt sind, denen wir preisgegeben sind als uns schädlichen, uns schmerzenden. Schmerz, das ist es, und Furcht ist nichts andres als Ohnmacht. Sie ist das Gefühl der Unabänderlichkeit eines Kommenden, der Unentrinnbarkeit, der Hülflosigkeit. Ohne Schmerz — wie Josef Montfort sagt — keine Furcht; Furcht ist Furcht vor dem Schmerz, Ohnmacht des Gebundenseins.

Diese Furcht war unendlich schöpferisch in uns; sie hat schlechthin alles geschaffen, und unter allem, was sie schuf, war das erste der Reiz, nämlich das einzig Feststehende für das Bewußtsein der Seele. Für das Bewußtsein, sag ich. Kein Ding ist seiend für sie, keines außer noch in ihr, das sie nicht erkannt hätte auf Neigung oder Abneigung, d. h. das nicht einen Reiz gegen sie ausgeübt hätte; was ihr gleichgültig bleibt, das ist nicht. Nur durch Neigung und Abneigung kann es

Digitized by Google

lebendig werden in der Seele, gewinnt es Sein, d. i. seelisches Leben. Beauftragt nun, wie wir sahen, zur ständigen Sichentfaltung, bezeigte die Seele ihre unendliche Schöpferkraft, ihre unendliche eigene und die Fruchtbarkeit der Dinge, indem sie nichts, außer ihr und ihr, unversucht ließ auf Neigung und Abneigung, auf Nutzen oder Schaden und im Schaden noch zu gewinnenden Nutzen. So ist, was alles entstand, so ist es entstanden. So wurde das Feuer erkannt und die Erde wohltätig gefunden; so der Acker gebaut und die Blume als lieblich erfahren; so das Tier erlegt oder gehegt, so das heilende Kraut und die nährende Rebe, so das bittere tödliche und so das süße, mit Leben berauschende Gift gefunden — in einem unaufhörlichen, nie sich erschöpfenden Rausche der Möglichkeiten und der Versuchungen. Versuchung, das ist's, und Reiz ist die Allmacht des Lebens.

Maßlos angelegt, wie oben gezeigt wurde, in der Unablässigkeit der Entfaltung, wurden wir maßlos in den Versuchungen; durchdrangen wir selber den Schmerz, die Traurigkeit, die Angst, das Grausen im Suchen nach Reizen; fanden wir so den vielleicht süßesten aller Reize, den des Grauens, und die Pervertierung, die Umkehrung war da. Alles Feindliche, Schmerz, Leiden, Furcht, Gebundenheit, Grausen, das Böse — wurde fähig des süßen Geschmacks an unserem Gaumen. Wir folgten nur der Verlockung. Es kam dahin, daß der Grauensanblick des gehenkten Leichnams Verlangen erregte, sich aufzuknüpfen, um möglicherweise zu erfahren, wie es sei, so zu sein. Denn das ist alles, was wir wollen: eindringen in das Andre. Wir vermögen es nicht — das ist der ewige Reiz —, wir sind gebunden an unsern Leib und sind doch mit der Seele gebunden an: das Andre. Um unser Leben mehr zu entfalten, möchten wir in tausendmal andres Leben eindringen — das ist die Schöpfung der Dichtung —, aber dies kann sich nur umgekehrt und nur seelisch vollziehn: das

Digitized by Google

Andre erlangt das seelische Leben in uns. Und der Reiz, der Zauber, das Wunder der Wundertat, der Verwandlung ist dieser allein, ein Ding zu sehn, daß auch ein andres Ding sein kann — Wasser zu Weine und Gott zum Schwan.

Wir sind gebunden; und aus Gebundenheit sind wir erfinderisch, schöpferisch, fruchtbar. Neben der genannten aber, der Erfindung des Reizes, war unsre vornehmste Schöpfung die der „höheren Mächte". Wir erkannten wohl, daß all unsre Gebundenheiten an das Tausenderlei zusammenflossen in eine, und aus der Erfahrung der mancherlei scheinbar wesenlosen und doch so wirkungsvollen Kräfte in der Natur, in uns selbst, gestalteten wir sie, die unbekannten Bindenden, selbst Ungebundenen, die Mächte, und wir unterwarfen uns ihnen. Gleichviel, wie der Verlauf, wie wir zuerst die feindlichen bösen, dann die guten herausschieden, oder wie sich aus Mächten die Allmacht, aus Dämonen die Gottheit verdichtete. Wir, alles prüfend, erforschend, niemals gesättigt und immer die Gewinste verlierend, gründeten in uns den Glauben an ein Unerforschliches, in das mit all unsern Sorgen, Ängsten, Leiden, Ohnmächten, Wünschen, Versuchungen, Bosheiten und Gutheiten unser Leben mündete, wie es ausging von ihm; in dem es, das ruhlose, beruht.

Von all dem hier Gesagten die Zusammenfassung oder die Quintessenz ist Josef Montfort. Das bedeutet, daß er es zum Teil als Erfüller oder Erleider, zum Teil als Offenbarer ist.

Um dies des Näheren zu erweisen, beginne ich mit der Feststellung, daß er eine Persönlichkeit oder ein Wissender ist; einer, der um das Wesen der Dinge und um das eigene weiß — gleichviel wie relativer Art solches Wissen nun sei —, als solcher herausgehoben aus der allgemeinen Zahl, weil durch sein Wissen leidend — denn auch er ist ein Leidender — am Wesen der Dinge, nicht an den Erscheinungen wie die Übrigen, die, obschon leidend mehr oder minder bewußt, doch ihres

Digitized by Google

Lebens mehr oder minder froh sind; oder sie leiden an der Dumpfheit, er leidet an der Klarheit. — In der Tat ist das ihm eigene und sein einziges Leiden dies: zu wissen und doch das Gewußte nicht ändern zu können; bei aller Verschiedenheit der Einzelerscheinungen also Gleichheit des Wesens mit dem der Allgemeinheit; die allgemeine Ohnmacht. Aber, wenn er auch vieles weiß, so bleibt es doch Wissen und ist noch nicht Sein; so bleibt auch er an die Erscheinungen gebunden und sieht sich zuerst freiheitlich. Denn er ist furchtlos; er fürchtet weder den Tod, noch den Schmerz, noch die Mächte. Er ist also empfindungslos gegen das Leiden, und weil er es an sich selber nicht erkennen kann, vermag er es auch nicht anzuerkennen an Andern, d. h. ihm fehlt Mitgefühl, er ist mitleidlos gegen fremden Schmerz, wenn er ihn sieht, grausam, wenn er ihn verursacht. In dieser Empfindungslosigkeit ist er ungebunden, ist frei, also dämonisch. Das giebt ihm die Dämonskraft der Unterwerfung Andrer, die Macht über ihre bindungbedürftigen Seelen — ein für allemal dargestellt in seinem Diener Li —; die Kraft, zu binden.

So ist er eine Ausnahme unter den Menschen, scheinbar; da er Mensch ist, im Wesen wie in der Erscheinung, kann er auch keine Ausnahme sein. Zwar fehlen ihm die Reizungen der Andern, durch die ihr Einzel- und ihr gemeinsames Leben besteht; an Stelle ihrer Vielfältigkeit erhielt er den einen Reiz, er der Furchtlose, den, alle die Möglichkeit dazu anscheinend enthaltenden Dinge zu prüfen, oder an ihnen sich selbst zu versuchen auf die Furcht hin. Seine Beschaffenheit ist aber die, sich nicht fürchten zu können, bevor er stirbt; folglich ist sein ständiges Streben nach dem einen, dem Erzreiz, zur Erfolglosigkeit verurteilt; er bleibt sich wirkungslos, das ist unfruchtbar. Dargestellt wird auf diese Weise sein innerstes Wesen der Unfruchtbarkeit, welches, wie gezeigt wurde, darin besteht, daß die Dinge für seine Furchtlosigkeit reizlos sind,

Digitized by Google

kein seelisches Leben in ihm erlangen können, also auch unfruchtbar bleiben. Da nun im Fruchtbarmachen Andrer die Gemeinsamkeit unsers Lebens besteht, so erhellt daraus, was er selber erkennt: seine Unsittlichkeit im Kern.

Übrigens wird die Wirkungslosigkeit seiner Erscheinung in jeder der Erzählungen des Buchs dargestellt, da er allezeit als Zuschauer erscheint, höchstens als Mittel zur Beförderung fremden Geschehns — so in den Tanzenden Füßen und im Pasada —, zuletzt, beim beginnenden Verfall im Traugott etwa so, wie wenn jemand einer Hinrichtung gefühllos beiwohnte, der dann erfährt, daß der ums Leben Gebrachte sein Bruder war, und nun den Schauder im brüderlichen, im eigenen Marke spürt.

Josef Montfort — auch dies ist nicht seinetwegen, sondern der Zusammenhänge wegen zu erläutern — ist nicht schlecht. (Was sich schon dadurch erweist, daß er — Liebe zu erwecken imstande ist, einerseits, und daß er angenehm vorgestellt werden konnte.) Was er hat, ist nur der Schein von Schlechtigkeit — aus den bösen, grausamen, grauenhaften Verknüpfungen heraus. Er ist allerdings unfruchtbar — dargestellt im „bösen Blick", in der Magnetie der Vernichtung, in der Bewirkung von Grausen und Verödung, wohin er kommt; und er ist in seiner Unfruchtbarkeit auch unsittlich. Aber dies ist sein Wesen oder sein Schicksal, sein Verhängnis, nicht sein Wille. Wie dieser ihm freiblieb, zeigt sich in dem Umstand, den er selber mit Worten nennt, da er weiß, daß das Grausen an sich allgemeiner Natur ist, nicht gut, nicht böse; daß das Ergrausen vor dem Bösen, vor der eigenen Untat ganz gleich dem Entzücken ist vor der Erscheinung eines Wunders oder eines Engels; und daß er nur das Grausen will, gleichviel woraus es quelle. Der Unfruchtbare, das ist es, fühlt sich leblos; Leben zu erwecken unfähig, bleibt er selber lieblos kalt, und alles, wonach er trachtet, was ihn in der unablässigen und

Digitized by Google

fruchtlosen Rastlosigkeit erhält, die er bekam an Stelle der wirksamen Rastlosigkeit der Andern, ist dies: daß einmal ein Ding in ihn eingehe zu wahrem seelischen Leben; in dem er selber lebendig werde. Alle Übrigen haben diese, die wirkliche Form des Lebens, und — um die Worte Lis zu gebrauchen — „und da nun ... das einzige und letzte Verlangen jedes Menschen darin bestehen muß, so zu sein, wie alle andern Menschen sind, — so ... mußte es ... sein letzter und einziger Wunsch sein, zu empfinden, wie alle empfinden; das Grausen zu empfinden, sich zu fürchten." Dies Grausen eher auf der schwarzen als auf der lichten Seite des Daseins zu vermuten und zu suchen, macht ihn selbst nicht schwarz oder schlecht, denn es liegt nicht nur in seiner eignen, sondern in der menschlichen Natur überhaupt. —

Wir Menschen sind jeder für sich eine andre, dem Wesen nach aber gleichförmige Mischung aus zum Teile gleichlautenden, zum Teil einander widersprechenden Bestandteilen. Je mehr nun der gleichlautenden sich zusammenschließen zu einem Block, und je mehr sie es verstehn, die widersprechenden — nicht zu unterdrücken, sondern zu bändigen, das ist zu kultivieren, auch ihre Kraft heranzuziehn und zu verschmelzen zu gemeinsamer guter Arbeit im Block: um so mehr entsteht, was wir als Charakter erkennen und als Persönlichkeit. Was aber zuzeiten entsteht, ist weder diese noch jener, sondern der Doppelgänger.

Nicht, wie er im allgemeinen erscheint, ist der Doppelgänger einseitiger, und zwar dämonisch verderblicher Natur; vielmehr vermögen alle guten, heilsamen, fruchtbringenden Kräfte eines Menschen sich zusammenzuschließen zur Gestalt des dichtenden Genius, zum Doppelgänger vom freien Wesen. Denn unsre ganze Freiheit ist diese — in andre ähnliche Worte von G. O. Knoop gefaßt —: der Unabhängigkeit von unseresgleichen und des Gebundenseins in der Freiheit Gottes. Gott

Digitized by Google

ist der Freie, und um so größer ist unsre Freiheit, je mehr der göttlichen Kräfte in uns wirkend und fruchtbar sind, je mehr unser Tagewerk nicht dem alltäglichen Bedarf unterliegt, sondern bestimmt wird von Gesetzen der Seele. So geht dann wohl in der Mischung, die wir sind, die Spaltung vor sich: Gebundene im Alltag, sind wir Freie im Mantel des Doppelgängers. Was das Stärkere in uns ist, ob gut, ob böse, das wird zu Gestalt. Dies ist ein Daseinsgesetz. Mordlust haust etwa in Manchem; wo sie schwillt, andre Kräfte, Triebe, Nötigungen in sich hineinreißt, erscheint die Gestalt: der Mord, der Ermordete, der Mörder. Überwiegt die liebende Gewalt, wird die Gestalt des Liebenden, des Heiligen, des Apostels erscheinen. Was die Oberhand in uns gewinnt, das ist die Wirklichkeit; was Gestalt in uns gewinnt, das ist der wirkliche Mensch; und deshalb ist der Doppelgänger der Wirkliche, und der Künstler der Wirkliche, und Gott der Wirkliche.

Giebt es Doppelgänger, so ist klar, daß Josef Montfort einen haben muß; giebt es einen edlen und einen gemeinen, einen freien und einen unfreien Doppelgänger, so ist ohne weiteres klar, welcher Art Josefs Doppelgänger sein muß. Der als der Freieste Erscheinende, Josef, ist der am engsten Gebundne in Wirklichkeit. Zwar unabhängig von seinesgleichen, war er in seinem Bewußtsein auch unabhängig von den höheren Mächten des Leidens und des heiligen Grausens. Er war leblos. Aber er fühlte sich leblos, er fühlte als unerträgliche Fessel nichts so wie eben seine Ungebundenheit, denn indem er immer wieder das Grausenmachende suchte, war er aufs innigste dran gebunden, war es sein einziges Trachten, darin einzugehn, wirklich zu werden. (So mußte, was die Darstellung anbelangt, seine Erlösung in der Vernichtung des Doppelgängers bestehn, als worin, da der selbe Doppelgänger seine eigene, Josefs, Gestalt hatte, zugleich die Erfüllung des Grausens bestand: in der Erscheinung des eigenen Ichs, wie

Digitized by Google

es stirbt.) Daß er es nicht zu werden vermochte, lag in seiner Natur. Er blieb unvermögend und unfruchtbar, wirklich der Doppelgänger. Darum suchte er ihn, suchte ihn mit Haß, weil er sich an ihn gebunden fühlte und fühlte, daß der alles im Überfluß hatte, was ihm fehlte, das Grausen, das Leben in der Furcht. Der kleine Josef konnte seinen Bruder quälen und alsbald davon ablassen, weil er einsah, daß es ihm nichts nutzte, ihm zu dem nicht verhalf, was er suchte; der Doppelgänger hätte mit den Lippen geschmatzt bei den brüderlichen Qualen. Das war es: Josef hatte Phantasie; die will das seelische Leben; den phantasielosen Doppelgänger sättigte die dumpfe Wirklichkeit. Josef wußte um die Wahrheit, die eigentliche Heiligkeit des Grauens; weil er aber nur wußte und nicht hatte, wünschte, aber nicht war, so hatte der Doppelgänger alle Wirklichkeit und hatte sie in der niedrigsten Form, weil er in sie, d. h. den geschlossenen Block der vorzüglich wirkenden Triebe, auch die andern hineinzog. Weil aber bei ihm alles umgekehrt war wie bei Josef, so wurden in den Hauptstrom der Angst, der Reizungen des Grauens, als sie wirklich wurden, auch die Fluten der Empfindungslosigkeit und andre hineingezogen und ins Böse verkehrt, zur Grausamkeit also, zur Wollust am fremden Schmerz, zur Ruchlosigkeit. Er war der Knecht des Grauens, und Josef, den der schaffende Dämon aus einem guten Diener Gottes zum Ungebändigten, Willkürlichen geschaffen hatte, erhielt den Knecht an die ächzende Seele gebunden, bis er ihn herunterriß, bis er sich mit den Zähnen hineinwühlte und, gebadet in Grausen, aufbrannte in seiner Wirklichkeit.

Worauf er sich denn abwenden konnte und auf der andern Seite seines Lebens — als Erlöster die Erlösung rein zu empfinden — den andern Doppelgänger in seiner schlafenden Unschuld liegen sehn, in der Gestalt des furchtsamen Li. — Ist es unwahrscheinlich, daß ein Mensch zwei Doppelgänger

Digitized by Google

haben soll? Nun, Josef war groß genug und sonderbar genug eingerichtet, um sich in drei Teile spalten zu können, und auch wieder klein genug, um die dritte Hälfte nur mit dürftigem Wissen zu sehn. Denn Li ist die Verkörperung der Furcht; von ihr sagt Josef, daß er nur in sehr seltenen Fällen und nicht mehr als den Hauch einer Ahnung gehabt habe. Um so schwächer also ihre Wirklichkeit in Josef, um so stärker in Li, und eine verstärkte ist eine äußerst furchtsame Furchtsamkeit, wie diejenige Lis, was zu beweisen war.

Josef Montfort ist nicht, wie man nach dem Augenschein annehmen möchte, mit einer dunklen Gestalt heraustretend aus den lichten oder etwa „hellenisch" genannten meiner übrigen Dichtung. Man kann ihn mit Recht nicht einmal dunkel nennen, sondern er ist nur verdunkelt; und er ist weiter nichts als eine dunklere, weil in die „okkulten" Zusammenhänge gestellte Wiederholung der Odysseusgestalt des Göttlichen Dulders.

Beide nämlich sind gleichen Wesens in der Ruhelosigkeit oder Unbehaustheit im Suchen nach dem Einen, nach Ruhe, nach Heimat. Beide sind gleichen Schicksals in der Verurteilung zur Vergeblichkeit, da einer wie der andre sein Ziel erst im Tode erreicht; in der Unfruchtbarkeit sind sie's trotz mächtiger Bildung, trotz ausdauernder Anspannung ihrer Kräfte, trotz großartiger Leistungen. Verflucht zur Furchtlosigkeit, wie sie sind, bringen sie mit sich Grauen und Zerstörung. (Siehe das Gedicht „Faiakische Fahrt" im Göttlichen Dulder!): alle Gefährten des Odysseus müssen zugrunde gehn, Penelope vergeht einsam, Nausikaa erkrankt in der Jugendfrische, Kalypso klagt, die eigene Sippe wird ermordet, selbst im Volk der Toten stiftet er Verwirrung, und als ewiges Symbol seiner Unfruchtbarkeit durchbraust sein Leben die Salzflut, die unter seinen Füßen heraussprudelt, wo er steht. Beider Furchtlosigkeit ist die gleiche, die ma-

Digitized by Google

gische, der Kausalität enthobene Furchtlosigkeit: Odysseus bleibt unerschütterlich in der Höhle des Kyklopen, bei den Lotosessern, der Kirke, und zu vielen anderen Malen, und was ihn bis ins Mark erschüttert unter dem Schattenvolk, ist nur die Verfluchtheit des eigenen Ich. Die Gleichheit N. b. ist nicht von der platten Art äußerlicher Züge; Odysseus vermag sich zu fürchten; aber seine Furchtlosigkeit im Wesenskern, das Unterscheidende seines Fürchtens von der Furchtsamkeit der Andern, stellt sich dar in seinem Umgang oder im Kampf mit den Göttern, den höheren Mächten, mit denen er unerschrocken spricht oder die er bekämpft wie seinesgleichen. Odysseus ist als Heros von magischer Natur, d. h. nicht eingereiht in die Kausalität; sein Wesen von heldischer Art kann nicht erklärt werden. Das gleiche ist bei Josef der Fall, von dem schlechthin gesagt wird, daß er furchtlos beschaffen sei; begründet, erklärt wird es nicht. Beider Furchtlosigkeit, wie gesagt, ist die gleiche und ist eigentlich Unempfindlichkeit. Denn: was sie Beide heldischen Wesens sein läßt, Ausnahmen unter den Menschen, Freie von der gemeinen Kausalität, das ist die magnetische Gebundenheit an den einen Punkt, der magische Zwang des Suchens nach Heimat, dem unterliegend Josef schweift und Odysseus schweift durch Länder und über Meere. Ein magischer Zwang, denn wer beauftragte sie? Es war ihr Wesen, ihr Müssen, ihr Geschick. Diese Starrheit der Fesselung ist es, die sie Beide so unempfindlich macht gegen das eigene Leid und das fremde. Während das Dämonische ihrer Natur die undämonischen Seelen ihnen unterwirft, in die weicheren Schicksale, die ihnen nahekommen, ihr Bildnis prägt, überall Gefolgschaft, Staunen, Gehorsam, Liebe erzwingt, ohne Absicht ihres Willens, bleiben sie selber lieblos, mitleidlos, kalt, leer, unfruchtbar für sich selber. (Odysseus zu Kalypso: „In mir ist nichts als eine Grausamkeit, Und von der leb ich ...") Im Übrigen sei wiederholt:

Digitized by Google

die Ähnlichkeit ist Verwandtschaft des Wesens, die sich kundgibt in der Erscheinung, jedoch ohne Zwillingshaftigkeit der Züge im Einzelnen. Hingedeutet sei deswegen nur auf den Doppelgänger, der freilich auch dem Odysseus nicht fehlt, Pallas Athene, die hülfreiche Gottheit, die Vergottung des freien Geistes. Denn Josef, in seinem Bewußtsein der Freie, hat zum Doppelgänger den Gebundnen, ihn Beschwerenden; Odysseus, in seinem Bewußtsein der Geknechtete, hat den freien Gott zum Doppelgänger, den Errettenden. — Wundervoller hat übrigens nie die Unerschütterlichkeit, die durchs Leben dauernde Unwandelbarkeit einer schicksalvollen Seele Erscheinung gewonnen, als die, freilich von mir nicht erdachte, Unwandelbarkeit des Odysseus im Zauber der Kirke, die in meinem Gedicht nur versichtlicht ist.

Zum Beschluß:

„In einem guten Gedicht", sagt Schlegel, „muß alles Absicht und alles Instinkt sein." Wie ist das möglich? Es ist nicht möglich; ich wenigstens kann es nicht erklären, ich kann nur, da ich das Wort allerdings für wahr halte, dies sagen: daß der Instinkt des Dichters so zu sein habe, daß er insgeheim um die Absichten weiß und sie zu enthüllen versteht, indem er nur sich enthüllt. Ganz falsch nämlich wäre es, anzunehmen, von alledem, was ich an „Absicht" auf diesen Seiten dem Josef Montfort entzog, habe irgend etwas, als ich das Buch schrieb, meine bewußte Absicht gebildet. Im Gegenteil habe ich in früheren Jahren diese Dinge niemals oder nie in Zusammenhängen gedacht oder gar in bezug auf mich selbst. Ich habe nur gedichtet; wie der Meister im Gleichnis des Tschuang-Tse sagt: „Da erschien mir der Glockenspielständer", so erschien mir Josef Montfort, und indem ich die Erscheinung beschrieb, wurde die Dichtung. Wie jene Absichten sich darin verdichteten, ist mir unbekannt; nur über den Eingangspunkt weiß ich etwas, d. h. über die Entstehung

Digitized by Google

der Form, und kann es dem, der daran teilnimmt, folgendermaßen erklären.

Wie ich selten eine mir neuartig — in formaler Hinsicht — erscheinende Dichtung zu lesen vermag ohne den Wunsch, auch einmal dergleichen zu bilden, so war dies auch mitunter der Fall beim Lesen von sogenannten „Gespenstergeschichten", zumal der Poe'schen (neben denen Hoffmanns übrigens den einzigen mir bekannten), und einige der im Montfort erzählten Fabeln bildeten sich aus solchen Wünschen. Gestaltet habe ich sie bei ihrer Entstehung ihrerzeit nicht, und zwar aus dem folgenden Grunde.

Liebe, jener magische Reiz oder die unerforschliche Anziehungskraft, welche die Dinge und uns miteinander verbindet, ist das Urelement aller Fruchtbarkeit, die Wurzel aller zeugungskräftigen Regungen, die Wurzel der Dichtung, ohne die sie kein wahres Leben erreicht. Wer das Grausen darstellen will, so daß es lebendig, daß es wirklich erscheint, der muß es lieben, — so wie E. A. Poe und E. T. A. Hoffmann in solcher Anziehungskraft dran gebunden, ja hineingezogen waren, daß sie Leben nur in ihm hatten. Möge freilich ein jeder tun, wozu es ihn treibt. Was mich betrifft, so hatte ich einzusehn, daß mir das Recht fehlte, dergleichen zu machen, der ich zum Grausigen oder nicht Geheuren in dieser gespenstischen Gestalt nicht die Neigung Josef Montforts habe, sondern nur eine spielerischer Art.

Nachdem ich dies mehr als einmal bedacht und vergessen hatte, zeigte sich eines Tages wunschhaft aus der Lektüre von Poe die Fabel der Tanzenden Füße; und nun, bei der Suche nach einer Gestalt, in der sie sich darstellen ließe, „erschien mir" die Josefs, die bereits in einer anderen Dichtung vollkommenes Leben hatte, übrigens aber ohne jenen Kern des Grausigen, den er in diesem neuen Augenblick erst gewann. Er also, der bereits gezeugt, der leibhaft war und meine Liebe

Digitized by Google

hatte, zog an sich die eigentliche Liebensnotwendigkeit, die dem grausigen Element zu gelten gehabt hätte, — und auch kaum daß er erschien, hatte sich bereits Li zu ihm gesellt, war die Dichtung innerlich kristallisiert, waren früher entworfene Fabeln an Josefs Lebendigkeit leibhaft geworden und war ich, war mein Instinkt an der Arbeit des Erdichtens und Verdichtens; und erst als diese vollendet war, wurde mir der Blick frei, zu erkennen, was ich gemacht, auf welche Weise ich mir geholfen hatte, meine Unbefugnis, mich mit dem schwarzen Stoff zu beschäftigen, in Befugnis zu verwandeln. Nämlich: ich selbst habe keine wirkliche Beziehung dazu, d. h. daß ich kein wirkliches Grausen erfahren habe; deshalb wurde Josef der Furchtlose, der es auch nicht erfährt und nur die Beziehung des Wünschens und Suchens dazu hat. Da sich aber nun in einer Dichtung das Grausenerregende nicht darstellen läßt ohne Objekt, das erregt wird, so hätte Josefs Unerschrockenheit seine eigne Entstehung im Keim vernichtet, wenn nicht gleichzeitig emporgekeimt wäre die zarte Pflanze Li, zitternd in einer ebenso maßlosen Bangigkeit, wie sein Herr unverzagt war. Maßlos mußte sie freilich sein, denn eine positive Gestaltung hätte wiederum jene Wirklichkeit des Grausens in mir gefordert, die mir fehlte; Li dagegen zeigte sich superlativisch, übertrieben, von mir aus gesehen im Schein der Ironie.

So war mir denn zu erkennen, was ich freilich mehr als dies eine Mal habe einsehen müssen: daß die tatsächliche Leistung eine ganz andre geworden war, als in meiner bewußten Absicht gelegen hatte. Denn was ich plante, das war, Gespenstererzählungen zu schreiben; aber das konnte nur mein Spielgeist; was ernst in mir war, bewirkte den Ernst oder die Wirklichkeit Josefs, dazu die von Li und einigen andern Gestalten wie Pasada oder Slaby, das besagt, eine gewisse Ernsthaftigkeit mancher Gehalte, erkennbar sich ablösend vom

Digitized by Google

Stoff, von der gespielten Fabel. Und endlich, indem Josefs Furchtlosigkeit sich formte, zog sie in diese Form die Zahl jener Absichten hinein, von denen mein Instinkt, nicht mein Bewußtsein, ahnte; die ich auf diesen Blättern — ich hoffe mit einem Schein von Wahrheit — zu erläutern versuchte.

* * *

OSCAR WILDE
DAS HURENHAUS

WIR fingen Schritte auf von Tanz,
wir schritten hin im Mondesglanz
und blieben stehn am Hurenhaus.
Von drinnen durch den Wust und Schwall
drang zu uns her mit schrillem Schall
das „treue liebe Herz" von Strauß.

Wie ein grotesker Mummenschanz
phantastisch flog ein Schattentanz
an den verhangnen Fenstern hin.
In einem schwarzen Wirbel schwang
zu Hörner- und zu Geigenklang
sich Tänzer mit der Tänzerin.

Wie eine Puppe an der Schnur
schob sich bisweilen durch die Tour
ein dünn umrissenes Skelett.
Dann faßten sich die Paare schnell
und tanzten zeremoniell
ein feierliches Menuett.

Bisweilen zog ein Gliedermann
ein Weibphantom zu sich heran,
bisweilen klang Gelächter her;

Digitized by Google

und mit der Zigarette trat
von Zeit zu Zeit ein Automat
zur Tür heraus, als lebte er.

Dann zu der Liebsten sprach ich: „Sieh!
Die Toten schwenken hier die Knie,
Staub tanzt mit Staub hier, Brust an Brust!"
Sie aber hörte nur den Strich
der Violine und entwich:
die Liebe trat ins Haus der Lust.

Da ging ein Riß durch die Musik,
der Tanz brach ab im Augenblick,
der Schwarm zerstob wie Laub im Wind,
und an den stillen Häuserreihn
kroch silberfahl der Dämmerschein
wie ein verlornes Kind.

Übertragen von Hedwig Lachmann-Landauer.

* * *

STEFAN ZWEIG

DIE UNTERIRDISCHEN BÜCHER BALZACS

(Mit einem Faksimile)

Die Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind. Man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.
Goethe an Zelter.

DIE Bewunderung Balzacs, die in den letzten Jahrzehnten sich nicht nur in seiner Heimat, sondern auch bei uns mächtig gesteigert hat, wendet sich nicht, wie bei den meisten Dichtern, einzelnen erlesenen Meisterwerken entgegen, sondern in erster Linie der Gesamtheit, der ungeheuern und fast unbegreiflichen Breite seines Werkes. Balzac ist ein Genie der Fülle und der vielleicht größte Heros der dichterischen Arbeit. Solange man

Digitized by Google

ihn bloß qualitativ einschätzt, findet man Analogien; wendet man aber die Einstellung des Blicks und läßt ihn rein numerisch die Anzahl der Menschen umschauen, die jener aus seinem einzig wachen Gehirn in die Welt gestellt — es sind über zweitausend —, die Millionen einzelner tatsächlicher Kenntnisse des praktischen Lebens und der Zeitgeschichte, die unvergleichliche Kenntnis aller städtischen und landschaftlichen Eigenarten Frankreichs, faßt man schließlich bloß äußerlich die sechzig bis siebzig Bände zusammen, die er in einem Vierteljahrhundert aus seinem kolossalischen Körper in die Welt geschleudert, so steht man vor diesem Phänomen in Bewunderung ohnegleichen. Nicht als literarisches Phänomen wertet man dann seine Erscheinung, sondern als elementares, wie den Ausbruch eines Vulkans, den unablässigen, stets aus sich selbst gespeisten Niedersturz eines gigantischen Wasserfalls und begreift an diesem Beispiel zum erstenmal in seinem wörtlichen Sinn das Wort von der ‚unerschöpflichen' Phantasie. Zu Balzacs Lebzeiten verbreiteten seine Gegner, daß er, ähnlich wie der ältere Dumas, nur den geringsten Teil seiner Romane selbst schreibe und die meisten von mißbrauchten jungen, begabten Schriftstellern stammten, die er dann bloß revidiere und um des besseren Verkaufs willen mit seinem hochbezahlten Namen versehe: so unfaßbar war das Phänomen seiner Produktivität. Glücklicherweise sind Balzac aber Zeugen erstanden in seinen eigenen Manuskripten, die etwas noch viel Ungeheuerlicheres offenbart haben, nämlich daß Balzac sein Riesenwerk nicht einmal, sondern drei-, vier-, fünf- oder sechsmal geschrieben und überarbeitet hat, daß sein dichterisches Werk mit allen seinen Urformen und Zwischenformen auf Hunderttausende beschriebener und von lebendigem Geiste belebter Blätter zu veranschlagen ist.

Die Romanmanuskripte Balzacs gehören zu den wertvollsten Offenbarungen des episch dichterischen Prozesses, es sind

Digitized by Google

le siége de l'accusateur public, et du même côté, le long de la muraille, une longue tribune pour les jurés. En face des jurés, une autre tribune pour les accusés et les gendarmes. Le greffier au bas du tribunal. Une balustrade en bois au bout des deux tribunes forme une enceinte où se mettent des chaises réservées au barreau, des bancs pour les témoins, et les curieux privilégiés. Puis en face du tribunal, à l'autre bout de cette salle, une méchante tribune sous laquelle est la porte par laquelle entre le public qui se tasse derrière la balustrade et est gardé par un gendarme. La tribune est réservée aux autorités et aux femmes choisies du département, par le président à qui appartient la police de l'audience.

Cette physionomie générale des tribunaux français, de toutes les cours d'assises actuelles, était celle de la cour criminelle de Troyes.

L'affluence fut excessive; il y eut de monde autour du palais de justice. On fut, comme dans tous les procès célèbres, forcé de garder les portes par des piquets. L'auditoire qui restait debout derrière la balustrade était si pressé qu'on y étouffait. On voulut voir le doigt de Dieu dans la comparution de Michu, le gendre du terrible Bonnet, sur le banc des accusés. Les quatre gentilshommes ainsi que Michu et Gothard avaient gardé le costume qu'ils portaient lors de leur arrestation.

Me de Grandville défendait Michu. Bordin de Fouchy, messieurs de Simeuse, messieurs d'Haute-serre et Gothard avaient un avocat de Troyes. Le commissaire du gouvernement et le directeur du jury avaient chacun un siége et une table, l'un à droite l'autre à gauche du tribunal.

Les témoins se tenaient dans une salle voisine, et formaient des groupes séparés. Madame veuve de Cinq-Cygne était entourée de l'abbé Goujet, de sa sœur, de la garde de Mr. Bernard, [illegible]

Mais en date d'avril 1806, [illegible]

Digitized by Google

Phänomene einzigartiger Natur, weil in ihnen der dichterische Reinigungs- und Gestaltungsprozeß, der sich doch sonst meist im Unbewußten, im Unsichtbaren vollzieht, dokumentarisch in allen Stadien des Überganges niedergelegt ist. Schon zu Balzacs Lebzeiten gingen dunkle Gerüchte von diesen seltsamen Zwischenwesen der Korrekturexemplare um, die, halb Manuskript und halb schon Druck, sich proteusartig verwandelten und immer mehr dem definitiven Bild entgegenformten. Aus den Druckereien trugen's die Setzer klagend den anderen Autoren zu, Vertraute sahen im Arbeitszimmer Balzacs von einem einzigen Romane zehn bis zwölf sorgfältig gebundene, voluminöse Bände mit Korrekturen in seiner Bibliothek stehen, und schon damals sagte Théophile Gautier, daß die Vergleichung der Manuskriptrevisionen Balzacs in all ihren einzelnen Schöpfungszuständen nicht nur eine interessante literarische Studie, sondern auch eine höchst ergiebige Lektion für alle jüngeren Schriftsteller sein würde.

Für diese zukünftige Studie, die einmal ein ganzes Geschlecht von Philologen an die Arbeit rufen wird, ist inzwischen das Material bereitgestellt. Balzac, der Schöpfer zahlloser monomanischer Figuren, hat (sein Schicksal ist reich an solchen Analogien zwischen Leben und Dichtung) noch als Toter eine der merkwürdigsten Monomanenfiguren durch seinen dichterischen Genius in die Welt gesetzt, nämlich den „Balzacomanen", den Menschen, der seine ganze Lebensarbeit einzig darin suchte, allen Manuskripten, Briefen, Artikeln Balzacs nachzuspüren und sie in seinen Händen zu vereinigen. Dieser fanatische Sammler, der Comte Spoelbergh van Loevenjoul, wohlbekannt allen Antiquaren von Brüssel und Paris, wohlbekannt auch den Philologen durch ausgezeichnete Studien, hat mit einem Eifer ohnegleichen alles, was handschriftlich von Balzac erreichbar war, aufgespürt und in seinem Besitz vereinigt. Er machte Tagereisen, um irgendwo

Digitized by Google

einen Brief, einen verlorenen Korrekturbogen aufzutreiben, er durchforschte die Druckereien, wo je ein Werk Balzacs in Arbeit gewesen war, er schnüffelte allen Redakteuren nach, die je mit ihm Beziehung hatten, und als bei jener berühmten Versteigerung der Möbel von Balzacs Witwe ein paar Kisten mit Handschriften zerbrachen und zahllose Blätter verschleudert wurden, sah man diesen seltsamen Mann durch Wochen bei allen Käsehändlern und kleinen Krämern der Umgegend nach einzelnen Blättern jagen, um sie zu erhaschen, ehe sie zu Düten gedreht und als Packpapier verwendet würden. So entstand allmählich eine Sammlung, welche in ihrer Einzigkeit sich vielleicht nur mit dem Weimarischen Goethe-Museum vergleichen läßt, und als sie Spoelbergh van Loevenjoul der französischen Akademie hinterließ, wurde ihr in Chantilly, in einem kleinen Schloß, endlich eine würdige Heimstatt bereitet. Dort in der stillen Straße, nahe den schönen Wäldern und den gepflegten Wiesen, inmitten der sanften Stille einer französischen Kleinstadt, ist nun das fiebrige titanische Werk für alle Zeiten bewahrt, zugänglich nur jenen, die ernstes Interesse an Balzac zu dokumentieren vermögen, und unvergeßlich allen, denen jemals staunend davor zu verweilen vergönnt war. Denn hier ist jedes einzelne Werk Balzacs in allen seinen Niederschriften und Entstehungsformen zu sehen, von der ersten flüchtigen Skizze an durch ein Höllenlabyrinth von Korrekturen, Revisionen bis zur endgültigen Fassung, und eben dadurch, daß man hier von Epoche zu Epoche das Werk im eigenen Material werden sah, empfand man wunderbar stark das Gefühl seiner schöpferischen persönlichen Gegenwart.

Nur wer ein solches Korrekturexemplar eines Werkes von Balzac gesehen hat, kann seine Arbeit und die Art seiner Arbeit wirklich ermessen. Sie sind die eigentlich wirklichen Manuskripte, weil die erste Niederschrift nur Skizze war, Brouillon, gleichsam das Sprungbrett für seinen gewaltigen Anlauf. Diese

Digitized by Google

erste Skizze sendete er meistens noch mit feuchter Tinte in die Druckerei, dort mußten dann ganz besondere „placards", das sind Fahnen, auf denen immer nur ein kleines Stück Text innerhalb eines gewaltigen weißen Raumes stand, für ihn angefertigt werden. Bisher war die Arbeit für Balzac und den Setzer verhältnismäßig leicht. Er hatte nur die leichtfließende, ein wenig weibische Schrift Balzacs, die in ihrer Hast oft das Wort abkürzte, zu entziffern und in Lettern zu setzen. Aber die Hölle begann für sie mit den Korrekturen. Denn nun, wenn der bewußte Künstler in ihm das Gedruckte vor sich sah, die Phantasmagorie, die der wütige Träumer in ihm im Fieber der Nacht hingeschrieben, so überkam ihn eine Art stilistischer Wut. Mit wilden Schlangenlinien stellte er die Worte um, schaufelte ganze Sätze weg, stopfte Absätze zwischen die Zeilen, überschüttete mit sechs oder sieben Seiten neuen Manuskripts die einzelnen Fahnen, ließ hundert Einschiebungen, die vergebens mit Ziffern und Zeichen versehen wurden, auf einem Blatt wirr durcheinander wirbeln, quer zwischen die einzelnen Fahnen wurde neues Manuskript gestopft, und was schließlich dem erschreckten Auge sich darbot, war ein hieroglyphisches Durcheinander, anscheinend sinnlos, von Zeichen und Zahlen. Kein Wunder, daß diese Korrekturbogen der Schrecken der Pariser Setzer wurden! Und es ist nicht eine freundliche Legende, sondern tatsächlich verbürgt und durch Dokumente belegt, daß die Arbeiter sich weigerten, mehr als eine Stunde Balzac zu setzen, und für diese eine Stunde doppelten Tarif verlangten. Einer schob die grausame Arbeit auf den andern, und es dauerte Jahre, ehe auch die Besten und Geübtesten von ihnen begannen, sich in diesem Hexensabbat der Worte und Zeichen wirklich zurechtzufinden. Aber wenn sie wirklich unter furchtbarster Mühe den neuen Druck hergestellt hatten (selbstverständlich mußte ein neuer Satz begonnen werden, denn der erste war rettungslos im wilden

Digitized by Google

Durcheinander untergegangen), so begann dasselbe Spiel zum zweitenmal. Noch einmal brach der heilige Zorn Balzacs über die eigene Arbeit herein, noch einmal schüttete er Zusätze, Ergänzungen, Verdeutlichungen in das gegossene Manuskript, noch einmal zerriß die zornige Tatze das lebendige Fleisch der schon gestalteten Arbeit, und so ging es drei- und viermal, bis schließlich in der Zeitschrift die endgültige Fassung erschien. Endgültig aber nur wieder für diese Zeitungsveröffentlichung, denn für die Buchausgabe kämmte und krempelte der ewig Ungenügsame von neuem jedes einzelne seiner Werke um, und sogar dann noch, als sie schon in Buchform erschienen waren, erneuerte er seine Arbeit von Neuauflage zu Neuauflage. Zwanzig gedruckte Seiten bedeuten also immer hundert unterirdische bei ihm, jedes Buch eigentlich zehn Bücher. Balzac hat als echter Sammler, der er war, von manchen Romanen alle diese Korrekturbogen vom ursprünglichen Manuskript bis zur Vollendung aufbewahrt und zusammenbinden lassen, und selbst die kleinste seiner Arbeiten gab dann einen oder mehrere voluminöse Bände, die er seinen liebsten Freunden zum Geschenk machte und die auch wirklich einzige Kostbarkeiten bilden, weil sie gleichsam sieben Texte übereinander sind. Diese unterirdischen Bücher Balzacs stellen die merkwürdigsten Amphibien zwischen Buch und Manuskript, zwischen Schrift und Druck dar, die man auszudenken vermag, sie sind das Lebendigste, was man vielleicht je an dichterischer und künstlerischer Arbeit in sinnlicher Form sehen kann. Denn alle die geheimnisvollen Zwischenstadien der werdenden Form, der allmählichen Gestaltung, die sonst im Unsichtbaren sich vollziehen, in Gehirngängen sich spurlos verflüchtigen, hier sind sie schwarz auf weiß chronologisch und psychologisch festgehalten und jedes dieser Schriftbücher ist nicht nur ein persönliches Dokument zur Arbeitsweise Balzacs, sondern überhaupt zum Kampf um die epische Form von der Genesis bis

Digitized by Google

zur Schöpfung. Ein Blick auf ein (hier beigefügtes) Faksimile-Blatt gibt kaum Ahnung von diesem Chaos der Phantasie, aber doch eine erste Idee der gigantischen Arbeit, die dieser heroische Mensch an jedem einzelnen Werk getan. Wir müssen ihm dankbar sein, daß er sie nicht zerstörte, denn nie hat ein Dichter die Tür seiner Arbeitsstube weiter aufgetan für die spätere Welt als Balzac durch diese einzigartigen Dokumente, die, solange sie noch unbenutzt und vereinzelt sind, bloß ein liebhaberisches Kuriosum, eine bibliophile Kostbarkeit darstellen, später aber einmal ein wichtiges Kapitel zur Genesis unseres Romans und der epischen Kunst aller Zeiten bilden werden. Hier wie überall sind eben die heroischen Leistungen der Vergangenheit die werdende Wissenschaft der Zukunft, und was wir, erschauernd und bewundernd, in diesen Hieroglyphen der Korrekturen jetzt kaum zu enträtseln vermögen, wird später einmal vielleicht ein klares Gesetz der Kunst und die kristallene Formel für die wundervoll komplexe Substanz seiner Erscheinung sein.

* * *

REGINA ULLMANN

SUSANNA

WIR Kinder spielten uns müde am offenen Fenster. Es war noch nicht der Tag gewichen, aber für uns die Stunde der Ruhe.

Meine Schwester sprach laut.

Da trat ein Mädchen ins Zimmer. Ihre Haare waren braun und lang geflochten. Das Kleid grau, die Schürze grau. Wir mußten schweigen; die Fremde sah so verständig aus. „Ich habe gehört, daß Kinder im Hause sind, darf ich mit euch spielen?"

Wir spielten, und als die Uhr achtmal schlug, nahm sie ihre Strickarbeit wieder in die Hand und ging in ihre Wohnung zurück.

Digitized by Google

Alsdann kam unsre Mutter nach Hause, und wir sagten ihr: „Die Susanna war da."

An der Hauswand, dem Garten zu, saß ich in jenen Jahren unzählige Male allein und träumte mit der Puppe in die Laubgänge hinein.

Einmal, als ich unsre Tür verschlossen fand, ging ich in den oberen Wohnraum.

Dort war Susanna. Sie stand am Küchenfenster und radierte in einer Zeichnung.

Ihre Mutter schnitt Brot für einen langen Tisch, jedes Stück an seinen Platz.

Ich sah sie diesmal für immer. Groß und hager, dunkel im Antlitz, und einfarbig, schwarz, das Gewand. Sie bot mir gütig ein Brot an, zur Vesperzeit. Dann ging ich wieder.

Um den nächsten Besuch war schon Weihnachten nicht mehr fern. Auf den Tisch warf eine Lampe grünen Schein. Um denselben saß die Familie. Die Mutter strickte, die Brüder zeichneten. Andere blätterten in Heften und Bildern darin.

Den Vater sah ich noch gar nicht. Ich ging also gleich auf den größten zu und bat im Flüsterton: „Heil' mir diese Puppe, der Kopf fiel weg." Und dann waren da ein paar Bildchen auf dem Notentisch, die schenkte er mir und klebte sie auf die erste Seite eines Albums. Es wurde stets im Flüsterton gesprochen. Selten hatte da eines dem andern etwas zu sagen. Es fiel mir auch nie ein, laut zu werden. Einmal nur lachte ich und knarrte dabei mit dem Fuße. Da stand der Mann auf am Haupte des Tisches und neigte mir sein weißes Haar zu und dröhnte: „Still!"

Wieder war alles für mich ausgelöscht, bis meine liebe Mutter sagte: „Du kannst jetzt wieder hinauf; die Susanna ist da."

Digitized by Google

Ich schaute in die Luft und fragte mich etwas in Gedanken. „Sie hatte Scharlach, sie liegt im Bett."

Da war ein Zimmer mit zwei Betten. Nach dem Fenster lag Susanna. Ihre Augen waren noch gleich wie damals und die langen braunen Haare. Aber die Wangen waren blaß.

Tag für Tag saß ich an ihrem Bette, und wir plauderten das gleiche wie früher. Es saßen auch abwechselnd Geschwister in ihrem Zimmer, oder zur Kurzweil besuchten sie Nachbarinnen.

Und war die Stille wieder im Zimmer und der alte Friede, so zog ich oftmals ein Geschenklein aus der Tasche, das meine Mutter mir aus meinen Schätzen für sie eingesteckt hatte.

„Du hättest es wohl selbst gerne?" fragte mich Susanna allemal, ehe sie die Hand danach ausstreckte. Aber meine Freude für sie war so unverhüllt, daß wir gemeinsam alles besaßen.

Als ich wieder einmal in die Wohnstube trat, fand ich sie dort in der Ecke ihres Kanapees sitzen. „Es ist sichtlich besser," sprach ihre Mutter zu mir. Aber Susanna war mir still und ein wenig traurig. Als eine Zeit um war, führten sie ihre Schwestern wieder in ihr Zimmer zurück. Sie ging wie eine alte Frau und war auch verändert in ihrer Gestalt. Ja, danach konnte ich schon begreifen, daß sie nicht froh war. Wie sie dann endlich auf ihren Kissen ruhte, sprachen sie ihr von einem Fahrstuhl, den sie für die Zeit der Genesung ihr kaufen wollten.

Die Ärzte kamen. Zwei große, schwarze, und ich glaubte, das habe der Mann mit den weißen Haaren ihr angetan.

Ich ging hinunter und spielte am Brunnen, der vor dem Garten lag, „Frau Holle". Zu „Susi", so nannten sie meine Gespielin, kam ich wochenlang nicht mehr hinauf.

Zu einer frühen Morgenstunde im Frühling riefen mich ihre Geschwister wieder. Susanna saß aufrecht im Bett, mit rotbraunen Bäcklein, und tändelte mit bunten Stoffmüsterchen

Digitized by Google

und sang dazu. Wir waren alle so froh. Die Sonne war noch nicht brennend, sie leuchtete uns in die Seele.

Da trat ein Mädchen aus der Nachbarschaft zu ihr ein. Sie brachte eine feingliedrige Puppe mit gestricktem Jäckchen und Hütchen und sonstig schön genähter Puppenware, wie als Geschenk. Aber das wurde es nicht. Sie schob mich vom Bette weg und spielte der Susanna vor. Mich ärgerte ihre Geschicklichkeit und dabei ihr unruhvolles Wesen. Ich mußte immer an ihre roten Haare denken.

Sie kehrte sich an die frühe Sonne und sprach: „Susanna, morgen ist ja dein Geburtstag! Hast du keine Feier?"

Susanna schwieg. Aber die Mutter lächelte aus der Wohnstube herein, und wir ersahen daraus, daß uns allen ein Vergnügen werden sollte.

Die Nachbarin packte zufrieden ihre Puppensachen in den Arm und ging.

Hernach setzte sich die Mutter zu Susi ans Bett und sprach ihr von dem kommenden Tag.

„Wir lassen dir natürlich die Türe offen stehen."

Der Tag ging, und der Morgen kam und war gleich schön wie der erste.

Es standen Butterblumen und Vergißmeinnicht auf der Kommode und vielerlei Geschenke. Der Blumenstrauß war in aller Frühe von den Brüdern fern von der Stadt gebunden worden und der Gabentisch in heimlicher Freude gedeckt, ehe Susanna die Augen aufschlug. Das Lager betteten sie festlich weiß, und in das Haar flochten sie ihr rote Bänder.

Ein Märchenbuch, das sie jederzeit gern las, lag in ihren Händen. Sie waren alle still. Jedes hatte seine Beschäftigung.

Mit diesem kam der Nachmittag, und ihre dreizehn Gäste saßen in Festkleidern und weißen Schürzen um sie und plauderten. Sie erzählten aus der Schule und spielten Pfand und schmausten alsdann in ungetrübter Heiterkeit.

Digitized by Google

Man dachte gar nicht mehr, daß Susanna krank war. Die Kinder schleppten Stühle herbei und machten beim Klang eines Marsches ein wildes Spiel im Kreis.

Da man sie sachte aus der Stube trieb, kam der große, alte Vater nach Hause, mit einer mächtigen Schachtel im Arm. „Rate, Susi, was der Inhalt ist," sprach er zu ihr. „Aber doch nicht für mich?" sagte Susanna unsicher, bevor sie sich etwas denken konnte. Er holte eine große Puppe heraus mit blonden Haaren und blauem Halsschmuck und einem reichverzierten Hemdchen.

Dann ging er in seine Studierstube zurück. Die Kinder sagten ihr gleich darauf Lebewohl, und jedes wünschte nochmals gute Gesundheit.

Susanna hielt schwach die Puppe in den Händen. Sie packte sie unruhvoll ein und legte sie an ihr Bettende.

Dann reichte sie mir die Hand, daß ich gehen sollte oder schweigen oder nicht daran denken. Aber die Puppe schaute mir kalt durch die Holzwand, und ich regte mich nicht von der Stelle, während Susanna einschlief in Schweiß und Stöhnen.

„Die Susanna muß sterben." Das wußten wir, sie und ich, durch die Puppe.

Eines schlug eilig die Decke zurück, wechselte Tücher und brachte Susi wieder in einen ruhigen Schlaf. Aber die Puppe fiel herab und zerbrach.

Meine Mutter rief mich zum Abendmahl. Als ich unverhofft im Dunkel der Nacht die Augen aufschlug, war mir, als weinte jemand über mir, im Zimmer meiner Susi.

Morgens, ganz früh, war ich wieder bei ihr. Mit stummem Laut zeigte sie auf ein Öllicht; sie wollte es fern von sich haben. Das begriff man leicht. Aber sie hatte keine Sprache mehr. Noch stiller wurde es dort oben als zuvor, damit sie nicht daran denken sollte, daß sie stumm war.

Digitized by Google

Sie wurde taub. Kein Glied war mehr in ihrem Bann. Und die Augen erloschen.

Der Vater ging durch die Stube einher, zu Tode gebückt.

Da mochte ich wieder alles vergessen und saß mit meinem Spielzeug wie früher an der Hauswand, dem Garten zu.

Unsre Hausmagd lief mir einmal nach mit verweinten Augen und sagte: „Die Susi ist tot." Das wußte ich jetzt und ging auf die Straße und wartete auf meine Mutter.

Sie war mit einer Dame heiter im Gespräch, aber ich störte sie und sprach: „Mutter, die Susi ist tot."

Ihr Schrecken genügte mir. Sie eilte nach Hause, und die Dame kehrte nachdenklich um. Sie schaute hinauf zu den geschlossenen Läden.

Aber mein Leid war noch nicht geheilt.

Am andern Tor standen die Brüder und Schwestern. Ich sagte es ihnen gleichfalls. Sie warfen die Schulbücher auf das Pflaster und eilten ins Haus. Und meine Schwester Helene kam. „Du, ich habe es den Kindern gesagt, allen. Die Susi ist tot." Sie wurde bleich, und dann sagte sie schonend: „Man sagt doch nicht tot, man sagt, sie ist gestorben."

Dann lief sie mit mir auf den Straßen umher und sprach von anderen Dingen. Es ging ihr wie mir, die Seele war wirr.

Sie waren mir alle schon fremd, die Leute im Haus. Ich stellte mich an ihr Treppenfenster und schaute die Leidtragenden an, die ein und aus gingen, und die Kränze und die Trauerkarten, die in die Urne fielen; alles, was sonst meinem Herzen fernstand.

Ihre Mutter kam groß und schwarz heraus und fragte mich weinend: „Willst du die Susi noch einmal schauen?"

Sie lag im Sarg. Das wußte ich. Ich schüttelte mich und lief hinunter in den Garten.

Digitized by Google

An der Hauswand lag meine Puppe. Susi war immer so heiter gewesen. Ich dachte an sie.

Da bog ein Zug von Schulmädchen, schwarz gekleidet, um die Ecke. Ein Wagen voran.

„Die Susanna ist jetzt im Himmel."

Aber Helene wird auch bis Abend fort sein, der Kirchhof ist so weit. Es läuten die Glocken.

* * *

ARTHUR SCHURIG
DOSTOJEWSKI IN DRESDEN
1867, 1869–1871

BIS zu seiner Todesstunde hat Fjodor Dostojewski in seinem Arbeitszimmer einen großen Stich der *Sixtinischen Madonna* hängen gehabt, eines Bildes, das er über alle andern liebte und das ihn an glückliche Tage im deutschen Florenz erinnerte. In den älteren Biographien steht der zweimalige, zuletzt zwei volle Jahre währende Dresdner Aufenthalt nicht im rechten und wahren Lichte. Es wird da viel von Not, Elend und Einsamkeit, von engen Wohnungen in schmutzigen und niedern Häusern geredet. Der Ausländer kennt und liebt das friedsame, ungeschäftige Dresden seit den glänzenden Tagen Augusts, des Königs von Polen. Und viele fremdländische Dichter haben sich allein von ganz Deutschland in dieser durchgrünten Stadt wohlgefühlt. Es sei nur an Stendhal und an Ibsen erinnert. Vor fünfzig Jahren, als Dostojewski seine „Teufel" hier schrieb, war sie noch reicher als heute an schönen Gärten, Akazienalleen und reizenden Ausblicken auf die heiteren Hügel des Elbetales. Als bescheidenen Beitrag zur Dostojewski-Biographie habe ich mir das Vergnügen gemacht, seine Wohnungen in Dresden aufzuspüren.

Dostojewskis erster Aufenthalt fällt in die Monate April bis

Digitized by Google

Mitte Juni 1867. Es war seine Hochzeitsreise. Er hatte am 15. Februar (in zweiter Ehe) Anna Snitkin geheiratet. Es war keine *amour-passion*, die diesen Bund vorbereitet hatte. Dostojewski war nie ein Frauenerobere. Es war vielmehr eine Art „literarische Ehe", wie Dostojewskis Tochter in ihrer eben erschienenen Schilderung ihres Vaters zu sagen sich berechtigt fühlt. Fjodor Dostojewski stand im 46. Lebensjahr, Anna im 19. Er war Litauer, also Germano-Slawe; sie ebenfalls keine Vollblutrussin; ihre Familie entstammt der Ukraine, aber Anna Dostojewski hatte durch ihre Mutter (eine Schwedin) einen starken germanischen Einschlag.

Die Reise führte über Wilna und Berlin. In Dresden begrüßte sie entzückender Frühling. „Der plötzliche Klimawechsel" — so erzählt die Tochter — „machte großen Eindruck auf meine Eltern. Sie aßen im Freien auf der Brühlschen Terrasse zu Mittag, hörten der Musik im Großen Garten zu und durchwanderten die malerische Sächsische Schweiz. Ihre Herzen taten sich auf. Jetzt, da keine mißgünstigen Verwandten mehr sich zwischen sie drängten, verstanden sie sich viel besser als vorher. Die Zuneigung, die meine Eltern füreinander empfunden hatten, wurde bald zur wirklichen Liebe, und endlich begannen ihre Flitterwochen. Meine Mutter hat diese zwei zauberhaften Monate niemals vergessen können. Später, in ihrer Witwenschaft, sooft sie nach ihren zahlreichen Aufenthalten an den Karlsbader und Wiesbadener Quellen ihre Kur beendete, verbrachte sie noch etliche Wochen in Dresden. Dann besuchte meine Mutter alle Orte, wo sie ehedem mit ihrem Gatten spazieren gegangen war, betrachtete aufs neue die Gemälde, die er in der berühmten Galerie bewundert hatte, speiste in den Restaurants, in denen sie dereinst zusammen ihre Mahlzeiten eingenommen, und träumte von Vergangenem bei den Klängen der Musik im Großen Garten... Im Juli, als es in Dresden heiß ward, reisten meine Eltern nach Baden-Baden

Digitized by Google

ab. Das war kein glücklicher Gedanke, denn kaum hatte mein Vater die Roulette wiedergesehen, so wurde er auch schon von der Spielleidenschaft wie von einer Krankheit erfaßt. Er spielte, verlor und durchlief Augenblicke höchsten Glücks und tiefster Verzweiflung. Meine Mutter erschrak sehr. Als sie [1866, vor ihrer Ehe] den „Spieler" stenographisch niederschrieb, wußte sie nicht, daß sich mein Vater in diesem Roman selber geschildert hatte..."

Der Winter 1867—68 wurde in Genf verbracht, wo dem Ehepaare das erste Töchterchen Sonja geboren ward und bald wieder starb. Annas Mutter, Maria Anna Snitkin, geb. Miltopeus, kam von Petersburg nach Genf. Den folgenden Sommer verlebte der Dichter mit seiner Frau in Vevey; die Mutter blieb in Genf. Dostojewski fühlte sich in der Schweiz durchaus nicht wohl; die Berge beengten ihn. „Sie erdrücken mich," klagte er, „sie verengern meine Ideen. Ich könnte in diesem Lande nichts Wertvolles schreiben." Dies war der Grund, warum beide im August 1868 über den Simplon nach Mailand gingen und von da (im Spätherbst) nach Florenz. Dostojewski liebte Italien, zumal die Lombardei. Erst Ende Juli 1869 verließ man die Arnostadt, in der Absicht, den Winter in Prag zu verbringen. Die Reise ging über Venedig, Triest, Wien. In Prag fand sich keine möblierte Wohnung, und so ward abermals Dresden der Wohnsitz, und zwar vom August 1869 bis zum Juli 1871.

Zuerst wohnte Dostojewski Viktoriastraße 5 (heute Nr. 9) im dritten Stock. Nach den Meldeamtsakten hat er sich am 26. August 1869 als „k. russischer Leutnant a. D. und Rentier Fedor von Dostoewski (!), geboren in Warschau" eintragen lassen. Das Haus ist noch im alten Zustande. Hier kam am 14. September 1869 des Dichters zweite Tochter, die heute in der Schweiz lebende Ljubow (= Aimée) Dostojewski, zur Welt.

Digitized by Google

Sie erzählt hierzu: „Der Besitzer der möblierten Wohnung [ein Lehrer namens Buck] machte Dostojewski darauf aufmerksam, daß er nach den Gesetzen der Stadt sich sofort auf die Polizei zu begeben und die Geburt seines Kindes anzumelden habe. Dostojewski beeilte sich denn und erklärte dem Beamten, daß er glücklicher Vater einer kleinen Tochter sei, die *Ljubow* heißen solle. Der Beamte begnügte sich mit dieser Mitteilung nicht und ließ meinen Vater Vor- und Nachnamen buchstabieren, sowie Alter, soziale Stellung und Geburtsdaten angeben. Dann ging er auf seine Frau über und fragte, wie deren Mädchenname laute. Ihr Mädchenname? Zum Teufel! Dostojewski erinnerte sich nicht daran. Umsonst durchsuchte er sein Gedächtnis; der Name tauchte nicht auf. Mein Vater setzte den Fall der Polizei auseinander [er beherrschte die deutsche Sprache völlig] und bat um die Erlaubnis, seine Frau zu Rat ziehen zu dürfen..."

Außer Dostojewskis Schwiegermutter kam auch alsbald Annas Bruder, Iwan Snitkin, nach Dresden. Auch er verblieb zwei Jahre daselbst und heiratete eine junge Dame der Dresdner russischen Kolonie. Von Einsamkeit kann demnach keine Rede sein. Dazu interessierten sich viele der zahlreichen Russen in Dresden für den Dichter, der als Autor der „Aufzeichnungen aus einem Totenhause", des „Spieler", „Schuld und Sühne" und des „Idiot" schon damals den Russen berühmt war. Seine Landsleute machten ihm Besuche und luden ihn in ihre Familien ein. Dostojewski fühlte sich in Dresden sehr wohl, war er doch in seiner Lebensführung durchaus Westeuropäer, und es kam ihm damals vor allem darauf an, gesund zu sein und arbeiten zu können. Seine Weltanschauung hatte sich im Zuchthause (1850—1854) völlig geändert. Ehedem einer der innerlich zerrissenen vaterlandslosen russischen Intellektuellen, die Rußland durch Anarchie und Nihilismus europäisieren wollten, hatte er erkannt, daß die westliche Zi-

Digitized by Google

vilisation, die sich der altchristlichen Lehre von der wahrhaften Menschenliebe ebenso wie der uneigennützigen Treue am Vaterland entfremdet hat, dem russischen, noch in Barbarei schmachtenden Volke keine Erlösung zu bringen vermag. „So war er" — schreibt Aimée Dostojewski — „zum glühenden Bewunderer und leidenschaftlichen Jünger Christi geworden und hatte nun ein geliebtes Vaterland, dem er dienen konnte. Er brauchte nicht mehr die europäischen Schriftsteller nachzuahmen. Er konnte seine Stoffe aus dem russischen Leben schöpfen, der Bekenntnisse der Sträflinge, der Meinungen und des Glaubens unserer Bauern gedenken. Dieser Litauer hat das russische Ideal erfaßt; er beugte sich vor der russischen Kirche und vergaß Europa, um sich ganz der Schilderung der slawo-mongolischen Sitten unseres großen Landes hinzugeben..." Eng verbunden damit war Dostojewskis unwiderrufliche Wandlung zum Monarchisten; er knüpfte die höchsten vaterländischen Hoffnungen an die Wiederaufnahme und Fortführung der alten byzantinischen Kultur. Voll orientalischer Mystik sah er die Urgrundlage des russischen Staates in der Heiligkeit seines weltlichen Oberhauptes, des Zaren.

Dostojewski litt nicht an Heimweh, wohl aber hegte er eine gewisse Furcht, Rußland nicht intensiv genug zu begreifen, wenn er dauernd in der Fremde bliebe. „Offenbar gab er sich Rechenschaft," meint seine Tochter, „wie wenig er Russe war. Mein Vater, der sich rühmte, Russe zu sein, war viel mehr Europäer als Turgenjew, Tolstoi und viele andre russische Dichter, die im Auslande gelebt haben, denn sie trugen Rußland im Blute und blieben ewig Russen, obgleich sie sich naiverweise für Westeuropäer hielten." Anna Dostojewski war es, die an Heimweh litt. „Sie haßte Deutschland, haßte alle Ausländer. Sie durchlebte Augenblicke der Verzweiflung bei dem Gedanken, daß sie vielleicht niemals mehr ihr geliebtes

Digitized by Google

Rußland wiedersehen werde. Sie verkümmerte in ihrer möblierten Wohnung zwischen Mann und Kind. Die Entbehrungen, die Verbannung, der Einfluß von Europa, das so viel ernster und schwerer ist als das kindliche Leben in Rußland, ließen sie vor der Zeit altern."

Am 14. April 1870 wechselte Dostojewski seine Dresdner Wohnung und zog nach dem Johannisplatz 15 II (heute Johann-Georgen-Allee 8), in ein damals herrschaftliches Haus; es wohnten zugleich Kammerherren und Oberste darin. Der Platz hatte alte Bäume; der Große Garten ist ihm ganz nah. Das Haus steht noch; es gehört jetzt einem angesehenen Baumeister, der es in gutem Zustande erhält. Am 15. Oktober 1870 fand abermals ein Wohnungswechsel statt. Die Dostojewskis zogen nach der Bürgerwiese 15 B, ersten Stock, wiederum in ein herrschaftliches Grundstück, noch mehr im Grünen. Heute ist das Haus — das sogenannte Dianabad, wie es bereits damals hieß — verschwunden und hat einem Neubau Platz gemacht; dieser führt die Hausnummer 22. Die vierte und letzte Dresdner Wohnung des Dichters war in der Moritzstraße 9 I. Über die Stelle dieses Hauses geht heutzutage die König-Johann-Straße. Es war ein altes düsteres Patrizierhaus. Der Umzug geschah am 15. April 1871.

An der Hand der Briefe Dostojewskis aus der Dresdner Zeit möchte man meinen, der Dichter habe in verzweifelten Geldverhältnissen gelebt. Alle älteren Darsteller des Lebens Dostojewskis erwähnen die Geschichte mit dem lächelnden Bankier, der versetzten letzten Hose und dem erschütternden Telegramm nach Petersburg. Es handelt sich um den damaligen Bankier Adolph Hirsch, Frauenstraße 4 parterre. In Wahrheit war die Sache nicht so schlimm. Ausdrücklich erklärt seine Tochter: „Die Biographen Dostojewskis legen den ewigen Klagen zu viel Bedeutung bei, die man in seinen Briefen an Verwandte oder intime Freunde findet. Man darf sie nicht tragisch

Digitized by Google

nehmen." Der Dichter war ein sehr nervöser Mensch, der gern klagte und sich gern trösten ließ, hierin ein richtiger Slawe.

Am 18. Juli meldete Dostojewski seine Abreise „nach Warschau" polizeilich an. Vermutlich ist der 19. Juli der Tag des Wegganges. Vier oder fünf Tage darauf kamen Dostojewski, seine Frau und sein Töchterchen wieder in Petersburg an.

* * *

GESCHICHTEN VOM RICHTER SMIDT

Der Nachwelt überliefert von A. K.

IN einer unsrer alten Hansestädte lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein Richter namens Smidt. Er war wohl der volkstümlichste Mann der Stadt, nicht nur weil er seit unvordenklichen Zeiten seines damals in jener Stadt mehr als anderswo durch Machtfülle verklärten Amtes waltete und einer alteingesessenen Familie angehörte, die dem Gemeinwesen manchen Ratsherrn und Syndikus geschenkt hatte, sondern vor allem weil er das Herz auf dem rechten Fleck trug und, was nicht gerade war, krumm nannte, weil er als Richter lieber seinen gesunden Menschenverstand zu Rate zog als die papiernen Paragraphen, den Vergleich mehr liebte als das Urteil und die trockenen Verhandlungen gern durch einen guten Witz würzte; denn er hatte von Haus aus Humor, und, was seltener ist, er duldete ihn bei andern.

Über diesen guten Richter nun waren schon zu seinen Lebzeiten viele heitere Geschichten und Anekdoten im Schwange, und nach seinem Tode häufte das Volk, wie es auch sonst bei seinen Lieblingen, es braucht noch nicht einmal der Doktor Faust oder Eulenspiegel zu sein, zu tun pflegt, auch fremden Witz und Humor auf ihn, so daß sich endlich ein ganzer Geschichtenkreis um seine Gestalt bildete. Einige von diesen Döntjes — wie man derlei an der Wasserkante nennt — wollen wir hier aufzeichnen, wie wir sie in unserer Jugend gehört

Digitized by Google

haben, ohne dafür einzustehn, daß sie alle wirklich vom Richter Smidt herstammen.

*

Ein Mann wurde wegen Verübung ruhestörenden Lärmes vor Richter Smidt geführt. „Wat büst du, min Jung?" — „Zigarrenmaker." — „Zigarrenmaker? Dre Doge!" Damit war die Verhandlung zu Ende. (Man muß wissen, daß die Zigarrenmacher damals ihrer geruhigen Arbeit zum Trotz ein unruhiges und neuerungssüchtiges Völkchen waren.)

*

Ein altes Fischweib war von Richter Smidt verurteilt worden, weil es einige Nachbarinnen mit höchst unflätigen Worten beschimpft hatte. Das tun die Fischweiber heute noch gern, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man in jener alten Hansestadt über den Fischmarkt geht. Aber das Fischweib hatte sich, was ja gleichfalls heute noch vorkommt, aufs Leugnen gelegt und setzte ihren Protest auf dem Flur vor dem Verhandlungszimmer kreischend fort: „Ick lot mi dat nich gefallen, ick will min Recht hebben, min Recht will ick hebben!" Plötzlich wurde die Tür aufgerissen, und Richter Smidt steckte seinen Kopf in die Spalte: „Wat willt Sä hebben? Ähr Recht willt Sä hebben? Von Recht kann hier gor keene Rede sin!" Und die Tür flog wieder zu.

*

Auf seinem allmorgendlichen Gang zum Rathaus, wo zu jener Zeit noch Recht gesprochen wurde, sah Richter Smidt eines Tages drei der Stadt verpflichtete Straßenarbeiter, die, statt ihr Werk zu tun, dem lieben Gott den Tag stahlen, sich auf ihre Schaufeln stützten und schwatzten (nicht von Politik übrigens, das tat man in jenen glücklichen Zeiten noch nicht). Als sich unserm Richter am nächsten Tage der gleiche Anblick bot, wurde er verdrießlich und knurrte, am dritten aber ließ er die unverbesserlichen Faulenzer durch einen Ratsdiener

Digitized by Google

vor seinen Richterstuhl holen und sagte: „Dscheder dre Doge!“ Die Arbeiter wußten nicht, wie ihnen geschah, und einer von ihnen schrie: „Wat schall dat denn, wi hebbt doch gornix dohn!“ — „Dscho grod dorum!“ sagte Richter Smidt mit vorgestrecktem Zeigefinger und ließ die Sünder abführen.

*

Bei Richter Smidt erschien eine alte Frau: „Herr Richter, min Söhn de deit nich god, könnt Sä em nich in't Hartmannshus (so hieß die Besserungsanstalt der Stadt) stecken?“ — „Wat haav he denn mokt?“ fragte Richter Smidt. — „Mokt?“ — „Dscho, ick meen, har he stohlen?“ — „Stohlen? Min Söhn stehlen? Ne, Herr Richter!“ — „Denn kann ick em nich bruken,“ sagte Richter Smidt, „stohlen mutt he hebben!“

*

Ein Mann hatte nach kurzem Wortwechsel einem andern eine Ohrfeige gegeben und stehenden Fußes eine ebensolche wiederbekommen. Aber der zuerst Geschlagene begnügte sich nicht mit dieser Vergeltung, sondern verklagte den Feind vor Gericht. Richter Smidt sah, daß bei der Sache nichts herauskam, und ging auf den Vergleich zu, denn bestraft müßten sie sonst beide werden, sagte er. Aber der Kläger machte geltend, daß er in der Notwehr gehandelt habe und daß der, welcher angefangen, jedenfalls schwerer bestraft werden müßte, und das sei ihm genug. Als kein Zureden half, sagte Richter Smidt: „Min Jung, du büst doch 'n Christ?“ — „Dscho, Herr Richter.“ — „Un du lest doch in de Bibel?“ — „Dscho, Herr Richter.“ — „Un dor steit doch schrewen, so dir einer einen Streich auf die linke Backe gibt, dem reiche auch die rechte dar. Du mußt doch dohn, wat in de Bibel steit!“ Der Kläger geriet bei diesem Argument endlich ins Schwanken, und den Augenblick pflegte Richter Smidt zu nutzen: ehe sich's der Mann versah, hatte er schon seinen Namen unter den Vergleich gesetzt. Aber zufrieden war er über den Ausgang nicht

Digitized by Google

und kraute sich am Kopf. Da klopfte Richter Smidt ihm auf die Schulter: „Min Jung, wenn di wedder mol eener wat deiht, denn hau em man wisse; wat dorŏwer in de Bibel steit, is all dumm Tüg."

*

Ein Mann hatte einem Nachbarn, mit dem er in Feindschaft lag, einen Schabernack spielen wollen. Als er spät abends heimkehrte, schlich er sich auf die vor dem Hause des Nachbarn gelegene Veranda und verrichtete dort nachdrücklich seines Leibes Notdurft. Aber der Nachbar und seine Frau hatten das schändliche Tun durch eine Spalte des Fensterladens beobachtet; sie holten einen Nachtwächter, stellten das Geschehene fest und verklagten den Missetäter. Die Sache kam vor Richter Smidt. Er ließ sich den Fall genau auseinandersetzen, schmunzelte innerlich ein wenig und sagte: „Worum hebbt Ji denn dat Ding nich eenfach wegnomen, denn wär't doch in Ordnung?" — „Dscho, Herr Richter," sagte der Kläger, „dat wull ick ok, ober dor seggt min Fru to mi, nä, seggt min Fru, dat bliwt dor liggen, dat is'n Freten for Richter Smidt!"

*

Es gibt noch viele Geschichten vom Richter Smidt, aber die andern, die wir kennen, sind etwas derb und eignen sich nicht gerade dazu, an dieser Stelle verewigt zu werden. Es mag also genug sein vom Richter Smidt; nur seine letzten Worte wollen wir zum Schluß noch aufzeichnen.

Richter Smidt gehörte — die besten Menschen haben ja ihre Fehler — zu den Vätern der alten Schule, die an ihren Söhnen, auch wenn diese selbst schon weiße Bärte haben, immer etwas aussetzen müssen: Laß das doch! Muscha nich! Laß dich da nich auf ein! Du verlierst da noch dein Geld bei, usw. Als nun Richter Smidt zum Sterben kam und, von all seinen Kindern und Kindeskindern umgeben, dalag, überschaute er im Geiste noch einmal sein langes Leben und sagte dankbar:

Digitized by Google

„Nu ward dat dscho woll Tid! Ick hebb min Deel von haart!" Dann tat er einen tiefen Seufzer und fiel zurück. Sein ältester Sohn, der in letzter Zeit sich vom Vater ein wenig ferngehalten, da er des ewigen Zurechtgewiesenwerdens in seinem Alter satt war, beugte sich liebevoll über den Vater, um zu sehen, ob er vollendet habe. Aber da kam es mit letzter Kraft heraus: „Ümmer so nigierig, ümmer so nigierig!" Dann starb Richter Smidt.

* * *

STEUERDRÜCKEBERGEREI VOR HUNDERT JAHREN

Diesen gewiß fingierten Brief veröffentlichte Heinrich von Kleist mit Zusätzen und einer Antwort, die hier wegbleiben konnten, in den „Berliner Abendblättern" als Beispiel des Versuchs, das Luxussteueredikt vom 28. Oktober 1810 zu hintergehen.

Bruderherz!

Was klagst Du doch über die in dem Edikt vom 28. Okt. d. J. ausgeschriebenen neuesten Luxussteuern? Die Absicht und die Meinung, in der sie ausgeschrieben sind, lasse ich dahingestellt sein; sie ist eine Sache für sich. Die Auslegung aber kommt dem Publico zu; und je öfter ich es überlese, je mehr überzeuge ich mich, daß es Dich und mich gar nicht trifft.

Es ist wahr, ich halte zwei Kammerdiener und fünf Bediente; Haushofmeister, Kutscher, Koch und Kunstgärtner mit eingerechnet, beläuft sich meine Livree auf zwölf Köpfe. Aber meinst Du deshalb (denn der Satz im Edikt pro Mann beträgt 20 Tl.), daß ich 240 Tl. an die Luxussteuerkasse entrichten würde? Mitnichten! Mein Gärtner ist, wie Du weißt, eigentlich mein Vizeverwalter; der Koch, den ich bei mir habe, ursprünglich der Bäcker des Orts; beide sind nur nebenher Gärtner und Koch; der Kutscher, der Jäger auch, der Friseur nebst Kammerdiener, und zwei Bediente sind, so wahr ich lebe, bloße Knechte; Menschen, die zu meinem Hofgesinde gehören und die ich, wenn es not tut, auf dem Feld oder im Wald brauche. Da nun das Edikt (§ II. 10. a.) sagt,

Digitized by Google

daß Leute, die nur nebenher dienen, mehr nicht als die Hälfte des Satzes und Knechte gar nichts zahlen: so bleibt für mich nur der Haushofmeister und zwei Bediente als steuerpflichtig übrig: macht (à 10 Tl.) 30 Reichstaler oder drunter.

Ebenso, siehst Du, mit den Hunden. In meinen Ställen, die Wahrheit zu sagen, befinden sich zwei auserlesene Koppeln; Doggen die eine, echt englische, siebzehn an der Zahl; die andere besteht aus dreißig Jagdkleppern; Hühnerhunde, Teckel und dergleichen rechne ich nicht. Aber meinst Du, das Edikt sähe deshalb mich an mit 1 Taler pro Hund? Mitnichten! Diese Koppeln gehören meinem Jäger; und da das Edikt (§ II. 10. b.) Hunde, die eines Gewerbes wegen gehalten werden, von der Steuer ausnimmt: so bleibt für mich nur als steuerverfallen ein Pudel von der norwegischen Rasse, ein Mops und der Schoßhund meiner Frau: macht (à Hund 1 Tl.) 3 Tl., mehr nicht.

Ein Gleiches gilt von den Pferden! — Zwar, wenn es Markt ist, fährt meine Frau mit den vier holsteinischen Rappen nach der Stadt; das schwarze Silbergeschirr steht den zwei jungen Apfelschimmeln nicht übel, und der Fuchs und Braune gehn gut, wenn ich sie reite. Aber meinst Du, daß dies darum durch die Bank Reit- und Kutschpferde wären, die ich mit 15 Tl. pro Stück zu versteuern hätte? Mitnichten! die Pferde, das weiß jedermann, brauch ich im Frühjahr und bei der Ernte; und da das Edikt (§ II. 10. c.) von Gebrauchspferden nicht spricht: so prallt die Forderung auch hieher von mir ab, und ich zahle nichts.

Endlich, was die Wagen betrifft! — Zwar die zwei englischen Batarden, die ich kürzlich gekauft, werde ich, ob ich sie gleich in Kreisgeschäften zuweilen brauche, mit 8 Tl. pro Stück versteuern müssen. Aber den Halbwagen und die drei in Federn hängenden Korbwagen mit Verdeck? Mitnichten! Den Halbwagen, an dem ich kürzlich die Achse zerbrach, verbrenn ich oder verkauf ich; und von den Korbwagen beweis ich, daß ich vergangenes Jahr Heu und Strauchwerk damit eingefahren und die Fahrzeuge mithin Acker- und Lastwagen sind. Mithin geht der Kelch der Luxussteuer auch hier an mir vorüber; und es bleibt außer den Batarden nur noch eine zweirädrige Jagdkalesche übrig, die ich mit 5 Tl. (denn mehr beträgt es nicht) (§ II. 10. d.) zu versteuern habe.

Lebe wohl!

* * *

Digitized by Google

verlangt mancherlei Vorsicht. Aber man muß die Vorsicht auch nicht zu weit treiben, wie das Stéphanie Félicité Ducrest de Saint-Aubin, Marquise von Sillery, Gräfin von Genlis getan hat. Die Bände ihrer Bibliothek waren nämlich nach dem Geschlecht der Verfasser getrennt, und damit jede Berührung der Bücher männlicher und weiblicher Schriftsteller vermieden wurde, blieb ein erheblicher Zwischenraum zwischen ihren Reihen. Allerdings hatte man solchen Takt von einer Dame zu erwarten, die auch ein ‚Dictionnaire critique et raisonné des étiquettes de la cour, des usages du monde, etc., Paris 1818' veröffentlichte. Wobei freilich nicht zu verschweigen sein wird, daß nicht allein diese ihre Anleitung zu feinen Lebensformen angezweifelt worden ist. Denn unter den nahezu hundert der Madame de Genlis verdankten Werken ist ihr, Hamburg 1796 erschienener ‚Précis de ma conduite pendant la révolution' nicht der langweiligste Beitrag zur Revolutionsliteratur. Es ist eben nicht einfach, seine Einrichtungen so zu treffen, daß sie über allen Zweifel erhaben bleiben, und Bücher so aufzustellen, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen wird. *G. A. E. Bogeng*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Vor allem möchten wir die Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam machen, daß der erste Jahrgang des „Inselschiffs" jetzt auch gebunden zum Preise von M 20.— in Pappband und M 36.— in Halbpergament geliefert wird, sowie daß auch Einbanddecken angefertigt worden sind, deren Preis M 5.— für den Pappband und M 10.— für den Halbpergamentband beträgt.

Allen denen, die das dichterische Schaffen Albrecht Schaeffers mit Aufmerksamkeit verfolgt und die Selbstcharakteristik seines „Josef Montfort" in diesem Heft gelesen haben, wird es interessieren, zu erfahren, daß der große dreibändige Roman des Dichters „Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern dargestellt" in aller Kürze erscheinen wird. An diesem Roman hat der Dichter acht Jahre gearbeitet, und schon dieser Zeitraum verrät uns, daß hier, wie im „Wilhelm Meister", ein Erziehungs- oder Bildungsroman vorliegt. Nach des Dichters eigenen Worten handelt es sich in seinem Roman um den Gang einer

Digitized by Google

jugendlichen Mensch- und Mannwerdung, um einen intellektuell überlasteten Charakter, wie ihn unsere Zeit so oft gebiert. In sein Schicksal sind eine Fülle verwandter Naturen, junger und alter, männlicher und weiblicher Gestalt, verflochten, die allesamt helfend oder hindernd, Schuld bewirkend oder Schuld lösend an der Bildung seines Charakters beteiligt sind. Die Form ist die des Naturalismus bis an die Grenze der Konsequenz — Naturalismus aber (wohl verstanden!) als technisches Mittel und nicht als Stoffwahl gedacht, da „natürlich" oder „wirklich" hier nicht das sogenannt wirkliche Alltagsgeschehen ist, sondern allein das Reich der Seele und alles, was seine Kräfte darzustellen vermag mit den Dingen und Bildern unserer Erscheinungswelt. So ist dieser Roman anderseits auch eine expressionistische Dichtung, wenn Expressionismus soviel heißt wie daß jedes in der betreffenden Dichtung erscheinende Ding, bis zum alltäglichsten und kleinsten, Träger ist eines Ausdrucks und somit nicht herausfallend aus der seelischen Einheit des Ganzen.

Theodor Däubler rückt immer mehr in den Mittelpunkt der literarischen Diskussion. Da erschien es dem Verlag geboten, sein Hauptwerk „Das Nordlicht", das bisher nur in einer zahlenmäßig begrenzten und jetzt vergriffenen Ausgabe vorlag, wieder aufzulegen. Demgemäß wird es im Laufe des Frühlings als Dünndruckausgabe in zwei Bänden erscheinen.

Viele Freunde unserer Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben haben es bedauert, daß diese nicht wieder in Ganzleder zu haben gewesen sind. Ihnen können wir mitteilen, daß wir uns entschlossen haben, auch die Ganzlederausgaben wieder aufleben zu lassen, freilich, was wir selbst am meisten bedauern, zu einem Preis, der den früher dafür gezahlten um ein Vielfaches übertrifft. Es wird dadurch allen Besitzern unvollständiger Exemplare Gelegenheit zur Komplettierung gegeben. Das gleiche gilt für unseren achtbändigen Storm, von dem wir bei Anlaß des inzwischen nötig gewordenen abermaligen Neudrucks nach Maßgabe der eingegangenen Meldungen die fehlenden Bände auf starkem Papier nachdrucken lassen werden.

Unser Lenau steht kurz vor seiner Vollendung: der sechste Band wird bestimmt im ersten Viertel des nächsten Jahres erscheinen. Vom Hölderlin kann nunmehr auch mit Sicherheit gesagt werden, daß er im Jahre 1921 vollständig wird.

Ein Seitenstück zu unserer Storm-Ausgabe auf Dünndruckpapier wird in unserer Keller-Ausgabe erstehen; auch wird dieser Dichter nunmehr seinen Einzug in die Insel-Bücherei halten.

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / DRITTES HEFT
FEBRUAR 1921
*

Und was wir heute sammeln und gestalten,
Das wird der Morgen schonungslos zerstreuen;
Doch wollt ihr einen süßen Kern erhalten,
Dürft ihr euch nicht zu sehr der Schalen freuen;
Wenn sich der Geist der Geister will entfalten,
Wird unablässig er das Wort erneuen.
Wir aber müssen bei der Arbeit lauschen,
Wohin die heilgen Ströme wollen rauschen!
Gottfried Keller

HUGO VON HOFMANNSTHAL

BEETHOVEN

1770—1920

EINHUNDERTUNDFÜNFZIG Jahre sind ein gewaltiger Zeitraum, gemessen am Leben des Menschen. Die Nation aber mißt mit anderen Maßen, und jenes Damals ist ihr ein Gestern. Damals war über der deutschen Nation eine Zeit wie junger Morgen, aufsteigend gegen hohen Mittag. Die Stunde im Leben des Volkes, die heute geschlagen hat, wüßten wir kaum zu benennen. Aber wir müssen sie auswarten und fest und ruhig in ihr stehen: das ist unser Teil.

Mozart war da, und hier in diesen Gemarken, wo sich das neue und alte Europa berühren, an diesem Grenzstrich zwischen römischem, deutschem und slawischem Wesen, hier war die

Digitized by Google

Musik entstanden, die deutsche Musik, die europäische Musik, die wahre, ewige Musik unseres Zeitalters, die volle Erfüllung, natürlich wie die Natur, unschuldig wie sie. Aus den Tiefen des menschlichsten der deutschen Stämme hervorgestiegen, trat sie vor Europa hin, schön und faßlich wie eine Antike, aber eine christliche, gereinigte Antike, unschuldiger als die erste. Aus den Tiefen des Volkes war das Tiefste und Reinste tönend geworden; es waren Töne der Freude, ein heiliger, beflügelter, leichter Sinn sprach aus ihnen, kein Leichtsinn; seliges Gefühl des Lebens; die Abgründe sind geahnt, aber ohne Grauen, das Dunkel noch durchstrahlt von innigem Licht, dazwischen die Wehmut wohl — denn Wehmut kennt das Volk — aber kaum der schneidende Schmerz, niemals der Einsamkeit starrendes Bewußtsein.

Für ewig hatte dieses junge Volk der Deutschen, das späteste in Europa, das neugeborene aus dem Grab eines dunkeln Jahrhunderts, seine Stimme gewonnen, und ihr Wohllaut fließe ewig durch die aufeinanderfolgenden Geschlechter hin und sei gesegnet und das Volk erkenne in ihm den innersten Klang seiner frommen und freudigen Seele: aber wer ist Beethoven, daß wir trotz Mozart ihn heute feiern, in der dunklen, ungewissen Stunde, als einen, der keinem weicht; daß wir heute sagen: Jener war der einzige, Er aber war der Gewaltige?

Nicht länger in diesen neueren Zeiten bleiben die Nationen eine Einheit in sich, wie wir uns die Alten denken oder die großen Völker des Orients: wie ein einziger metallener Stab das ganze Volk, einen vollen Ton gebend unterm Hammerschlag des Schicksals; am wenigsten sie, die zerklüftete von Anbeginn, die deutsche. Myriaden Seelen lösen sich von der innigen Gemeinschaft und bleiben, Gelöste, ihr doch schwebend verbunden: unantiken Gepräges, die neueren Menschen, Vorväter uns und Brüder zugleich, denn wir sind für dieses Geschlecht wiederum, was sie für ihres waren: die Geistigen; nicht die

Digitized by Google

Blüte der Nation, wer wagte das zu sagen ohne Scham? — auch nicht das Herz, aber doch wohl ihr Flügel, mit dem sie sich hebt über den Abgrund der Sonne entgegen. Nichts war würdig an ihnen, zu bestehen, wofern sie sich abtrennten im Letzten von der Wesensart des Volkes, und doch war Vereinzelung ihnen auferlegt. Furchtbar war und ist ihr Geschick, an ihnen aber hängt doch das Geschick der Nation, und sie sind die Erbvollstrecker der Jahrhunderte. Hin und her geworfen zwischen großem Stolz und Schwachmut, zuzeiten dünken sie sich Göttersöhne — Schöpfer, das ungeheure, fast lästerliche Wort dünkt ihnen nicht zu groß, die Fülle zu malen, die sie in sich tragen; dann aber stürzen sie wieder dahin wie Ikarus. Das Stumme, Ungesellige der Nation, in ihnen ward und wird es zur glühenden Qual. Sie verzehrten sich im Gefühl der unmitteilbaren Fülle. Mitten unter den Menschen waren sie einsam wie die Eremiten. Ihrem Drang zu genügen, kam Werther, der maßlos Liebende, Faust, der maßlos Begehrende; für sie warf Schiller Gestalt auf Gestalt in die Welt, die dem Gesetz der Welt das Gesetz des eigenen einzelnen Herzens entgegenstellte, und hieß in kühnen Reden hochsinnig Gestalt die Gestalt überbieten; für sie horchte Herder, begabt mit maßloser Gewalt des Ohres, in die Jahrhunderte und in die Völker. Aber ihrem Drang war der Werther unzulänglich, der Faust gab ihnen nicht das Letzteste; über Herders Ohr ging ihre Begierde hinaus, das Unhörbare zu erhorchen, und Schillers Gestalten waren die Beredsamkeit ihrer Träume, nicht der Nerv ihrer Taten. Denn dieser Beredsamkeit letztes Ziel war Politik, und danach stand ihnen nicht im tiefsten der Sinn, dazu waren sie zu unreif und zu überreif immer wieder. Sie ringen um das lebendige Wort und um die lebendige Tat, sehnen sich nach dem Unerreichlichen: daß das Wort und die Tat eins sei. Mozarts Klänge waren ihren drangvollen Herzen zu erhaben in ihrer Harmonie und zu irdisch

Digitized by Google

friedevoll. Sie wollten den Redner, der ihr Zerklüftetes in eins brächte und das Übermaß der Empfindung reinigte und heiligte; den Priester, der ihr Herz hinauftrüge vor Gott wie ein verdecktes Opfergefäß; den Wortführer — aber wie sage ich es? sie wollten den Priester ohne Tempel, den Wortführer gewaltig wie Moses und doch beschwerten, behinderten Mundes; sie wollten den Redner, das Unsägliche zu sagen. Ihre ganze Inbrunst ging auf das, was unerfüllbar schien. Da rief der Genius der Nation noch einen: da trat Beethoven hervor.

Er trat herein in Haydns und Mozarts Welt, wie Adam hereintrat zwischen die vier Ströme des Paradieses. Er glich den Engeln und war nicht ihresgleichen, frommen, aber störrischen Gesichtes: er war der erste Mensch. Sein Verhältnis zur Musik war nicht mehr unschuldig, es war wissend. Das singende, gleichsam mit Menschenstimme sprechende Orchester unter seinen Händen sang nicht mehr reinen Wohllaut, verklärte Harmonie der Schöpfung: es sang eigensinnig des einzelnen Menschen Lust und Weh. Jeder Musiksatz war ein Thron der Leidenschaft. Ihm war Brust und Stimme gegeben, das Heilige aus seinen geheimen Wohnsitzen zu rufen, und er rief es zu sich, dem Einsamen, mit ihm zu ringen und mit ihm zu spielen. Einsam führte er ein tönendes Gespräch mit dem eigenen Herzen, mit der Geliebten, mit Gott, ein stockendes Gespräch, oft ein erhaben-verwirrtes. Aus unzerbrochenem, im Aufruhr noch frommem Gemüt ward er der Schöpfer einer Sprache über der Sprache. In dieser Sprache ist er ganz: mehr als Klang und Ton, mehr auch als Symphonie, mehr als Hymnus, mehr als Gebet: es ist ein nicht Auszusagendes: eines Menschen Gebärde ist darin, der dasteht vor Gott. Hier war ein Wort, aber nicht das entweihte der Sprache, hier war das lebendige Wort und die lebendige Tat, und sie waren eins.

Digitized by Google

Sein Werk ist nicht volkstümlich und wollte es nicht sein. Aber es ist darin das, was vom Volk emporsteigt in die Einzelnen und dort aufs neue Wesen wird, so wie das ganze Volk ein Wesen ist, darum kann sich zwar das Volk in seinen Werken nicht erkennen, aber die einzelnen, die vom Volk abgelöst sind und zu ihm gehören, können ihr und ihres Volkes Wesen in ihm erkennen. Dem Mann aus dem Volk gleichend, hatte er eine unzerbrochene, unzerklüftete Seele. Aber er hatte, was das Volk als Ganzes nicht kennt und was die vielen nicht kennen, die das Wort meist trüglich im Munde führen: geistige Leidenschaft, und aus ihr machte er den Sitz der Musik. Stark war er und beherzt und mutig und unschuldig wie ein Kind; aber in Ahnung und Aufschwung konnte er sich erheben, wohin kaum je ein Mensch gedrungen war. Aufrichtig war er und wahr; alles im Bereich des Geistes hat er gefühlt und gekannt, nur nicht den Zweifel. Jede Regung des Gemüts hat er auszusprechen vermocht, nur nicht den Leichtsinn. Ganz war er: was ihn traf, das traf den ganzen Menschen. Sein Leib war stark und kraftvoll bis zur Derbheit und ausgestattet zu leiden, wie eines Propheten und Mittlers Leib. An dem Sinn, der ihm das Übersinnliche zubrachte, traf ihn die Prüfung und machte ihn ärmer als den gewöhnlichsten Menschen. Darin gleicht er dem Moses, der reden mußte mit Gott für sein Volk und ein Stammler war. Sein Leib und sein Geist waren eins, schließlich blickte sein gewaltiges, störrisches Antlitz genau wie seine Werke, und wo sein Leib ruht, da ist wahrlich eine geheiligte Stätte und das Grab eines Heroen. Ehre uns und Erhebung auf immer, die wir es umwohnen. Denn ihn trugen, so war es bestimmt, vom fernen Rhein zu uns her die Schritte; Mozart und Haydn, die unseren, traten ihm entgegen; unsere Landschaft hat ihm mit Rauschen der Bäume und Singen der Vögel das Herz gesänftigt, solange noch ein Laut der Welt in sein Inneres drang; auf unseren Boden hat er sich hingeworfen, in sich

Digitized by Google

hineinzuhorchen, und Grillparzer und Schubert haben seinen Sarg zu Grab getragen.

Feierlich ist dieser Augenblick, da wir eines solchen Menschen gedenken, und wie er unter uns herumging und wie wir den Fuß in die Stapfen seiner Füße setzen — und erhöht dadurch, daß er ein großes Volk in der Erniedrigung trifft. In der lichtlosen Stunde erglänzen die Geschmeide des Himmels, und unter diesen ist er. Es ist nicht die Stunde, Feste zu feiern, aber es ist die Stunde, sich zu sammeln und sich aufzuerbauen. Angegriffen ist diese Nation in ihrem Tiefsten, und unzerbrochen dennoch trägt sie, und trägt nicht knirschend, sondern in tiefen Gedanken. Verschuldung fühlt sie gegen den eigenen Genius und will ihr Herz emporheben über die Verschuldung. In den einzelnen sucht sie sich wieder herzustellen, der eigenen unerschöpflichen Tiefe dunkel bewußt, und wieder hängt an den einzelnen das Geschick und an der Jugend, ob sie sich würdig erweise. Abermals zeigt sich das Zeichen der im Tiefsten ungeselligen, unberedsamen Nation. Das Wort der gemeinsamen Sprache, das alle binden sollte zur Einheit, hält alle tausendfach auseinander wie Ketzer und Widerketzer. Die Nation hat im Geistigen nicht einerlei Sprache, so hat sie keinerlei. Ihr fehlt aber und abermals der Seelenmittelpunkt, so liegt sie da, ihres eigenen Daseins nicht mächtig und mit fremden, verworrenen Gedanken wie ein Krankes. Aber die einzelnen sind des Hohen noch eingedenk, und noch tragen sie in sich aufgebaut den Thron der geistigen Leidenschaft, von wo der glühende Gedanke, nach allen Seiten ausladend, hineilt, zu umfassen ein Ewiges, nie ganz zu Umfassendes. Dem Wort mißtrauend, sind sie unberedsam aus Keuschheit; in ihrem Herzen aber ist sprachlose Sprache, die über allen Sprachen ist, ist Wissen um alle Finsternisse des Daseins und dennoch Hoffnung bis an die Sphären.

In diesem feierlichen Augenblick treten sie ernst zueinander,

Digitized by Google

und wo ihrer nur zwei oder drei beisammen sind, da ragt über ihnen ein Haupt unausdeutbaren Ausdruckes, störrisch und fromm zugleich — templum in modum arcis —, ein Gottestempel in Gestalt einer Burg: Beethovens Haupt.

Wir gedenken seiner in dieser Stunde. Möge er in der gleichen Stunde unser gedenken und durch uns hinziehen mit dem Wehen seiner Kraft und seiner Reinheit.

* * *

GOTTFRIED KELLER

AN DAS HERZ

Willst du nicht dich schließen,
Herz, du offnes Haus!
Worin Freund' und Feinde
Gehen ein und aus?

Schau, wie sie verletzen
Dir das Hausrecht stets!
Fühllos auf und nieder,
Polternd, lärmend gehts.

Keiner putzt die Schuhe,
Keiner sieht sich um,
Staubig brechen alle
Dir ins Heiligtum;

Trinken aus den goldnen
Kelchen des Altars,
Schänden Müh und Segen
Dir des ganzen Jahrs;

Werfen die Penaten
Wild vom Herde dir,
Pflanzen drauf mit Prahlen
Ihr entfärbt Panier.

Digitized by Google

Und wenn zu verwüsten
Nichts sie finden mehr,
Lassen sie im Scheiden
Dich, mein Herz, so leer!

Nein! und wenn nun alles
Still und tot in dir,
O, noch halt dich offen,
Offen für und für!

Laß die Sonne scheinen
Heiß in dich herein,
Stürme dich durchfahren
Und den Wetterschein!

Wenn durch deine Kammern
So die Windsbraut zieht,
Laß dein Glöcklein stürmen,
Schallen Lied um Lied!

Denn noch kanns geschehen,
Daß auf irrer Flucht
Eine treue Seele
Bei dir Obdach sucht!

* * *

GOTTFRIED KELLER

DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG

In einem benachbarten Kanton lebt ein Apotheker, ein Mann, der früh und spät unter seinen Töpfen mit Latwergen, Pillen und Salben anzutreffen ist, dessen emsige Hand mit einer bewundernswürdigen Fertigkeit die Rezepturen komponiert, Extrakte destilliert, Posten einregistriert und überhaupt alles besorgt, was im Bereich seines Geschäfts nur vorkömmt; er

Digitized by Google

Eduard Süffert: Gottfried Keller. Zeichnung um 1840

Digitized by Google

Digitized by Google

besucht keine Vergnügungsplätze, gibt keine Gesellschaften und nimmt auch keine Einladungen an; er geht jahraus, jahrein in kein Wirtshaus und schmäht über jene, die abends nach vollbrachter Arbeit ihren Schoppen trinken. Seine teure Ehehälfte besorgt das Hauswesen; sie hat keine Magd, tut alles selbst, scheuern und putzen, kochen und braten, flicken und stricken, alles liegt ihr ob; auch sie besucht keine Teegesellschaften, keine Theater und Tanzpartien, sondern nur allwöchentlich mit ihrem Eheherren den Gottesdienst.

Diese guten Eigenschaften verlieren aber plötzlich sehr an Gehalt, wenn wir diese Leutchen schärfer aufs Korn fassen — der Hauptzug ihres Charakters ist Geiz und Mißgunst; es ist zwar nicht jener gemeine Geiz, der sich selbst keinen guten Bissen gönnt und lieber am Hungertuch nagt, als einen Kreuzer aus der schweren Geldkiste nimmt, um schwarzes Brot zu kaufen; nein, dieser schmutzige Geiz ist es nicht, denn er und seine Ehehälfte sind Leckermäuler, und die schönsten und besten Bissen zieren tagtäglich ihren Tisch, die besten Weine kitzeln ihren Gaumen, und den allerfeinsten Knaster dampft der Herr aus seinem Pfeifchen; handelt es sich aber darum, ihren Mitmenschen beizustehen, so ist des Apothekers Herz und Haus verschlossen, und der Arme und Bedrängte kann getrost an seiner Türe vorbeigehen, denn nicht ein Pfenning wird ihm gereicht.

Wenn wir vorhin sagten, daß er alles selbst tue, so ist dieses ein moralischer Zwang bei ihm, ebenso bei seiner Frau, denn kein Gehülfe, keine Magd kann es in seinem Dienst aushalten; er, so wie sie mißgönnen diesen jeden noch so karg zugemessenen Bissen; die elendesten Suppen, das schlechteste Brot ist mehr wie gut genug. Sein ganzes Dienstpersonal hatte sich demnach bis auf einen Kopf reduziert, dieser Kopf gehörte dem Lehrling an, einem gefräßigen, spindeldürren Burschen, der schon zweimal das Hasenpanier ergriffen hatte,

Digitized by Google

aber jedesmal wieder eingeholt wurde, weil ihn ein Lehrkontrakt auf vier Jahre fesselte. Dieser Bursche wurde daher im Laboratorium, im Magazin und in der Küche, je nach Bedürfnis, postiert, um die rohen Arbeiten zu verrichten.

Hans, so ist sein Name, war aber die Gefräßigkeit selbst, und wo es irgendwo was Eßbares gab, entweder um den Hunger zu stillen oder aber um den Gaumen zu kitzeln, da waren seine fünf Finger zum Griffe bereit. Unzählige Male hatte schon der braunlackierte Rohrstock des Apothekers seinen Rücken blau und grün durchgewalcht, und täglich zogen der Frau Prinzipalin magere Krallen tiefe, blutige Furchen in sein Gesicht; doch alle diese Mittel waren nicht kräftig genug, ihm den Kappzaum der Mäßigkeit anzulegen; seine Muskeln waren in steter Bewegung auch selbst dann, wenn sie nichts zu verarbeiten hatten; öfters lag er vorm Schlüsselloch und sah seine geizige Herrschaft ein köstliches Gericht verzehren; unwillkürlich waren dann aber auch seine Kiefer in auf- und abgehender Bewegung; gekaut mußte unser Hans nun einmal haben, und wäre es auch nur zum Schein.

Sein Lieblingsaufenthalt war das Magazin; hier wurde Kakau mit Zucker, Schokolade, Sirup, wohlschmeckende Latwergen, Honig u. s. f. mit einer Gier und Wollust geleckt, gekaut und verschlungen, welchen seligen Genuß er aber stets, wenn er ertappt wurde, mit dem Braunlackierten zu büßen hatte. Eine kleine Entschädigung fand er dann immer noch in einem Gefräß, wo sein Tyrann noch gar keine Ahnung davon hatte; es waren nämlich die weltberühmten Pâte pectoral von Georgé, Apotheker in Epinal. Diese waren als Kommissionsartikel in einer Kiste verpackt, von welcher er den untern Boden gelöst hatte, die Schachteln schichtweise von ihrem Inhalte säuberte und wie geschnitten Brot hineinwürgte. Diese Mahlzeit nannte er seinen Rekompens-Artikel; doch nur sehr ungerne machte er Gebrauch davon, nicht deshalb als ob sie

Digitized by Google

ihm nicht mundeten, sondern eine gräßliche Versuchung hatte er jedesmal zu überwinden, wenn er zu den Schachteln gelangen wollte. Auf dieser Kiste nämlich standen zwei große, weithalsige, wohlverschlossene weißgläserne Flaschen, in welchen nach seinem Dafürhalten die appetitlichsten, feinsten eingemachten Früchte sich befanden, und immer war es ihm, wenn er sie herunternahm, als müsse er hineinlangen, um seine Freßbegierde zu befriedigen; aber die verdammten Etiketten dieser Gefäße machten ihn zittern und zagen; grau und schwarz wurde es immer vor seinen Augen, wenn er das gräßliche Wort las: „Gift, Sublimat", und dann den grinsenden Totenkopf betrachtete, welcher darunter gemalt war: — „Nein, das ist jammerschade, daß diese herrlichen Früchte giftig sind", murmelte er dann vor sich hin, und stellte sie betrübt nach beendigtem Geschäfte wieder an Ort und Stelle.

Eines Morgens, es war Sonntag, als er eben seinem Rekompens-Artikel wieder tüchtig zusprach, tönte die grellende Stimme der Frau Apothekerin und beschied ihn in die Küche. Das böse Gewissen malte ihm schon die ausgestreckten Krallen der Hausxanthippe entgegen, als er die Treppe zur Küche hinabsprang und den letzten Knollen Gummi pectoral hinabwürgte, — doch hier erwartete ihn ein ganz anderer Anblick. Sein Tyrann stand da im zimmtfarbenen Saturrock, garniert mit blauen, stählernen Knöpfen, ein Paar enge Nankinghosen, weißseidene Strümpfe und beschnallte Schuhe; in seiner Hand prangte der bekannte Braunlackierte; neben ihm verweilte die Hauseule im zeisiggrünen Kleid mit großem Pelerinkragen, ihre Kräuel waren nicht zur Attacke ausgestreckt, sondern waren eben damit beschäftigt, aus einer Handvoll kleiner Geldmünzen die falschen und ungangbaren herauszusuchen, um sie, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Gottesdienst in die Armenbüchse zu schieben.

„Hans," hub endlich der Apotheker an, „heute ist der

Digitized by Google

Geburtstag deiner nachsichtsvollen Prinzipalin, meiner lieben Frau, und deshalb besuchen wir heute gemeinschaftlich den Gottesdienst." „Und hier," nahm die Hausherrin das Wort, „hier ist Arbeit für dich, die du während unserer Abwesenheit verrichten kannst." Ein Schupf unter die kurzen Rippen zeigte ihm den Weg zum Feuerherd, wo ein Spanferkel ganz allerliebst am Spieße stak und schon einen angenehmen Duft um sich her verbreitete. „Hier, Bursch, ist das, was du vollbringen sollst; du drehst in einem fort den Spieß, gießest öfters Brühe nach und schürst die Kohlen; gib acht, daß nichts verbrennt, oder ich rupfe dir die Ohren rot und blutig." „Und auch ich tu dann das Meinige, Schlingel," rief der Herr, indem er den Stock über Hansens Kopf pfeifen ließ, „ich brate dich gleich jener Sau am Spieß; verstanden, he!" Unter solchen Drohungen verließ das fromme Paar das Haus. Nachdem das Schloß zweimal geknarrt und der Schlüssel den Rückzug genommen hatte, wurde es unserm armen Bratenwender wieder wohler ums Herz.

Die lieblichen Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchssinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß seine Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen gerieten. Immer brauner und saftiger wurde das Säulein, und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher, und es knisterte und knapperte und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um. Und der arme Hans, da saß er nun und drehte die Spindel und löffelte und tunkte und schürrte, und wie ein fein angerauchter Meerschaumkopf so braun, so glänzend und glatt war die Haut zur Kruste geschmort, und er saß da, den Mund voll Wasser und das stiere Auge fest auf das bratende Ferkelchen gerichtet. „Hat doch jeder Koch, jede Köchin das Recht, die von ihnen bereitete Speise zu versuchen,"

Digitized by Google

hob er für sich sprechend an, „warum soll auch ich nicht ein kleines Pröbchen kosten? Das Krüstchen da am hintern Schinken, was ohnehin zu hoch hervorsteht, wäre wohl nicht übel, die Stelle wird schon wieder braun und glatt.“ Gesagt, getan, und fort war das Krüstchen in Hansens bodenlosen Schlund. Es wäre ein frivoles Unternehmen, den Effekt zu beschreiben, den dieser Leckerbissen in Hansens Gaumen verursacht hatte; er saß da mit funkelnden Augen und schnalzender Zunge, und aus seinen Mundwinkeln triefte Fett im glänzend langsamen Zuge.

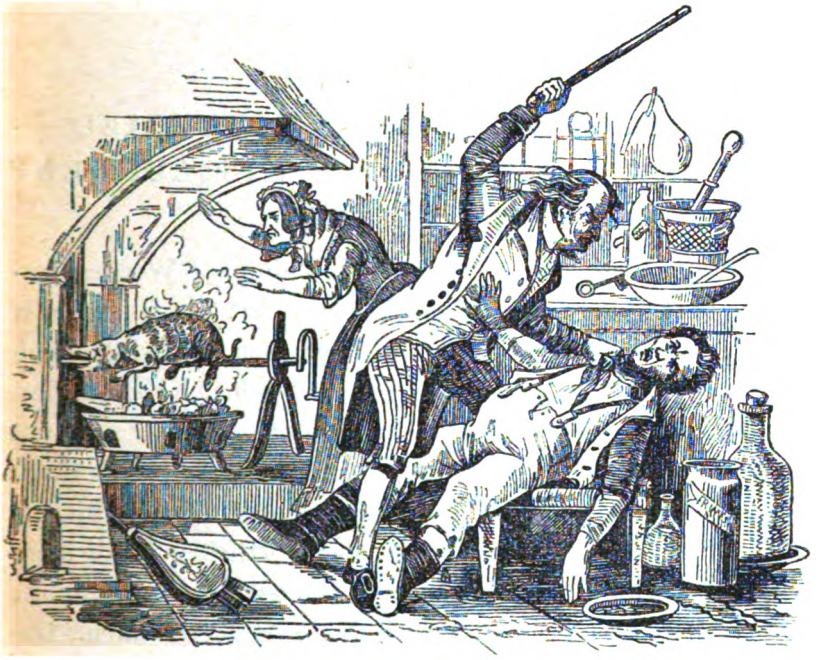
„Wer a gesagt, der sagt auch b, c, d dann hinten drein.“ Auch unserm in Wollust und Wonne aufgelösten Hans erging es nicht besser. Mit dem Genuß des ersten Stückchens hatte der Satan ihn schon beim Wickel gefaßt und flüsterte ihm beruhigend zu: „Friß du nur, du armer Schelm, du hast ja sonst nichts auf der Welt als deine Wassersuppe mit verdorbenem Brot und einen ewig blauen Rücken, hast ja auch gar keine freudige Stunde, drum nur noch dreist ein Krüstchen abgelöst, es wird ja ganz gewiß schon wieder braun, sei deshalb ohne Sorgen, niemand merket den Raub“ — und Hans, der arme Hans ging in die Falle, der zweite Angriff war noch viel besser und die folgenden zum Entzücken gut, fort war endlich die ganze Kruste — „sie wird schon wieder braun, du Narr, sie färbt sich schon, nur immer zu“, so klang's in seinen Ohren. Der Hauptbissen oder der Knalleffekt des ganzen Mahles waren die Öhrlein der Sau, diese knapperte Hansens Gebiß mit einer Behaglichkeit zusammen, daß er alles rings um sich vergaß: er lebte in einem Wonnetaumel, der seinen Geist, gleichsam wie zwischen Schlafen und Wachen, gefesselt hielt. Die lüsternsten Freßvisionen tanzten unablässig vor seinen Sinnen; bald war es ihm, als befinde er sich unter den Gästen der Hochzeit zu Cana und verschlinge eben eine ganze Pastete von gehackten Kapaunen, während der Oberkoch

Digitized by Google

im rotgalonierten Scharlachfrack mit Beihülfe von noch vierzehn Unterköchen damit beschäftigt war, eine ungeheure Schüssel gerade vor ihm auf den Tisch zu placieren, worauf sich ein ganzer gebratener Ochse in aufrechter Stellung befand — und ihm sei die Aufgabe gestellt, diesen Koloß bis auf das nackte Bein zu verzehren. — Einmal kam es ihm sogar vor, als sei er eine von den sieben mageren ägyptischen Kühen und habe Reißaus genommen und befinde sich eben jetzt in einer üppigen Kornquader, wo er nach Herzenslust seinen gräßlichen Hunger stille. — — Unter solchen Träumereien war endlich das ganze Schweinchen aufgezehrt, da ließ Hans noch einmal seinen trunknen Blick vom Kopf bis zum Steiß hinüberstreifen, ob nicht irgendwo ein Stückchen unbeachtet geblieben sei, — doch o weh, diese Forschung warf ihn gleich einem zerschmetternden Blitz in die Wirklichkeit zurück, denn er gewahrte das noch unbeachtet gebliebene, stockgerade herausstehende braunglänzende Schwänzchen, das ganz getreu, nur im verkleinerten Maßstab, so aussah, wie der braunlackierte Imperativ seines Herrn. — Die Kapaunpastete, der ganze gebratene Ochse und die üppige Kornquader waren verschwunden, und jetzt erst sah er das häßliche Gerippe der abgenagten Sau vor sich, und es grinste ihn an, als wolle es sagen: Jetzt Freund, jetzt kommst du an meiner Stelle an den Spießdorn. Das war dem armen Hans zu viel: nun stand es fest und unabwendbar vor seiner Phantasie, daß der Apotheker ihn zuerst halbtot schlagen und dann am Spieß braten werde. Nein, diese Marter ist zu groß — sterben mußt du nun doch einmal, nun so sei es denn in Gottes Namen, ich will mir lieber selbst einen plötzlichen Tod bereiten — ich will Gift nehmen. Und Hans holt die zwei großen gläsernen Flaschen herunter, setzt sich bequem hin und stopft und würgt die delikaten Früchte hinunter. — „O köstliches Gift, schade, daß du tötest", ruft er aus und sinkt ermattet am Herd nieder, hier erwartet er den

Digitized by Google

Tod, der aber durchaus nicht erfolgen will. Da knarrt die Haustüre, und gleich einer Salzsäule, mit erhobenem Stocke, weit aufgerissenen Augen und offenem Munde steht der Apotheker da, er glaubt zu träumen, da fällt sein Blick auf Hans, dieser lächelt ihm noch sterbend zu, und mit einer Wut fährt er diesem nach der Gurgel, um ihn apfelweich durchzubläuen.



Da lallt Hans mit schwacher Stimme: „Lassen's, Herr, lassen's, ich bin gleich tot, lassen's nur, ich habe mich vergiftet!" Da fährt der Apotheker entsetzt zurück. „Was, vergiftet, vergiftet, womit, mit was denn?" „Herr, die delikaten Sublimatfrüchte, beide Gläser, Herr, beide Gläser leer, Herr!" „Da soll dich ja der Teufel holen, du verfluchter Halunke, auch noch meine herrlichen Früchte hast du verschlungen?" Und Hieb auf Hieb fiel auf Hansens Rücken, bis er, trotz dem besten Rostbeaf, weich geplutzt war. „Oh ich Tor," jammerte der

Digitized by Google

Apotheker, „ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetikette darauf klebte, und doch sind sie durch die gefräßige Bestie verzehrt worden."

Wenige Minuten nachher sehen wir unsern vergifteten Hans mit einem tüchtigen Gerbemittel im Leib und einem wohlapplizierten Tritt zur Haustüre des Apothekers hinausfliegen.

* * *

EMIL ERMATINGER

DIE ENTSTEHUNG VON GOTTFRIED KELLERS SCHWANK „DIE MISSLUNGENE VERGIFTUNG"

ENDE Juni oder anfangs Juli 1846 — ein paar Wochen vorher waren seine „Gedichte" erschienen — hat Gottfried Keller in Chur die Bekanntschaft des bündnerischen Politikers Friedrich Wassali gemacht, der damals den Bündner Kalender herausgab, und nach seiner Rückkehr nach Zürich hat er ihm eine Erzählung für seinen Kalender in Aussicht gestellt. Die kleine Novelle ist ohne Verfassernamen im Jahrgang 1847 erschienen. Jakob Bächtold wollte sie, wegen der stofflichen Ähnlichkeit mit dem Anfang von „Kleider machen Leute", in dem Schwank: „Der Schneider, welcher den Herrn spielt" erkennen. Dagegen habe ich wahrscheinlich zu machen gesucht, daß nicht die Schneidernovelle, sondern die „Mißlungene Vergiftung" Kellers Kalenderbeitrag sei.

Ausschlaggebend waren für mich vor allem folgende Gesichtspunkte: erstens die Unterzeichnung dieses Beitrages mit K.; alle andern Stücke des Kalenders sind ungezeichnet, stammen also offenbar von dem Herausgeber. Zweitens das Motiv des Hungerns und der Eßfreude eines jungen Menschen, sowie die groteske Anschaulichkeit, mit der dieses Motiv ausgemalt ist. Wer die Phantasien eines Redakteurs in den Hunds-

Digitized by Google

Gottfried Keller: Richtersweil. Getuschte Kreidezeichnung
(München 1840–1842)

Digitized by Google

Digitized by Google

tagen aus Kellers Münchner Zeit und die spätern Schilderungen ähnlicher Situationen in „Kleider machen Leute“ und „Spiegel das Kätzchen“ kennt, muß auch bei der „Mißlungenen Vergiftung“ an Keller denken. Und endlich, wer erkennt nicht in dem Anfang des Schwankes eine bis ins Stilistische reichende Verwandtschaft mit den „Drei gerechten Kammachern“? Meine Annahme ist, soviel ich sehe, von niemand mit ernsthaften Gründen widerlegt, vielmehr seither der Schwank als Kellers Eigentum angesehen worden. Ich bin nun heute in der Lage, auch die Quelle bekanntzugeben, aus der das zweite Motiv der Erzählung, eben die mißlungene Vergiftung, stammt.

Zu Beginn des Jahres 1880 erinnerte Gottfried Keller Ida Freiligrath daran, wie ihm im Sommer 1846 Ferdinand einen Brief von Clemens Brentano auf seiner traulichen Stube, in seinem roten Schlafrocke, vorgelesen habe. Dabei müssen sich die beiden Freunde über Brentano unterhalten haben. Keller selber kannte den Romantiker bereits gründlich, wie schon das in der Sammlung der „Gedichte“ erschienene Sonett auf Clemens Brentano, Kerner und Genossen zeigt, und er muß auch Brentano besonders hochgehalten haben; denn als Freiligrath im Juli 1846 Zürich verließ, schenkte er Keller zum Abschied eine hübsche Radierung, die Clemens Brentano darstellte. Was mag der Anlaß zu der Vorlesung von Brentanos Brief, den Freiligrath schon seit sechs Jahren besaß, und dem Gespräche über den Romantiker gewesen sein? Ich vermute, es waren Brentanos köstliche Märchen, die damals, von Guido Görres aus dem Nachlaß herausgegeben, in zwei Bänden im Cottaschen Verlage erschienen. Wenigstens hat Keller von allen Werken Brentanos die Märchen vorzüglich geschätzt. Er rühmt sie in der Heidelberger „Grille“: „Die Romantik und die Gegenwart“ vom Juni 1849. Er hat sie selber als einziges Werk Brentanos in seiner Bibliothek besessen und muß sie, trotz seiner Geldknappheit, bald nach ihrem Erscheinen gekauft

Digitized by Google

haben; denn die Schriftzüge einer von seiner Hand stammenden Druckfehlerberichtigung im Vorwort (I S. XXIV: „Ort" in „Ohr") scheinen mir in die vierziger Jahre zu weisen.

Und aus einem Märchen Brentanos stammt nun auch das Motiv der mißlungenen Vergiftung.

In der Geschichte von dem „Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen" läßt Brentano den vierten Sohn, Pinkepank, erzählen, wie er bei einem Apotheker als Gehilfe im Dienst gestanden habe. Einmal muß er einem Kinde für seine kranke Mutter Pillen bereiten. Er will dem Kinde etwas recht Gutes geben, nimmt weißen Zucker aus einer Büchse, rollt die Pillen darin hin und her und läßt auch das Kind von dem Zucker kosten. Wie es fort ist und er die Büchse wieder an ihren Ort stellt, merkt er, daß er sich versehen hat: auf dem Gefäß, in dem er Zucker gewähnt hat, steht mit großen Buchstaben: „Bleizucker". Nun rennt er in seiner Verzweiflung dem Kinde nach, findet es aber nicht mehr. Er läuft zur Apotheke zurück und beschließt, von dem nämlichen Gifte zu essen, um zu sterben: „Ich stürzte nach der Büchse hin und riß sie auf und aß in der Verzweiflung alles, was darin war; aber auf einmal kam der Apotheker heraus mit einer großen Süßholzwurzel in der Hand und kriegte mich beim Schopfe zu fassen und prügelte mich ganz abscheulich und rief immer dabei: „Oh! Du naschhafter Zuckerschlecker! Da hast du auch Süßholz dazu, du Bengel!..." Ich aber rief immer dazu: „Oh! Herr Prinzipal! Schlagen Sie mich tot, um Gottes willen schlagen Sie mich tot, wenn das Gift mich nicht schon umbringt." — Der Herr Prinzipal aber war schon ganz müd und sprach: „Was redest du von Gift, du Narr!" — „Ei!" sagte ich, „war denn kein Bleizucker in der Büchse, es steht ja darauf geschrieben?" — „Nein, es war Zucker darin," sagte der Prinzipal, „ich werde dir Bleizucker dahin stellen, du unachtsames Naschmaul! Daß du mir die Leute vergiftest; ich habe alle

Digitized by Google

solche Sachen unter Schloß und Riegel liegen, damit kein Unglück geschieht, und in allen Büchsen, wo hier Gift darauf geschrieben steht, ist nichts als weißer Zucker, damit ihr mir das Naschen sein lasset."

Die Parallele ist, wie mir scheint, schlagend. Hier und dort ein Apothekergehilfe, der sich, um der Strafe wegen eines Fehltrittes zu entgehen, vergiften will, nach der Flasche oder Büchse greift, in der etwas Süßes, aber Vergiftetes steckt, und der dadurch gerettet wird, daß der Prinzipal, um sich vor der Naschhaftigkeit des Angestellten zu schützen, eine irreführende Gifteetikette auf dem Gefäß angebracht hat. Und beidemal wird der Gehilfe oder Lehrling von dem Apotheker gezüchtigt und zum Hause hinaus praktiziert. Wenn vielleicht zwei Dichter, jeder auf eigene Faust, das Motiv der irreführenden Giftinschrift hätten erfinden können, sie wären doch kaum zugleich beide auch auf den Zug gekommen, daß der Missetäter ein Apothekergehilfe ist. Gottfried Keller muß das Motiv von Brentano haben.

Aber nun stellt sich noch ein ernstes Bedenken in den Weg. Die Geschichte von dem Schulmeister Klopfstock steht im zweiten Bande der „Märchen", und dieser zweite Band trägt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1847. Gottfried Keller aber muß seinen Schwank schon 1846 geschrieben haben. Wie ist diese Schwierigkeit zu heben? Man kann annehmen, Freiligrath habe ihm das Märchen aus mündlicher Überlieferung erzählt; denn Brentanos Märchen liefen im Freundeskreise lange von Mund zu Mund, bevor sie gedruckt waren. Einfacher aber ist die Annahme der Vordatierung des zweiten Märchenbandes. Und diese Annahme entspricht denn auch der Wirklichkeit. Auch der zweite Märchenband war schon 1846 auf dem Markte. In dem Cottaschen „Anzeiger" im Monatsblatt der Allgemeinen Zeitung, Nr. 12 vom Dezember 1846, werden — worauf mich Eduard von der Hellen freundlich aufmerksam machte — beide Bände der Brentanoschen Märchen-

Digitized by Google

sammlung vom Verlage zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken erstmalig empfohlen.

Nimmt man nun an, daß der erste Band im Sommer, der zweite im Oktober oder November erschienen und auch in Zürich zu haben gewesen ist, so muß Keller bei seiner durch Freiligrath genährten Liebe zu Brentano sofort nach diesem wichtigen posthumen Werke des Dichters gegriffen haben. Damit bekommen wir auch einen zeitlichen Anhaltspunkt für die Abfassung seines Kalenderschwankes: November 1846. Es paßt ausgezeichnet zu seiner Art, zu arbeiten, daß er, nachdem er Anfang Juli Wassali die Erzählung versprochen, die Niederschrift bis auf die allerletzte Frist hinauszog.

* * *

PINDAR

NEMEA 6

DIESES Gedicht auf einen Knabensieg für die vornehme aiginetische Familie der Bassiden fällt etwas aus der üblichen Form des Siegesliedes heraus: es enthält keine breite Mythenerzählung und beginnt mit einem fast philosophisch gehaltenen Eingangsteil. Dessen Sinn ist: Obwohl Götter und Menschen an Macht so verschieden sind, stammen doch beide aus einem gemeinsamen Mutterschoß. Das Edelste am Menschen, das 'Angeborene' (= Charakter + Schicksal), steht der göttlichen Allmutter Erde nahe. Denn sie gibt in verschiedenen Jahren verschiedenen Ertrag, und das altberühmte Geschlecht der Bassiden hat erst nach längerer Pause wieder einen Schößling hervorgebracht, den Knaben Alkimidas, der durch einen Wettspielsieg den alten Glanz erneuert. Mit dieser Gedankenführung ist die Wendung zur prunkvollen Aufzählung der gleichfalls wechselvollen bisherigen Wettspielergebnisse des Alkimidas und anderer Bassiden gegeben. Mit Vers 45 wendet sich Pindar zu

Digitized by Google

der lockenden, leichten Aufgabe, die Insel Aigina zu preisen. Leicht zu besingen und schon oft besungen ist sie, weil die Aiakiden von dort stammen, besonders Achilleus, der den Aithiopen Memnon getötet hat. Der Schlußteil Vers 55—66 gilt wieder den zahlreichen Siegen des Knaben Alkimidas, wobei auch der Ringkampflehrer Melesias nicht vergessen wird.

Alkimidas
dem aiginetischen Knaben — dem Ringer

Eins ist der Menschen,
eins der Götter Geschlecht; doch von einer einzigen Mutter entsprossen
atmen wir beide. Aber uns trennt die gänzlich verschiedene
Macht, da das Eine nichts ist, aber der eherne Himmel ein ewig sicherer Sitz
bleibt. Dennoch gleichen in etwas,
sei es in des Geistes Adel oder in der Natur, wir den Unsterblichen,
wissen wir gleich nicht weder bei Tag noch bei Nacht,
nach welchem Ziel
uns das Schicksal zu laufen geschrieben hat.

Und jetzt
beweist Alkímidas, daß man sieht, das Angeborene
steht nahe den fruchttragenden Äckern, die wechselnd
einmal jährliches Leben den Männern aus den Feldern geben,
einmal wieder rastend Kräfte sammeln. Es kam doch
aus Nemeas lieblichen Spielen
der jugendliche Wettkämpfer, der dieser Stiftung des Zeus nachgehend
jetzt erscheint
als kein fangloser Jäger im Ringen,

Digitized by Google

denn in die Spuren des Praxídamas setzte er seinen Fuß,
gleichen Bluts wie sein Ahne.
Der hat als Olympiensieger den Aiakiden
zum ersten Male Zweige gebracht vom Alpheios,
und, fünfmal am Isthmos bekränzt
und zu Nemea dreimal, endigte er die Vergessenheit,
die über Sokleides lag, der der älteste
von Hagesimachos' Söhnen war.

Denn ihm
kamen drei Preisträger zum Gipfel des Ruhmes,
die die Kampfesmühen kosteten. Mit Gottes Gunst
hat noch kein anderes Haus der Faustkampf gemacht
zum Walter von mehr Kränzen in diesem Winkel, von ganz
Hellas. Ich hoffe
mit solch großem Wort habe ich das Ziel getroffen,
wie von einem Bogen schnellend. Richte auf diesen, o Muse,
den Fahrtwind
deiner rühmenden Verse!
Denn den abgeschiedenen Männern

tragen Sänge
und Sagen ihre schönen Taten weiter.
Des haben die Bassiden nicht Mangel, das altberühmte
Geschlecht,
sie laden eigene Siegeslieder auf ihr Schiff und sind imstande,
den Pflügern der Pieriden
vielen Hymnos zu bieten um ihrer glänzenden Taten
willen. Denn auch in der gesegneten
Pytho hat, die Hände mit dem Riemen umwunden, gesiegt
einst Blut
von diesem Haus,
Kallias, der gefiel

Digitized by Google

den Sprossen der Leto mit der goldenen Spindel, und erstrahlte
an der Kastalia
am Abend in der Chariten Gewimmel.
Und die nie ermüdende Meeresbrücke hat bei der Umwohner
stierschlachtendem dreijährlichem Fest den Kreontidas
geehrt in Poseidons Bezirk.
Und das Laub des Löwen hat ihn einst
als Sieger überdacht unter den schattigen
uralten Bergen von Phlius.

Glatt sind
allwärts für Erzähler die Wege,
dies ruhmreiche Eiland zu schmücken. Denn ihnen
schufen hochragenden Stoff die Aiakiden, die großes
Heldentum wiesen,
und es fliegt über die Erde und durch das Meer von weither
ihr Name; auch zu den Aithiopen
schwang er sich, da Memnon nicht heimkehrte. Als schwerer
Streit
fiel über sie
Achilleus, der niederstieg von dem Wagen,

als er der schimmernden
Eos Sohn tötete mit der Wucht
des grimmigen Schwertes. Dies haben schon Frühere
gefunden, eine Fahrstraße; ich folge aber auch selber mit
Sorgfalt.
Doch was am Fuße des Schiffes stets sich an Wogen wälzt,
heißt es, bewegt von allem am meisten
das Herz. Mit willigem Rücken besorge ich zwiefache Bürde
und komme als Bote,
der kündet, als fünfundzwanzigsten habe diesen

Digitized by Google

Jubel von den Wettspielen, die sie die heiligen nennen,
Alkimidas gereicht
seinem berühmten Geschlecht — zweimal freilich bei des
Kronios Bezirk,
o Knabe, hat dir geraubt und dem Polytimidas
das voreilig fallende Los die Blüten von Olympia —
und einem Delphin an Schnelle im Meere
gleich möchte ich nennen Melesias,
den Zügelhalter der Hände und Leibesgewalt.

Anmerkungen

16 Der Stammbaum der erwähnten Mitglieder der Bassidenfamilie ist folgender (vom Vater auf den Sohn): Hagesimachos—Sokleides—Praxidamas—Theon—Alkimidas.
33 „Pflüger der Pieriden" = Dichter.
39 Die isthmischen Festspiele.
44 Nicht die Berge sind uralt, älter als andere, sondern die Stadt.
64 Das bezieht sich auf die Lehrkunst des Melesias.

Aus der soeben erschienenen neuen Übertragung durch Franz Dornseiff.

* * *

THEODOR DÄUBLER

ALBATROS

VOGEL, du spannst deine siegreichen Flügel aus; zwei sichergereimte Sicheln. Des Mondes erstes Erscheinen im Abendhimmel trägst du, und des Mondes Abschiednehmen im grauen Geheimwerden des Morgens erhebst du, Albatros, wiegend und gewiß, verspielt in deinen Ernst, wolkenhoch durch den wolkenlosen Azur überm tropischen Ozean. Dazwischen, Vogel, ist das Wissen der Welt; du witterst kaum deine Fahrt und den Flug; doch im Leib bleibt und verweilt es, das Wissen der Welt: eingedichtet in des Blutes warmem Auf und Ab gibt es dich kund. Du selbst, Albatros, bist die Verleiblichung der urgewußten Geburt eines feingesichelten Flügelpaares. Die

Digitized by Google

Weisheit der Welt aber heißt: alles Geschaffene hat seinen Rücklauf; der Mond wahrt und offenbart zugleich diesen aller Welt kundgegebenen und dennoch geheimnisvollen Kern der Schöpfung. Wenn wir zum Monde emporblicken, so werden wir getäuscht: aber wo du, Mensch, dich dem Monde hingibst und enthüllst, da fühlst du den Menschen als das Wesen, das von allen Sicheln anwachsender und dahinsterbender Monde, urhaft, in sich selbst, als seine eigne Vorgeburt zerwühlt wird. Denn wir haben Mondungen für die Erde mitgebracht. Wer zur Welt kommt, sammelt Abfälle seiner fehlgeschlagnen Schaffung des Mondes. Darum stirbt der Leib so schnell ab. Ist doch der Mond selbst eine Totgeburt. Sichtbar uns allen sichelt und siecht er dahin, sichelt und siecht er immer wieder empor zu sich selbst und dann abermals aus sich selber herab: unser Mond! Aber dein Schicksal, Mensch, bleibt festgeschmiedet und dennoch ein Lied: bloß wenn du singst, Dichter, wird es ersinnbar: wir bauen es auf in der Strophe! Und die Katastrophe kommt immer von selbst: unweigerlich ergießt, ereignet sie sich in den demutvoll dichterisch Schauenden. Die Gerechtigkeit, nicht du, Sänger, befügt sich zum Reim.

Der Mond auf seinem Rundgang verdinglicht die Symmetrien im Kosmos: der Mensch entsteht, um sie geistig zu vertreten. Der Beweis, daß ein Wissen die Welt verwaltet, in dem grundbestimmt festbleibt, daß auf das erste Erscheinen der Sichel nach Neumond ein Verschwinden der Sichel vor Neumond folgt und zu ihm gehört, findet vor uns Anschauenden seinen Ausdruck durch das Vorhandensein von Vögeln. Sang, Reim, Flügelpaar werden zum Gegebnen: die erste Sichel ist zugleich die letzte Sichel: weil und wo ein Vogel ist. Jeder Augenblick „Sichel" beim Aufgehen in den Mond hat auch seinen Gegenaugenblick „Sichel", beim Dahinbleichen aus dem Vollmond. Daher die vielen verschiednen Vögel. Der Albatros

Digitized by Google

erfüllt die größte Spannweite: in ihm verkörpert sich die erste und die letzte Sichel: daher kann er einen Monat lang kreisen, ohne zu erlahmen. In seiner Wesenheit wiegt sich das furchtbar sicherste Wissen über die Dinge: sein ganzes Unterunssein ist das Entzücken im All, daß auf ein erstes Versprechen eine ganz ebenbürtige Antwort erwartet werden muß! Vögel, die den beiden Halbmonden, dem aufsteigenden und dem abnehmenden, näher flughaft werden, flattern mehr als sie fliegen; sie versinnbildlichen daher auch mit weniger Sicherheit das Vertrauen in die entlegensten Symmetrien im Kosmos. Der Albatros jedoch verwaltet heiligen Glauben über den Meeren. Er ist die verkörperte Unermüdlichkeit. Überdies gebietet sein Wesen über die Besternung des Leichtbeschwingten, die den übrigen fliegenden und flatternden Vögeln nach rhythmischer Abstufung mangelt.

Du, Albatros, und das geschmeidig gereimte Lied, ihr beherbergt in der Seele alle Mondmöglichkeiten bis zum Vollmond und zugleich vom Vollmond abwärts bis zu eurer, der geschliffenen Sichel ebenbürtigen Schwingenschmiegsamkeit. Es tauchen auch in euch alle Sterne und Sternzeichen auf und nieder. Sogar die Milchstraße ist im Albatros vorhanden, nur wird sie dauernd vom Schwingeschwang der Sicheln überstrahlt. Der Augenblick „Neumond" entgeht jedem Vogel, denn er findet weder Reim noch sangbaren Ausdruck. Er bedeutet Freiheit. Die hat bloß das Ich. Und das Ich beschwingt die Welt. Auch du, Vogel, drehst dich um uns, die wir ein Ich sind: sogar der Mond! In unserm Augenblick, mehr ist es nicht, herrscht die Milchstraße, siegen die beiden Polarsterne, besteht der Mensch. Das Ich bestimmt sich und die Sterne, daher kommt es, daß kein Mensch fliegen kann. Hingegen fliegen von allem Anfang an Monde um den Menschen herum: der Mann vollbringt seine ersten Taten: sie heißen Vögel und der Mond. Das Weib weicht bereits vom Manne etwas ab, denn es wohnt

Digitized by Google

ihm mondhafte Schmiegsamkeit inne. Es wird vielleicht einmal fliegen. Jedenfalls viel eher als der Mann. Der Mann verschmäht ja den Flug. Er siegt, singt, reimt, ahmt das Fliegen nach, um dem Weibe zu gefallen: das Ich besteht. So überlistet, erhöht auch der Mann, als Schwan oder Taube verkleidet, seine willige Welt: das Weib. Das sind aber auch lauter leichter begreifliche Vollmondtiere. Zumal der Schwan. Nicht weich ist hingegen der Albatros: in ihm gebiert sich bereits die schmiegsame Anspannung zum Stahl. Der Degen, auch ein treffliches Sichelgeschenk, wurde im Augenblick des Aufblitzens der Idee Stich, Gegenstich, im Manne sofort nach Neumond entdeckt. Zwei gekreuzte Degen entsprechen, ebenso wie die Schwingen des Albatros, einem bis zur höchsten Genauigkeit hinaufgewagten Reimpaar. Der Säbel fuchtelt schon mehr durch die Luft; er wurde um Vollmond herum erfunden und entspricht als Verkörperung des Gedankens Hieb, Gegenhieb, mehr flatternden Flügeln. Der Albatros hat kein Ich: er ist bloß im Schwung gehaltenes Weltwissen. Den Dahinsegelnden begleitet er rastlos. Nur einmal im Monat berührt er den Schaum der Welle oder sein Weibchen. So, eine verleiblichte Antwort auf die Frage: was tut der Mond? ist der meerbekreisende Albatros.

Dieses Stück ist der zweiten Auflage des Buches „Mit silberner Sichel" zugewachsen.

* * *

JOHANNES R. BECHER

AN GOTT

GELIEBTER Gott, gib, daß ich mich verschweige.
Daß wunder-sanft du in den Arm mich löst.
Du schlürfst mich aus. Ich aber geh zur Neige.
Dein Schwert tut wohl, wenns auch das Herz durchstößt.

Digitized by Google

O Gott, der du sooft mit Pracht und Gaben seltenster Fülle
Mich unverdient umschüttet und bescherst:
Tritt jetzt hervor aus rissiger Wolken-Hülle,
Daß du den Letzten unserer Schar bekehrst.

Barmherziger Gott! Die Zeit: wie blutverdunkelt!
Es quillt kein Trost. Vermauert jede Stadt.
Der Mensch verstockt. Sieh, deine Leuchte funkelnd
Sie färbt mich fahl durch trübe Scheibe matt.

Hier hocke ich. Verwüstet. Tot. Im Leeren.
Zu oft geboren. Ach zu früh erhofft.
Sinnlos gebärend. Ratlos mich verzehrend.
Verwittert. Arg verkettet. Trunken oft.

Was aber hilfts o Gott, wenn immer bald von unten
Aufsteigt erneut ein Saft der Traurigkeit.
Und sickert bitter ins Gefäß. Nichts will mir munden.
Grausamer Gott: setz Retter solcher Zeit!

... wir bänden doch so gern die goldenen Garben
Und schritten auf und ab im Duft des Korns.
Und schmückten bunt uns mit des Himmels Farben ...
Laß deinen Zorn! O öffne deinen Born!

Daß wir uns wieder unter Felsen freuen,
Die kühl verschatten mittags ein Gesicht.
Und uns des Abends ungebrochener Treue
Einschlafen süß in weicher Furche dicht.

Schön ist ein Dorf, wenn jauchzend das Gesinde
Im Tanz sich auf den Sommer-Wiesen dreht.
Ein Kind, es lacht. Gesäugt von deinem Winde.
Das Land durchwürzt. Grundloses Rosen-Beet.

Digitized by Google

O Bucht des Südens! Wo die Flöten springen
Von Berg zu Berg! O Vogel-Reich, das in den Lüften
lärmt.
... daß ich die Quelle fände. Und vollbringe!
Entschöpfte mich, ertränke ungehärmt.

Da schwillt zum Wald der Weizen deiner Felder.
Ein Strahlen-Netz glüht überm Nacht-Geäst.
Preßt einst der letzte Tropfen aus der Kelter
Ruft schon dein Dichter auf zum Ewigen Fest.

Hoch über uns lenkst du den Zug der Tiere.
Wir: grenzenlos verwaist und wahnverstört.
Denn Blumen wässerst du. Die jungen Stiere
Sie brüllen laut, doch nie so ungehört.

Mein Gott, wo bist du?! Ach, um nichts mehr sinnen.
Vergrab dich still. Vielleicht wards längst zu spät.
Vielleicht fegt Regen morgen uns von hinnen.
Dein Feuer frißt und deine Sichel mäht.

Vielleicht staut jetzt sichs kurz vor einem Ende.
Würg-Engel groß: er kauert schon zum Sprung.
— Anbeten stumm. Zerfalten nur die Hände —
Braun flockt der Mond. Komm, tiefste Dämmerung! ...

Dann aber bärsten plötzlich alle Räume.
Dein Brunnen rauscht. Tag stürzt und Nacht vorbei.
Rings um die Stirn der Schläfer Blaue Träume.
Dein Weißer Stern hängt in den Lüften frei.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Um Gott".

* * *

Digitized by Google

FRITZ BERGEMANN

DIE RÜBEZAHL-SAGE

DIE Entstehung der Rübezahl-Sage ist ziemlich dunkel. Wohl hat sich die wissenschaftliche Forschung um die Aufklärung dieses Geheimnisses bemüht, aber ihre Mittel reichten nicht aus dazu. Bei anderen, verwandten Sagenstoffen war sie in dieser Beziehung glücklicher: die Entstehung der Faust-Sage z. B. hat sie vollkommen aufgeklärt, auch über das Aufkommen der Eulenspiegel-Geschichten genügend Licht verbreitet. Aber freilich lagen hier die Verhältnisse für die Forschung auch günstiger; denn die Volksbücher vom Eulenspiegel und Faust, an sich schon bedeutend älter als das erste Buch vom Rübezahl, knüpfen an mehr oder minder historische Personen an, deren man habhaft werden konnte — wer hingegen war Rübezahl?

Die literarischen Zeugnisse für die Rübezahl-Sage reichen nicht über die Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Nur der Name ist als deutscher Personenname in der Form *Rubezagel* schon im 13. Jahrhundert belegt und auch als Ortsname nachweisbar. Was aber ist damit gewonnen? Nur die Erkenntnis, daß dieser Name deutscher Herkunft ist. Schon dessen Rechtmäßigkeit jedoch wird von einigen Quellenschriften bestritten, und wenn hier auch die glaubwürdigere Überlieferung für den deutschen Namen entscheidet, so sind sich doch über dessen Bedeutung selbst die deutschen Gelehrten noch heute uneinig. Man gibt zwar allgemein zu, daß die heutige Namensform nur ein volksetymologisches Produkt ist, dessen zweiter Bestandteil *zahl* aus dem Worte *zagel* zusammengezogen und später vom Volke nicht mehr verstanden worden ist. Im übrigen aber stehen sich zwei Meinungen gegenüber. Die eine nimmt als letzte Grundform für den Namen das Wort *Rübenzagel*, d. h. Rübenschwanz, an und sieht in dem so bezeichneten Geist

Digitized by Google

nichts als einen Alraunen, ein Wurzelmännchen; so noch 1914 Georg Hüsing in der „Zeitschrift für Volkskunde" (24. Jahrgang), der auf die zusammengesetzten Pflanzennamen *Katzenzagel* (Schachtelhalm), *Mäusezagel* (Myosotis), *Löwenzagel* (verderbt zu *Löwenzahn*) hinweist, aber übersieht, daß hier bei Pflanzennamen Zusammensetzungen von *zagel* mit Tiernamen vorliegen, während doch bei *Rübenzagel* der Schwanz zu einer Pflanze, der Rübe, gefügt worden wäre. Die andere, namentlich durch Konrad Zacher vertretene Richtung hat sich mit solcher Erklärung nicht zufriedengeben können; sie vermutet in dem ersten Bestandteil des Namens ein altgermanisches Wort *Riebe*, das vielleicht dem niederdeutschen *rive* (freigebig) oder dem althochdeutschen *hriob* (rauh) gleichkomme und auf irgendeinen germanischen Dämon deute — in Ortsnamen wie *Ribhain* (Taunus), *Riewenheiwet* (bei Niedersachswerfen), *Rübenau* (Erzgebirge) sei dieses Wort und sein Begriff noch erhalten. Hiernach wäre also Rübezahl ursprünglich mehr als ein Wurzelmännchen, er wäre eine, wenn auch niedrige, so doch altgermanische Gottheit, eines jener dämonischen Wesen, mit denen die germanische Phantasie so gut wie die Griechen und Römer Wald und Feld bevölkerte.

Solange diese etymologische Streitfrage nicht entschieden ist, kann aus der Namensdeutung für die Erkenntnis von dem ursprünglichen Charakter der Sage nur die Feststellung ihrer deutschen Herkunft gewonnen werden. Im übrigen müssen wir uns an die literarischen Zeugnisse halten, so spät sie auch einsetzen. Das Verdienst, sie aus der Fülle der deutschen und lateinischen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts ausgezogen und zusammengestellt zu haben, gebührt Konrad Zacher, den leider der Tod an einer weiteren Verwertung seiner Rübezahlforschungen gehindert hat. Jene Sammlung, in der „Festschrift zur Feier des 25jähr. Bestehens der Ortsgruppe Breslau des Riesengebirgsvereins" (1906), war das Letzte, was er uns

Digitized by Google

auf dem Gebiet der Rübezahlforschung beschert hat: rund dreißig Zeugnisse über Rübezahl, die den Büchern des Praetorius meist vorangehen und gerade deshalb so besonders wichtig sind.

Unter diesen von Zacher gesammelten Zeugnissen gibt es nun auch einige, die sich mit der Herkunft Rübezahls befassen und ihn als von auswärts eingewandert oder aufs Riesengebirge gebannt hinstellen. Nicht ernst genommen zu werden brauchen diejenigen von ihnen, die den Berggeist aus dem Tale *Roncevall* oder einem französischen Adelsgeschlechte *Ronsefall* stammen und den Namen *Rüben-* oder *Riebenzahl* aus jenen Namensformen verderbt sein lassen: diese abenteuerliche Idee findet zwar mehrere Vertreter, die aber sämtlich auf ein- und denselben Gewährsmann zurückgehn; der damalige Aufenthalt vieler welscher Goldsucher im Riesengebirge mag diese Hypothese gestützt, die nicht mehr verstandene Namensform des Berggeistes Deutungsversuche überhaupt veranlaßt haben. Wichtiger ist die Angabe des Tiroler Chronisten Matthias Burgklechner vom Jahre 1619, daß sich der Geist *Ruebzagel* „vor Jahren bei dem Goßleberischen Perckwerch und daselbst herumb am Harz, in dem Herzogthumb Braunschweig aufgehalten hat" und sich erst „hernach in die Schlesj begeben, auf ain rinnghaltigs Perckwerch, haist das Risengepürg". Danach wäre also die Rübezahl-Sage vom Harz in das Riesengebirge verpflanzt worden, und wenn man bedenkt, woran Drechsler in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde" (Bd. VII, 1905) erinnert, daß die ersten Bergleute aus dem Frankenlande, der Goslarischen Gegend, stammten und wiederholt nach Nieder- und Oberschlesien einwanderten, so kommt die Behauptung Burgklechners, der sie sich doch gewiß nicht aus den Fingern gesogen hat, durchaus nicht so unwahrscheinlich vor. Dann wäre also, wie Drechsler hervorhebt, „der (schlesische) Berggeist unter und Rübezahl über Tage eine

Digitized by Google

und dieselbe mythische Gestalt ursprünglich", und verwandte Züge haben sie unzweifelhaft. Immerhin steht das Zeugnis Burgklechners vereinzelt da, und die Harzer Sagen haben uns nichts Beweisbares von dem Rübezahl-Mythus aufbewahrt.

Betrachten wir die gesamte Überlieferung vor Praetorius näher, so ist zunächst festzustellen, daß es damals eine allgemein anerkannte Namensform für den Berggeist noch nicht gegeben hat. Aber die weitaus häufigste Form (zwölfmal vertreten) ist *Riebenzahl*, und sie werden wir auch als die für den schlesischen Dialekt am meisten in Betracht kommende anzusehen haben. Formen mit dem noch nicht zusammengezogenen zweiten Bestandteil *zagel* kommen nur viermal vor *(Rübenzagel, Rubenzagel, Ruebzagel, Rabenzagel)*, und viermal ist auch schon die heute gebräuchliche Form *Rübezahl* vertreten, z. B. auch bei dem Schlesier Opitz, der an ihrer Verallgemeinerung also mitschuldig ist. Sonst stoßen wir noch auf die Formen: *Rübenzahl* (viermal), *Rübenzal, Rubical, Rupicina, Rupert vom Zahn, Rübenzabel, Riphen Zabel, Ronsefall, Ronceval, Roy de valle* —; die Formen auf *zabel* stammen von Gelehrten, die den ersten Bestandteil des Namens auf das lateinische Wort *Riphaei* (*montes* = Riesenberge) zurückführen möchten und in dem zweiten das griechische Wort ζάβολος (für διάβολος) zu erkennen glauben.

Dieser Riebenzahl des 16. und 17. Jahrhunderts war nun aber durchaus kein Schemen, sondern der damalige Volksglaube sah ihn in leibhafter Gestalt und schrieb ihm bereits ein ganz bestimmtes Wesen und Wirken zu. Ob der Berggeist nur eine Abart des Teufels, ein Kakodämon oder ein Elementargeist wäre, darüber wurde nur von den Aufgeklärteren gestritten —: das Volk stellte ihn sich als Bergmännlein vor, und häufiger noch als Mönch, wozu wohl die Bergmannstracht die erste Veranlassung gab. Aber Riebenzahl ist überhaupt protëischer Natur, und so kann er, wie vielfach versichert wird,

Digitized by Google

auch in anderen Gestalten und selbst als Roß, Kröte, Rabe, Hahn, Uhu usw. erscheinen. Daß er der Besitzer und Hüter der Bergschätze ist, wird wiederholt hervorgehoben; aber er ist doch nicht mehr allein der Berggeist unter Tage, sondern auch auf dem Gebirge Herr seines Bereiches und sogar des Wetters mächtig —, ein Hochwasserunglück im Aupatal wird z. B. auf ihn zurückgeführt. Bösartig ist jedoch sein Charakter im allgemeinen nicht; er tut, nach ausdrücklicher Versicherung vieler Zeugen, nur dem Widerspenstigen sowie dem Spötter und Herausforderer etwas zuleide, denen er dann meist ein furchtbares Wetter auf den Hals schickt. Kurzweil treibt er freilich gern nach der Überlieferung: er gesellt sich zum Wanderer, führt ihn in die Irre und springt dann auf einen Baum und lacht; auch nimmt er den Leuten heimlich den Proviant weg und steckt statt dessen Kröten und Eidechsen an den Bratspieß, oder er legt schwere Steine in die Körbe und wartet, ob die Betroffenen ihn schmähen werden. Und nicht genug mit diesen allgemeinen Angaben, weiß uns mancher Zeuge sogar einzelne Geschichten und Streiche von dem Berggeist wiederzugeben; so u. a. Moscherosch in seinen „Wundergeschichten der Welt" (1648), in denen er uns erzählt, wie man zur Zeit des Schwedenkrieges, da er in Schlesien war, von einem Waghalse sprach, der auf das Riesengebirge gestiegen und dort den Riesen Rübezahl mit Genossen kegelnd angetroffen hätte; einer hätte den Burschen zum Mitspielen aufgefordert, und nach Beendigung des Spiels hätte dieser einen Kegel mitnehmen dürfen, dessen Stoff sich später als pures Gold herausgestellt hätte. Das ist schon ganz im Stil des Praetorius erzählt, auch finden wir bei diesem fast dieselbe Geschichte in mehrfachen Variationen wieder.

Schon aus diesen skizzenhaften Darlegungen ersehen wir, daß bereits vor Praetorius die Rübezahl-Sage reichhaltig entwickelt war. Damit sind diejenigen Forscher endgültig wider-

Digitized by Google

legt, die behauptet haben, die Sage hätte im eigentlichen Volksglauben nie feste Wurzeln gefaßt. Im Gegenteil, Rübezahl ging lebendig um in der Volksphantasie, dergestalt, daß er auch auf der „Ersten Land-Charte vom Herzogthum Schlesien" (1561) nicht fehlen durfte: mit einem Greifenkopf und Hirschgeweih, einem dreiteiligen Schwanz und Bocksbeinen, in den Vorderpranken einen Bergstock haltend, so steht er da zwischen Schmiedeberg und der Koppe, ein seltsames Mischwesen, das in der Tat mehr einem Wappentier als dem gefürchteten Berggeist ähnlich sieht. Die Verballhornung des Namens beweist ja nun gleichfalls, daß man sich über die Herkunft Rübezahls nicht mehr klar war; im übrigen aber scheint man ihn doch nicht als einen Alraunen, sondern eher als einen Dämon der Gebirgsnatur empfunden zu haben, der, wenn er vielleicht auch nicht seinen Ursprung im Riesengebirge hat, doch mit diesem bereits festverwurzelt erscheint. Möglich auch, daß er im Anfang nicht mehr als ein Bergmännlein war, ein Geist nur der Bergleute, mit dem er so manches im Wesen und Auftreten gemein hat; dann aber muß diese Sage sehr bald zutage gekommen sein, die Kräuter- und Schätzesucher entwickelten sie in ihrem Sinn weiter, und war erst einmal das Bergmännlein zum allgemeinen Berggeist geworden, so ließen sich auf ihn auch Wesenszüge anderer germanischer und — angesichts der Mischbevölkerung und Nachbarschaft erklärlicher — slavischer Sagengestalten übertragen. Wie weit dieser Entwicklungsprozeß schon vor Praetorius gediehen war, können wir nicht ermessen, da die uns überkommene literarische Überlieferung nur als ein zufällig erhaltenes Abbild der mündlichen Fortpflanzung gelten kann; so viel aber ist selbst nach diesen zufälligen Zeugnissen gewiß, daß der Rübezahl des 16. und 17. Jahrhunderts bereits wesentliche Züge der Physiognomie besaß, die wir noch heut von ihm kennen.

Auf die weitere Ausgestaltung der Sage hat dann in der

Digitized by Google

zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts der bereits mehrfach erwähnte Leipziger Magister Johannes Praetorius (zu deutsch: Hans Schultze) eingewirkt. Er bemächtigte sich der Überlieferung und nutzte auch selbständig die Entwicklungsmöglichkeiten der Sage aus, um immer neue Bücher vom Rübezahl auf den Markt zu bringen. So entstand 1662 seine „Daemonologia Rubinzalii Silesii", die sich selbst zwar hauptsächlich über den Namen, Ursprung und Charakter des „Gespenstes" ausläßt, aber zwei „historische" Fortsetzungen im Gefolge hatte, die zu den 13 Historien des ersten Teils noch insgesamt 191 neue brachten; und 1672 erschien ein ganz „nagelneues" Buch, der „Satyrus Etymologicus", der außer hundert etymologischen Verirrungen auch wieder einen „Historischen Teil" mit 37 Geschichten enthält. Mit diesen Büchern hat sich Praetorius das Verdienst erworben, die Sagen vom Rübezahl zum erstenmal systematisch gesammelt und uns so erhalten zu haben. Freilich hat er sich dies Verdienst dadurch geschmälert, daß er auch Spreu unter den Weizen mischte, indem er eingestandenermaßen hinzuerfand. Wie weit er darin gegangen ist, das hat Karl de Wyl in seinen „Rübezahl-Forschungen" (1909) zu klären versucht. Im großen und ganzen darf man auch auf Grund dieser Untersuchung sagen, daß sich Praetorius um die Herbeischaffung des erreichbaren Materials redlich bemüht hat und außer der literarischen Überlieferung auch Leute aus der Gebirgsgegend, die von Rübezahl etwas zu erzählen wußten, herangezogen hat. Mancher kann ihm dabei einen Bären aufgebunden haben, und so mag manche Fälschung nicht einmal auf sein Konto kommen. Aber auch da, wo er selbst erfunden hat, geht er doch kaum über den Rahmen dessen hinaus, was der Volksglaube damals dem Berggeist zutrauen konnte: die Bereicherung der ursprünglichen Sage aus dem Faust- und Wagner-Buch, aus den Schwarzkünstlersagen und Gauklergeschichten, die Entlehnung von Eigenschaften des Wilden

Digitized by Google

Jägers, des Rattenfängers, Eulenspiegels usw., das alles lag bei der Wandlungsfähigkeit dieser Sagengestalt nahe und ist zum Teil wenigstens nicht erst Praetorius' Werk gewesen.

Praetorius' Anteil an der Fortpflanzung der Sage kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Selbst die Sammler, die nach ihm eigene Wege zu gehen versuchen, verdanken ihm doch die erste Anregung und können sich seinem Einfluß auch deshalb gar nicht entziehen, weil er ins Volk gedrungen ist und aus dem Volksmunde zurücktönt. Auch für die endgültige Wahl der Namensform *Rübezahl* war Praetorius entscheidend, der sie in seinem umfangreicheren Werk, der „Daemonologia", der echteren Form vorgezogen hat. Die Erklärung dieser volksetymologischen Namensform ergab sich von selbst, doch zählt Praetorius' Geist seine Rüben nach einem römischen Vorbild täglich aus Geiz: die Auffindung der gewiß volkspoetischen Begründung mit der Liebesgeschichte der Prinzessin Emma blieb Musäus vorbehalten. Aber die Grundstoffe zu Musäus' übrigen vier Legenden, der Geschichte von dem mit dem Galgentode bedrohten Schuhknecht, von dem Schuldner, dem Rübezahl aushilft, von dem armen Weibe und ihrem Glasersmanne, von dem Erlebnis der adligen Dame mit dem Kavalier Rübezahl — dieser Geschichten Hauptmotive konnte sich Musäus aus des Praetorius' Werken beschaffen. Schon bei Praetorius war in solchen „Historien" der Übergang von der kurzen Anekdote zur ausführlichen Erzählung vollzogen, und auch der moralische Zug, der jenen Legenden viel besser ansteht als der räsonnierende Ton, den erst Musäus hineingebracht, ist bereits bei Praetorius vorhanden und wahrscheinlich sogar sein Eigentum — wenigstens kennen wir aus der Überlieferung vor seiner Zeit den Berggeist noch nicht als das Prinzip obwaltender Gerechtigkeit.

Mit Praetorius ist die Entwicklung der Rübezahl-Sage zu einem gewissen Abschluß gekommen. Die nach ihm auftraten,

Digitized by Google

konnten seine Sammlung nur hier und da noch ergänzen, wie z. B. Casp. Gottl. Lindner in seinen „Historien" (1736). Praetorius hatte noch mit abergläubiger Seele geschrieben und insofern noch produktiv wirken können. Nun scheint aber bereits der Bau der Kapelle, die 1681 auf der Koppe eingeweiht wurde, dem Volksglauben an Rübezahl einen schweren Stoß versetzt zu haben. Wenigstens lassen die Eintragungen der Bergbesteiger in die Koppenbücher, die Willibald Körber aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts in den „Mitteilungen d. schles. Ges. f. Volkskunde" (1911) wiedergegeben hat, auf keine Furcht mehr vor dem „Gespenste" schließen. So fristete denn der Berggeist nur noch in den Herzen der geistig Ärmsten unter dem Volke ein vor dem Spott der Außenwelt ängstlich behütetes Dasein, bis ihm Musäus zu einer poetischen Auferstehung in seinen Märchen verhalf, was auch die Volksphantasie neu anregte und die alte Sage hier und da wiederaufleben ließ.

* * *

RICARDA HUCH

KATZENPARADIES

LIEBES Kätzlein, totes und begrabnes,
Wirst du mir mit deinen goldnen Augen
Nie mehr keck und treulich ins Gesicht sehn,
Mit des Schwanzes Spitze klug umschreibend
Unsre heitren Seelenzwiegespräche?
Ach, es wird doch wohl am Jüngsten Tage
Sich ein Engelsbübchen, ausgerüstet
Mit der kleinsten silbernen Posaune,
Auf dein hübsch verziertes Hüglein stellen
Und dir blasen, daß du meinst, es riefe
Dich ein süß Miau aus Freundeskehle
Oder schmeichelnd etwa meine Stimme.

Digitized by Google

Ei, wie wird der alte Pelz, inzwischen
Ausgeklopft, gebürstet und gewaschen,
Sich um deine weißen Knöchlein schmiegen!
Ei, wie wonnig wird sich's klettern lassen
In den schlanken Paradiesesbäumen,
Deren blau und rote Blumen läuten,
Wenn dein Pfötchen auf den Ästen wandelt!
Aber, Katze, nach den bunten Vögeln,
Die im hellen Laube jubilieren,
Wird's alsdann dich nimmermehr gelüsten,
Noch auch nach den runden, glatten Mäusen,
Die auf Erden dir so prächtig schmeckten,
Und der Hund wird gar dein Kamerad sein,
Dem du tapfer einst entgegenfauchtest.
Doch, ist auch der Haß hinweggeläutert,
Liebe bleibt. Oft werd ich dich besuchen,
Aus dem großen Menschenparadiese
Fort mich stehlend, um mit dir zu spielen
In grasgrüner, ungemähter Wiese.
Wenn dann fern im Teich die sel'gen Frösche
Ihre transzendenten Chöre quaken
Und die Sterne auf dem Wasser tanzen
So geschickt, daß nicht ein Füßlein naß wird,
Werden wir in Träumerei versinken.
Weißt du noch? Das gab zu tun, das Leben!
Täglich waschen, täglich wieder schmutzig!
Und das Hungern! Und das Mäusefangen!
Nebenbuhlerschaften! Eifersüchte!
Und der Frühling! Und die Frühlingskätzchen!
Weißt du noch das eine Mal! Vier schwarze,
Eins nur, weiß gefleckt an Ohr und Pfoten.
März war's, und der Wind blies warm von Süden,
Und man roch im Gehn die feuchte Erde.

Digitized by Google

„Fünf Märzkätzchen haben wir im Hause,“
Sprach im Wandern ich zum lieben Freunde,
„Vier ersäufen wir, doch eins behalt ich,
Schön, mit weißem Fleck an Ohr und Pfoten,
Und ich will ihm deinen Namen geben,
Den ich gar so sehr zu rufen liebe.“
Doch das fünfte starb, das weißgefleckte,
Konnt's nicht lang beim lieben Namen rufen.
Ob es käme, wenn ich's jetzo riefe,
Ein verklärtes, auferstandnes Kätzchen?
Oder ob die Stimme Antwort gäbe,
Der mein Herz gelauscht an jenem Märztag?
Horch! wie damals, liebe, liebe Stimme,
Laß dich noch ein einzig Mal vernehmen,
Frohe Stimme, erdenluftdurchwürzte,
Kosende, voll Melodie!

Aus den soeben erschienenen „Alten und neuen Gedichten“.

* * *

JUSTUS MÖSER

EIN GUTES MITTEL WIDER DIE BÖSE LAUNE

Von einer Dame auf dem Lande

ICH muß Ihnen in der Geschwindigkeit eine Entdeckung mitteilen, die ich in der vorigen Woche gemacht habe. Mein Mann und ich waren so unaufgeräumt, als zwei Eheleute bisweilen sein können, wie sich eben Herr und Frau ... bei uns ansagen ließen. „Nun so wollte ich ...,“ fuhr mein Mann heraus, „man kann doch keinen Augenblick auf dem Lande allein sein! Es ist doch eben keine Zeit, um zu schmausen, da so viele arme Menschen Hunger leiden; und ich weiß nicht, was den Leuten ankommt, es sind ja erst vierzehn Tage, daß sie uns besucht haben.“ — „Und ich bin auch nicht imstande,“ stimmte ich

Digitized by Google

ihm grämlich bei, „einen Besuch anzunehmen, indem ich noch in meinem ersten Negligé und wahrhaftig außerstande bin, diesen Mittag einen Braten zu schaffen." Indessen, und da die Gäste schon vor dem Tore und zwei Meilen gefahren waren, mußten wir doch die Antwort sagen lassen: es sollte uns viele Ehre sein.

„Nun," sagte mein Mann, „das wird eine recht schöne Gesellschaft sein; ich bin nicht imstande, drei Worte zu sprechen, und du . . ." „O," antwortete ich ihm, „hier ist nichts zu tun, als wir müssen beide eine Rolle spielen: ich will die allerliebste Frau, und du sollst den allerliebsten Mann agieren; wir wollen sehen . . ." In dem Augenblick kamen unsere Gäste auf den Platz gefahren, und wir machten den Anfang unserer Rolle so vortrefflich, daß die guten Leute ganz entzückt darüber wurden. Die rührendsten Versicherungen der Freude über ihre Ankunft, die zärtlichsten Umarmungen, die schmeichelhaftesten Liebkosungen folgten einander ganz ungezwungen; und mein Mann, der durch diesen possierlichen Einfall fortgerissen wurde, gab mir nichts nach. Wir lachten beide über unsere Rollen von ganzem Herzen, und unsere Gäste, die dieses Lachen für lauter Zeichen der Freude über ihre Ankunft dankbar annahmen, drückten ihre Zufriedenheit mit gleicher Lebhaftigkeit aus; und ehe eine Viertelstunde vorüberging, waren wir alle so aufgeräumt, als wenn wir uns recht zum Vergnügen beieinander versammelt hätten. Der Mangel des Bratens wurde leicht ersetzt: das Negligé fand Beifall; und der Tag lief uns in dem Tone so fort, daß wir uns am Abend nicht scheiden konnten. Es war, als wenn sich auf einmal ein ganz neuer Geist unser bemeistert hätte, und was erst bloß Rolle war, hatte sich dergestalt in Natur verwandelt, daß wir wirklich alles dasjenige fühlten, was wir anfangs nur spielen wollten.

Was dünkt Ihnen, liebste Freundin, von diesem Mittel, sich in eine gute Laune, die wir so selten in unserer Gewalt haben,

Digitized by Google

zu versetzen? Sollte es nicht zu dieser Zeit, wo man oft so verdrießlich empfangen und so kaltsinnig entlassen wird, eine öffentliche Bekanntmachung verdienen? Die ganze Kunst scheint nur darin zu bestehen, daß man seine Freunde erst aufgeräumt und erkenntlich macht; und wird dieses gleich anfangs durch eine glückliche Verstellung erzwungen, so können wir selbst nicht unaufgeräumt und unerkenntlich bleiben, sondern müssen nach einer ganz natürlichen Harmonie mit einstimmen. Wir vergessen sodann das Mittel und schmecken nur die Süßigkeiten des Erfolgs.

Mein Vater, ein tiefsinniger Mann, der seine Hausrechnungen niemals nachsah, aber dagegen den Lauf der Kometen desto genauer zu berechnen suchte, den alle fünfhundert Hofnarren des Königs von Monomotapa nicht zum Lachen gebracht haben würden, pflegte sich alle Tage einmal in seinen Lehnstuhl zu setzen und so lange mit dem Munde zu lachen, bis er wirklich von Herzen lachen und seiner Lunge eine wohltätige Erschütterung geben konnte. Hier war also noch ein anderer Grund der veränderten Laune; und ich glaube, wenn man aus Mutwillen oder aus Überlegung sein Gesicht eine Zeitlang vor dem Spiegel zu freundschaftlichen Zügen übte, es würde diese Bewegung der Lachmuskeln auch eine glückliche Mitwirkung auf unser Herz hervorbringen.

Doch Sie können ohne dieses Mittel vergnügt sein; aber wir armen geplagten Hausfrauen mit unsern grämlichen Männern müssen bisweilen unsere Zuflucht zur Kunst nehmen, um die Falten zu verziehen, welche sich wider unsern Willen zu Runzeln aufwerfen wollen. Leben Sie indessen wohl und vergessen uns tragikomische Landleute nicht!

Ich bin

Amalia . . .

Aus der von Karl Scheffler herausgegebenen Auswahl von Mösers „Patriotischen Phantasien“ (Insel-Bücherei Nr. 306).

Digitized by Google

Karl Roessing:

Illustration zu Gottfried Kellers „Der Schmied seines Glückes".

Digitized by Google

DIE VERWUNSCHENE TOCHTER

Slowakisches Volkslied

ZOGEN wohl drei Spieler,
drei schöne Trautgesellen.

Zogen übers Felde,
sprachen eins zum andern.

Sahen dort ein Holze,
Holz vom Rüsterbaume,
gut zu einer Geige.

Lasset es uns schlagen,
draus helle Geigen machen.

Werden daraus, werden
drei hellklingende Geigen.

Zum erstenmal sie schlugen,
das Holz gar tief erbleichte.

Zum zweitenmal sie schlugen,
das Holz gar bitter weinte.

Zum drittenmal sie schlugen,
das Holz zu sprechen anhub:

Schlagt mich nicht, ihr Spieler,
schöne Trautgesellen.

Bin ich euch kein Holze,
bin ich Blut und Leben.

Die Wurzel tut ausgraben,
zu meinem Vater tragen.

Dem Vater mein zur Freude,
der Mutter mein zu Leide.

Digitized by Google

Die hat mich verwunschen,
als ich Wasser schöpfte:

Bleib du, Tochter, bleibe
Rüster hochgerecket,
Blättchen breitgestrecket.

O unglückselige Mutter,
die verwünscht die Kinder.

Aus der „Slowakischen Anthologie" (Insel-Bücherei Nr. 103).

* * *

EINIGE BETRACHTUNGEN ÜBER DAS BUCH DER ZUKUNFT

DER Baumeister Vitruv beschreibt auch, wie der vornehme Römer wohnen soll. Bibliothek und Pinakothek gehören zur Einrichtung seines Hauses. Die Büchersammlung ist das Gegenstück der Gemäldesammlung. Die Bildung verlangt diesen Hausschmuck. Vielleicht hätte Vitruv, wenn er in unseren Tagen leben würde, beschrieben, inwiefern Bibliothek und Kinothek sich ergänzen müßten. Daß eine Anlage zur Vorführung beweglicher Bilder vorzusehen wäre. Und er hätte weiter geträumt: Es ist auch der Raum, in dem die Sprechmaschinen stehen, deren Scheiben und Walzen mit den Bildrollen in wohlanständiger Ordnung die Ikono-Phonothek zieren. Bei ihrem Ausbau darf nicht vergessen werden, daß sie nächstdem die Fernhörer und Fernseher aufzunehmen hat, das Rahmenwerk unserer großen Weltzeitungen. — — —

Verkündet das Zukunftsbild das Ende des Buches, das Ende der Literatur? Vielleicht, soweit das Buch der Träger des Schrifttums war, das sich dann anderer Ausdrucksformen bedienen will. Immerhin, auch das Buch wird nicht ganz und gar aus dem Schrifttum verschwinden, die Vergangenheit wenigstens gehört ihm. Indessen, die bedruckten Papiermassen sind dem Zerfall und der Zerstörung preisgegeben, das Gedächtnis der Menschheit, soweit sie es verkörperten, wird allmählich aufhören, wenn nicht anders für seine Erhaltung gesorgt wird als durch Aufbewahrung von Druckschriften. Hierzu kommen noch weitere Bedenken, so diejenigen wirtschaftlicher Art. Buchpreis und Raumnot zwingen den einzelnen zur Sparsamkeit, in den großen öffent-

Digitized by Google

lichen Sammlungen steigt die Bändezahl unaufhörlich, die Benutzung des Buches kostet trotz aller Bibliographie- und Bibliothekstechnik mehr und mehr Zeit, und der Buchgebrauch wird für diejenigen Leser, die sich nicht allein einem Buchgenuß hingeben können, die nach einer bestimmten Buchnutzung verlangen, ein ökonomisches Problem von erheblicher Vielgestaltigkeit.

Der Bibliophile muß zugeben: auch das Verhältnis von Buchleistung und Buchwert regelt sich aus wirtschaftlichen Gründen. Wenn eine Buchwelt-Wende eintritt, das Arbeitsmittel, das das Buch ist, in neuen Formen der Geisteswerkzeuge aufgeht, die besser und billiger sind, gehört ihnen die Zukunft. Und die Aneignung der alten Druckwerke, ihre Erhaltung durch erneuerte Buchformen, wird sich dann auch vollziehen. Das ist schon sehr ernsthaft erörtert worden in den Hinweisen auf das mikrophotographische Buch.

Das Beispiel gaben die Taubenpost-Briefe, die auf dünnen Häutchen ausgeführten Verkleinerungen gewöhnlicher Schreibvorlagen. So läßt sich auch die Buchseite photographieren, um dann durch den Projektionsapparat wieder lesbar zu werden. Das, worauf es ankäme, würden Organisation und Technik lösen. Die Vorteile zeigen sich. Eine Aufnahme des Bestandes der vorhandenen Schriftwerke erscheint möglich, die Universalbibliothek im Wortsinne und mit ihr zugleich die Auswahl der besten Bücher in ihren besten Ausgaben, die in mikrophotographischen Faksimile-Reproduktionen nach Belieben verbreitet werden können. Der Raumersparnis würde die Zeitersparnis gleichen. Die Benutzung der Zentralbibliotheken, der Bücher an entlegenen Orten, würde erleichtert sein, nicht allein der besseren Versendung wegen. Das mikrophotographische Buch läßt sich seitenweise verwerten. Auszüge werden rasch zu beschaffen sein, der Ballast dicker Bände einiger Seiten wegen wäre überflüssig, und das, was schon früher kritische Leser taten, die nur diejenigen Blätter ihrer auseinandergerissenen Bücher verwahrten, die ihnen der Aufbewahrung wert erschienen, könnte zur allgemeinen Gewohnheit werden. Es wird alte Bücher geben, die man nur seitenweise kauft. Lessing-Mendelssohns für die Ostermesse 1755 geplante Zeitschrift „Das Beste aus schlechten Büchern" bekäme einen neuen praktischen Sinn. Und die Bücher werden weit weniger veralten, anstatt der Neuauflagen werden dauernde Ergänzungen erscheinen, auf die man abonnieren wird wie jetzt auf die Zeitschriften. Die Fachbibliotheken werden sich nach einem Karto-

Digitized by Google

theksystem ausbauen, nach dem die Buch- und Seitentäfelchen untergebracht werden. Enzyklopädien gewaltigen Umfangs werden die Berichterstattung über die Ergebnisse der Wissenschaften haben.

Aber die Bequemlichkeit des Lesers? Darin liegt vorläufig eine Hemmung dieser Art Zukunftsbücher. Denn das mikrophotographische Buch setzt die Umständlichkeiten einer Projektionseinrichtung voraus. Und auch das Lesen durch Lupenvergrößerungen, die Buchphotogramme brauchten ja nicht übermäßig verkleinert zu werden, wäre wohl unhygienisch. Da ließe sich nun denken, daß die optische Technik Lösungen finden würde, bei denen vermutlich die Buchrolle, die man in Lesekästen einsetzt, wieder zu Ehren gebracht würde, oder aber, im Anfange einer solchen Entwicklung kämen als Lesemaschinen auch die Blätterbücher in Betracht, die sich über eine Drehrolle bewegen, wie man sie in den Frühzeiten des Kinematographen zur Darstellung beweglicher Bilder anwendete. Läßt sich erst nach Belieben das Filmband anhalten, vor- und zurückstellen, dann ist die Benutzung des Leseapparates gegeben, dann läßt sich die Buchrolle wie das Buch der Gegenwart da aufschlagen, wo man es will. Und dann wäre das bewegliche Bild auch zum Buchbild gewonnen. Aufnahmen in den natürlichen Farben könnten es noch verbessern, Einrichtungen des Leseapparates für stereoskopische Bilder wären selbstverständlich. Wobei schließlich auch der Handel auf Bereicherungen der neuen Buchform sinnen, Prachtausgaben mit optischen Effekten und Taschenausgaben der Lesemaschinen schaffen wird. Und ganz davon zu schweigen, welche weiteren Zukunftsmöglichkeiten sich bieten, wie die der Beschäftigung bisher beim Lesen nicht beteiligter Sinne, des Gehörs und des Geruchs. —

Man sieht, Entwicklungsrichtungen, die in Nebeln der Phantasie verschwinden, wurzeln trotzdem in bereits gewöhnlich gewordenen, vorhandenen Zuständen. Es wäre kaum noch ein Wunder, wenn die Buchoptik zur Wirklichkeit würde. Immerhin, sie führt auch zurück. Auf vorhandene Buchvorlagen, die sie vervielfältigen will. Oder aber die Dichtung und Wissenschaft der Zukunft verzichtet ganz und gar auf das geschriebene Wort. Das zu bedenken bleibe den Dogmatikern des Expressionismus überlassen. Die Biblio-Utopie wächst hier in die Weiten. Die einen werden das Buch mit der Natur versöhnen, die anderen die Denkmaschinen-Erfindung in den Bereich der Möglichkeiten ziehen wollen. —

Digitized by Google

Aber was bleibt dann vom Buche, wie wir es noch haben, übrig? Je mehr das Buch als anschauliches Versinnlichungsmittel, als Gedächtnisträger, als Hausgerät, als Zweckform aufgegeben wird, desto mehr wird es sich auf das Buchkunstwerk, auf das einer geistigen und künstlerischen Schöpfung errichtete graphische Monument zurückziehen. Solange die Menschen noch lesen, solange werden wir auch das gute und schöne Buch haben, wie wir es uns wünschen, und die Bereicherungen des Buches als eines Verständigungsmittels zwischen Menschen aller Völker und Zeiten brauchen mit einer Vermehrung seiner Vielseitigkeit, seines Wirkungsgebietes nicht zum Verzicht auf, soweit wir sehen, unersetzbare Vorzüge zu werden. *G. A. E. Bogeng*

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

An erster Stelle des Berichts über die Neuerscheinungen unseres Verlags im neuen Jahre verdient die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima genannt zu werden, in der ein wahrhaft edler Gehalt die ihm gemäße äußere Gestalt empfangen hat. Wir bemerken gleich, daß im nächsten Monat die allgemeine Ausgabe erscheinen wird. — In die klassische Zeit unserer Literatur führen uns auch Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe", die die Forschung von jeher als wertvolles Korrelat zu Eckermanns „Gesprächen mit Goethe" geschätzt hat. — Ein ganz einzigartiges Kulturbild entwirft der stattliche Band Klosterleben im deutschen Mittelalter, worin Leben und Art der bedeutendsten Orden im Wortlaut der Quellen dargestellt ist. — Das Buch über Marceline Desbordes-Valmore ist nunmehr, mit einer schönen Einbandzeichnung von F. H. Ehmcke versehen, erschienen. — Johannes R. Bechers neues Gedichtbuch Um Gott verrät schon im Titel eine den Kenner seines Schaffens nicht überraschende Wendung zum Religiösen. — Pindar ist vielen unserer Dichter gegenwärtig wie wenige Dichter des Altertums. Die Übertragung von Franz Dornseiff ist, wie wir unter Berufung auf namhafte Beurteiler sagen dürfen, eine Leistung von hoher Künstlerschaft im Nachempfinden eines schwierigen Originals. — Harry Graf Keßlers „Notizen über Mexiko" stellen eine gänzlich umgestaltete neue Auflage des 1903 erschienenen Buches dar. — Von der „Bibliotheca Mundi" sind weitere drei Bände (Stendhal, De l'Amour, Byron, Poems und Santa Teresa, Libro de su Vida) erschienen.

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / VIERTES HEFT
APRIL 1921
*

Den Dichter seh' ich wandeln in der Mondnacht,
und hör' ihn flüstern unter den hohen Bäumen —
so süß! so süß!

Denn das ist Alles Dichtung,
womit ein Mensch sich seine Schmerzen lindert.
Alfred Mombert

HERMANN BAHR
STIFTER ALS LANDSCHAFTER

Daß wir diesem Aufsatz die Abbildung eines bisher nicht reproduzierten Gemäldes von Adalbert Stifter beigeben können, verdanken wir der Güte des Herrn K. Adolf Freiherrn Bachofen von Echt d. Ä., der uns eine Photographie des in seinem Besitz befindlichen Originals zur Verfügung stellte.

WENN Goethe lange zwischen Malen und Dichten sich nicht entscheiden konnte, so hat Stifter zunächst an seine Bestimmung zum Maler ganz fest geglaubt. Dichten trieb er nebenher, aus Liebhaberei, wie die Wissenschaften; seinen Lebensberuf aber sah der Jüngling in der Landschaftsmalerei. Der vierzehnte Band der Stifter-Ausgabe der Gesellschaft zur Förderung deutscher Kunst und Literatur in Böhmen enthält sein „Gesuch um Aufnahme in den Witwen- und Waisenpensionsfond bildender Künstler" (1844). Als „Behelfe seiner

Digitized by Google

Bitte" bringt er da vor: „daß er in Wien ansässig ist und seit einer Reihe von Jahren die Landschaftsmalerei ausübt und von dem Ertrage derselben lebt, da er in keinerlei öffentlichem oder Privatamte steht". Für die Ausübung seiner Kunst kann er folgende Tatsachen anführen: „Er hat in mehreren Jahren, mit Ausnahme der zwei letzten, verkäufliche Bilder in der hiesigen Kunstausstellung gehabt, wie er auf Verlangen mittels Katalogen ausweisen kann. Von diesen Bildern wurden manche von Privaten, und im Jahre 1841 eines vom Kunstvereine angekauft, worüber auch das Verzeichnis jenes Jahres beigebracht werden kann. Auch wird derselbe ein Bild, worüber er von übermorgen an verfügen kann, zur Einsicht des löblichen Vereines stellen, aus welchem ersichtlich werden wird, daß er sich seit längerer Zeit mit der Landschaftsmalerei beschäftigt hat. In letzterer Zeit hat der Gefertigte zwar einige kleine Versuche in der Schriftstellerei gemacht, aber er glaubt, daß ihm dies um so weniger hinderlich sei, als ein anderes Mitglied des löblichen Vereines, Herr Anton Ritter von Perger, auch als namhafter Schriftsteller bekannt ist." Er hat sich also auch, nachdem er den Dichter schon in sich entdeckt hatte, doch im Hauptamt noch als Maler gefühlt. So bringt ein 1847 in München erschienenes „Neues allgemeines Künstlerlexikon" seinen Namen mit dem Zusatz: „Maler zu Wien, ein jetzt lebender Künstler. Er widmete sich dem Genrefache und ist auch als belletristischer Schriftsteller bekannt." Und sein Jugendfreund Emil Ranzoni hat ihn damals versichern hören: „Als Schriftsteller bin ich nur Dilettant, und wer weiß, ob ich es auf diesem Felde weiter bringen würde, aber als Maler werde ich etwas erreichen." Es scheint nur der Erfolg seiner Feder gewesen zu sein, der ihn aus äußeren Gründen umsatteln ließ. Er blieb übrigens im stillen der Malerei bis ans Ende seines Lebens treu. Er hat ein merkwürdiges „Tagebuch über Malerarbeiten" geführt, worin er, auch als Pedant an

Digitized by Google

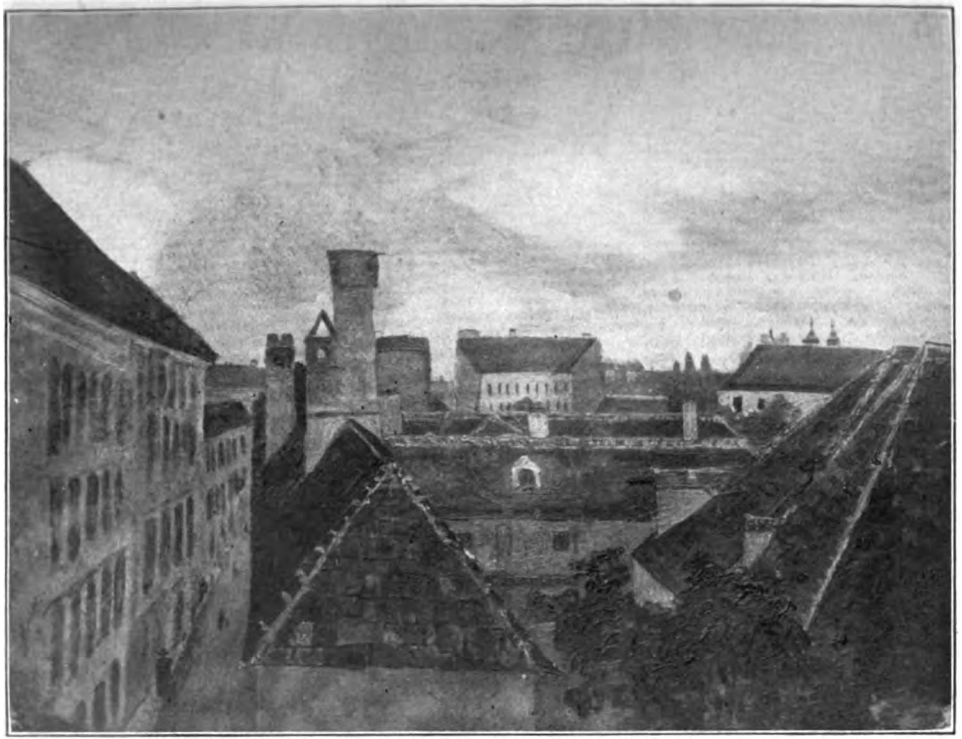
Goethe gemahnend, Tag um Tag sorgsam vermerkte, woran er gezeichnet oder gemalt und wie viele Stunden und Minuten er daran gezeichnet oder gemalt; und am Ende des Monats wird dann jedesmal auch noch genau die Summe gezogen, und es steht etwa März 1854: „An der Heiterkeit gezeichnet 18 Stunden, an der Heiterkeit gemalt 2 Stunden 42 Minuten, an der Bewegung gemalt 29 Stunden 28 Minuten, an der Vergangenheit gezeichnet 1 Stunde 56 Minuten, an der Vergangenheit gemalt 4 Stunden 36 Minuten." Der letzte Vermerk darin ist vom 24. August 1867; ein halbes Jahr vor seinem Tode. Da hat er noch von 7 Uhr 33 bis 8 Uhr 40 und von 2 Uhr 56 bis 3 Uhr 26, also eine Stunde und 37 Minuten lang, „an der Ruhe gemalt (Berge)". Und Friedrich Simony, der ihm zuerst im Hause Metternichs begegnet war und später zum Helden des Nachsommers Modell saß, hat in ihm auf den ersten Blick den geborenen Maler erkannt: „Mit einem in gleichem Grade sonst nur bei vollendeten Malern entwickelten Blicke vermochte Stifter jede halbwegs beachtenswerte Einzelheit der Landschaft alsogleich herauszufinden und sich zu eigen zu machen. Noch sehe ich ihn vor mir, wie er vor der bekannten schönen Felsengruppe hinter der Echernmühle plötzlich haltmachte und dieselbe nun mit Worten abzuzeichnen und zu malen begann und so lange mit der Sprecharbeit fortfuhr, bis eine allerliebste Skizze in seiner Gedächtnismappe fertig saß... Stifters Vortrag war ein fortgesetztes Zeichnen und Malen von Personen und Dingen in Worten." Wenn er dann dieses fortgesetzte Zeichnen und Malen in Worten nun aber auch in Farben versuchte, geriet es ihm nie zu Dank: dem Freunde Rosegger hat er einmal geklagt, „die Leinwand sei ihm wie ein Sieb, auf welchem nur das Grobe liegen bleibe, das Feine, Zarte und Wahrhafte aber durchfalle"; und an Baron Handel schreibt er: „Es ist ein eigenes Unglück, ich kann kein meiniges Bild lange in den Händen haben, ohne etwas auszubessern, und zwar

Digitized by Google

so lange auszubessern, bis ich das Bild wegwerfe." Derlei Seufzer hört man oft von Dilettanten, und zuweilen auch von den ganz großen Meistern.

Was mir von Zeichnungen und Gemälden Stifters unterkam, damit ergings mir immer seltsam. Ich erschrak zunächst. Es schien Dilettantismus, und von der ärgsten Art: forciert, sich übernehmend, gequält. Gerade diese Qual aber machte bei näherer Betrachtung den Eindruck, nicht ursprünglich, sondern im Malen erst entstanden, ja gleichsam dem Bilde von außen her aufgedrungen zu sein, wie wenn eine ganz unmittelbar ihrer Sache gewisse, frohgemut beginnende Hand mitten drin von einem Schulmeister, einem „Merker", durch Zurechtweisung um die Sicherheit und Unschuld ihrer Begabung und zur Verzweiflung gebracht worden wäre. In die natürliche Stimme dieser Bilder spricht auf einmal eine fremde drein: Angst, Angst, es nicht recht zu machen, nicht etwa sich selber nicht recht, sondern irgendeiner ihn geheimnisvoll bedrohenden, bedrückenden Forderung, Angst um die „Vedute". Man glaubt es diesen Bildern förmlich anzusehen, wie sich ihr Maler abschwitzt, um gegen sein eigenes besseres Gefühl, an dem er offenbar durch die Weisungen wohlmeinender „Kenner" irre geworden, das, was seiner ganz unmalerischen Umgebung für „malerisch" galt, seinem scheu gewordenen künstlerischen Gewissen aufzunötigen. Daß es ihm nie ganz gelang, daß all sein heißes Bemühn um „Veduten" vergeblich blieb, daß er unfähig war, die Natur zeitgemäß fälschen zu lernen, das gibt diesen Bildern ihren stillen, fast wehmütigen Reiz, irgendwie verraten sie noch, woran sie gehindert worden sind, irgendwie ist noch der erstickte geborene Maler darin zu spüren mit dem freien, großen, epischen Blick für das Gesetzmäßige, für den Zusammenhang der Landschaft, für das, was in ihr der Willkür menschlicher „Stimmungen" entrückt bleibt, für ihren ewigen Sinn, auch für ihre geologische Form, kurz: für die Land-

Digitized by Google



Ausſicht aus Stifters Wohnung auf der Landſtraße
Ölgemälde von Adalbert Stifter. 1839

Digitized by Google

Digitized by Google

schaft als ihren eigenen Ausdruck, nicht als unseren Eindruck. Und vielleicht gab Stifter doch nicht bloß seinen schriftstellerischen Erfolgen zuliebe den Beruf des Malers auf, sondern mehr noch, um endlich ungestört malen zu können in Worten, da man es ihn in Farben nicht ließ, und wir hätten es also dem unkünstlerischen Sinn seiner Epoche zu danken, daß er der größte Landschafter der deutschen Sprache geworden ist.

Die Landschaften im „Hochwald", im „Beschriebenen Tännling", im „Bergkristall" sind für mein Gefühl in der Weltliteratur das einzige, was sich mit den Landschaften Goethes, etwa mit der Harzreise, der Nähe des Geliebten, Ilmenau, doch auch den Landschaften der Wahlverwandtschaften, der Wanderjahre, an augenscheinlicher, ja sozusagen handgreiflicher, ganz unmittelbarer Gegenwart vergleichen läßt. Oder er schreibt einmal einen Aufsatz für einen Kalender über die Ruine St. Thoma und schildert da den Blick auf „das leuchtende Band der Moldau, wie es sich darstellt von einem Höhenpunkt desselben Waldzuges angesehen, aber etwa zehn Wegestunden weiter gegen Sonnenaufgang: durch die duftblauen Waldrücken noch glänzender, liegt es geklemmt in den Talwindungen, weithin sichtbar, erst ein Lichtfaden, dann ein flatternd Band und endlich ein breiter Silbergürtel, um die Wölbung dunkler Waldesbusen geschlungen — dann, bevor sie neuerdings schwarze Tannen- und Föhrenwurzeln netzt, quillt sie auf Augenblicke in ein lichtes Tal hervor, das wie ein zärtlich Auge aufgeschlagen ist in dem ringsum trauernden Waldesdunkel... Dein staunender und verwirrter Blick ergeht sich über viele, viele grüne Bergesgipfel, in webendem Sonnendufte schwebend, und gerät dann hinter ihnen in einen blauen Schleierstreifen — es ist das gesegnete Land jenseits der Donau mit seinen Getreidehängen und Obstwäldern, bis der Blick endlich auf jenen ungeheuren Halbmond trifft, der den Gesichtskreis einfaßt: die Norischen Alpen. Der große Priel

Digitized by Google

glänzt an heiteren Tagen wie eine lichte Flocke am Himmelsblau hängend, — der Traunstein zeichnet eine blasse Wolkenkontur in den Kristall des Firmaments. Der Hauch der ganzen Alpenkette zieht, wie ein luftiger Feengürtel, um den Himmel, bis er hinausgeht in zarte, kaum sichtbare Luftschleier, drinnen weiße Punkte zittern, wahrscheinlich die Schneeberge fernerer Züge." Die Gewalt solcher Landschaften Stifters, der gesprochenen, nicht der gemalten oder gezeichneten, ist so groß, daß, wer, ihrer eingedenk, die Gelegenheit wahrnimmt, das „Original", das sie „nach der Natur" abbilden, kennen zu lernen, die Wirklichkeit, an ihrer Abbildung gemessen, dürftig, unzureichend, ja gewissermaßen in einem nur erst halbfertigen Zustand findet. In manchen Landschaften erreicht Stifter so die höchste Wirkung der Kunst, hinter der ja, dort wo sie sich vollendet, die Natur zurückbleibt. Es ist ihm zuweilen geglückt, eine Landschaft vom bloßen Versuch, in dem Natur doch immer stecken bleibt, sozusagen zur Urlandschaft emporzubringen, wie Goethe zur Urpflanze kam (die ja zwei Taten Goethes enthält: eine wissenschaftliche, die Goethe selber gar nicht bemerkt hat, bis ihn Schillers Ausruf: „Das ist eine Idee!" darauf aufmerksam machte, aber auch eine künstlerische, die wieder Schiller nicht bemerkte, nämlich: daß Goethe ja diese „Idee" nicht bloß hatte, sondern „sie sogar mit Augen sah!"). Es war der Maler Goethe, der zur Urpflanze kam, wie denn all sein Verdienst um Naturforschung recht eigentlich darin bestand, daß er künstlerisches Sehen in die Wissenschaft eingeführt hat. Richtiger: das Sehen des Zeichners. Ganz genau gesagt: das Sehen des deutschen Zeichners. Denn von Anfang an macht dies das wesentliche Merkmal deutscher Zeichner aus, die Welt mit Geistesaugen anzusehen. Sie machen wirklich jenes geheimnisvolle Wort vom „schaffenden Spiegel" wahr: sie werfen nicht nur das Bild der Erscheinung zurück, sie geben es ihr erst, sie bringen die wahre Ge-

Digitized by Google

stalt der Erscheinung aus ihr hervor, aus ihr und aus sich zugleich, was nur vermag, wer, nach Goethes Wort, „sich eins weiß mit der Welt und deshalb die objektive Außenwelt nicht als etwas Fremdartiges empfindet, das zu der inneren Welt hinzutritt, sondern in ihr die antwortenden Gegenbilder zu den eigenen Empfindungen erkennt". Und wieder ist es Goethe (in „Was wir bringen" von 1814), der uns auch den Grund davon sagt, nämlich daß

„Erdentiefen und des Himmels Sphären
Nur ein Gesetz der Menschenbrust bewähren."

Es ist dieselbe Gesinnung, aus der Kant das Sittengebot in uns und den gestirnten Himmel über uns in einem Atem nennen kann. Mit der Ahnung des Urbilds in jedem Abbild beginnt alles Zeichnen. Der vollkommene Zeichner würde nur noch Urpflanzen, Urlandschaften, Uraugen, Urohren, Urnasen sehen; Leonardo war zuweilen schon nahe daran. Dem Physiker wird die Welt zur Zahl, dem Zeichner zum Strich. Aber Zahl oder Strich, es ist immer dasselbe Gesetz, das damit anerkannt wird, anerkannt und aufgezeigt und mitgeteilt. Alle Wahrheit, alle Schönheit mündet ins Sittliche wieder, in dem sie wurzelt.

„Das Sittengesetz allein in seiner Anwendung ist Kraft!" schrieb Stifter gegen Hebbel, und „wenn wir nur in uns selber in Ordnung wären", heißts im Nachsommer, dann würden wir erst fähig, auch „die Unschuld der Dinge außer uns zu fassen". Dieser reine, stille, große Liebesblick für die Unschuld der Dinge wagt sich aber in seinen Bildern doch nie ganz hervor. Malen ist offenbar doch nicht die Muttersprache seines Gemüts gewesen. Erst in seinen Erzählungen tritt die Stifterlandschaft rein auf, von solcher Klarheit und doch so geheimnisvoll, in aller Einfalt von solcher Intensität, mit ihren Kinderaugen so monumental, daß sie dem Klassischen so nahe kommt wie sonst in der ganzen nachgoethischen Zeit vielleicht nur noch, in seinen letzten Werken zuweilen, Marées.

Digitized by Google

SHAKESPEARE

SONNET

TH' expense of spirit in a waste of shame
Is lust in action; and till action, lust
Is perjur'd, murderous, bloody, full of blame,
Savage, extreme, rude, cruel, not to trust;
Enjoy'd no sooner but despised straight;
Past reason hunted; and no sooner had,
Past reason hated, as a swallowed bait,
On purpose laid to make the taker mad:
Mad in pursuit, and in possession so;
Had, having, and in quest to have, extreme;
A bliss in proof, and prov'd, a very woe;
Before, a joy propos'd; behind, a dream.
All this the world well knows; yet none knows well
To shun the heaven that leads men to this hell.

* * *

PAUL ERNST

DER WEISSE ROSENBUSCH

DAS Schlachtfeld von Jena ist eine Hochebene von mehreren Stunden Umfang, in welcher verstreut eine Anzahl runde Vertiefungen liegen, wohl in Urzeiten durch strudelnde Wasser entstanden. In diesen Vertiefungen sind meistens die Dörfer und einzelnen Gehöfte gebaut, so daß die Bewohner mit einem begrenzten Blick aufwachsen, indessen der Wanderer, der oben auf der Ebene geht, von Häusern und Menschen nicht eher etwas sieht, bis er dicht vor einer solchen Vertiefung angekommen ist.

Am Vorabend der Schlacht, als der deutsche Heerführer die unheilvolle Bewegung vom Rande der Ebene rückwärts machte, ritt ein preußischer Leutnant mit seinem Burschen

Digitized by Google

in eine dieser Vertiefungen hinab, in welcher ein einsames Bauerngehöft lag, versteckt unter düsteren alten Kastanienbäumen. Um den Weg abzukürzen, der sich langsam wand, lenkten sie die Pferde quer über den Acker. Ein noch junger Mann, der hinter dem Pfluge ging, wickelte die Zügel um den Pflugsterz und trat ihnen entgegen, indem er grob ausrief, über seinen Acker gehe kein öffentlicher Weg. Der Offizier fragte: „Ihr seid der Bauer?“ und wie der andere bejahend antwortete, fuhr er fort: „Es gefällt mir, daß Ihr auf Eurem Recht besteht. Ihr werdet ein ordentlicher Mann sein. Führt uns zu Eurem Haus.“ Der Bauer faßte in den Zügel des Pferdes, lenkte es auf die Straße, und indem der Bursche folgte, kamen die drei auf den Hof. Der Offizier stieg ab und trat vorauf in das Haus; der Bauer hinter ihm; nach einer Weile kam der Soldat, der die beiden Pferde am Ring der Torfahrt festgebunden hatte.

Nachdem der Bauer noch seine Frau hatte rufen müssen, welche eintrat, indem sie die Hände an der blauen Schürze abtrocknete, begann der Offizier:

„Morgen ist die Schlacht, und es kann keiner wissen, wie es für ihn ausgeht. Durch einen Zufall habe ich mein Vermögen bei mir, tausend Louisdor in bar“ — er setzte einen leinenen Sack auf den Tisch — „und wenn ich falle oder gefangen werde, so geht das Geld für meine Familie verloren. Ich habe Vertrauen zu euch, daß ihr nicht die Hinterbliebenen eines Deutschen, der auch für euch kämpft, um ihr bißchen Armut betrügen werdet. Hebt mir das Geld auf, so gut ihr könnt. Bleibe ich am Leben, so hole ich es selber wieder ab, falle ich, so könnt ihr es meinem Burschen übergeben; kommt auch mein Bursche nicht, so bringt ihr es mit diesem Briefe nach Görlitz zu meiner Frau, sobald die Straßen wieder sicher sind.“

Nach diesen Worten schüttelte der Offizier dem jungen

Digitized by Google

Bauern die Hand, grüßte artig die Frau und verließ mit dem Burschen das Zimmer.

Der Bauer ging mit seiner Frau in den Keller, nahm von dem größten Sauerkrauttopf den Stein und die Brettchen herunter, mit denen der eingelegte Kohl beschwert war, schüttete den in einen leeren Topf, der für das Salzfleisch beim Schweineschlachten gebraucht wurde, verbarg den Beutel mit dem Gold unten in dem Sauerkrauttopf und füllte den Kohl wieder auf. Nachdem er die Brettchen und den Stein wieder an ihre Stelle gelegt hatte, wies er die Frau an, den übrigen Sauerkohl mit in die Küche zu nehmen, und ging nach oben.

In der Nacht, während Napoleon seine Geschütze den steilen Hohlweg auf die Hochebene schaffte und Davoust seine Kolonnen von der anderen Seite nach oben führte, wachte der Bauer aus schweren Träumen um das Geld auf. Langsam erhob er sich und zog sich an, dann ging er in den Keller hinunter. Da saß die Frau gekauert vor dem geleerten Topf und zählte die Goldstücke in ihren Schoß. Erschreckt schlug sie die Schürze über den Schatz, als der Mann hinter sie trat. Er sagte nichts. Nach langem Schweigen sprach sie: „Ein schönes Stück Geld, wir könnten jedem Jungen einen Hof hinterlassen." Er erwiderte: „Tu das Geld in den Topf. Wenn du als zweites ein Mädchen gehabt hättest, dann brauchtest du nicht solche Gedanken zu haben." Sie wischte sich mit dem Handrücken eine Träne aus den Augen, denn ihre Hände waren von dem Krautsaft besudelt, dann brachte sie alles wieder an seine Stelle.

Kanonendonner kam, Gewehrfeuer, Fliehende und Verfolger; der Hafer wurde zertreten; Tote und Verwundete lagen; die Verwundeten wurden aufgehoben; in der Nacht streiften viele auf dem Schlachtfelde umher, um den Toten die Kleider auszuziehen, auch nach Geld und Taschenuhren und Ringen zu suchen.

Digitized by Google

Am Abend des anderen Tages kam der Bursche, erschöpft und elend. Der Bauer setzte ihm ein Stück Speck, Brot und eine Flasche Schnaps vor. Der Soldat verlangte einen Arbeitsanzug des Bauern, er wollte das Geld nach Görlitz bringen. Der Bauer schüttelte den Kopf. Der Soldat, welcher ihn falsch verstand, sagte: „Es ist nicht Fahnenflucht; behalte ich die Uniform, so werde ich nur gefangen. Wenn ich das Geld abgeliefert habe, suche ich mein Regiment wieder auf. Ich bin ein ordentlicher Kerl, ich muß jetzt Unteroffizier werden." Der Bauer erwiderte ruhig: „Ich bin für das Geld verantwortlich; die Wege sind mir jetzt nicht sicher genug; ich bringe das Geld selber nach Görlitz, wenn es mir an der Zeit scheint." Der Soldat fluchte und trat auf den Bauern zu: „Hältst du mich für einen Spitzbuben?" Der Bauer zuckte nur die Achseln und sagte: „Ich bin verantwortlich." „Du Hund willst mir zu verstehen geben, ich will die Witwe meines Leutnants bestehlen?" schrie der Soldat und schlug ihm mit der geballten Faust ins Gesicht. Eine Spitzhacke stand dem Bauern zur Hand; er hatte einen neuen Stiel aus Hornbaumholz hineingefaßt statt des alten rotbuchenen, der gesprungen war. Er ergriff die Hacke und schlug den Soldaten auf den Kopf. Der Mann fiel um, ohne einen Laut zu sagen. Er kniete nieder, nahm seinen Kopf in die Hand. In der Tür stand die Frau, lautlos die Hände über sich zusammenschlagend. „Faß an!" rief er ihr zu. Sie trug den Toten an den Füßen, er an der Brust; er wendete sich zu dem alten Brunnen, der nicht mehr gebraucht wurde, weil die Eltern durch den Genuß des Wassers erkrankt und gestorben waren, während er als Knecht auf einem anderen Hof gedient hatte. Er schob den Leichnam vornüber auf den Rand und stürzte ihn hinunter. Vom Bau im im vorigen Jahre lagen noch Steine und Sand in der Hofecke; bis nach Mitternacht karrte er davon herbei und stürzte nach; indessen hatte die Frau, weinend und leise für sich mit zittern-

Digitized by Google

der Stimme ihre Unschuld beteuernd, die Blutspuren in der Stube aufgescheuert.

In den folgenden Jahren kamen häufige Mißernten, so daß trotz der hohen Preise viele größere und kleinere Landwirte schlecht standen. Nach den Befreiungskriegen folgten dann die Jahre der niedrigen Preise, und mit ihnen eine schwere Notlage der Gutsbesitzer und auch der Bauern. In dieser ganzen Zeit, welche etwa ein Menschenalter währte, mußte mancher Besitzer um billigen Preis verkaufen und mit dem weißen Stabe von seiner Väter Hofe ziehen, und mancher schlaue Mann wurde reich, wenn er gerade bares Geld zur Verfügung hatte. Unser Bauer kaufte langsam Feld um Feld, Weide um Weide, wie sich die Gelegenheit bot; er kaufte auch um ein Billiges einen ganzen Hof; und als er starb, etwa in der zweiten Hälfte der Fünfzig, da besaß er mehr als ein mittelmäßiger Rittergutsbesitzer. Er hinterließ seine Witwe und die beiden Söhne, welche nun im Anfang der Dreißig standen. Kurz nach seinem Tode verlobten sie sich mit zwei Erbtöchtern, deren Väter in derselben Gegend begütert waren.

Es war ein neuer Pastor in die Gemeinde gekommen, in welche unser Hof eingepfarrt war. Als der mit seiner Frau die Witwe besuchte, da lud diese die Pastorin für den nächsten Sonntag zu einer Lustfahrt in ihrem leichten zweisitzigen Wägelchen ein. Der älteste Sohn kutschierte und zeigte mit der Peitsche die Äcker, Felder, Weiden und Wiesen, welche ihnen selber gehörten oder ihren Schwiegereltern. Mehrere Stunden fuhren sie so, und der Frau wurde zum ersten Male die Größe ihres Besitzes klar. Sie rühmte ihren Reichtum gegen die Pastorin und sprach von ihrem verstorbenen Mann, wie er ein fleißiger Kirchengänger gewesen sei, und wie ihn die Regierung eigentlich hätte zum Amtsvorsteher wählen müssen, und da sprach sie vom Segen des Himmels; aber wie sie das Wort sprach, da tauchte die halbvergessene Erinnerung an das Ver-

Digitized by Google

brechen ihres Mannes in ihr auf, und sie verstummte plötzlich. Dann seufzte sie nach einer Weile und sagte, der älteste Sohn sei jähzornig, er gleiche ganz seinem Vater, und zuweilen habe sie Angst, daß Gott sie durch ihn strafen werde; dabei weinte sie einige Tränen. Der Sohn drehte sich um und gab ihr einen groben Verweis; verlegen lächelnd sprach sie zu den Pastorsleuten: „Er ist gut zu mir, er meint es nicht so böse, wie es klingt." Der Sohn gab den Pferden einen Peitschenschlag, daß sie plötzlich stark anzogen.

Nun wurde in dieser Zeit ein alter Schäfer bettlägerig, der seit langem für die Gemeinde gehütet hatte. Wie er merkte, daß es an das Letzte ging, ließ er den Pastor rufen, um ihm ein Geständnis zu machen und sein Gewissen zu erleichtern.

Damals, nach der Schlacht, als die Heere sich entfernt, hatte er seine Schafe, so viele ihm geblieben waren, auf die zerstampften Haferfelder geführt, wie auch die Gänse in den Hafer geschickt wurden, damit von der zerstörten Frucht, die oftmals selbst mit der Sichel nicht mehr geerntet werden konnte, wenigstens noch etwas genutzt wurde. An einem mit Schlehdorn bewachsenen Rain, mitten in den Dörnern, hatte er die Leiche eines preußischen Leutnants gefunden, welche in ihrem Versteck übersehen sein mochte. Von Habgier getrieben, untersuchte er die Kleider des Toten, aber er fand nur eine Brieftasche mit Briefen und Aufzeichnungen. Einen goldenen Trauring wagte er nicht abzuziehen, denn die Hände waren schon etwas angeschwollen. Von Angst getrieben, ging er die folgende Nacht mit Hacke und Schaufel an die Stelle und begrub den Leichnam; dann betete er über dem Grabe. In seinem Garten hatte er einen großen weißen Rosenbusch; von diesem hackte er einen kräftigen Trieb heraus und pflanzte ihn in die lockere Erde des Grabes, nachdem er in der Umgebung die Schlehen vernichtet hatte.

Die Brieftasche legte er zu Hause ins Schapp; und obwohl

Digitized by Google

sie ihm gar nichts nützen konnte, lieferte er sie doch nicht beim Amtsvorsteher ab; er erzählte auch niemandem von der Geschichte, weil er wohl wußte, daß er eine verbrecherische Absicht gehabt hatte bei der Durchsuchung des Gefallenen. So waren die Jahre vergangen, und er hatte die in Papier gewickelte Brieftasche immer an ihrer Stelle liegen lassen. Nun, auf dem Totenbette, wurde die Angst seines Gewissens größer als die Furcht vor einer Strafe oder Beschämung, und er erzählte dem jungen Pastor alles, indem er ihm die Brieftasche übergab. Sie war aus violettem Leder, trug auf silbernem Schild ein Wappen und wurde durch ein nunmehr verrostetes stählernes Schloß zusammengehalten, das nicht durch einen Schlüssel zu öffnen war, sondern durch das Verschieben eines kleinen Stiftes, welcher als Dorn des Schlüsselloches erschien. Der Pastor übergab die Tasche nebst einer Darstellung der Erzählung dem Amtsgericht; hier stellte man Nachforschungen an und fand bald die überlebende Witwe des vor dreißig Jahren Gefallenen; sie bewohnte zwei kleine Zimmer in demselben Hause in Görlitz, wo sie mit ihrem Gatten eine große Wohnung innegehabt hatte.

Die Frau des Gefallenen hatte damals einen Brief erhalten, der am Tage vor der Schlacht geschrieben war. In diesem drückte der Offizier seine starken Befürchtungen über den Ausgang der Schlacht und des Krieges überhaupt aus. Um seine Familie für den Fall seines Todes sicherzustellen, hatte er einen umstrittenen Erbschaftsanspruch verkauft, den nach seinem Ableben eine alleinstehende Frau schwerlich hätte durchsetzen können, besonders in den schwierigen Zeiten, die er voraussah. Die bare Summe in Gold, welche nach menschlicher Berechnung unter diesen Verhältnissen den Wert seines Vermögens am besten darzustellen schien, hatte er einige Tage vorher erhalten; er mochte sie keinem Bankhaus anvertrauen, scheute sich auch, einen Boten mit ihr in die Heimat zu

Digitized by Google

schicken, und so schrieb er ihr denn, er werde das Geld während der Schlacht einem zuverlässigen Mann zur Aufbewahrung übergeben, der es ihr bringen werde, wenn er selber fallen sollte.

Seit diesem Brief hatte die Frau keine Nachricht wieder von ihrem Gatten erhalten, dem sie kaum fünf Monate vorher angetraut war. Sie saß am Fenster ihres kleinen Stübchens, wo auf der Kommode alte Tassen und gravierte Glasbecher standen, und wo die sorgsam geschonten Stühle aus der guten Stube von den Eltern ihres Gatten an der Wand aufgereiht waren; sie nähte und stickte die Wäsche für das Kind, welches sie erwartete; und als nach der Schlacht alle Nachrichten ausblieben und der Name ihres Gatten unter den Vermißten angegeben war, da zog sie ein schwarzes Kleid an, das sie schon im Schrank hängen hatte, und häufige Tränen verdunkelten ihre Augen, daß sie oft aufhören mußte zu nähen, und mancher Tränentropfen fiel von ihren schönen Wimpern auf die kleinen Hemdchen des Säuglings.

Dann wurde das kleine Mädchen geboren und füllte die stillen Wände mit seinem Geschrei, und die kleinen Sorgen um das Kind verdeckten den großen Kummer; das Kindchen wuchs heran, und die Erhebung gegen die französischen Unterdrücker bereitete sich vor; die arme Mutter gab ihren goldenen Trauring her für das Vaterland und tauschte einen eisernen Ring ein; das war das einzige Stück aus kostbarem Metall gewesen, das sie noch gehabt hatte, alles andre Entbehrliche hatte sie gleich nach der Geburt verkauft, damit der Erlös das kleine Kapital vergrößere, das sie noch besaß; dann schnitt sie ihr schönes blondes Haar ab und verkaufte es und brachte das Geld zu der Sammelstelle; und wie dann die Heere ins Feld zogen und die Schlachten geschlagen wurden, da zupften ihre und des Kindes Hände unermüdlich Charpie, die sonst allerhand feine Stickarbeiten machten für ein mäßiges Geld.

Digitized by Google

Wie die Tochter zur schlanken Jungfrau heranwuchs und sie selber gebückter wurde, da kam eine neue Heiterkeit in ihr Gesicht und über die feinen Furchen ihrer Stirn. Der Sohn eines alten Regimentskameraden ihres Gatten, ein tüchtiger junger Offizier, reichte dem Mädchen die Hand; bald kamen Kinder, welche lustig und lärmend die Treppe zu dem stillen Stübchen der lächelnden Großmutter hinauftobten; und so verfloß ein Menschenalter nach dem schweren Schlag, welcher die Frau getroffen hatte.

Als sie dann vom Amtsgericht in Jena das Paket erhielt mit dem Geständnis des Schäfers und der alten Brieftasche, welche sie einst als Braut dem Verstorbenen geschenkt, da wurde sie so erschüttert, daß sie tagelang das Bett hüten mußte. Wie sie sich gefaßt hatte, da eröffnete sie alles ihren Kindern und fragte sie um Rat, was sie tun sollte, denn sie fühlte den heißen Wunsch, wenigstens das Grab ihres Gatten zu besuchen, welches in der Aussage des Schäfers genau bezeichnet war. Die Brieftasche enthielt ihre fünf letzten Briefe, eine Locke ihres Haares und zwei eingeheftete Pergamentblätter, auf welche man damals flüchtige Aufzeichnungen mit Bleistift machte, die man mit Brotrinde leicht abwischen konnte, wenn man sie nicht mehr brauchte. Die meisten Aufzeichnungen, welche ja nur das Gedächtnis des Besitzers entlasten sollten, bestanden aus unverständlich abgekürzten Worten und aus Zahlen; die letzte Niederschrift war eine Adresse — die Adresse des Bauern, welchem der Leutnant das Geld übergeben hatte; unter dem Namen stand vermerkt in Zahlen: tausend, und dahinter das damals übliche Zeichen für Louisdor.

Nachdem der Sohn diese Niederschrift lange betrachtet, erklärte er der alten Dame, er werde sie auf ihrer Reise, welche er durchaus natürlich und gerechtfertigt finde, ohnehin begleiten; und dabei wolle er mit ihr Nachforschungen nach dem Mann anstellen, dessen Name hier aufgeschrieben sei; denn

Digitized by Google

er halte es nicht für unmöglich, daß der Verstorbene damals diesem sein Vermögen anvertraut habe.

Wie die Dame sich erholt und der Offizier Urlaub erhalten hatte, reisten dergestalt die beiden nach Jena und zogen auf dem Amtsgericht alle Erkundigungen ein. Der Schäfer war inzwischen gestorben, indessen hätte er auch Wesentliches nicht mehr bekunden können. Der Amtsrichter, dem der Offizier seine weitere Vermutung mitteilte, erkannte sofort die aufgezeichnete Adresse, denn der Name des wohlhabenden Bauern war durch allerhand Kaufhandlungen dem Gerichte vertraut; und er wußte gleich zu berichten, daß allerdings allgemein aufgefallen war, wie der Mann ohne sichtbare Ursachen zu so großem Wohlstand gelangt sei. Die Angelegenheit bewegte ihn so, daß er die beiden bat, ihn und seinen Sekretär mitzunehmen und zuerst die Witwe aufzusuchen, ehe sie zu dem Grabe führen, damit man vielleicht aus der Überraschten eher ein Geständnis ziehe; gesetzlich sei freilich wegen der Verjährung nichts mehr zu machen.

So nahmen sie also einen Wagen in ihrem Gasthof; der Sekretär stieg zu dem Kutscher auf den Bock, der Amtsrichter setzte sich zu den Herrschaften, und in kaum zwei Stunden fuhr man in den Bauernhof ein.

Die Witwe wie die beiden Söhne waren auf dem Hof. Der älteste Bruder hatte eben Gras eingefahren; die Sense steckte noch in der Fuhre fest, die Pferde waren schon abgeschirrt; der jüngere Bruder war auf dem Boden und maß Korn ab. Die Witwe führte die Fremden in die Stube, die Brüder folgten, gespannt auf die Ursache des Besuches.

Der Amtsrichter fragte die Frau, nachdem der Sekretär sich mit Aktenpapier und Schreibzeug am Tische niedergelassen hatte: „Ist der Bursche des preußischen Leutnants, der Ihnen die tausend Louisdor zur Aufbewahrung übergab, nach der Schlacht wieder bei Ihnen gewesen?“

Digitized by Google

Der Frau schwindelte vor Schreck, und unbesonnen erwiderte sie, was sie in ihrer Angst während der ersten Jahre immer leise vor sich hingesagt hatte: „Es kann ihn niemand haben kommen sehen."

„Ihr habt ihn im Keller begraben?"

„Im Brunnen", sagte sie, noch immer bestürzt.

„„Was, ihr habt also doch einen Menschen gemordet?" schrie der jüngere Bruder; denn der plötzliche Reichtum des Vaters hatte seinerzeit allerhand Gerüchte erzeugt, und wie das so geht, waren die nicht weit von der Wahrheit entfernt, und von Kindheit an hatten sie den Brüdern in den Ohren geklungen.

Die Frau erhob sich. „Ja, was ist denn das? Was wollen denn die Herrschaften?" kam es über ihre bebenden Lippen, die vergeblich Festigkeit zu zeigen suchten.

„Schwatze nicht, Mutter, wenn du etwas weißt", sagte finster der ältere Sohn.

„Schweigen Sie!" donnerte ihn der Amtsrichter an.

„Die Alte ist halb blödsinnig, sie hätte schon längst unter Kuratel gemußt", antwortete der Sohn.

Der Amtsrichter wies die beiden aus dem Zimmer, um die zusammengesunkene Frau unbeeinflußt verhören zu können.

Draußen auf dem Hof standen sich die Brüder gegenüber.

„Ich will nichts von dem Sündengeld", sagte der Jüngere.

„Willst du vielleicht Knecht bei mir spielen?" antwortete der andere.

„Ich gehe nach Amerika, wo mich keiner kennt."

Rasend vor Wut ergriff der andere die Sense und hieb auf den Jüngeren ein; mit einem furchtbaren Aufschrei stürzte der zu Boden. Der andere ließ die Sense fallen und wischte sich über die Stirn; der Bruder verdrehte die Augen; er hatte ihn ermordet.

Die Knechte waren auf dem Felde. Nur die Kuhmagd stürzte

Digitized by Google

aus dem Stall; aus dem Haus kamen die Fremden, die zitternde Mutter geführt von dem Amtsrichter. Wie sie vor dem Lebenden stand und ihn verständnislos ansah, sagte der: „Da wird das Blut bezahlt.“ Dann ging er ruhig durch die starr stehenden Menschen zur Stalltür und schritt mit festen Tritten die Bodentreppe hinauf; als man sich über alles klar wurde und ihm nachfolgte, war es zu spät; er hatte sich an einer Dachlatte erhängt.

Die Mutter erlangte ihre Besinnung nicht wieder.

Nach den Erinnerungen alter Leute fand man später im Hofe die Stelle, wo der Brunnen gestanden hatte; man räumte ihn aus und traf unten Knochen, Zeugfetzen, Uniformknöpfe und Schuhe des ermordeten Soldaten.

Die alte Dame war von dem Schrecklichen so mitgenommen, daß sie wieder über eine Woche das Bett hüten mußte; sie wurde von ihrem Schwiegersohn gepflegt. In der Stadt hatte sich das Gerücht von ihrer Geschichte verbreitet und allgemeine Rührung erzeugt; der Bürgermeister ließ vor dem Gasthaus, in dem sie lag, Stroh auf die Straße legen, damit sie nicht durch das Wagengeräusch gestört werde; Blumen und Früchte wurden von Unbekannten geschickt, und viele Bürger erkundigten sich täglich in eigener Person bei dem Wirt nach ihrem Befinden.

Sobald sie sich etwas kräftiger fühlte, verlangte sie das Grab ihres Gatten endlich zu besuchen. Der Arzt meinte, daß bei der Herzkranken ein Versagen oder Aufschieben ihres Wunsches ebenso gefährlich sein könne wie seine allzufrühe Befriedigung, und so gab er seine Erlaubnis, daß sie mit ihrem Sohne schon jetzt die Fahrt unternahm.

Jener Schößling der weißen Rose, welche in Thüringen so häufig auf den Kirchhöfen gepflanzt wird, daß man sie auch Kirchhofsrose nennt, hatte sich in den langen Jahren zu einem sehr großen Busch entwickelt von einer solchen Schönheit,

Digitized by Google

daß er in der ganzen Gegend bekannt war. Der Wagen war auf der Landstraße gefahren bis zu der Stelle, wo sich der schmale Feldweg abzweigte, welcher zu dem Raine führte und dann an ihm entlang lief. Das Feld war jetzt mit Gerste bestanden, die eben begann gelb zu werden; auf dem geringen Boden war sie nicht sehr üppig gekommen; aber Kornblumen und Mohnrosen machten das Feld freundlich und heiter. Der Rosenbusch stand in seiner schönsten Blüte; viele Hunderte von kleinen weißen Rosen waren halb oder ganz aufgebrochen an den oberen Enden der langen, gebogenen Ruten; die Dame war müde, der Offizier setzte sie sorgsam auf einen breiten Stein, der gerade unter dem Busche lag. Ein Hänflingsnest mit Jungen war mitten in den dornigen Zweigen; der alte Vogel, mit einem Körnchen im Schnabel, saß eine Weile ängstlich wartend wenige Schritte von ihnen auf einem kleinen dürren Stecken; als er sah, daß er sich nicht fürchten mußte, flog er eilig zum Nest, und das Geschrei der bittenden Jungen erscholl.

Unbeweglich und still standen die Gerstenähren, schon leise sich neigend harrten die Kornblumen und hingen die leuchtenden Mohnrosen. Eine Lerche, welche im Felde nistete, flog wie ein Pfeil schmetternd in die Höhe.

Die Dame sagte ganz leise: „Hier ruht es sich schön"; dann wurde sie plötzlich dem Sohn, welcher sie aufrecht sitzend hielt, schwer im Arm; eine heitere Ruhe war in ihrem gütigen Gesicht; ein Herzschlag hatte sie getroffen.

Man begrub sie unter dem weißen Rosenbusch, neben ihrem Gatten, welcher ihr vor dreißig Jahren vorangegangen war; ein niedriger Stein, der zwei verschlungene Hände aufweist, wurde zu ihrer Erinnerung gesetzt.

Noch heute blüht der Rosenbusch über dem Grabstein; eine verworrene Erinnerung, daß zwei treu Liebende hier begraben liegen, die nach langen Jahren vereinigt wurden, hat sich im

Digitized by Google

Volk erhalten, und es ist ein Glaube der Liebenden geworden, daß sie zu dem Grabe gehen und jedes eine Rose brechen und im Gesangbuch aufheben muß, denn so lange die vertrocknete Rose dauert, so lange dauert auch ihre Liebe.

* * *

CHARLES BAUDELAIRE

(geboren am 9. April 1821)

LES PLAINTES D'UN ICARE

LES amants des prostituées
Sont heureux, dispos et repus:
Quant à moi, mes bras sont rompus
Pour avoir étreint des nuées.

C'est grâce aux astres non pareils,
Qui tout au fond du ciel flamboient,
Que mes yeux consumés ne voient
Que des souvenirs de soleils.

En vain j'ai voulu de l'espace
Trouver la fin et le milieu;
Sous je ne sais quel œil de feu
Je sens mon aile qui se casse;

Et brûlé par l'amour du beau,
Je n'aurai pas l'honneur sublime
De donner mon nom a l'abîme
Qui me servira de tombeau.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

DIE bei den Dirnen trafen
es glücklich, sind satt und frei:
mir brachen die Arme entzwei,
weil ich bei Wolken geschlafen.

Digitized by Google

Schuld sind im Himmelsgefild
die Sterne ohnegleichen,
kann, verzehrt, ich nichts mehr erreichen,
als von Sonnen ein Bild.

Unmöglich, daß ich erringe
des Raumes Mitte und End;
irgendein Blick, der brennt,
bricht mir, ich fühl es, die Schwinge;

und vom Drang nach dem Schönen versengt,
werd ich nicht bis zum Stolz mich erheben,
meinen Namen dem Abgrund zu geben,
der als Grab mich empfängt.

* * *

NEUE GOETHE-WORTE

Die soeben erschienene neue Ausgabe von Friedrich Wilhelm Riemers „Mitteilungen über Goethe" scheidet aus den beiden starken, dickleibigen, mit einer Unmenge von Zitaten und mit allerlei philologischem Kleinkram beschwerten Bänden des 1841 erschienenen, heute vergriffenen und nicht leicht zugänglichen Originalwerkes alles aus, was Quellenwert und lebendiges Interesse nicht mehr besitzt, ohne aber die eigentümliche Anlage und den apologetischen Grundcharakter zu verwischen. Die Zeugnisse des nahezu dreißigjährigen mündlichen Verkehrs zwischen dem Meister und seinem treuen Gehilfen, die Tischreden und Aphorismen, die Goethes Maximen und Reflexionen so reich und wertvoll ergänzen, treten zum ersten Male in geschlossenem Zusammenhange in Erscheinung. Für die Textgestaltung konnte der Herausgeber Riemers umfangreichen handschriftlichen Nachlaß benutzen, dessen wesentlichste Teile sich in der Sammlung Kippenberg in Leipzig und im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar befinden. Zahlreiche Berichtigungen und Vervollständigungen des Wortlauts der Goethischen Aussprüche, sowie genauere Datierungen ließen sich dadurch ermöglichen. Einen besonderen Wert verleihen der Neuausgabe eine Reihe bisher ungedruckter Aussprüche Goethes, die aus den Riemerhand-

Digitized by Google

schriften der Sammlung Kippenberg dem alten Bestande eingefügt wurden. Die Einleitung gibt ein knappes Lebensbild des „wunderlichen Individuums", als das Riemer sich gern bezeichnete, ein erklärendes Namen- und Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des mit dreiundzwanzig ganzseitigen Abbildungen geschmückten Bandes.

Als Kostprobe mögen einige der bisher unbekannten Aussprüche Goethes folgen, in denen der Meister von sich selbst, seinem Leben und seiner Lebensart spricht.

4. Mai 1811

„SPRACHE wirklich das Höchste, die höchste Äußerung der Vernunft und des Bewußtseins.

Man sollte nicht mehrere (Wort-)Sprachen lernen, sondern alle Kunst-Sprachen, Musik, Malerei und dergleichen, wodurch der Mensch sein Inneres kundgibt; damit man zuletzt auch in der eigentlich genannten Sprache etwas zu reden hätte, als welche, wie ein höheres Bewußtsein, über jene alle noch hinausgeht und diese selbst wieder zu Wort bringt."

*

22. Februar 1812

Was die Madame Du Deffand von Walpole [in den Lettres à Horace Walpole et à Voltaire] bemerkt: er habe nur esprit, wenn er von bonne humeur sei, fand Goethe sehr wahr und auf sich selbst anwendbar (wie wohl auch auf alle Menschen).

*

„Mensch eine Doppelnatur, deren beide Seiten gleiche Rechte haben und sich im Gleichgewicht halten sollen. Nun verdammt man die eine und begreift nicht, daß man dadurch der andern die Mittel nimmt, zu wirken, ja zu sein."

*

„Stolz erkennt und strebt ein höhres Ehrwürdiges. Dünkel zieht alles Ehrwürdige herunter und läßt nichts für besser gelten."

Digitized by Google

„Die Verständlichkeit des Stils ist gleich der Genießbarkeit von Speise und Trank. Was hilft das kostbarste Essen mit seltsamen Zutaten und Zubereitungen, wenn man es nicht genießen kann.“

*

„Was man in der Jugend wünscht, das hat man im Alter genug.“ Altes Sprichwort. Er habe sich nur Bewußtsein gewünscht.

*

„Wer zum Bewußtsein seiner Fehler gelangt, wird meistens darein verliebt und möchte sie um Himmels willen nicht ablegen. Ich mag meine Schnöckerei um die Weiber, die mir gefallen, nicht ablegen, ob ich gleich weiß, daß sie zu nichts führen kann und mir sonst schädlich ist.“

*

Goethe pflegte zu sagen: es sei schade, daß man das Leben nicht zweimal leben könne.

Auch von seinem Schreiber Geist führte er das Beispiel an, daß dieser, wenn er etwas nicht recht gemacht und darüber zurechtgewiesen, sich damit ausgeredet: Er habe es erst einmal gemacht.

*

Goethe sprach einmal zu mir von der Vernunft, daß sie am wenigsten Freiheit gewähre, oder daß die Vernünftigen am wenigsten frei wären.

*

„In eine Dichtung einen Sinn hineinlegen! Als wäre von einem Bonbon die Rede, das in die bunte Schale mit rebus verziert, eingewickelt, allein verspeist wird.“

*

„Die Welt kann nur durch die gefördert werden, die sich ihr entgegensetzen. Wer sich ihr akkommodiert, ist für alles tüch-

Digitized by Google

tige Leisten verloren. Die Nachgiebigkeit gegen sie macht untätig. Sie paralysiert den, der ihre Meinung, ihre Urteile respektiert."

*

„Nur in mittleren Zuständen findet Menschenhilfe und Teilnahme statt und ist uns wohltätig, in allen äußersten sind wir auf uns selbst gewiesen. Entschluß und Tat müssen wir allein vollbringen. Vorher mag man uns beraten, hinterher beklagen, das Meiste, Größte und Beste müssen wir doch selbst und allein tun."

*

26. September 1813

„Liebe und Verehrung (Ehrfurcht) wollen unbedingt sein."

*

Oktober 1813

Seine Stube kommt ihm vor wie Diogenes' Faß.

*

27. Oktober 1813

„Es hat niemand außer seinem Metier Gegenwart des Geistes."

*

1821

„Dichtung ist sinnliches Resumé der Lebenserfahrung."

* * *

ALBRECHT SCHAEFFER

DEM GEIST OTTO BRAUNS

ACH, und mit beschwingten Füßen,
Ach, auf blitzenden Sandalen,
Tragend übervolle Schalen
Alles Hohen, Reinen, Süßen:
Treten Götter volles Leuchtens
Plötzlich aus dem Himmel vor!
Unser Auge, sie befeuchtens,
Sie ertauens, das gefror.

Digitized by Google

Nein, wir sind noch nicht verlassen!
Seht, es kam ein feurig Reiner!
Leben Götter, war der einer,
Der im Sturm und doch gelassen,
Sicher seiner Himmelskräfte,
Liebend sich herabgenaht,
Ins Getriebe, ins Geschäfte
Flechtend seine goldne Tat.

In das grausige Gespinste,
Das aus unsern Tagen fließend,
Das aus unsern Händen sprießend,
Öd aus tausend Toden grinste:
Sehet, seht die goldnen Fäden,
Die er zaubrisch drein verflocht!
Wollen fassen, küssen jeden,
Staunen, was ein Gott vermocht.

Seines vollen Daseins Fülle,
Diese bracht er, nichts als diese,
Und da wogte schon die Wiese,
Und die Knospe brach die Hülle.
Mit dem Flammenfinger streifend
Über das erschrockne Herz,
Macht' ers grünend, blühend, reifend,
Weich wie Wolke, stark wie Erz.

Falke aus den Wolkentälern,
Beutemacher, Sturmverwandter,
Königssprosse, Flügelpanther,
O wie blitzten blank und stählern
Deiner Fänge Wehren droben
Über unsern Häuptern her!
Wolken, wo du abgestoben,
Trieben leicht ins offne Meer.

Digitized by Google

Trieben, abgetaute Schollen,
In des Frühlings heilige Bläue,
Während feuriger aufs neue
Unsre Herzen atmend schwollen.
Er, der seine Bahn vollendet,
Kehrte bald ins Firmament,
Weil es, ewig wie es brennt,
Ewig neue Götter spendet.
Und wir stehn, vom Glück geblendet,
Gläubig im Advent.

* * *

STENDHAL
GEDANKEN EINES SONDERLINGS

Im Jahre 1886 schrieb Nietzsche: „Stendhal ist das letzte große Ereignis des französischen Geistes, dem auch jeder billig denkende Ausländer die ersten Ehren zollen muß... Es hat zweier Menschenalter bedurft, um ihm nahe zu kommen, wer aber mit feinen, verwegenen Sinnen begabt ist, neugierig bis zum Zynismus, Logiker aus Ekel, Rätselrater und Freund der Sphinx gleich jedem rechten Europäer, der wird ihm nachgehen müssen." Seitdem ist Henri Beyle immer mehr in dem Weltbewußtsein aufgegangen und der Beylismus eine Lebensnorm jener verstreuten Gemeinde aristokratischer Geister geworden, die sich vor den andringenden Gemeinplätzen und Begriffsverallgemeinerungen einer mechanistischen und materialistischen Weltanschauung durch Absonderung und gesteigerte Pflege ihres Ich schützen wollen. Die unter dem Titel „Das Leben eines Sonderlings" soeben erschienenen autobiographischen Fragmente, hingekritzelt in der flüchtigen Laune, es dem von ihm geliebten Benvenuto Cellini gleichzutun, erstrecken sich auf die Jahre 1786—1800 und 1821—1826, sind aber in der vorliegenden deutschen Ausgabe, die wir dem hingebungsvollen Fleiße Arthur Schurigs verdanken, durch Stendhals Tagebücher von 1800—1814 und zahlreiche Stellen aus seinen Briefen, Büchern und seinem zum Teil noch ungedruckten Nachlaß ergänzt. Merkwürdige zeitgenössische Berichte über ihn, sowie amüsante Auszüge aus Polizeiakten sind am Schlusse beigegeben.

Digitized by Google

WAS ist denn mein Ich? Ich weiß es nicht. Eines Tages in dieser Welt aufgewacht, finde ich mich an einen Körper, einen Charakter, ein Schicksal gebunden. Soll ich mich vergeblich abmühen, sie zu ändern, und inzwischen versäumen zu leben? Das hieße sich zum Narren machen. Ich unterwerfe mich ihren Mängeln. Ich unterwerfe mich meinen aristokratischen Instinkten, nachdem ich zehn Jahre lang, und zwar in ehrlicher Überzeugung, gegen alles Aristokratische gepredigt habe.

*

Ein großer Trost ist der Gedanke, daß man nicht alles auf einmal genießen kann. Man faßt eine hohe Meinung von sich, wenn man die Überlegenheit erkennt, die man in einer Hinsicht hat. Der Geist erhebt sich bei dieser Betrachtung. Man vergleicht sich mit denen, die unter einem stehen. Man bekommt gegen sie ein Gefühl der Überlegenheit. Später verdrießt es einen, wenn man sieht, daß sie in der oder jener Betätigung, die den Hauptgegenstand ihres Fleißes bildet, mehr Erfolg haben als wir. Es wäre auch zu grausam, wenn derselbe Mensch in jeder Beziehung die Überlegenheit hätte. Ich weiß nicht einmal, ob das augenscheinliche Glück, das man dabei hätte, nicht sehr schnell durch die Langeweile getrübt würde. Man muß indessen darnach trachten, sich diese Überlegenheit anzueignen, weil sie, wenn auch niemals absolut, doch mehr oder minder stets vorhanden und zumeist die Quelle des Erfolges ist. Überdies gibt sie uns ein Gefühl der Sicherheit, das den Erfolg fast immer entscheidet.

Mein Geist, der nie ruht, läßt mich immer nach einer Schulung Ausschau halten, die meine Erwartungen rechtfertigen kann. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, mich zu unterrichten und zu unterhalten, habe ich das Bedürfnis, mir vorzuhalten, daß ich mir weltmännisches Wesen aneignen muß, um innerhalb der Genüsse eine Wahl zu treffen. Wie kann

Digitized by Google

ich mich also wundern, daß ich im Umgange mit Frauen linkisch bin und keine Erfolge bei ihnen habe, daß ich nur dann in der Gesellschaft glänze, wenn man ganz vernünftig redet oder wenn die Unterhaltung jene großen Gebiete der Charaktere und Leidenschaften berührt, die mein fortwährendes Studium bilden.

*

Unglücklich, überaus beklagenswert ist, wer kalten Herzens ein Gelehrter ist! Ach, was nützt es mir zu wissen, ob die Sonne um die Erde kreist oder die Erde um die Sonne, wenn ich beim Lernen dieser Dinge die Freude an Sonne und Erde verliere? Darin liegt die Torheit so sehr vieler Leute.

*

Wenn man die Liste der großen Männer durchgeht, so bemerkt man, daß die armen Völker immer ruhmliebender und an großen Menschen reicher waren als die wohlhabenden Nationen. Die armen Völker sind die glücklicheren, weil sie Ideale haben, und es gibt auf Erden nur einen Weg zum Glück: das Spartanertum. Je mehr materielle Bedürfnisse ein Mann hat, um so mehr unterjochen ihn die Despoten.

*

Die Melancholie ist die Erzieherin des Genies. Eine große Seele, die erfaßt hat, was himmlische Freuden sind, erwartet solche vom Leben und harrt auf sie, wenn sie sie nicht gleich findet. Die kühlen und nüchternen Seelen, die in riesiger Überzahl da sind, können dergleichen weder fühlen noch nachempfinden. Die große Seele hält sich für unglücklich, sie klagt bei sich selbst: Ich hätte Besseres verdient! — und die süßen Tränen der Melancholie übermannen sie. Aber die Freuden ihrer Sehnsucht werden durch die Trauer, sie nicht finden zu können, nur noch zauberischer. Man malt sie sich bis ins einzelne aus und wird dadurch fähig, sie schildern zu können.

Digitized by Google

Diesen Vorgang haben Jean-Jacques Rousseau, Racine, Shakespeare, Virgil und alle sensiblen großen Genies durchgemacht. Gesellen sich dazu hervorragende Fähigkeiten und echte Ideale, dann können die schönsten menschlichen Kunstwerke entstehen.

Alle empfindsamen großen Maler haben die Melancholie überwinden müssen. Man spürt sie in den Köpfen des göttlichen Raffael ebenso wie in den Landschaften Poussins. Wenn man selbst die rechte Stimmung hat, verdankt man gerade diesem Elemente die höchste Illusion; man braucht dann nichts aus sich in das Bild hineinzutragen. Leider fehlt den meisten Künstlern der rechte Blick für das wahrhaft Große. Was für Gemälde hätte Raffael gemalt, wenn er statt der ewigen dummen Heiligen Familien wirkliches Leben dargestellt hätte.

*

Sind die Akademien, wie man sie heutzutage hat, imstande, Genies zu ermutigen und geniale Errungenschaften jedweder Art zu fördern, zum Ruhme und Reichtum der Völker? Es ist zu bezweifeln. Was haben die Akademien als Körperschaften bisher vollbracht? Die Tassos verfolgt und an den Corneilles herumgenörgelt!

Es bedarf also eines Gesetzes, das, ohne das Genie zu binden, genialen Menschen das Leben erleichtert und sie auf die Allgemeinheit wirken läßt. Im großen und ganzen wird die Arbeit des Einzelnen von der Gesellschaft nach ihrem Nützlichkeitswert entschädigt. Es ist aber allgemein anerkannt, daß die erdrückende Mehrheit der Menschen nicht fähig ist, die Arbeit des Genies richtig einzuschätzen. Der Mensch der Masse und des Durchschnitts versteht und bewundert immer nur das, was sich nur ganz wenig über das Mittelmaß erhebt.

*

Einst, wenn ich einsam war, träumte ich von Liebesabenteuern, die mehr zart und romantisch als schmeichelhaft für

Digitized by Google

meine Eigenliebe waren. Jetzt bin ich nicht mehr so töricht. Nach und nach habe ich erfahren, daß man vor allem Ichkult treiben und die eigene Leidenschaft als das unheilvollste aller Übel verbergen muß. Diese schöne Erkenntnis ließ mich gelegentlich vielleicht weniger linkisch erscheinen, obwohl ich das immer sehr war; aber sie hat mir meine reizenden Reiseträumereien geraubt. Jetzt denke ich an die Kunst und die Feldzüge Napoleons. Letzteres stimmt mich traurig.

Ich sehe mich mitten in einem Zeitalter des Überganges, das heißt der Mittelmäßigkeit. Wenn es kaum erst zur Hälfte vorüber ist, wird die Zeit, die für ein Volk so träge und für einen einzelnen Menschen so flüchtig dahinrollt, mir zum Abtreten winken.

Ich war viel törichter, aber viel glücklicher, als ich — schon ein großer Junge, der amtliche Unterschriften leistete — immer und ohne jemandem etwas davon zu sagen, an Leidenschaften dachte, die ich zu empfinden, zu fühlen und vielleicht zu erwecken wähnte. Die Erinnerung an einen nächtlichen Händedruck unter alten Bäumen verführte mich ganze Stunden lang zu Träumereien. Jetzt habe ich am eigenen Leibe erfahren, daß man, anstatt Genuß daran zu haben, Vorteil daraus ziehen soll, falls man nicht zwei Tage später Gewissensbisse verspüren will.

Ach, ich möchte beinahe wieder ein Narr sein, ein reiner Tor, der von der Wirklichkeit des Lebens nichts weiß, und wieder jenen holden dummen Träumereien nachhängen, die gewiß niemandem die Sonne nehmen.

Solange man imstande ist, eine Frau, das heißt ein dummes oder tückisch sich verstellendes Geschöpf wegen ihres bezaubernden Wesens und ihrer Unschuld zu lieben, solange man eine ganz und gar törichte Illusion zu hegen vermag: darf man lieben. Und das Glück liegt viel mehr im Lieben als im Geliebtwerden...

Digitized by Google

AUS DER ANTHOLOGIA HELVETICA

In der „Bibliotheca Mundi" wird binnen kurzem eine „Anthologia Helvetica" erscheinen, ein Zusammenklang aller Schweizer Zungen in einer Auswahl ihrer schönsten Gedichte.

NOTKER BALBULUS

(Kloster St. Gallen)
(*gestorben 912*)

Sequentia de uno Martyre

QUID tu, virgo-mater ploras, Rachel formosa,
Cuius vultus Iacob delectat,

Ceu sororis aniculae
Lippitudo eum iuvet?

Terge, mater, fluentes oculos!
Quam dedecent genarum rimulae!

„Heu heu heu,
quid me incusatis fletus in cassum fudisse,
Cum sim orbata
nato, paupertatem meam qui solus curaret,

Qui non hostibus cederet
augustos terminos, quos mihi Iacob acquisivit,
Quique stolidis fratribus
quos multos (pro dolor) extuli, esset profuturus."

Numquid flendus est iste,
Qui regnum possedit caeleste,

Quique prese frequenti
miseris fratibus apud deum auxiliatur.

*

Digitized by Google

HEINRICH VON LAUFENBERG

(*gestorben 1460*)

Geistliches Lied

ICH wölt, das ich da heime wär
und aller welte trost enbär.
Ich mein da heim in himelrich,
da ich got schauet ewenclich.
Wol uf, min sel, und richt dich dar,
da wartet din der engel schar!
Wan alle welt ist dir ze klein,
du kumest denn e wider hein.
Da heim ist leben one tot
und ganzi freud on alle not.
Da ist gesuntheit one we,
und wäret hüt und iemer me.
Da sint doch tusent jar als hüt,
und ist auch kein verdriessen nüt.
Wol uf, min herz und al min muot,
und suoch das guot ob allem guot!
Was das nüt ist, das schetz gar klein
und jamer alzit wider hein!
Du hast doch hie kein bliben nüt,
es si morn oder es si hüt.
Sit es denn anders nüt mag sin,
so flüch der welte valschen schin!
Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!
Alde, welt, got gesegen dich!
ich var dahin gen himelrich.

Digitized by Google

Zug ins Sundgau

(Mühlhauser Krieg 1468)

(*stark gekürzt*)

EIN liedli wil ich heben an:
wilde mär han ich vernan,
und wil man's d'eidgnossn nit erlan,
so muoßtend's aber in d'wite kan;
da muoßtend si stechen und schlan,
das man frilich wol kan verstan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do zugend wir über den Houwenstein ab,
meng breiter vierschrötiger Schwizerknab;
menger hat im seckel lützel hab,
het er vil, er käm sin wol ab!
truog uf der achsel ein breiten stab,
damit ein jeder guot werschaft hab.
bumperlibum aberdran heiahan!

Wir nit ung'fressen warend gsin,
vergangen was uns des hungers pin.
wir ruowtend derselben nacht neben dem Rin,
morndes kamend wir gen Kolmar hin;
da liefend wir in die keller in
und wurdend me wan halb voll win.
bumperlibum aberdran heiahan!

Do kamend wir zum wigerhus,
da namend wir die guoten krapfen uß,
daselben lebtend wir im sus;
etlich machtend zing quater dus,
damit zog das gelt zum seckel uß,
es machet mengem ein wilden grus.
bumperlibum aberdran heiahan!

Digitized by Google

Da kamend wir fürbaß ins Sundgöw hin,
da stachend wir nider meng feistes schwin,
wir stießend bränd zuo'n wänden in,
den rouch sach man ouch enet dem Rin;
die Brisgöwer dachtend: das mögend wild gäste sin,
got b'hüet uns, daß si nit kömend zuo uns hin,
bumperlibum aberdran heiahan!

Bumperlibum, unruow das kumt, was tuot uns?
donner blix hagel heiahan aberdran!
far nun für, hinder für, troll nahen, Peterman!
unser liden gat aber an,
und wil man uns sin nit erlan,
müeßend wir aber einmal in d'wite kan.
bumperlibum aberdran heiahan!

Der Dursli und d's Babeli

Es het e Bur es Töchterli,
mit Name heißt es Babeli;
es het zweui Züpfli, si sind wie Gold,
drum isch ihm au der Dursli hold.

Der Dursli lauft dem Vater na:
„O Vater, weit ihr mer's Babeli la?"
„Mis Babeli isch no vil zu chlei,
es schlaft das Jar no wol allei."

Der Dursli lauft in einer Stund,
lauft abe bis ge Soleturn,
er lauft die Gassen i und us,
bis daß er chunt vor 's Hauptmes Hus.

„O Hauptme, liebe Hauptme mi,
i will mi dingen i Flanderen i!"

Digitized by Google

Der Hauptme zieht de Seckel us
und git dem Dursli drei Taler drus.

Der Dursli geit do wider hei,
hei zue sim liebe Babeli chlei:
„O Babeli, du liebs Babeli mi,
i ha mi 'dungen i Flanderen i!"

Das Babeli lauft wol hinder 's Hus,
es grint ihm schier sini Äugeli us:
„O Babeli, tue doch nit eso,
i wott ja wider ume cho.

Und chum i über 's Jar nit hei,
so will i der schriben es Briefli chlei;
darinne soll geschribe sta:
I wott mis Babeli nit verla.

Und wenn der Himmel papirig wär
und jede Sterne-n-e Schriber wär
und jede Schriber hätt siebe Händ,
si schriebe doch miner Liebi keis End!"

Der Simelibärg

'S isch äben e Mönsch uf Ärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
's isch äben e Mönsch uf Ärde,
Daß i möcht bi-n-ihm si.
U mah-n-er mir nit wärde — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Und mah-n-er mir ni wärde,
Vor Chummer stirben i.

Digitized by Google

I mines Büelis Garte (Simelibärg . . .),
Da stah zweu Bäumeli.

Das eini treit Muschgate,
Das andri Nägeli.

Muschgate, die si süeßi
U d'Nägeli räß.

I gab's mim Lieb z'versueche,
Daß 's miner nit vergäß.

Ha di no nie vergässe,
Ha immer a di dänkt.

Es si numeh zweu Jahre,
Daß mi han a di ghänkt.

Dört unden i der Tiefi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Dört unden i der Tiefi,
Da steit es Mülirad.

Das mahlet nüt als Liebi — Simelibärg!
— Und ds Vreneli ab em Guggisbärg
Und ds Simes Hans-Joggeli änet dem Bärg —
Das mahlet nüt als Liebi,
Die Nacht und auch den Tag.

Emmentaler Hochzeitstanz

Die Braut:

BIN alben e wärti Tächter gsi;
Bin us em Hus, cha nümme dri,

Digitized by Google

Eh! nümme dri mir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Die mueß ig alli jetz verlah,
Mueß luege, wie mer's dusse gang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Jez chumen-i, hesch mer Platz?

Der Bräutigam:

Bisch frili e wärti Tächter gsi;
Muest äbe so ne wärti si,
E wärti si dir Läbelang.
Dr Ätti, ds Müeti, Brueder u Schwester u wän i ha,
Hätt' längist di gärn bi 'ne gha;
Un i ha beitet scho gar lang.
O du mi trüli wärte Schatz,
Chunst ändlig? I ha der Platz.

Die Gäste:

Juheie! ihr Burs und Meitscheni,
Hüt soll e Tag der Freude si;
Der Freude si mit Spiel u Klang!
D'Manne, d'Wiber, Jungi un Alti u jederma
Soll lustig si u Freud dra ha,
Mit Ässe, Trinke, Tanz u Gsang!
Juhe! sit lustig, sparet nüt,
Ihr trülige Hochzitlüt!

Alpsegen aus Sargans

(*gekürzt*)

AVE Maria!
Bhüet's Gott und der lieb heilig Sant Gall
Mit sinen Gottsheiligen all!
Sant Peter, nimm die Schlüssel wohl in die rechti Hand;
Bschließ wohl dem Bären sin Gang,

Digitized by Google

Dem Wolf der Zahn, dem Luchs der Chrãuel,
Dem Raben der Schnabel, dem Wurm der Schweif,
Dem Stein der Sprung!
Bhüet üs Gott vor solcher bösen Stund,
Daß solche Tierli mögèn weder kratzen noch byßen,
So wenig als die falschen Juden üsern liebe Herrgott bschyßen!
Bhüet Gott alles hier in üserm Tal,
Allhier und überall.
Bhüet's Gott und das walt Gott und das tue der lieb Gott!

Bonjour, Sylvie

(Patois du Jura)

BONJOUR, Sylvie!
Serviteur, Monsieur!
Que fais-tu seulette
Dedans ces verts prés?
I fel mè tyenonye,
I voaidj mé motons,
tyain lè neu ai-preutch
M'an vè an lè mâjon,

— Sont-ce là Sylvie,
Tes amusements?
Etant si jolie
N'as-tu point d'amants?
— K'âs ke vo me dite?
K'âs k's'â k'in aiman?
Djemê de mè vîe
Mè mèr m'an-é pèlê!

— Si ta mère, Sylvie,
Ne t'en parle pas,
L'amour si jolie
Ne te le dit-elle pas?

Digitized by Google

— K'âs ke vo me dite?
K'âs ke s'â k' l'amour?
Djemê de mè vîe
I n'è oyi si mo!

— Cruelle Sylvie,
Tu me fais languir!
Tu me désespères,
Tu me fais mourir!
— K'âs k'i porô fère,
Chir, po vo voiri?
Tschîe l'èpotityère
I vôs-irê tyeri.

— De l'apothicaire,
Non, je ne veux pas;
Mon cœur et ma vie
Sont entre tes bras.
— K'âs ke vo me dite?
Moi ki ne tin ran
Ke mè tyenonyate
Antortyê de yin!

* * *

FJEDOR DOSTOJEWSKI

PUSCHKIN

Rede, gehalten am 8. Juni 1880 in der Gesellschaft der Liebhaber Russischer Literatur zu Moskau

PUSCHKIN ist eine außerordentliche und vielleicht die einzige Manifestation russischen Geistes, sagt Gogol. Ich füge dem noch hinzu: und eine prophetische. Ja, in seinem Erscheinen liegt für uns Russen etwas zweifellos Prophetisches.

Digitized by Google

Puschkin erschien gerade zu Beginn unserer richtigen Selbsterkenntnis, die in der russischen Gesellschaft erst hundert Jahre nach den Reformen Peters des Großen zu keimen anfing, und sein Erscheinen trug viel zur Erleuchtung unseres dunklen Weges durch ein neues, leitendes Licht bei. In diesem Sinne ist Puschkin eine Verheißung und ein Hinweis. Ich unterscheide in der Tätigkeit unseres großen Dichters drei Perioden. Ich spreche jetzt nicht als Literarkritiker: ich berühre das Werk Puschkins, nur um meinen Gedanken von der prophetischen Bedeutung, die er für uns hat, zu erläutern und darzulegen, was ich darunter verstehe. Ich will jedoch nebenbei bemerken, daß die Perioden der dichterischen Tätigkeit Puschkins, wie mir scheint, keine scharfen Grenzen haben. Der Anfang des „Onjegin" gehört z. B. meines Dafürhaltens noch zur ersten Periode seines dichterischen Schaffens, das Ende aber zu der zweiten Periode, in der Puschkin schon seine Ideale in der heimatlichen Erde gefunden und mit seiner liebenden und seherischen Seele vollkommen aufgenommen und liebgewonnen hatte. Man pflegt auch zu sagen, daß Puschkin in seiner ersten Periode die europäischen Dichter: Parny, André Chénier und andere, besonders Byron, nachgeahmt hätte. Ja, die Dichter Europas hatten zweifelsohne einen mächtigen Einfluß auf die Entwicklung seines Genies, und dieser Einfluß bestand auch während seines ganzen Lebens. Und doch sind selbst die allerersten Gedichte Puschkins keine bloßen Nachahmungen, so daß auch in ihnen die außerordentliche Selbständigkeit seines Genies Ausdruck findet. In Nachahmungen findet sich doch niemals eine solche Selbständigkeit des Leidens und eine solche Tiefe der Selbsterkenntnis, wie sie Puschkin z. B. in den „Zigeunern" zeigte, einem Poem, das ich durchaus zu den Werken der ersten Periode seiner dichterischen Tätigkeit zähle. Ich spreche schon gar nicht von der schöpferischen Kraft und dem Ungestüm, von denen wir

Digitized by Google

niemals so viel vorfänden, wenn der Dichter bloß Nachahmer wäre. Im Typus Aleko's, des Helden der „Zigeuner", findet sich schon eine tiefe und starke, durchaus russische Idee, die später in so harmonischer Vollständigkeit im „Onjegin" wiederkehrt, wo fast der gleiche Aleko nicht mehr in phantastischer Beleuchtung, sondern in einer greifbar-realen und verständlichen Gestalt auftritt. Im Aleko hatte Puschkin schon den Unglücklichen, der auf heimatlicher Erde heimatlos umherzieht, den historischen russischen Märtyrer, der mit historischer Notwendigkeit in unserer vom Volke losgerissenen Gesellschaft aufkommen mußte, gefunden und genial gezeichnet. Natürlich hatte er ihn nicht bloß bei Byron gefunden. Dieser Typus ist richtig und fehlerlos gezeichnet, es ist ein ständiger Typus, der sich bei uns in Rußland für lange angesiedelt hat. Diese heimatlosen Russen irren auch heute noch obdachlos umher und werden wohl lange noch nicht verschwinden. Und wenn sie heutzutage auch nicht mehr zu den Zigeunern gehen, um im wilden und eigenartigen Leben ihre Weltideale zu finden und um im Schoße der Natur vom sinnlosen und verworrenen Leben der russischen intellektuellen Gesellschaft auszuruhen, — so verfallen sie in den Sozialismus, den es zu Aleko's Zeiten noch nicht gegeben hat, gehen mit einem neuen Glauben auf einen neuen Acker und bearbeiten ihn mit großem Eifer, gleich Aleko vom Glauben beseelt, daß sie durch ihr phantastisches Tun ihre Ziele und ein Glück erreichen, und zwar nicht nur für sich selbst, sondern für die ganze Welt. Denn der heimatlose Russe braucht gerade ein allweltliches Glück, um zur Ruhe zu kommen: billiger tut er es nicht, natürlich nur solange er sich auf die Theorie beschränkt. Es ist immer der gleiche russische Mensch, nur zu verschiedenen Zeiten. Dieser Mensch ist, ich wiederhole es, gerade zu Beginn des zweiten Jahrhunderts nach den großen Reformen Peters in unserer intelligenten, vom Volke losgerissenen Gesellschaft

Digitized by Google

aufgetaucht. Gewiß, eine erdrückende Mehrheit der russischen Intellektuellen hatte damals, zu Puschkins Zeiten, genau so wie jetzt, friedlich als Beamte an staatlichen Instituten, Eisenbahnen und Banken gedient, oder einfach auf jede mögliche Weise Geld verdient, oder sich sogar mit Wissenschaften befaßt und Vorlesungen gehalten — und das alles regelmäßig, träge und friedlich, mit Bezug von Gehältern, mit Preferencespiel und ohne die leiseste Absicht, in ein Zigeunerlager oder an einen anderen, unserer Zeit mehr entsprechenden Ort zu fliehen. Höchstens führen sie ab und zu liberale Reden „mit einem Stich in den europäischen Sozialismus", der jedoch schon einen gutmütigen russischen Charakter angenommen hat, — aber auch das ist nur eine Frage der Zeit. Was macht es, daß der eine noch nicht angefangen hat, Unruhe zu empfinden, während der andere schon die verschlossene Türe erreicht und sie ordentlich mit der Stirne angerannt hat? Alle werden ja zu ihrer Zeit dasselbe erleben, wenn sie nicht den heilsamen Weg des demütigen Verkehrs mit dem Volke betreten. Und selbst wenn es nicht alle erleben: es genügt, daß nur die „Auserwählten", der zehnte Teil der in Unruhe Geratenen so weit ist, damit auch die übrige große Mehrheit keine Ruhe mehr hat. Aleko versteht selbstverständlich noch nicht, seine Sehnsucht richtig in Worte zu kleiden: bei ihm ist alles noch irgendwie abstrakt, es ist nur eine Sehnsucht nach der Natur, eine Klage über die gebildete Gesellschaft, Tränen um eine Wahrheit, die irgendwer irgendwo verloren hat und die er unmöglich finden kann. Es ist darin auch etwas von Jean-Jacques Rousseau. Worin diese Wahrheit besteht, wo und worin sie zum Ausdruck kommen könnte und wann sie verloren worden ist, das weiß er natürlich auch selbst nicht zu sagen, aber er leidet aufrichtig. Der phantastische und ungeduldige Mensch erwartet die Rettung zunächst vorwiegend von äußerlichen Erscheinungen; so muß es ja auch sein: „Die Wahrheit ist wohl

Digitized by Google

irgendwo auswärts, vielleicht in irgendwelchen andern, z. B. westeuropäischen Ländern mit ihrem festen historischen Gefüge, mit ihrem feststehenden gesellschaftlichen und bürgerlichen Leben". Niemals wird er verstehen, daß die Wahrheit vor allen Dingen in ihm selbst ist, und wie sollte er es auch verstehen: er ist ja auf seiner eigenen Erde fremd, er ist seit einem ganzen Jahrhundert der Arbeit entfremdet, er hat keine Kultur, ist wie ein Institutszögling in vier Wänden aufgewachsen, er ist seltsamen mechanischen Obliegenheiten nachgegangen, je nach seiner Zugehörigkeit zu der einen oder andern der vierzehn Beamtenklassen, in die die gebildete russische Gesellschaft eingeteilt ist. Er ist vorerst nur ein losgerissener, in der Luft schwebender Halm. Und das fühlt er selbst und leidet darunter, oft sogar sehr schmerzvoll! Was ist denn dabei, daß er, obwohl er dem erblichen Adel angehört und höchstwahrscheinlich sogar Leibeigene besitzt, sich als freier Adliger die kleine Phantasie erlaubt hat, für die Menschen, die „ohne Gesetz" leben, zu schwärmen und eine Zeitlang mit einer Zigeunerbande einen abgerichteten Bären herumzuführen? Natürlich konnte ihm eine Frau, eine „wilde Frau", wie sich ein Dichter ausdrückte, noch am ehesten die Hoffnung auf einen Ausweg aus seiner Verzweiflung geben, und er stürzt sich, von einem leichtsinnigen, aber leidenschaftlichen Glauben beseelt, zu der Semfira: „Hier ist mein Ausweg, hier ist vielleicht mein Glück, im Schoße der Natur, fern von der Welt, hier bei diesen Menschen, die weder eine Zivilisation, noch Gesetze haben!" Was stellt sich aber heraus? Bei seinem ersten Zusammenstoß mit den Bedingungen dieser wilden Natur hält er es doch nicht aus und beschmutzt seine Hände mit Blut. Der unglückliche Träumer ist nicht nur für die Weltharmonie, sondern selbst für die Zigeuner ungeeignet, und sie jagen ihn fort, ohne Rache, ohne Haß, würdevoll und einfach:

Digitized by Google

Verlasse uns, du stolzer Mann,
Wild sind wir, kennen nicht Gesetze,
Wir richten nicht und töten nicht...

Das alles ist natürlich phantastisch, aber der „stolze Mann" ist richtig gezeichnet und real. Als erster hat ihn bei uns Puschkin geschildert, und das soll man sich merken. Es ist wirklich so: wenn ihm nur etwas nicht paßt, so stürzt er sich über einen her und straft ihn für seine Kränkung; oder, was noch bequemer ist, er besinnt sich auf seine Zugehörigkeit zu einer der vierzehn Beamtenklassen und ruft vielleicht (solche Fälle hat es nämlich gegeben!) das strafende und tötende Gesetz an, nur damit seine persönliche Kränkung gerächt werde. Nein, dieses geniale Poem ist keine Nachahmung! Hier ist schon die russische Lösung der Frage, der „verdammten Frage" im Sinne des Volksglaubens und der Volkswahrheit angedeutet: „Demütige dich, stolzer Mensch, und zerbrich vor allem deinen Stolz. Demütige dich, müßiger Mensch, und arbeite vor allem auf dem Acker des Volkes" — das ist die der Wahrheit und dem Verstande des Volkes entsprechende Lösung. „Die Wahrheit ist nicht außerhalb deiner, sondern in dir selbst, finde sie in dir, füge dich dir selbst, bemächtige dich deiner selbst, und du wirst die Wahrheit sehen. Nicht in den Dingen ist diese Wahrheit, nicht außerhalb deiner, nicht irgendwo jenseits des Meeres, sondern vor allem in deiner eigenen Mühe an dir selbst. Wenn du dich besiegst, wenn du dich bändigst, wirst du so frei sein, wie du es dir niemals geträumt hast, und du wirst ein großes Werk beginnen und die andern frei machen und das Glück sehen, denn dein Leben wird voll werden, und du wirst endlich dein Volk und seine heilige Wahrheit begreifen. Die Weltharmonie ist weder bei den Zigeunern, noch sonst irgendwo, wenn du selbst ihrer unwürdig, böse und stolz bist und das Leben umsonst haben willst, ohne daran zu denken, daß du es bezahlen mußt." Diese

Digitized by Google

Lösung der Frage ist im Puschkinschen Gedicht schon sehr klar angedeutet. Noch klarer kommt sie im „Jewgenij Onjegin" zum Ausdruck, einem nicht mehr phantastischen, sondern greifbar realen Poem, in dem das echte russische Leben mit einer solchen schöpferischen Kraft und Vollendung verkörpert ist, wie es sie vor Puschkin und vielleicht auch nach ihm noch nicht gegeben hat.

Onjegin kommt aus Petersburg, — selbstverständlich aus Petersburg, das war im Poem unbedingt notwendig, und Puschkin durfte einen so wesentlichen realen Zug in der Biographie seines Helden nicht unterdrücken. Ich wiederhole, es ist derselbe Aleko, besonders später, als er voller Sehnsucht ausruft:

Ach, warum lieg in Paralyse
Ich nicht wie Tula's Magistrat?

Aber am Anfang des Poems ist er noch zur Hälfte Geck und Salonheld und hat noch zu wenig gelebt, um am Leben völlig enttäuscht zu sein. Aber ihn besucht und plagt schon der

Geheimer Langweil' edle Dämon.

In der ländlichen Einöde, im Herzen seiner Heimat ist er natürlich nicht bei sich zu Hause. Er weiß nicht, was er da treiben soll, er fühlt sich als Gast bei sich selbst. Später, als er voller Sehnsucht seine eigene Heimat und die fremden Länder durchwandert, fühlt er sich, als zweifellos kluger und zweifellos aufrichtiger Mensch, auch bei den Fremden sich selbst fremd. Auch er liebt zwar die heimatliche Erde, aber er glaubt an sie nicht. Er hat natürlich auch von den heimatlichen Idealen gehört, aber er glaubt an sie nicht. Er glaubt nur an die absolute Unmöglichkeit irgendeiner Arbeit auf dem heimatlichen Acker und sieht auf diejenigen, die an diese Arbeit glauben und deren es damals ebensowenig gab wie jetzt, mit traurigem Lächeln herab. Den Lenskij hat er ein-

Digitized by Google

fach aus Langerweile getötet: wer weiß, vielleicht aus Sehnsucht nach dem Weltideal, denn das wäre allzu russisch und ist sehr wahrscheinlich. Ganz anders ist Tatjana: sie ist ein gefestigter, sicher auf seinem Boden stehender Typus. Sie ist tiefer als Onjegin und natürlich auch klüger als er. Sie ahnt schon durch ihren edlen Instinkt allein, wo die Wahrheit ist, und das äußert sich auch im Finale des Poems. Puschkin hätte vielleicht auch besser getan, das Poem mit Tatjanas und nicht Onjegins Namen zu nennen, denn sie ist die eigentliche Heldin des Poems. Sie ist ein positiver und kein negativer Typus, der Typus einer positiven Schönheit, die Apotheose der russischen Frau, und sie wurde vom Dichter ausersehen, in der berühmten Szene der letzten Begegnung zwischen Tatjana und Onjegin die Idee des Poems auszusprechen. Man darf sogar sagen, daß ein so positiv schöner weiblicher Typus in unserer ganzen schönen Literatur nicht mehr vorkommt, vielleicht die Gestalt Lisas im „Adelsnest" Turgenjews ausgenommen. Die Gewohnheit, alles von oben herab anzusehen, bewirkte aber, daß Onjegin Tatjana gar nicht erkannte, als er sie zum erstenmal auf dem Lande, in Gestalt eines reinen, unschuldigen jungen Mädchens sah, das vor ihm sofort solche Scheu empfand. Er konnte nicht in dem armen Mädchen die Vollkommenheit und Vollendung erkennen und hielt sie vielleicht wirklich für einen „moralischen Embryo". Sie — ein Embryo, und das nach ihrem Brief an Onjegin! Wenn im Poem jemand ein moralischer Embryo ist, so ist es natürlich Onjegin selbst, das ist außer jedem Zweifel. Er konnte sie ja auch gar nicht erkennen: kennt er denn überhaupt die Menschenseele? Er ist ein abstrakter Mensch, ein unruhiger Träumer sein ganzes Leben lang. Er erkannte sie auch später in Petersburg nicht, in der vornehmen Dame, als er, wie er selbst in seinem Briefe an Tatjana sagte, „mit seiner Seele alle ihre Vollkommenheiten begriff". Aber es sind nur Worte: sie ging an ihm in

Digitized by Google

seinem Leben von ihm unerkannt und nicht gewürdigt vorüber. Wäre aber damals, bei ihrer ersten Begegnung auf dem Lande, zufällig der englische Childe Harold oder vielleicht sogar Lord Byron selbst anwesend, der Onjegin auf ihre bescheidene, scheue Schönheit aufmerksam machte, — dann wäre Onjegin natürlich erstaunt und entzückt, denn in solchen Weltschmerzträgern steckt zuweilen viel geistiges Lakaientum! Das geschah aber nicht, und der Sucher der Weltharmonie begab sich, nachdem er ihr eine Predigt gehalten und eigentlich doch sehr anständig gehandelt hatte, mit seinem Weltschmerz und mit dem aus dummer Bosheit vergossenen Blute an den Händen auf die Wanderung durch seine Heimat, die er dabei gar nicht sieht, und rief, vor Kraft und Gesundheit strotzend:

Jung bin ich, voller zähem Leben,
Wozu! Was kann das Dasein geben!

Dies verstand aber Tatjana. Der Dichter hat sie in den unsterblichen Strophen des Romans dargestellt, wie sie das Haus dieses für sie noch wundersamen und rätselhaften Menschen besucht. Ich spreche schon gar nicht von der künstlerischen Vollendung, unerreichbaren Schönheit und Tiefe dieser Strophen. Da ist sie in seinem Kabinett, sie sieht sich seine Bücher und andere Sachen an und bemüht sich, aus ihnen seine Seele zu begreifen, ihr Rätsel zu lösen, und der „moralische Embryo" bleibt plötzlich nachdenklich, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen, in der Vorahnung der Lösung des Rätsels stehen, und ihre Lippen flüstern leise:

Ist er nicht eine Parodie?

Ja, das mußte sie flüstern, sie hatte es erraten. Bei ihrer neuen Begegnung in Petersburg nach vielen Jahren kennt sie ihn schon vollkommen. Wer hat übrigens gesagt, daß das Leben am Hofe ihre Seele zersetzend beeinflußt habe und daß

Digitized by Google

die Stellung in der höchsten Gesellschaft und die Begriffe dieser Gesellschaft der Grund ihrer Weigerung, Onjegin zu folgen, gewesen seien? Nein, es verhielt sich gar nicht so. Nein, es ist dieselbe Tanja, die frühere, ländliche Tanja! Sie ist durch das glänzende Petersburger Leben nicht verdorben, sondern im Gegenteil — bedrückt, sie ist gebrochen und leidet; sie haßt ihre Stellung einer Salondame, und wer sie anders beurteilt, der versteht gar nicht, was Puschkin sagen wollte. Und sie erklärt Onjegin sehr bestimmt:

Doch bin ich eines andern Weib,
Dem ich auf ewig treu verbleib.

Das sagte sie als russische Frau, und darin liegt ihre Apotheose. Sie spricht die Wahrheit des Poems aus. Ich will kein Wort über ihre religiösen Überzeugungen sagen, über ihr Verhältnis zum Sakrament der Ehe, — nein, dies will ich nicht berühren. Aber ich frage: Weigert sie sich deshalb, ihm zu folgen, obwohl sie ihm selbst gesagt hat: „Ich liebe Sie", weil sie „als russische Frau'" (und nicht Südländerin, oder Französin) eines kühnen Schrittes unfähig ist und keine Kraft hat, ihre Fesseln zu zerreißen, keine Kraft, den Zauber der Ehren, des Reichtums, ihrer Stellung in der Gesellschaft, die Bedingungen der Tugend zu opfern? Nein, die russische Frau ist kühn. Die russische Frau folgt tapfer allem, woran sie glaubt, und sie hat es schon bewiesen. Sie ist aber „eines andern Weib, dem sie auf ewig treu verbleibt". Wem ist sie aber treu? Welchen Pflichten? Diesem alten General vielleicht, den sie nicht lieben kann, weil sie Onjegin liebt, und den sie nur deshalb geheiratet, weil „die Mutter sie unter Tränen angefleht" hatte und in ihrer gekränkten und verwundeten Seele damals nur die Verzweiflung und gar keine Hoffnung, nicht der leiseste Lichtschimmer, gewesen war? Ja, sie ist diesem General, ihrem Gatten, dem ehrlichen Menschen, der sie liebt

Digitized by Google

und achtet und auf sie stolz ist, treu. Mag die Mutter sie „angefleht" haben; die Einwilligung gab aber sie und niemand anders, sie schwur selbst, ihm ein treues Weib zu sein. Und wenn sie ihn nur aus Verzweiflung geheiratet hat, jetzt ist er ihr Gatte, und ihre Untreue würde ihn mit Schmach und Schande bedecken und töten. Darf aber ein Mensch sein Glück auf dem Unglücke eines andern gründen? Das Glück liegt nicht nur in den Wonnen der Liebe, sondern auch in der höchsten Harmonie des Geistes. Womit kann man den Geist beruhigen, wenn man hinter sich eine unreine, grausame, unmenschliche Tat hat? Soll sie nur deswegen fliehen, weil sie ihr eigenes Glück sieht? Aber was kann es für ein Glück sein, wenn es auf fremdem Unglück begründet ist? Erlauben Sie mal: Stellen Sie sich vor, daß Sie selbst den Bau des menschlichen Schicksals errichten, mit dem Ziele, die Menschen letzten Endes zu beglücken und ihnen endlich Frieden und Ruhe zu geben. Und stellen Sie sich ferner vor, daß man zu diesem Zweck unbedingt und unvermeidlich auch nur ein einziges menschliches Wesen totquälen müsse, und ich sage noch mehr: ein gar nicht wertvolles, für manchen Geschmack sogar lächerliches Wesen, keinen Shakespeare, sondern einfach einen alten ehrlichen Gatten einer jungen Frau, an deren Liebe er blind glaubt, obwohl er ihr Herz gar nicht kennt, die er achtet, auf die er stolz ist, die sein Glück und seine Ruhe ist. Es gilt also, diesen einzigen Menschen zu entehren, totzuquälen und auf den Tränen dieses entehrten Greises das Gebäude zu errichten! Wollen Sie unter diesen Bedingungen den Bau aufführen? Das ist die Frage. Und können Sie auch nur einen Augenblick lang annehmen, daß die Menschen, für die Sie das Gebäude errichtet haben, einwilligen werden, von Ihnen dieses Glück zu empfangen, wenn im Fundamente dieses Baues das Leid eines wenn auch unbedeutenden, aber erbarmungslos und ungerechterweise totgequälten Wesens liegt, und nach Empfang

Digitized by Google

dieses Glückes ewig glücklich zu bleiben? Sagen Sie, konnte denn Tatjana mit ihrer erhabenen Seele, mit ihrem Herzen, das so viel gelitten hat, anders beschließen? Nein, die reine russische Seele entscheidet die Frage so: „Mag ich allein das Glück verlieren, mag mein Unglück unermeßlich größer sein als das Unglück dieses Greises, mag schließlich kein Mensch, und selbst dieser Greis nicht, von meinem Opfer erfahren und es nach Gebühr würdigen, — aber ich will nicht glücklich sein, nachdem ich einen andern zugrunde gerichtet habe!" Hier ist eine Tragödie, sie spielt sich auch ab, die Grenze läßt sich nicht mehr überschreiten, es ist zu spät, und so weist Tatjana Onjegin zurück. Man wird einwenden: Auch Onjegin ist unglücklich, sie hat den einen gerettet und den andern zugrunde gerichtet. Gestatten Sie, das ist eine andere Frage, vielleicht sogar die wichtigste im ganzen Poem. Die Frage, warum Tatjana nicht mit Onjegin gegangen ist, hat übrigens bei uns, wenigstens in unserer Literatur eine sehr charakteristische Vorgeschichte, und darum erlaubte ich mir, mich über sie so zu verbreiten. Am charakteristischsten ist, daß die moralische Lösung dieser Frage bei uns lange Zeit Zweifeln unterlag. Ich denke mir aber, selbst wenn Tatjana ihre Freiheit hätte, wenn ihr Mann gestorben und sie Witwe geworden wäre, selbst dann würde sie Onjegin nicht folgen. Man muß doch das ganze Wesen dieses Charakters verstehen. Sie sieht ja, was er ist; der ewig Heimatlose hat eine Frau, die er früher verschmähte, in einer neuen, glänzenden, ihm unerreichbaren Umgebung erblickt: diese Umgebung ist vielleicht das Wichtigste an der Sache. Das kleine Mädchen, das er einst beinahe verachtet, wird jetzt von der „Gesellschaft" verehrt, von den Kreisen, die für Onjegin, trotz seines auf die ganze Welt gerichteten Strebens eine schreckliche Autorität bedeuten, — darum stürzt er ja wie geblendet zu ihr hin! Das ist mein Ideal, ruft er aus, das ist meine Rettung, das ist das Ziel meiner Sehnsucht, ich

Digitized by Google

habe es übersehen, aber „das Glück war schon so nahe, so möglich!“ Und wie früher Aleko über Semfira, so fällt er über Tatjana her, in seiner launischen Phantasie alle Lösungen suchend. Sieht denn Tatjana es nicht, hat sie ihn nicht schon längst durchschaut? Sie weiß ja bestimmt, daß er im Grunde genommen nur seine eigene neue Phantasie liebt und nicht sie, die nach wie vor bescheidene Tatjana! Sie weiß, daß er sie für etwas anderes hält, als was sie in Wirklichkeit ist, daß er vielleicht gar nicht sie liebt, daß er vielleicht überhaupt niemand liebt und keiner Liebe fähig ist, und wenn er noch so sehr leidet! Er liebt die Phantasie, aber auch er selbst ist eine Phantasie. Wenn sie ihm folgt, wird er ja schon morgen enttäuscht sein und seine eigene Leidenschaft mit Hohn ansehen. Er hat keinerlei Boden, er ist ein vom Winde herumgetriebener Halm. Sie aber ist gar nicht so: in ihrer Verzweiflung, in ihrer quälenden Erkenntnis, daß ihr Leben zugrunde gerichtet ist, hat sie immerhin etwas Festes und Unerschütterliches, worauf sich ihre Seele stützt. Es sind ihre Erinnerungen an die Kindheit, an die Heimat, an die ländliche Einöde, in der ihr bescheidenes reines Leben begonnen hatte, an „das Kreuz und den Schatten der Zweige“ über dem Grabe ihrer alten Kinderfrau. Ja, diese Erinnerungen und Bilder der Vergangenheit sind ihr jetzt wertvoller als alles; diese Bilder sind das einzige, was ihr noch geblieben ist, aber sie retten sie vor endgültiger Verzweiflung. Und das ist gar nicht wenig, es ist sehr viel, denn es ist eine Grundlage, etwas Unerschütterliches und Unzerstörbares. Hier ist eine Berührung mit der Heimat, mit dem Volke und dessen Heiligtümern. Was hat aber er und was ist er? Sie wird ihm doch nicht bloß aus Mitleid folgen, nur um ihm Freude zu machen, um ihm aus unendlichem liebevollen Mitleid das Gespenst eines Glückes zu schenken, ganz sicher wissend, daß er schon morgen dieses Glück verspotten wird. Nein, es gibt tiefe und starke Seelen, die ihr Heiligtum, selbst aus unend-

Digitized by Google

lichem Mitleid, niemals bewußt dem Spotte aussetzen können. Nein, Tatjana konnte nicht Onjegin folgen.

Puschkin trat also im „Onjegin", in diesem unsterblichen und unerreichbaren Poem, als der große Volksdichter auf, wie es einen solchen vor ihm noch nicht gegeben hat. Er hatte auf einen Schlag, auf die treffendste und scharfblickendste Weise die Tiefe unseres Wesens, unserer über dem Volke stehenden Gesellschaft erfaßt. Puschkin, der den Typus des heimatlosen Russen vor unseren Tagen und in unseren Tagen festgestellt, dessen historische Schicksale und gewaltige Bedeutung für unsere künftigen Schicksale durch seinen genialen Spürsinn erraten und neben ihn den Typus der positiven und zweifellosen Schönheit in Gestalt einer russischen Frau hingestellt hat, dieser selbe Puschkin zeigte uns, natürlich wiederum als erster unter den russischen Schriftstellern, in den anderen Werken der gleichen Periode eine ganze Reihe schöner russischer Typen, die er im russischen Volke gefunden hat. Die höchste Schönheit dieser Typen ist ihre Wahrheit, eine zweifellose und greifbare Wahrheit, so daß man sie nicht mehr leugnen kann: sie stehen wie aus Stein gemeißelt da. Ich erinnere noch einmal daran, daß ich nicht als Literarkritiker spreche, und darum werde ich auch meinen Gedanken nicht durch eine eingehende literarische Wertung dieser genialen Werke unseres Dichters erläutern. Über den Typus des russischen Mönches und Chronisten könnte man z. B. ein ganzes Buch schreiben, um auf die ganze große Bedeutung dieser erhabenen russischen Gestalt hinzuweisen, die Puschkin auf der russischen Erde gefunden, die er geschildert, aus Stein gemeißelt und vor uns für alle Ewigkeit in ihrer zweifellosen, demütigen und erhabenen Schönheit hingestellt hat als ein Zeugnis des mächtigen Geistes des Volkslebens, welcher Gestalten von so unerschütterlicher Wahrheit hervorzubringen vermag. Dieser Typus ist gegeben, er steht fest, man kann ihn nicht mehr anzweifeln, man kann

Digitized by Google

nicht sagen, daß er nur eine Erfindung und Idealisierung des Dichters sei. Sie sehen ihn selbst und Sie geben zu, ja, er ist, folglich existiert auch der Geist des Volkes, der ihn geschaffen, folglich gibt es auch die lebendige Kraft dieses Geistes, und sie ist groß und unermeßlich. Überall hört man bei Puschkin seinen Glauben an den russischen Charakter und an dessen geistige Kraft heraus; und wo dieser Glaube ist, da ist auch eine Hoffnung, die große Hoffnung auf den russischen Menschen.

Auf Ruhm und auf das Gute hoffend,
Blick vorwärts ohne Bangen ich,

sagte der Dichter bei einem andern Anlaß, aber diese Worte kann man auf seine ganze nationale schöpferische Tätigkeit beziehen. Kein russischer Schriftsteller, weder vor ihm, noch nach ihm hatte sich so herzlich und verwandtschaftlich mit seinem Volke vereinigt wie Puschkin. Gewiß, unter unseren Schriftstellern gibt es viele Kenner unseres Volkes, die talentvoll, treffend und auch mit Liebe über unser Volk schreiben; wenn man sie aber mit Puschkin vergleicht, so sind sie alle, bisher nur mit einer, höchstens mit zwei Ausnahmen unter seinen späteren Nachahmern, nur „Herren", die über das Volk schreiben. Bei den begabtesten unter ihnen, selbst bei diesen beiden Ausnahmen, von denen ich eben sprach, kommt hie und da etwas Hochmütiges zum Durchbruch, etwas aus einem andern Milieu, aus einer anderen Welt, ein Bestreben, das Volk zu sich emporzuheben und es durch dieses Emporheben zu beglücken. Bei Puschkin finden wir aber eine echte Verwandtschaft mit dem Volke, die zuweilen an Rührung grenzt. Man lese nur die Geschichte vom Bären, dessen Bärin der Bauer getötet hat, oder besinne sich auf die Verse:

Schwager Iwan, wenn wir trinken...

und man wird verstehen, was ich sagen will.

Digitized by Google

Alle diese Schätze der Kunst und des künstlerischen Erschauens sind von unserm großen Dichter gleichsam als Fingerzeige für die nach ihm kommenden Dichter, für die künftigen Arbeiter auf dem gleichen Acker hingestellt. Man darf mit Bestimmtheit sagen: Hätte es keinen Puschkin gegeben, so gäbe es auch die späteren Dichter nicht. Jedenfalls wären sie, trotz ihrer großen Begabung, nicht mit solcher Kraft und Klarheit hervorgetreten, die sie später, schon in unseren Tagen zu zeigen vermochten. Aber es handelt sich nicht nur um die Poesie, nicht nur um das künstlerische Schaffen: hätte es Puschkin nicht gegeben, so wäre vielleicht niemals mit so unerschütterlicher Kraft (wie später, wenn auch nicht bei allen, sondern nur bei sehr wenigen) unser Glaube an unsere russische Selbständigkeit zum Ausdruck gekommen, unsere jetzt schon bewußte Hoffnung auf die Kräfte unseres Volkes und dann auch der Glaube an unsere kommende selbständige Bestimmung in der europäischen Völkerfamilie. Diese Bedeutung Puschkins kommt besonders klar zum Bewußtsein, wenn man sich in das vertieft, was ich die dritte Periode seiner künstlerischen Tätigkeit nenne.

Und ich sage wieder: Zwischen diesen Perioden lassen sich keine scharfen Grenzen ziehen. Einige von den Werken selbst dieser dritten Periode könnten auch ganz zu Beginn des dichterischen Schaffens unseres Dichters entstanden sein, denn Puschkin war stets ein ganzer und vollkommen ausgebildeter Organismus, der alle seine Keime in sich trug und sie nicht von außen empfing. Die Außenwelt weckte in ihm nur das, was schon in der Tiefe seiner Seele enthalten war. Dieser Organismus entwickelte sich aber, und die Perioden dieser Entwicklung lassen sich wirklich verfolgen, ebenso wie man in jeder von ihnen ihren besonderen Charakter und den allmählichen Übergang aus der einen Periode zu der nächsten feststellen kann. So kann man zu der dritten Periode jene

Digitized by Google

Gruppe seiner Werke zählen, in der vorwiegend allweltliche Ideen aufleuchten, in denen sich die poetischen Gestalten anderer Völker spiegeln und die Genien dieser Völker ihre Verkörperung finden. Einige dieser Werke erschienen erst nach dem Tode Puschkins. Und gerade in dieser Periode seiner Tätigkeit stellt unser Dichter sogar etwas Wunderbares, vor ihm Niedagewesenes und Unerhörtes dar. In den europäischen Literaturen hat es wohl kolossale künstlerische Genies gegeben: Shakespeare, Cervantes, Schiller. Aber man zeige mir unter diesen großen Genies nur ein einziges, das über eine solche allweltliche Resonanzfähigkeit verfügte wie Puschkin. Diese Fähigkeit, die wichtigste Fähigkeit unseres Volkstums teilt er eben mit unserem Volke, und gerade darin ist er in erster Linie Volksdichter. Die allergrößten europäischen Dichter vermochten niemals in sich das Genie eines fremden, vielleicht nachbarlichen Volkes, seinen Geist, die ganze heimliche Tiefe dieses Geistes und die ganze Sehnsucht seiner Sendung mit solcher Kraft zu verkörpern, wie es Puschkin vermochte. Im Gegenteil, wenn sich die europäischen Dichter an fremde Völker wandten, so kleideten sie sie meistens in ihr eigenes Volkstum und deuteten alles nach eigenem Sinn. Selbst bei Shakespeare ist es so: seine Italiener z. B. sind immer die gleichen Engländer. Puschkin hat als einziger unter allen Dichtern der Welt die Fähigkeit, in einem andern Volkstum aufzugehen. Da sind seine „Szenen aus dem Faust", da ist „Der geizige Ritter" und die Ballade „Lebte einst ein armer Ritter". Man lese seinen „Don Juan": stünde nicht Puschkins Name darunter, würde man niemals vermuten, daß es nicht von einem Spanier geschrieben ist. Was für tiefe, phantastische Gestalten finden sich im Poem „Das Gastmahl während der Pest"! Aber in diesen phantastischen Gestalten sieht man den Genius Englands; dieses herrliche Lied des Helden des Poems von der Pest, dieses schöne Lied Marys mit den Versen:

Digitized by Google

Unsrer Kinder Stimmen hallten
Durch der Schule Zimmerflucht —

ist ein englisches Lied, es ist die Sehnsucht des britischen Genius, sein Weinen, seine qualvolle Vorahnung seiner Zukunft. Man lese die seltsamen Verse:

Auf einer Wanderung ein wildes Tal durchstreifend...

Es ist eine fast wörtliche Wiedergabe der ersten drei Seiten des seltsamen mystischen Prosawerkes eines altenglischen religiösen Sektierers[1], — ist es aber nur eine Nacherzählung? In der traurigen und verzückten Musik dieser Verse fühlt man die tiefste Seele des nordischen Protestantismus, die Seele des englischen Ketzers, des uferlosen Mystikers mit seinem stumpfen, dunklen und unbezwingbaren Streben und mit der ganzen Schrankenlosigkeit seiner mystischen Träume. Wenn man diese seltsamen Verse liest, glaubt man den Geist der Jahrhunderte der Reformation zu spüren, man begreift das kriegerische Feuer des entstehenden Protestantismus, man begreift sogar die Geschichte selbst, und zwar nicht nur mit dem Verstand, sondern so, als ob man selbst dort gewesen wäre, das bewaffnete Heer der Sektierer gesehen, mit ihnen ihre Hymnen gesungen, in ihrer mystischen Verzückung geweint und an dasselbe geglaubt hätte, was sie glaubten. Da sind übrigens neben diesem religiösen Mystizismus die gleichfalls religiösen Strophen aus dem Koran oder aus „Frei nach dem Koran": ist es nicht der Islam, ist es nicht der eigentliche Geist des Korans und sein Schwert, die einfältige Größe des Glaubens und seine drohende blutige Gewalt? Und da ist auch die Antike, da sind die „Ägyptischen Nächte", die irdischen Götter, die über ihrem Volke thronen, den Genius des Volkes und sein Streben schon verachten, an das Volk nicht mehr glauben, in ihrer Lostrennung wahnsinnig geworden sind und sich in ihrer

[1] Bunyan.

Digitized by Google

letzten Langenweile an phantastischen Grausamkeiten, an der Wollust von Insekten, der Wollust der Spinne, die ihr Männchen verzehrt, ergötzen. Ich erkläre auf das bestimmteste, daß es einen Dichter mit einer solchen allweltlichen Resonanzfähigkeit wie Puschkin noch nicht gegeben hat, und es handelt sich sogar nicht um die Resonanzfähigkeit, sondern um ihre erstaunliche Tiefe, um die Umwandlung seines Geistes in den Geist anderer Völker, eine fast vollkommene Umwandlung, die ganz wunderbar ist, weil diese Erscheinung sich bei keinem andern Dichter der ganzen Welt wiederholt. Das finden wir nur bei Puschkin, und in diesem Sinne ist er, ich wiederhole es, eine noch nie dagewesene und unerhörte, darum auch, wie ich es nenne, prophetische Erscheinung, denn ... denn darin äußerte sich am stärksten seine national russische Kraft, die Volkstümlichkeit seiner Poesie, das Volkstum in seiner weiteren Entwicklung, das Volkstum unserer Zukunft, die in unserer Gegenwart schon enthalten ist, und es äußerte sich prophetisch. Denn was ist die Kraft des russischen Volksgeistes in seinen letzten Zielen anderes als das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit? Als Puschkin ein durchaus volkstümlicher Dichter wurde, erfaßte er, sobald er nur mit der Kraft des Volkes in Berührung kam, die große kommende Bedeutung dieser Kraft. Hier ist er ein Seher und ein Prophet.

Was ist uns wirklich die Reform Peters des Großen, sogar nicht nur in der Zukunft, sondern auch darin, was schon war, was schon greifbar gewesen ist? Was bedeutete uns diese Reform? Sie war für uns doch nicht bloß die Aneignung europäischer Kleider, Sitten und Erfindungen und der europäischen Wissenschaft. Vertiefen wir uns in das Wesen der Sache. Gewiß, es ist sehr möglich, daß Peter diese Reform zuerst nur in diesem Sinne in Angriff nahm, d. h. in einem ausgesprochen utilitaren Sinne; aber später, bei der weiteren Entwick-

Digitized by Google

lung seiner Idee folgte er zweifellos einem gewissen heimlichen Instinkt, der ihn in seinem Werke zu künftigen Zielen trieb, zu viel gewaltigeren Zielen, als es der nächstliegende Utilitarismus ist. Ebenso hatte auch das russische Volk die Reform nicht aus bloßem Utilitarismus angenommen, sondern weil es durch seinen Instinkt zweifellos fast sofort ein gewisses anderes Ziel ahnte, das unvergleichlich höher war als dieser Utilitarismus, — es ahnte dieses Ziel, ich wiederhole es, unbewußt, aber dennoch unmittelbar und lebendig. Wir fingen ja damals sofort an, nach der lebendigsten Einigung, nach der allmenschlichen Vereinigung zu streben! Wir nahmen in unsere Seele nicht feindselig (wie es anscheinend hätte sein müssen), sondern freundschaftlich, mit vollkommener Liebe die Genien der anderen Nationen auf, aller zugleich, ohne dem einen oder andern Volke den Vorzug zu geben, durch unseren Instinkt schon fast beim ersten Schritt die Widersprüche unterscheidend und beseitigend, die Verschiedenheiten entschuldigend und anpassend, und zeigten schon darin unsere auch uns selbst erst eben zum Bewußtsein gekommene Bereitschaft und Neigung zu einer allmenschlichen Vereinigung mit allen Völkern des großen arischen Stammes. Ja, die Bestimmung des russischen Menschen ist zweifellos alleuropäisch und allweltlich. Ein wirklicher Russe, ganz Russe sein, heißt vielleicht nur (letzten Endes, ich bitte das zu unterstreichen) ein Bruder aller Menschen sein, ein Allmensch, wenn man so will. Unser ganzes Slawophilentum und Westlertum ist nur ein großes, wenn auch historisch notwendiges Mißverständnis. Dem echten Russen ist Europa und das Los des großen arischen Stammes ebenso teuer wie Rußland selbst, wie das Los seiner heimatlichen Erde, denn unser Los ist die Allweltlichkeit, und zwar keine mit dem Schwerte erkämpfte, sondern eine durch die Kraft der Brüderlichkeit und des brüderlichen Strebens nach einer Vereinigung der Menschen erworbene.

Digitized by Google

Wenn man in unsere Geschichte nach der Reform Peters eindringen will, so findet man schon Spuren und Andeutungen dieser Idee, dieses meines Gedankens, wenn man will im Charakter unserer Beziehungen zu den Völkern Europas, sogar in unserer Staatspolitik. Denn was tat Rußland diese zwei Jahrhunderte lang in seiner äußeren Politik anderes, als daß es Europa diente, vielleicht sogar in viel höherem Maße als sich selbst? Ich glaube nicht, daß dies nur auf der Unfähigkeit unserer Politiker beruhte. Die Völker Europas wissen gar nicht, wie teuer sie uns sind! In der Zukunft, ich glaube daran, werden wir, d. h. natürlich nicht wir, sondern die zukünftigen russischen Menschen alle ohne Ausnahme begreifen, daß echter Russe sein, nichts anderes bedeutet als: danach streben, die europäischen Widersprüche endgültig zu versöhnen, der europäischen Sehnsucht den Ausweg in der russischen allmenschlichen und allvereinenden Seele zu zeigen, in sie mit brüderlicher Liebe alle unsere Brüder aufzunehmen und schließlich und endlich vielleicht auch das endgültige Wort der großen allgemeinen Harmonie auszusprechen, der brüderlichen endgültigen Einigung aller Völker nach dem Gesetze Christi und des Evangeliums! Ich weiß, ich weiß allzu gut, daß meine Worte ekstatisch, übertrieben und phantastisch erscheinen können. Sollen sie es nur, ich bereue nicht, daß ich sie ausgesprochen habe. Das mußte ausgesprochen werden, besonders aber jetzt, bei der Ehrung unseres großen Genies, das gerade diese Idee mit seiner künstlerischen Kraft verkörpert hatte. Dieser Gedanke ist ja schon mehr als einmal ausgesprochen worden, und ich sage durchaus nichts Neues. Vor allen Dingen wird es als Selbstüberhebung erscheinen: „Wir und unser armes, rohes Land sollen eine solche Bestimmung haben? Uns ist es vorbehalten, der Menschheit ein neues Wort zu verkünden?“ Nun, spreche ich denn von wirtschaftlichem Ruhm, vom Ruhm des Schwertes oder der Wissenschaft? Ich spreche

Digitized by Google

ja nur von der Verbrüderung der Völker und davon, daß das russische Herz zu so einer allmenschlich-brüderlichen Vereinigung vielleicht mehr als die Herzen aller anderen Völker vorbestimmt ist, und ich sehe Hinweise darauf in unserer Geschichte, in unseren begabten Menschen, im künstlerischen Genie Puschkins. Mag unser Land arm sein, aber dieses arme Land „hat in Knechtgestalt durchschritten Christus selbst mit seinem Segen".[1] Warum sollen wir auch nicht Sein letztes Wort fassen? Und kam Er denn selbst nicht in einer Krippe zur Welt? Ich wiederhole: Wir können wenigstens auf Puschkin hinweisen, auf die Allweltlichkeit, die Allmenschlichkeit seines Genies. Er verstand es doch, fremde Genien wie eigene in seine Seele aufzunehmen. In der Kunst, im künstlerischen Schaffen hat er jedenfalls dieses Streben des russischen Geistes nach Allweltlichkeit unzweifelhaft geäußert, und darin liegt schon ein großer Hinweis. Wenn unser Gedanke nur eine Phantasie ist, so kann sich diese Phantasie, wenigstens auf Puschkin stützen. Hätte er länger gelebt, so hätte er vielleicht unsterbliche, große Gestalten der russischen Seele gezeigt, die unsern europäischen Brüdern schon verständlich wären, hätte uns den Europäern vielleicht viel näher gebracht, als wir es jetzt sind, hätte ihnen die ganze Wahrheit unseres Strebens gezeigt, und sie würden uns dann besser verstehen als jetzt, würden uns erraten und aufhören, uns so argwöhnisch und hochmütig anzusehen, wie sie uns jetzt ansehen. Hätte Puschkin länger gelebt, so wären vielleicht auch unter uns weniger Mißverständnisse und Streitigkeit als jetzt. Gott hat es aber anders gewollt. Puschkin ist in voller Blüte seiner Kraft gestorben und hat zweifellos ein Geheimnis ins Grab mitgenommen. Und nun enträtseln wir ohne ihn dieses Geheimnis.

Übertragen von Alexander Eliasberg.

---

[1] Aus einem Gedicht Tjutschews.

Digitized by Google

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Soweit die vorliegenden oder zu erwartenden Neuigkeiten des Verlags nicht schon durch die Beiträge dieses Heftes die Aufmerksamkeit unserer Freunde auf sich gezogen haben, sollen sie hier ihre Behandlung finden. Von den Vorzugsausgaben ist bisher nur kurz der brabantischen Legende Beatrix gedacht worden, die Friedrich Marcus Huebner aus dem Flämischen übersetzt und Felix Timmermans, den wir als Dichter in Deutschland eingebürgert haben, mit sechs Radierungen geschmückt hat. Beatrix ist die sündige Nonne, deren Stelle im Kloster die Jungfrau Maria viele Jahre hindurch vertritt; die Radierungen von Felix Timmermans stehen in ihrer köstlich naiv-komischen Art in anmutigem Gegensatz zu den frommen Gedanken und strengen Reimen der alten Erzählung. Die Vorzugsausgabe der Briefe der Diotima, die als vierter Druck der Janus-presse erschien, ist vergriffen; ihr ist die mit der Abbildung einer Büste von Susette Gontard und zwei Faksimiles versehene allgemeine Ausgabe gefolgt. In die Mitte der Frühromantik hinein führen uns die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders von Wackenroder und Tieck, die Oskar Walzel für uns herausgegeben und ausführlich eingeleitet hat. Jener unnennbare Himmel, das Unaussprechliche des religiösen Gefühls, das Novalis im Marienliede angedeutet hat, ist in diesem Buche der Kunst als ihrem angestammten Gebiete zuerkannt. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter ist mit dem Erscheinen des dritten Bandes seiner Vollendung nähergekommen; der vierte Band, der den abschließenden Kommentar bringen wird, bedeutet für den gewissenhaften Herausgeber, Professor Dr. Max Hecker, noch ein schweres Stück Arbeit. Zu unserer Heine-Ausgabe ist nachträglich noch der seit langem in Aussicht gestellte, aber durch den Krieg unterbrochene Registerband erschienen, auf den wir, als unerläßliches Hilfsmittel bei der Benutzung der Ausgabe, deren Besitzer nachdrücklichst hinweisen. Unter dem Titel Funde und Forschungen ist eine Festgabe für Julius Wahle, den Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs, zu seinem sechzigsten Geburtstag erschienen; sie enthält sechzehn Aufsätze der namhaftesten Gelehrten, deren Dank sich der Gefeierte als hilfreicher Freund in den langen Jahren seiner Tätigkeit am Archiv erworben hat.

Digitized by Google

Um zur neuzeitlichen Literatur überzugehen, ist an erster Stelle unsere Ausgabe der Sämtlichen Romane und Novellen Fjedor Dostojewskis in 25 Bänden zu nennen, die sowohl in Papp- wie in Halbleinenbänden geliefert wird. 17 Bände daraus enthält auch die Bibliothek der Romane, als neueste die Aufzeichnungen aus einem Totenhause und den Doppelgänger. Schaeffers „Helianth", von dem in den Mitteilungen des zweiten Heftes die Rede war, ist nunmehr erschienen und darf sich rühmen, bei Publikum und Presse steigende Anteilnahme zu erregen. „Alle Büchereien, die auf sich halten," so schreibt die Weser-Zeitung, „sollten den dreibändigen ‚Helianth' erwerben und eifrig ausleihen und Berufene aus ihm und über ihn Vorträge halten." An wichtigeren Neuauflagen, die an dieser Stelle ihre Erwähnung noch nicht gefunden haben, seien verzeichnet: die Dramen von Hans Sachs, wodurch die zweibändige Auswahl aus dem Schaffen des alten Meisters wieder vollständig wird; Rübezahl, die schönsten Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst in der Fassung des Magisters Praetorius mit zahlreichen Holzschnitten der Ausgabe von 1738; Alfred Mombert, „Der Glühende" und „Aeon, der Weltgesuchte"; Rainer Maria Rilke, „Erste Gedichte", 10. bis 13. Tausend; Hans Carossas Erzählung Dr. Bürgers Ende. Zum Schluß wollen wir noch einmal auf den Übergang des Buches Otto Braun. Aus nachgelassenen Schriften eines Frühvollendeten in unseren Verlag aufmerksam machen; es gelangte soeben zur Ausgabe.

Groß ist die Zahl der gleichzeitig mit diesem Hefte erscheinenden neuen Bücher und wichtigen Neuauflagen. An erster Stelle nennen wir unsere Ausgabe von Gottfried Kellers Werken auf Dünndruckpapier, die der soeben in neuer, dritter Auflage vorliegenden Ausgabe von Theodor Storms Werken würdig an die Seite tritt. Unsere Kant-Ausgabe wird mit dem sechsten Band nunmehr vollständig. Vom Shakespeare werden Sturm und Sommernachtstraum erscheinen. Aus der ältesten deutschen Literatur bringen wir den Heliand mit den Bruchstücken der altsächsischen Genesis, in deutscher Übersetzung herausgegeben und eingeleitet von Andreas Heusler, das vollblütigste Denkmal der kirchlichen Dichtung aus der altdeutschen Zeit, wie ihn der Herausgeber nennt. Die Deutschen Meister werden mit dem Dürer von Max J. Friedländer um einen Band weitergeführt. Von den Brautbriefen

Digitized by Google

Wilhelms und Carolinens von Humboldt ist das 6. bis 9. Tausend erschienen. Albrecht Schaeffer legt uns ein neues Werk vor, den Gevatter Tod mit dem Untertitel „Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe." Phantastisches und Lebenswahres, Ernstes und Groteskes mischt sich hier zu einem bunten und figurenreichen Bild aus der Zopfzeit. Von Felix Timmermans lassen wir seinem lieblichen „Jesuskind in Flandern" den Roman Pallieter folgen, ein Buch, das man die Chronik eines schönen flämischen Jahres nennen könnte. Von Rilkes „Rodin" erscheint schon das 31. bis 35. Tausend. Der Druck des Stundenbuches auf der Inselpresse wurde soeben versandt. Von Ricarda Huch, deren neuestes Buch Entpersönlichung sich im Satz befindet, erscheint der Roman Die Verteidigung Roms in neuer Auflage. Von vielen gewiß mit großer Freude begrüßt werden die neuaufgelegten Märchen Andersens. Der von uns begründete Orbis literarum, von dem bisher die ersten Reihen der „Pandora" und „Bibliotheca Mundi" erschienen waren, wird nunmehr durch die ersten Bände der Libri librorum seine Abrundung erfahren. Sie werden das von Eduard Sievers herausgegebene Nibelungenlied, Dostojewskis „Raskolnikow" und Balzacs „Contes drolatiques" enthalten.

Im Druck befinden sich die neuen Auflagen von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer und der Gespräche Goethes mit Eckermann. Eine weitere Sammlung seiner kritischen Aufsätze veranstaltet Hermann Bahr unter dem Titel Summula. Mit einem neuen großen Gedichtwerk tritt Arno Nadel auf den Plan, es heißt Der Ton und stellt das große, von der Zeit ersehnte Wagnis dar, Gott, den ersten, tiefsten und letzten Begriff, das allerletzte und heiligste Gefühl der Menschheit, noch einmal und aus unserm unendlich lebendigen Augenblicke heraus ins Licht zu schreiben, nicht durch Logik und System, sondern durch die Melodie des Erlebnisses. Rudolf Kassners Bücher Die Elemente der menschlichen Größe und Der indische Gedanke werden, in eines vereinigt, in Kürze erscheinen. Auch von Theodor Däublers Prosabüchern Lucidarium in arte musicae und Wir wollen nicht verweilen sind Neuauflagen nötig geworden. Von Rilkes „Geschichten vom lieben Gott" befindet sich das 24. bis 28. Tausend im Druck.

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
ZWEITER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT
JUNI 1921
*

Und wenn mich am Tag die Ferne
blauer Berge sehnlich zieht,
nachts das Übermaß der Sterne
prächtig mir zu Häupten glüht —

alle Tag' und alle Nächte
rühm ich so des Menschen Los;
denkt er ewig sich ins Rechte,
ist er ewig schön und groß.
Goethe

RICARDA HUCH

AUS DEM BUCHE „ENTPERSÖNLICHUNG"

PERSÖNLICHE UND STAATLICHE WELTHERRSCHAFT

NIETZSCHE hat wundervolle Worte gefunden über den Mittag, wo die Welt vollkommen wird, weil der Mensch in ihrer Mitte sich selbst ganz geworden fühlt. Es ist der Augenblick, wo der Mensch monotheistisch wird, sich seiner selbst als einer Einheit bewußt wird. Goethe erlebte ihn in der Zeit seiner Beziehungen zu Frau von Stein, in jener Zeit, als er

Digitized by Google

ihr schrieb: „Übrigens habe ich glückliche Menschen kennenlernen, die es nur sind, weil sie ganz sind... das will und muß ich nun auch erlangen, und ich kann's.“ Es ist der Augenblick des Rundwerdens, des Sichschließens, verhängnisvoller, wunder- und gefahrvoller Augenblick. Schließt sich der Geist wirklich, so ist die Vollendung zugleich sein Tod, und aus dem höchsten Augenblick wird ein bleiernes, unentrinnbares Erwürgen. Denn es gibt nur dies beides: die Bewegung, die wir Leben heißen, kann sich runden, ohne sich zu schließen, oder sich schließen und zur Erstarrung des Todes führen. Der Mensch ist wie Gott eine Einheit in der Vielheit. Goethe erlebte die Wonne, ganz und sich selbst genügend zu sein; aber er erfuhr auch und sah ein, daß ein Einzelner nicht hilft, „sondern wer sich mit vielen zur rechten Stunde vereinigt“. Nietzsche wollte sich selbst genügen und verlor dabei sich selbst. Wie über allen Vergleich entzückungsvoll muß dieser Mittagsaugenblick für Christus gewesen sein, in dem das Sichrunden des menschlichen Geistes überhaupt zum ersten Male wirklich wurde. Er war der Erste, der die Idee der ganzen Menschheit faßte, die furchtbar große Idee, daß die Menschheit eine Einheit bildet, sich schließen und enden kann; zugleich aber durchbrach er das Grab dieser Idee mit der Idee der Auferstehung, die durch ihn in Kraft trat. Das Ganze ist unsterblich, weil das Einzelne stirbt und aufersteht. Das Sterben ist ein Übergang, eine Verwandlung; Tod ist nur in der Erstarrung dessen, der sich vom Ganzen absondert, indem er sich auf sich selbst bezieht, weder wachsen noch sterben, sondern dauern will. Der Mensch als solcher, der bewußte Mensch, will Herrschaft und Dauer; der von Gott Berufene will die Herrschaft seiner persönlichen Kraft.

Kein großer Mann, der nicht die Idee der Weltherrschaft gehabt hätte: Alexander der Große und Cäsar, Karl der Große, Otto der Große, Gustav Adolf, Friedrich der Große, Elisa-

Digitized by Google

beth, Katharina, Napoleon, der sich als Nachfolger Karls des Großen betrachtete, alle kannten sie keine anderen Grenzen für ihr erträumtes Reich, als die ihnen durch den Widerstand anderer Kräfte gesetzt wurden. Dies muß so sein, weil der einsgewordene Mensch sich als Mitte der Welt fühlen muß. Allein alle diese Großen strebten nach persönlicher Herrschaft; mit ihrem Tode zerfiel das Reich, das ihre Phantasie getragen hatte. Die englische Idee der Weltherrschaft dagegen, das ist der wesentliche Unterschied, ist Staatsgrundsatz, sie beruht nicht auf einer persönlichen Kraft, sondern ist, von der sterblichen Person abgelöst, an den dauernden Staat geknüpft. Bacon gab die Losung aus, daß England darauf bedacht sein müsse, das Meer zu beherrschen, weil allein die Beherrschung des Meeres zur Weltherrschaft führe. Er selbst dachte nicht daran, sich persönlich dafür einzusetzen, noch tat es Jakob I., noch haben es die hannoverschen Welfen getan. Die englische Weltherrschaftsidee erzeugt nicht Helden und Heldentaten, sondern sie lauert allen Helden der Welt auf und stellt ihnen Fallen. „Während wir philosophieren," sagte Goethe, „gewinnen die Engländer die Welt. Sie tun es unter dem Deckmantel humaner Absichten." Eigentümlich ist es, wie die Helden anderer Völker, ich denke zum Beispiel an Blücher und Garibaldi, nirgends so gefeiert, buchstäblich auf den Händen von Volk und Adel getragen werden, wie in England. Jene beiden beförderten das englische Interesse, Blücher, indem er Napoleon, Garibaldi, indem er Österreich bekämpfte. Napoleon, der ihnen gefährlich war, brachten sie um, wie sie die Jungfrau von Orléans verbrannten.

Alexander, Cäsar, die deutschen Kaiser des Mittelalters, Kolumbus, Gustav Adolf waren Heroen, die ihren stürmischen Geist über die Welt aushauchten, die ihre Persönlichkeit wie eine Purpurfarbe durch den Erdkreis ergossen; England wie das alte Rom gingen und gehen schlechtweg auf einen prak-

Digitized by Google

tischen Zweck aus, auf Ausnützung anderer Länder, um sich selbst zu bereichern. Die englische Weltherrschaft duldet keinen Gegendruck, sie hält am Grundsatz des Gleichgewichtes im Abendlande fest, um den Kampf auszuschalten, auf dem doch die Entwickelung beruht.

Als ein Beispiel führe ich die Kämpfe Karls des Großen mit den heidnischen Sachsen an, der damit begann, sie seinem Gesetz unterwerfen zu wollen. In langen, hartnäckigen Kämpfen lernte er einsehen, daß er zugunsten des Freiheitstriebes dieses Stammes seinen Machtwillen einschränken müsse, und so wurde durch den Kampf und durch schwere Opfer auf beiden Seiten ein Maß des Rechtes zwischen Macht und Freiheit gefunden. Dieselbe Erfahrung machte Friedrich Barbarossa im Kampfe mit den Italienern; diese Helden endeten ganz anders, als sie begonnen hatten, sie lernten den Sonderwillen achten und begnügten sich, die Einheit innerhalb der Vielheit zu vertreten. Das Maß zwischen den individuellen Willenskräften kann nur durch Kampf gefunden werden, und zwar durch Kampf der ganzen Persönlichkeiten, die Körper eingeschlossen. Möglichste Aufhebung des Kampfes unter Beibehaltung des Herrschaftswillens ist der Grundsatz des bewußten Menschen, der seit dem sechzehnten Jahrhundert immer mehr um sich greift. Er mündete in Pazifismus und Völkerbund, der neuesten Erfindung des Satans, die an schlauer Verstellung und Gefährlichkeit alle seine bisherigen Leistungen übertrifft und deshalb wohl als sein letztes Aufgebot zu betrachten ist. Denn dieser Völkerbund will allen persönlichen Kampf aufheben, wodurch an sich schon alle Höherentwickelung, aller Lebenszweck aufgehoben und die Lebenskraft vollkommen unterbunden wäre, denkt aber nicht daran, die Weltherrschaftsgrundsätze aufzuheben, noch auch gewaltsame Mittel, wie zum Beispiel die Aushungerung der Völker, sondern er mästet den Wolf unter dem Schafspelze, bis dieser ihm eines Tages zu eng wird. Er

Digitized by Google

unterscheidet sich durchaus nicht von den Bolschewisten, welche gleichfalls ein Reich der allgemeinen Gerechtigkeit, des Glückes und Friedens durch gewaltsame Unterdrückung des individuellen Lebens, welches das Leben überhaupt ist, begründen wollen.

ÜBER DEN UNTERGANG DER VÖLKER

CHRISTUS, Luther, auch Goethe verkündeten den nahen Untergang der Welt, der Welt nämlich, deren Mittelpunkt sie waren: Christus den Untergang des Römischen Reiches, welches die Kulturwelt, die sich entwickelnde Welt überhaupt war; Luther und Goethe bezogen sich auf das Römische Reich Deutscher Nation, welches nachdem den Mittelpunkt der abendländischen Kultur gebildet hatte. Sollten die Führer eines Volkes, die sein Geschick im innersten Herzen tragen, es nicht strafen und warnen dürfen wegen seiner Fehler und Irrwege, die es ins Verderben führen? Warum denn rufen die Untergangsprophezeiungen, die in jüngster Zeit auftauchen, so große Entrüstung hervor? Ich glaube, daß man zwischen sehr verschiedenen Erscheinungen zu unterscheiden hat.

Wird der Untergang eines Volkes geweissagt auf Grund von Gesetzen, die unentrinnbar ablaufen müssen, so lehnt sich das Gefühl mit Recht dagegen auf. Etwas anderes ist es, wenn einer seinem Volke die Fehler vorhält, durch die es sich selbst, als freie, verantwortliche Persönlichkeit, zu vernichten im Begriff ist, und es auf den Weg der Erneuerung und des Lebens zu führen strebt. Zwar würde dieser vielleicht noch mehr Entrüstung hervorrufen als jener; aber die Geschichte wird früher oder später seine tragische Größe erkennen. Ein Volk muß niemals untergehen, außer wenn seine einzelnen Organe erstarren, so daß ein Zusammenwirken aller Organe, worauf das Dasein des lebendigen Organismus beruht, nicht mehr möglich ist.

Digitized by Google

Die Erlöser der Menschheit, Luther, Goethe, Schiller, Napoleon und die Jungfrau von Orléans, ja, alle, die von den Völkern als Helden und Retter verehrt wurden, haben eben dies Wunder vollbracht, daß sie ein erstarrendes, zerteiltes Volk zu neuem Leben vereinigten. Das Volk der Juden zwar hörte nicht auf Christi Stimme; aber die entseelte Menschheit fügte sich in seinem Namen wieder jung aus Trümmern zusammen. Ein Volk lebt, solange lebendiger Zusammenhang zwischen seinen Gliedern ist; solange ein Aufsteigen aus den bäuerlichen und handwerktreibenden Schichten nach den oberen ist und aus den oberen ein steter Samen in den mütterlichen Schoß der unteren niederfällt. Zentralisieren sich die Schichten und schließen sich gegeneinander ab, womit immer die oberen anfangen, so ist der Weg zum Untergange des Volkes eingeschlagen. Die obere, das ist die besitzende Schicht, stellt sich auf den einseitigen Standpunkt der Selbsterhaltung und betrachtet jeden als Empörer, der ihr eine Umwandlung zumutet, als wäre der bestehende Zustand ein geheiligtes Recht. Es tritt dann ein krankhafter Allgemeinzustand ein, wie wenn innerhalb des menschlichen Körpers der Kopf alles Blut an sich zieht und dadurch die Organe entseelt, welche die eigentlich lebenschaffenden sind. Wir sehen dann die merkwürdige Meinung herrschen, als wäre das lange Bestehende das an und für sich Wünschenswerte und Ehrwürdige und ein Beweis von Größe, Güte, Tüchtigkeit. Sowie die Menschen erstarren, treten sie zu Gott, der ein Gott des Todes, das heißt der ewigen Verwandlung ist, in eine ganz falsche Beziehung. Idealismus ist nicht Pflege des Bestehenden, seien es auch schöne Künste, Idealismus ist Opfernkönnen, sei es auch das Schönste und Teuerste. Weder für den Einzelnen, noch für ein Volk, noch für eine Klasse oder Organisation ist es rühmlich, sich lange unverändert zu erhalten; viel besser ist es, in junger Kraft unterzugehen, als unfruchtbar zu bestehen. „Bloß eine blut-

Digitized by Google

lose Bourgeoisie", sagt Gottfried Keller, „möchte bleiben, wo und wie wir sind, an dem halbverdorrten Zweige hangend mit der ganzen Last und seine paar Beeren benagend, bis er reißt und der ganze Klumpen in den Abgrund purzelt." Lernten wir doch unterscheiden zwischen dem gottgewollten Tode, der Verwandlung ist und zur Auferstehung führt, und dem gewaltsam festgehaltenen Leben, das der eigentliche Tod der Erstarrung ist. Nur solange wir uns als verwandlungsfähig erweisen, leben wir; unser Untergang besteht darin, daß wir in bequem gewordenen Zuständen erstarren. Es ist ein haarsträubendes Mißverständnis, daß gerade unsere besitzende Klasse, um sich im Bestehenden zu erhalten, Goethe und Schiller als Zeugen der Herrlichkeit der vergangenen Epoche im Munde führt. Goethe und Schiller hatten nichts zu tun mit der sogenannten Wilhelminischen Kultur und würden sich davon abgestoßen gefühlt haben. Bricht es nicht aus allen Werken Schillers mit tragisch-herrlichen Posaunenklängen: Das Leben ist der Güter höchstes nicht? Goethe, nachdem er sein Volk für reif zum JüngstenTage erklärt hat, schöpft Hoffnung aus dem Anblick kräftiger junger Soldaten und hofft, daß das Landvolk sich kräftig genug erhalten werde, „uns nicht allein tüchtige Reiter zu liefern, sondern uns auch vor gänzlichem Verfall und Verderben zu sichern. Es ist als ein Depot zu betrachten, aus dem sich die Kräfte der sinkenden Menschen immer wieder ergänzen und auffrischen". Dabei ist natürlich die Voraussetzung, daß ein lebendiger, organischer Zusammenhang zwischen dem Landvolk und den anderen Ständen bestehe. In Anbetracht, daß ein neuer Erlöser, wenn er wirklich käme, doch nur zum zweiten Male gekreuzigt würde, empfiehlt Goethe inzwischen zur Heilung Deutschlands weniger Philosophie und mehr Tatkraft, weniger Theorie und mehr Praxis und vor allen Dingen weniger Polizei, damit die Menschen von Kindesbeinen an die Courage haben, das zu sein,

Digitized by Google

wozu die Natur sie gemacht hat. Sollte aber dennoch ein Umsturz notwendig werden und erfolgen, so wird er als der Vorbote neuen Lebens begrüßt: „Ich ehre und liebe das Positive und ruhe selbst darauf, insofern es nämlich von uralters her sich immer mehr bestätigt und uns zum wahrhaften Grunde des Lebens und Wirkens dienen mag. Dagegen freut mich nicht etwa die Zweifelsucht, sondern ein direkter Angriff auf eine usurpierte Autorität. Diese mag Jahrhunderte gelten, denn sie schadet einem düstern, dummen Volke nicht, das ohne sie noch übler wäre daran gewesen; aber zuletzt, wenn das Wahre notwendig wird, um uns entschieden Nutzendes zu verleihen, da mag rechts oder links fallen, wer da will, ich werde mich darüber nicht entsetzen, sondern nur aufs genaueste aufmerken, welche Aussicht ich gewinne, wenn das alte Gehege zusammenstürzt."

In den Werken eines modernen englischen Dichters sehen wir, staunend und ergriffen, wie das kleine England damit endigt, in dem wunderbaren Indien, das es lange beherrschte, aufzugehen. Lange hat der Orient, unsere Wiege, stillgelegen unter der Schneedecke willentötender Weltanschauung, der Starrheit seiner Kasten und kluger Fremdherrschaft; vielleicht daß jetzt schon das schaffende Licht sich rührt, indessen über das Abendland die Schatten des nahen Winters fallen. Vieles deutet darauf: das immer tiefere, behagliche Sicheinwühlen in die Wissenschaft, die Ausbreitung der eisernen Maschen des Staatsnetzes, unsere Vorliebe für Systeme, unser Liebäugeln mit dem Buddhismus und dem Nirwana, unser eigensinniges Spielen mit dem Okkultismus, unsere fakirmäßige Langlebigkeit, unser Parteiwesen, die Zimperlichkeit unserer Gefühle, unsere Neigung zu klösterlicher Lebensflucht, unsere Scheu vor der schönen, blutwarmen Menschlichkeit des Christentums. Vielleicht daß das Leichentuch, das zugleich ein Schutz des Lebens ist, sich über uns ausbreitet, indes die

Digitized by Google

Heldensonne eines neuen Weltentages im Osten aufblitzt. Ist das aber ein Wunsch oder eine Prophezeiung? Ach nein; denn es ist vielmehr die Feststellung einer Tatsache. Der Schnee ist schon gefallen, und unser Puls schlägt kaum hörbar durch den Lärm unserer klappernden Betriebsamkeit. Wie lange unser Schlaf dauern wird, weiß ich nicht; aber ich weiß, daß das ewige Licht lebt und, wenn es Zeit ist, den Winter mit seinem Feuerschwert besiegen und die angeketteten Lebenswasser befreien wird.

* * *

CLEMENS BRENTANO

SONETTE AN WILHELMINE REICHENBACH

Diese Sonette sind den erst vor kurzem wieder aufgefundenen Briefen Clemens Brentanos an die schöne Bankierstochter Wilhelmine Reichenbach in Altenburg entnommen, die von einem Nachkommen der Adressatin für den Insel-Verlag herausgegeben wurden. Sie sind der unmittelbare Niederschlag eines von Brentano mit Leidenschaft und Ernst aufgefaßten Liebeserlebnisses, das jedoch auf seiten Wilhelmines nur Kühle und Abweisung erfuhr.

Bilden und verstehen

Waß wir in uns die tiefe Sehnsucht nennen,
Waß uns mit dunklen Wünschen still erfüllt,
Die tiefe Wärme, hohes Licht so mild,
Sind Elemente, die wir selten kennen

Die sich im Einzelnen geheim zertrennen,
Wie Licht in Dir, in mir sich Wärme hüllt,
Doch nimmer dringt ein Leben durch das Bild,
Wenn Licht und Wärme nicht als Flamme brennen.

Die Wärme in dem Herzen war so groß,
Daß ich ins kühle Mondenlicht gesehen
Nun brennet wild die Flamme mir im Schooß

Digitized by Google

Und endlich muß ein heilig Bild erstehen
Reißt ewig sich so Licht, als Wärme los
So einigt sich ja Bilden und Verstehen.

„Eine Liebe ist der andern wehrt"

Umhüllst Du Dich mit Ernst und tiefem Schweigen
Und sprichst von Kälte und von nicht verstehn
So sehe ich Dianen vor mir stehn
Und nimmermehr wird sich ihr Sinn erweichen,

Doch lieber möcht ich Phöben Dich vergleichen
Du bist so kalt und leuchtest doch so schön
Und hast Du freundlich mich nur angesehn
Sich Wunsch und Sehnsucht still in mir erzeugen

Endimion, möcht ich auf Lathmos lauschen
Die Wärme die mich heimlich lang verzehrt
Mit Phöbens kühlen milden Stralen tauschen

Hast Du mich Holde! freundlich doch belehrt
Und ewig wird Dein Ausspruch mich berauschen,
„Daß eine Liebe wohl der andern wehrt."

Offenbarung

So lange habe ich sie leiden sehen,
So lange brennt ihr Schmerz in meiner Brust
Und gierig trank ich selbst mit fromer Lust
Das Gift aus ihrer Wunden tiefen Wehen.

Zu allen Mächten drang mein kindisch Flehen,
Mir war in meiner Unschuld nicht bewußt,
Daß mit der Freiheit traurigem Verlust
Der Schönheit alle Mächte untergehen.

Sie sieht mein Leiden, spricht mit hohen Blicken
O wehe! Was ich Sinkende berühre
Ich fest umklammernd in den Abgrund führe.

Digitized by Google

Da sprach ich kühn: mit schmerzlichem Entzükken
Will ich an Deinem Grabe untergehen,
Will ich an Deiner Wiege auferstehen.

Sendung

Sie war vor mir so tief hinabgesunken
Und tief, so tief hinab mit ihr mein Sinn
Da sendet sie mich schnell zur Wiege hin,
Bis Auferstehung sie dem Tod entbunden.

Und an der Wiege brechen alle Wunden
Der Seele auf, vom zartesten Beginn
Wird ihres Lebens Bild mir zum Gewinn,
Mit Rosen und mit Dornen dicht umwunden.

Und sehnsuchtsvoll wandl' ich auf allen Wegen
Die sie betrat, und harre sie zu sehen
Doch nimmer, nimmer will sie auferstehen.

Da tritt ein tiefes Bild mir still entgegen
Aus Bildes Augen heil'ge Lichter drangen
Und spannen Nezze, nahmen mich gefangen.

Auferstehung und Metamorphose

O liebliche! wie schön bist Du erstanden!
Die Rose in sich selbst so tief verglühet
Ist hoch in Dir, Du Lilie erblühet
In der sich Form und Inhalt schön verbanden.

O zürne nicht, weil ich es Dir gestanden,
Daß der, der um die Rose sich bemühet
Aus ihr Dich Lilie erstanden siehet
O zürne nicht, hast Du es gleich verstanden.

Was in der Rose Sinnengluth verglommen
Muß in der Lilie geist'ger sich entfalten
Muß sich in Licht und reiner Hoheit heben.

Digitized by Google

Wie Form und Geist sich ewig näher kommen
So wechseln immer höher die Gestalten
Doch wohnt nur eine Liebe in dem Leben.

* * *

RAINER MARIA RILKE

DER TOTENGRÄBER

Novelle

(Geschrieben 1903)

IN San Rocco war der alte Totengräber gestorben. Es wurde täglich ausgerufen, daß die Stelle neu zu besetzen sei. Aber es vergingen drei Wochen, oder mehr, ohne daß jemand sich gemeldet hätte. Und da während dieser ganzen Zeit niemand starb in San Rocco, so schien die Sache auch nicht dringend zu sein, und man wartete ruhig ab. Wartete, bis an einem Abend im Mai der Fremde erschien, der das Amt übernehmen wollte. Gita, die Tochter des Podestà, war die erste, die ihn sah. Er trat aus dem Zimmer ihres Vaters (sie hatte ihn nicht kommen sehen) und kam gerade auf sie zu, als hätte er erwartet, ihr auf dem Gange, der dunkel war, zu begegnen.

„Bist du seine Tochter?" fragte er mit einer leisen Stimme, und legte ein fremdartiges Betonen auf jedes seiner Worte.

Gita nickte und ging neben dem Fremden her bis zu einem der tiefen Fenster, durch das von draußen der Glanz und die Stille der Gasse fiel, die im Abend lag. Dort besahen sie einander aufmerksam. Gita war so vertieft in den Anblick des fremden Mannes, daß ihr erst nachträglich einfiel, daß auch er, während aller dieser Minuten, als sie stand und ihn betrachtete, sie angesehen haben müsse. Er war hoch und schlank und hatte ein schwarzes Reisekleid von fremdartigem Zuschnitt. Sein Haar war blond und er trug es, wie Edelleute es tragen. Er hatte überhaupt etwas von einem Edelmann an sich, er konnte Magister sein oder Arzt; wie merkwürdig, daß er

Digitized by Google

Totengräber war. Und sie suchte unwillkürlich seine Hände. Er hielt sie ihr hin, beide, wie ein Kind.

„Es ist keine schwere Arbeit", sagte er; und obwohl sie auf seine Hände sah, fühlte sie das Lächeln seiner Lippen, in dem sie stand wie in einem Sonnenstrahl.

Dann gingen sie zusammen bis vor das Tor des Hauses. Die Straße dämmerte schon.

„Ist es weit?" sagte der Fremde und sah die Häuser hinunter bis ans Ende der Gasse; sie war ganz leer.

„Nein, nicht sehr weit; aber ich will dich führen, denn du kannst den Weg nicht wissen, Fremder."

„Weißt du ihn?" fragte der Mann ernst.

„Ich weiß ihn gut, ich habe ihn als kleines Kind schon gehen gelernt, weil er zur Mutter führt, die uns früh fortgenommen worden ist. Sie ruht dort draußen, ich will dir zeigen wo."

Dann gingen sie wieder schweigend, und ihre Schritte klangen wie ein Schritt in der Stille. Plötzlich sagte der Mann in Schwarz: „Wie alt bist du, Gita?"

„Sechzehn," sagte das Kind und streckte sich ein wenig, „sechzehn, und mit jedem Tage ein wenig mehr."

Der Fremde lächelte.

„Aber", sagte sie und lächelte auch, „wie alt bist du?"

„Älter, älter als du, Gita, doppelt so alt, und mit jedem Tage viel, viel älter."

Damit standen sie vor dem Tor des Kirchhofes.

„Dort ist das Haus, in dem du wohnen mußt, neben der Leichenkammer", sagte das Mädchen und wies mit der Hand durch die Gitterstäbe des Tores an das andere Ende des Kirchhofes hin, wo ein kleines Haus stand, ganz mit Efeu bewachsen.

„So, so, hier ist es also", nickte der Fremde und übersah langsam sein neues Land von einem Ende zum anderen. „Das war wohl ein alter Mann, der hier Totengräber war?" fragte er.

Digitized by Google

„Ja, ein sehr alter Mann. Er hat mit seiner Frau hier gewohnt, und die Frau war auch sehr alt. Sie ist gleich nach seinem Tod fortgezogen, ich weiß nicht wohin."

Der Fremde sagte nur: „So" und schien an etwas ganz anderes zu denken. Und plötzlich wandte er sich an Gita: „Du mußt jetzt gehen, Kind, es ist spät geworden. Fürchtest du dich nicht allein?"

„Nein, ich bin immer allein. Aber du, fürchtest du dich nicht, hier draußen?"

Der Fremde schüttelte den Kopf und faßte die Hand des Mädchens und hielt sie mit leisem, sicherem Druck: „Ich bin auch immer allein —" sagte er leise, und da flüsterte das Kind auf einmal atemlos: „Horch". Und sie hörten beide eine Nachtigall, die in der Dornenhecke des Kirchhofes zu singen begann, und sie waren ganz umgeben von dem schwellenden Schall und wie überschüttet von dieses Liedes Sehnsucht und Seligkeit.

Am nächsten Morgen begann der neue Totengräber von San Rocco sein Amt. Er faßte es seltsam genug auf. Er schuf den ganzen Kirchhof um und machte einen großen Garten daraus. Die alten Gräber verloren ihre nachdenkliche Traurigkeit und verschwanden unter dem Blühen der Blumen und dem Winken der Ranken. Und drüben, jenseits des mittleren Weges, wo bisher leerer, ungepflegter Rasen gewesen war, bildete der Mann viele kleine Blumenbeete, den Gräbern auf der anderen Seite ähnlich, so, daß die beiden Hälften des Kirchhofes einander das Gleichgewicht hielten. Die Leute, welche aus der Stadt herauskamen, konnten ihre lieben Gräber gar nicht gleich wiederfinden, ja, es geschah, daß irgendein altes Mütterchen bei einem der leeren Beete an der rechten Wegseite kniete und weinte, ohne daß dieses greise Gebet deshalb ihrem Sohne verloren ging, der fern drüben unter hellen Anemonen lag. Aber die Leute von San Rocco, welche diesen Kirchhof sahen,

Digitized by Google

litten nicht mehr so sehr unter dem schweren Tod. Wenn einmal jemand starb (und es traf meist alte Leute in diesem denkwürdigen Frühjahr), so mochte der Weg hinaus zwar immer noch recht lang und trostlos sein, draußen aber wurde es immer etwas wie ein kleines, stilles Fest. Blumen schienen von allen Seiten herbeizudrängen und sich so schnell über die dunkle Grube zu stellen, daß man meinen konnte, der schwarze Mund der Erde habe sich nur aufgetan, um Blumen zu sagen, tausend Blumen.

Gita sah alle diese Veränderungen; sie war fast immer draußen bei dem Fremden. Sie stand neben seiner Arbeit und stellte Fragen, und er antwortete; der Rhythmus des Grabens war in ihren Gesprächen, die der Lärm des Spatens häufig unterbrach. „Weit, aus Norden", sagte der Fremde auf eine Frage. „Von einer Insel", und er bückte sich und raffte Unkraut zusammen, „vom Meer. Von einem anderen Meer. Einem Meer, das mit dem eueren (ich höre es manchmal atmen tief in der Nacht, obwohl es mehr als zwei Tagreisen entfernt ist) wenig gemein hat. Unser Meer ist grau und grausam, und es hat die Menschen, die daran wohnen, traurig und still gemacht. Im Frühling trägt es unendliche Stürme herüber, Stürme, in denen nichts wachsen kann, so daß der Mai ungenutzt vorübergeht, und im Winter friert es zu und macht alle zu Gefangenen, die auf den Inseln wohnen."

„Wohnen viele auf den Inseln?"

„Nicht viele."

„Auch Frauen?"

„Auch."

„Und Kinder?"

„Ja, Kinder auch."

„Und Tote?"

„Und sehr viel Tote; denn viele, viele bringt das Meer und legt sie in der Nacht an den Strand, und wer sie findet, er-

Digitized by Google

schrickt nicht, sondern nickt nur, nickt wie einer, der es längst weiß. Es gibt bei uns einen alten Mann, der hat von einer kleinen Insel zu erzählen gewußt, zu der das graue Meer so viel Tote brachte, daß den Lebenden kein Raum mehr blieb. Sie waren wie belagert von Leichen. Das ist vielleicht nur eine Geschichte und vielleicht irrt sich der alte Mann, der sie erzählt. Ich glaube sie nicht. Ich glaube, daß das Leben stärker ist als der Tod."

Gita schwieg eine Weile. Dann sagte sie: „Und doch ist Mutter gestorben."

Der fremde Mann hörte auf zu arbeiten und stützte sich auf den Spaten: „Ja, ich weiß auch eine Frau, die gestorben ist. Aber die wollte es."

„Ja," sagte Gita ernst, „ich kann mir denken, daß man es will."

„Die meisten Menschen wollen es, und darum sterben auch die wenigen, welche leben wollen; sie werden mitgerissen, man frägt sie nicht. Ich bin weit in der Welt herumgekommen, Gita, ich habe mit vielen Menschen gesprochen und habe sie gefragt nach ihrem Herzen. Aber es war keiner unter ihnen, der nicht sterben wollte. Gesagt freilich, gesagt hat mancher das Gegenteil, und seine Furcht hat ihn darin bestärkt; aber was sagen die Menschen nicht alles. Dahinter war ihr Wille, der Wille, der nicht spricht, und der fiel, fiel auf den Tod zu, wie die Frucht vom Baum. Da gibt es kein Aufhalten."

So kam der Sommer. Und jeder neue Tag, der mit dem Erwachen der kleinen Vögel begann, fand Gita draußen bei dem fremden Mann aus Norden. Zu Hause warnte man sie, man tadelte sie, man versuchte Gewalt und Strafe an ihr, sie zurückzuhalten: es war alles umsonst. Gita fiel dem Fremden zu wie ein Erbteil. Einmal ließ ihn der Podestà rufen, und das war ein gewaltiger Mann mit einer breiten, drohenden Stimme. „Ihr habt ein Einsamkind, Messer Vignola", sagte der Fremde auf alle

Digitized by Google

Vorwürfe zu ihm, ruhig und indem er sich ein wenig verneigte. „Ich kann ihr nicht verwehren, bei mir und in ihrer Mutter Nähe zu sein. Ich habe ihr nichts geschenkt, noch versprochen, und mit keinem Wort hab ich sie jemals gerufen." Das sagte er ehrerbietig und sicher und ging, da er es gesagt hatte; denn es war nichts hinzuzufügen.

Jetzt blühte der Garten draußen und dehnte sich aus in seinen vier Hecken und lohnte der Arbeit, die um ihn getan worden war. Und manchmal konnte man früher Feierabend machen und auf der kleinen Bank vor dem Hause sitzen und sehen, wie es auf eine leise und erhabene Art Abend wurde. Dann fragte Gita, und der Fremde antwortete, und zwischendurch hatten sie lange Schweigsamkeiten, in denen die Dinge zu ihnen redeten. „Heute will ich dir von einem Manne erzählen, wie ihm seine liebe Frau starb", begann der Fremde einmal nach einem solchen Schweigen, und seine Hände zitterten, eine in der anderen. „Es war Herbst, und er wußte, daß sie sterben würde. Die Ärzte sagten es; doch die hätten immerhin irren können; aber sie selbst, die Frau, sagte es lange vor ihnen. Und sie irrte nicht."

„Wollte sie sterben?" fragte Gita, weil der Fremde eine Pause machte.

„Sie wollte, Gita. Sie wollte etwas anderes als leben. Es waren ihr immer zu viele um sie her, sie wollte allein sein. Ja, das wollte sie. Als Mädchen, da war sie nicht allein wie du; und als sie heiratete, da wußte sie, daß sie allein war; sie aber wollte allein sein und es nicht wissen."

„War ihr Mann nicht gut?"

„Er war gut, Gita; denn er liebte sie, und sie liebte ihn, und doch, Gita, berührten sie einander nicht. Die Menschen sind so furchtbar weit voneinander; und die, welche einander lieb haben, sind oft am weitesten. Sie werfen sich all das Ihrige zu und fangen es nicht, und es bleibt zwischen ihnen liegen

Digitized by Google

irgendwo und türmt sich auf und hindert sie endlich noch, einander zu sehen und aufeinander zuzugehen. Aber ich wollte dir von der Frau erzählen, welche starb. Sie starb also. Es war am Morgen, und der Mann, der nicht geschlafen hatte, saß bei ihr und sah, wie sie starb. Sie richtete sich plötzlich auf und hob ihren Kopf, und ihr Leben schien ganz in ihr Gesicht eingetreten und hatte sich dort versammelt und stand wie hundert Blumen in ihren Zügen. Und der Tod kam und riß es ab mit einem Griff, riß es heraus wie aus weichem Lehm und ließ ihr Angesicht weit ausgezogen, lang und spitz zurück. Ihre Augen standen offen und gingen immer wieder auf, wenn man sie schloß, wie Muscheln, in denen das Tier gestorben ist. Und der Mann, der es nicht ertragen konnte, daß Augen, die nicht sahen, offen standen, holte aus dem Garten zwei späte harte Rosenknospen und legte sie auf die Lider, als Last. Nun blieben die Augen zu, und er saß und sah lange in das tote Gesicht. Und je länger er es ansah, desto deutlicher empfand er, daß noch leise Wellen von Leben an den Rand ihrer Züge heranspülten und sich langsam wieder zurückzogen. Er erinnerte sich dunkel, in einer sehr schönen Stunde dieses Leben auf ihrem Gesichte gesehen zu haben, und er wußte, daß es ihr heiligstes Leben sei, das, dessen Vertrauter er nicht geworden war. Der Tod hatte dieses Leben nicht aus ihr geholt; er hatte sich täuschen lassen von dem Vielen, das in ihre Züge getreten war; das hatte er fortgerissen, zugleich mit dem sanften Umriß ihrer Profile. Aber das andere Leben war noch in ihr; vor einer Weile war es bis an die stillen Lippen herangeflutet, und jetzt trat es wieder zurück, floß lautlos nach innen und sammelte sich irgendwo über ihrem zersprungenen Herzen.

Und der Mann, der diese Frau geliebt hatte, hilflos geliebt, wie sie ihn, der Mann empfand eine unsagbare Sehnsucht, dieses Leben, welches dem Tod entgangen war, zu besitzen. War er nicht der einzige, der es empfangen durfte, der Erbe

Digitized by Google

ihrer Blumen und Bücher und der sanften Gewänder, welche nicht aufhörten, nach ihrem Leibe zu duften? Aber er wußte nicht, wie er diese Wärme, die so unerbittlich aus ihren Wangen zurückfloß, festhalten, wie er sie fassen, womit er sie schöpfen sollte. Er suchte die Hand der Toten, die leer und offen, wie die Schale einer entkernten Frucht, auf der Decke lag; die Kälte dieser Hand war gleichmäßig und stumm, und sie gab bereits völlig das Gefühl eines Dinges, welches eine Nacht im Tau gelegen hat, um dann in einem morgendlichen Wind rasch kalt und trocken zu werden. Da plötzlich bewegte sich etwas im Gesichte der Toten. Gespannt sah der Mann hin. Alles war still, aber auf einmal zuckte die Rosenknospe, die über dem linken Auge lag. Und der Mann sah, daß auch die Rose auf dem rechten Auge größer geworden war und immer noch größer wurde. Das Gesicht gewöhnte sich an den Tod, aber die Rosen gingen auf wie Augen, welche in ein anderes Leben schauten. Und als es Abend geworden war, Abend dieses lautlosen Tages, da trug der Mann zwei große, rote Rosen in der zitternden Hand ans Fenster. In ihnen, die vor Schwere schwankten, trug er ihr Leben, den Überfluß ihres Lebens, den auch er nie empfangen hatte."

Der Fremde stützte den Kopf in die Hand und saß und schwieg. Als er sich rührte, fragte Gita:

„Und dann?"

„Dann ging er fort, ging, was hätte er sonst tun sollen? Aber er glaubte nicht an den Tod, glaubte nur, daß die Menschen nicht zueinander können, die Lebenden nicht und nicht die Toten. Und das ist ihr Elend, nicht, daß sie sterben."

„Ja, das weiß ich auch schon, du, daß man nicht helfen kann", sagte Gita traurig. „Ich habe ein kleines weißes Kaninchen gehabt, das ganz zahm war und nie sein konnte ohne mich. Und dann wurde es krank, der Hals schwoll ihm an, und es hatte Schmerzen wie ein Mensch. Und es sah mich an

Digitized by Google

und bat, bat mit seinen kleinen Augen, hoffte, glaubte, daß ich helfen würde. Und endlich ließ es ab, mich anzusehen, und starb in meinem Schoß, wie allein, wie hundert Meilen von mir."

„Man soll kein Tier an sich gewöhnen, Gita, das ist wahr. Man lädt eine Schuld auf sich damit, man verspricht, und man kann nicht halten. Ein fortwährendes Versagen ist unser Teil bei diesem Verkehr. Und es ist bei den Menschen nicht anders, nur daß da immer beide schuldig werden, einer am anderen. Und das heißt, sich lieb haben: aneinander schuldig werden, nicht mehr, Gita, nicht mehr."

„Ich weiß," sagte Gita, „aber das ist viel."

Und dann gingen sie zusammen, Hand in Hand auf dem Kirchhof umher und dachten nicht, daß es anders sein könnte, als es war.

Und doch wurde es anders. Es kam der August und ein Tag im August, da die Gassen der Stadt wie im Fieber waren, schwer, bang, ohne Wind. Der fremde Mann erwartete Gita an der Kirchhofstür, bleich und ernst.

„Ich habe einen bösen Traum gehabt, Gita", rief er ihr zu. „Geh nach Hause und komm nicht wieder her, eh ich dich wissen lasse, daß du kommen sollst. Ich werde vielleicht viel Arbeit haben jetzt. Leb wohl."

Sie aber warf sich ihm an die Brust und weinte. Und er ließ sie weinen, so lange sie wollte, und sah ihr lange nach, als sie ging. Er hatte sich nicht geirrt; es begann ernsthafte Arbeit. Täglich kamen jetzt zwei oder drei Leichenzüge heraus. Viele Bürger folgten ihnen; es waren reiche und festliche Begräbnisse, bei denen Weihrauch und Gesang nicht fehlte. Der Fremde aber wußte, was noch niemand ausgesprochen hatte: Die Pest war in der Stadt. Die Tage wurden immer heißer und stechender unter den tödlichen Himmeln, und die Nächte kamen und kühlten nicht. Und Entsetzen und Angst legte sich

Digitized by Google

auf die Hände derer, die ein Handwerk trieben, und auf die Herzen derjenigen, welche liebten — und lähmte sie. Und es war eine Stille in den Häusern, wie am größten Feiertag, oder wie mitten in der Nacht. Aber die Kirchen waren erfüllt von verstörten Gesichtern. Und plötzlich begannen die Glocken zu läuten, alle, fuhren auf, brachen in Klänge aus: als hätten wilde Tiere die Glockenstricke angesprungen und sich verbissen in ihnen: so läuteten sie, atemlos.

In diesen schrecklichen Tagen war der Totengräber der einzige, der arbeitete. Seine Arme erstarkten bei den größeren Anforderungen seines Amtes, und es war sogar eine gewisse Frohheit in ihm, die Frohheit seines Blutes, welches sich rascher bewegte.

Aber eines Morgens, als er nach kurzem Schlaf erwachte, stand Gita vor ihm. „Bist du krank?"

„Nein, nein." Und er begriff erst allmählich, was sie, hastig und verworren, sprach.

Sie sagte, die Leute von San Rocco seien unterwegs, gegen ihn. Sie wollten ihn töten, denn „du, sagen sie, hast die Pest heraufbeschworen. Du hast auf der leeren Seite des Kirchhofes, wo nichts war, Hügel gemacht, Gräber, sagen sie, und hast die Leichen gerufen mit diesen Gräbern. Flieh, flieh!" bat Gita und warf sich in die Kniee, heftig, als stürzte sie von der Höhe eines Turmes. Und auf dem Wege war schon ein dunkler Haufe zu sehen, der schwoll und näher kam. Staub voran. Und aus dem dumpfen Gemurmel der Menge lösen sich schon einzelne Worte und drohen. Und Gita springt auf und fällt wieder in die Kniee und will den Fremden mit sich ziehen.

Er aber steht wie aus Stein, steht, und befiehlt ihr, hineinzugehen in sein Haus und zu warten. Sie gehorcht. Sie hockt im Haus hinter der Tür, und das Herz klopft ihr im Hals und in den Händen, überall.

Da kommt ein Stein, wieder ein Stein; man hört sie beide

Digitized by Google

in die Hecke schlagen. Gita erträgt es nicht mehr. Sie reißt die Türe auf und läuft, läuft gerade auf den dritten Stein zu, der ihr die Stirne zerschlägt. Der Fremde fängt sie auf, wie sie fällt, und trägt sie hinein in sein kleines, dunkles Haus. Und das Volk johlt und ist schon ganz nahe an der niedrigen Hecke, die es nicht aufhalten wird. Aber da geschieht etwas Unerwartetes, Furchtbares. Der kleine Schreiber mit dem Kahlkopf, Theophilo, hängt sich plötzlich an seinen Nachbar, den Schmied aus der Gasse Vicolo Sma. Trinità. Er taumelt, und seine Augen verdrehen sich auf eine seltsame Art. Und zugleich beginnt in der dritten Reihe ein Knabe zu schwanken, und hinter ihm schreit eine Frau, eine Schwangere, auf, schreit, schreit, und alle kennen diesen Schrei und jagen auseinander, wahnsinnig vor Angst. Der Schmied, ein großer, starker Mann, zittert und schüttelt den Arm, an dem der Schreiber gehangen hat, als wollte er ihn von sich schleudern, schüttelt und schüttelt.

Und drinnen im Hause kommt Gita, die auf dem Bette liegt, noch einmal zu sich und horcht.

„Sie sind fort", sagt der Fremde, der über sie gebeugt ist. Sie kann ihn nicht mehr sehen, aber sie tastet leise über sein gesenktes Gesicht, um doch noch einmal zu wissen, wie es war. Ihr ist, als hätten sie lange zusammen gelebt, der Fremde und sie, Jahre und Jahre.

Und plötzlich sagt sie: „Die Zeit macht es nicht, nicht wahr?"

„Nein," sagt er, „Gita, die Zeit macht es nicht." Und er weiß, was sie meint. So stirbt sie.

Und er gräbt ihr ein Grab am Ende des Mittelweges, in dem reinen glänzenden Kies. Und der Mond kommt, und es ist, als ob er in Silber grübe. Und er legt sie hinein auf Blumen und deckt sie mit Blumen zu. „Du Liebe", sagt er und steht eine Weile still. Aber gleich darauf, als hätte er Angst vor

Digitized by Google

dem Stillestehen und vor dem Nachdenken, beginnt er zu arbeiten. Sieben Särge stehen noch unbeerdigt; man hat sie im Laufe des letzten Tages herausgebracht. Ohne viel Gefolge, obwohl in dem einen, besonders breiten Eichensarg Gian-Battista Vignola liegt, der Podestà.

Alles ist anders geworden. Würden gelten nicht mehr. Statt eines Toten mit vielen Lebenden, kommt jetzt immer ein Lebender und bringt auf seinem Karren drei, vier Särge mit. Der rote Pippo, der das zu seinem Geschäft gemacht hat. Und der Fremde mißt, wie viel Raum er noch hat. Raum für etwa fünfzehn Gräber. Und so beginnt er seine Arbeit, und zuerst ist sein Spaten die einzige Stimme in der Nacht. Bis man wieder das Sterben hört aus der Stadt. Denn jetzt hält sich keiner mehr zurück; es ist kein Geheimnis mehr. Wen die Krankheit packt oder auch nur die Angst davor, der schreit und schreit und schreit, bis es zu Ende ist. Mütter fürchten sich vor ihren Kindern, keiner erkennt mehr den anderen, wie in ungeheurer Dunkelheit. Einzelne Verzweifelte halten Gelage und werfen die trunkenen Dirnen, wenn sie zu taumeln beginnen, aus den Fenstern hinaus, in Angst, die Krankheit könnte sie ergriffen haben.

Aber der Fremde draußen gräbt ruhig fort. Er hat das Gefühl: So lang er Herr ist hier, in diesen vier Hecken, so lang er hier ordnen kann und bauen, und wenigstens außen, wenigstens durch Blumen und Beete, diesem wahnwitzigen Zufall einen Sinn geben und ihn mit dem Land ringsherum versöhnen und in Einklang bringen kann, so lange hat der andere nicht Recht, und es kann ein Tag kommen, wo er — der andere — müd wird, nachgibt. Und zwei Gräber sind schon fertig. Aber da kommt es: Lachen, Stimmen, und ein Wagen knarrt. Der Wagen ist über und über mit Leichen beladen. Und der rote Pippo hat Genossen gefunden, die ihm helfen. Und sie greifen blind und gierig hinein in den Überfluß und zerren

Digitized by Google

einen heraus, der sich zu wehren scheint, und schleudern ihn über die Hecke auf den Kirchhof. Und wieder einen. Der Fremde schafft ruhig weiter. Bis ihm der Körper eines jungen Mädchens, nackt und blutig, mit mißhandeltem Haar, vor die Füße fällt. Da droht der Totengräber hinaus in die Nacht. Und er will wieder an seine Arbeit gehen. Aber die trunkenen Bursche sind nicht aufgelegt, sich befehlen zu lassen. Immer wieder taucht der rote Pippo auf, hebt die flache Stirne und wirft einen Körper über die Hecke. So stauen sich die Leichen um den ruhigen Arbeiter auf. Leichen, Leichen, Leichen. Schwerer und schwerer geht der Spaten. Die Hände der Toten selbst scheinen sich wehrend darauf zu legen. Da hält der Fremde an. Auf seiner Stirne steht Schweiß. In seiner Brust ringt etwas. Dann tritt er näher an die Hecke heran, und als wieder Pippos roter, runder Kopf sich hebt, schwingt er mit weitem Ausholen den Spaten, fühlt wie er trifft und sieht noch, daß er schwarz und naß ist, wie er ihn zurückzieht. Er wirft ihn in weitem Bogen fort, und senkt die Stirn. Und so geht er langsam aus seinem Garten, in die Nacht: ein Besiegter. Einer, der zu früh gekommen ist, viel zu früh.

* * *

RAINER MARIA RILKE

SCHLUSSSTÜCK

DER Tod ist groß.
Wir sind die Seinen
lachenden Munds.
Wenn wir uns mitten im Leben meinen,
wagt er zu weinen
mitten in uns.

* * *

Digitized by Google

NIKOLAUS LENAU

DER POSTILLON

Faksimile der eigenhändigen Niederschrift

Frühlein Lotte Hagenau viel Lieder mitzugeben.

Der Postillon.

Lieblich war die Morgenluft,
Silberwölklein flogen,
Als der junge Frühlingsduft
Lenzig hingezogen.

Blümlein lagen kalt u. grau,
Jedes Kind erschrocken,
Nimmend alle der Mondenschein
Wusste auf den Locken.

Leiser nun der Lüftchen Heer,
Und es zog gelinder
Durch das stille Dämmerungsmeer
All des Frühlingskinder.

Jugend nun das Blümlein pflückt,
Den des blauen Traumes
Duftaten so wonniglich
Durch die stillen Räume.

Digitized by Google

Sachse war mein Postillon,
Lieb die Peitsche knallen,
Über Berg und Thal davon
Ließ mein Horn erschallen.

Und wo blinken Thürme hin
Zwischen den hohen Eichen,
Da stieß blasend Einkehr ein
Zornbebend mit Verfluchen.

Flur und Wald im schnellen Zug
Kamen gegrüßt – gesegnet,
Und wobei wir Vorübergehn
Schwand der dürftge Leidende.

Mitten in dem Kreislaufglück
Lag ein Kirchhof inne,
Der den raschen Wandrerblick
Hielt zu ernsten Sinnen.

Hingelehnt am Baumgrabstein
Ward die blasse Miene,
Und das Kreuzbild goldig scheint
Hoch, in Abendröthe.

Digitized by Google

Schwerer zieht mich seiner Liebe
Willen fort und trübes;
Und die Nacht fällt rasch um,
Bis zum Morgen hinüber.

„Halten muß ich Ross und Hund,
„Mag's mich nicht gereuen;
„Drüben liegt mein Liebster
„In der kühlen Grube!"

„Was ein herzliches Gesell!
„Graue, 's ist wenig Freude,
„Keiner bleibt der Treue so hold,
„Wie mein Liebster.

~~Und dem Liebsten bleibt~~

„Hier ist einer selten mehr,
„Dem der treuen Reihen
„Zum getreuen Bundesgruß
„Drei Lieblinge zu bleichen!"

Und dem liebsten bleibt es zu
Letzt Abendsegnung,
Daß er in die Grabesruh
Seinem Bruder weinet.

Digitized by Google

Und ob Gewand fallen Zorn
Klang vom Berge wieder,
Ob der tolle Postillon
Bläst' in seine Lieder. –

Wieder ging's durch Feld und Berg
Mit geschwungnem Zügel,
Lang noch war im Ohr der Klang
Seines Klang vom Hügel.

Digitized by Google

AUGUST STRINDBERG

DIE STOCKHOLMER SCHÄREN

DIE Stockholmer Schären haben mich stets besonders angezogen. Vielleicht weil meine Vaterstadt Stockholm und ihre Umgebung selbst einen Teil der Schären bilden. Der Mälarsee war ja ursprünglich ein Meeresarm, der durch Wasseradern bei Södertelge und Stocksund bei Stockholm mit dem Meere in Verbindung stand. Kedjeskär, das jetzige Ridderholm, bewahrte in seinem Namen das Andenken an seine ursprüngliche Natur, eine Schäre, ebenso wie eine Fahrt über den Mälarsee mit seinen Tausenden von Inseln und Inselchen an die Landschaft erinnert, die, ein Gemisch von Land und Wasser, sich östlich der Hauptstadt an sieben Meilen weit ins Meer erstreckt. Diese ganz zerklüftete Küstenstrecke ruht zum allergrößten Teile auf der Urformation: Gneis, Granit und Eisenerz, an welch letzterem nur Utö sich hinreichend ergiebig für die Ausbeute erwies. Pegmatit, eine Granitrarität, tritt hin und wieder in so großen Ansammlungen auf, daß es wegen des von den Porzellanfabriken verwendeten Feldspats gegraben wird.

Das Fehlen der jüngeren Formationen mit ihren horizontalen Lagerungen in hellen, leichten Farbentönen verleiht der Schärenlandschaft einen Zug von Wildheit und Düsterkeit, wie er der Urformation eigen ist.

Durch die losgerissenen, rohen, unregelmäßigen Blöcke werden die Umrisse der Landschaft auf den Höhen kamm- oder wellenförmig, und dort, wo das Meer seine Schleifarbeit verrichtete, flach, holperig, bucklig. Die teilweise Schiefrigkeit des Gneises setzt die Strandklippen auch den Sprengungen des Eises aus, so daß Grotten, Höhlungen und tiefe Spalten die Wildheit des Landschaftscharakters erhöhen. Dieser hat daher auch nie die Einförmigkeit der Kalk- oder Sandsteinfalaisen

Digitized by Google

an der französischen Nordküste. Diese Wildheit wird jäh unterbrochen von dem reichen Boden der Quartärperiode, mit seinem Muränenschutt und Glaziallehm, Schneckensand, Moosmull und vermodertem Tang. Die Ergiebigkeit dieses Bodens wird häufig noch durch die Abfälle der seit Jahrtausenden betriebenen großen Fischereien, welche auf den Versandungen reiche Moderschichten bilden, draußen auf dem Kobben aber durch den Guano der Seevögel erhöht. Auf dieser Erdschicht wachsen Föhren und Tannen; und verleiht die Gotik der Tanne den inneren Schären ihren ausgesprochenen Charakter, so wagt sich die abgehärtetere Föhre tief hinaus in die offene See. Dort auf den letzten Felsplatten krümmt sie sich in der Richtung der vorherrschenden Winde.

In den Talsenkungen ist das Wiesenland infolge der Ausschlämmung und des Salzwassers besonders prächtig, und die Naturwiese weist eine reiche Flora aller wilden Prachtgewächse des mittleren Schwedens auf, unter denen die Orchideen und der blaue Speik die vornehmsten sein dürften. Am Strande leuchten die Fackelblume, die Königskerze, im Walde gedeiht die Heidelbeere, in den Lichtungen die Preiselbeere, und in den Moosen ist die Sumpfbrombeere nicht selten. Den niedrig gelegenen Inseln mit besserer Humusart verleiht der Reichtum an Laubholz und Gebüsch einen besonders freundlichen Charakter. Die Eiche belebt hier mit ihren weichen Linien und dem so lichten Laubwerk die Nadelbaumlandschaft; und das Lieblichste, was man nur sehen kann, ist der Haag, diese Eigentümlichkeit des Nordens, eine Kreuzung von Wald, Unterholz und Wiese, wo unter einem Gemisch von Birken und Nadelbäumen die Haselnußsträucher Laubengänge über den Fahrwegen bilden, die man hier „Drogen" nennt. Es sind geradezu Teile eines englischen Parkes, die man hier durchwandert, bis man endlich auf die Strandklippen mit den Tannen und Föhren auf dem Torfmoose und noch tiefer unten

Digitized by Google

auf die Sandablagerungen und Tanggürtel der Meeresbuchten stößt. Zieht sich ein Ausläufer der Bucht tiefer ins Land hinein, so umgibt ihn stets ein schöner Rahmen von Erlen und üppigen Schilfbänken.

Dieser Wechsel von Düsterem und Lachendem, von Armut und Reichtum, von Anmut und Wildheit, von Binnenland und Meeresküste ist es, der den östlichen Schären Schwedens etwas so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst so Fesselndes gibt. Hiezu kommt, daß durch die größtenteils steinigen Ufer das Wasser klar und durchsichtig ist, und selbst wo der Sand ins Wasser reicht, ist er so schwer und rein, daß ein Badender sich nicht zu ekeln braucht, wie an der französischen Nordküste, wo ein Seebad einem Schlammbade gleicht. Vielen Unannehmlichkeiten des offenen Meeres entgeht man hier, während man die meisten Vorteile des Binnenlandes genießt; ein großer Vorzug der östlichen Schären vor der abgeholzten öden Westküste.

Raubtiere von beunruhigender Art gibt es hier in der Tierwelt nicht. Der Fuchs, der Luchs, das Wiesel sind die grimmigsten. Glänzende Gelegenheiten zu Jagden bietet das Elen, das sich hier heraus geflüchtet und sein Standquartier in den Sümpfen und Waldungen der größeren Inseln genommen hat. Dachse, Hasen, Ottern und Seehunde tragen gleichfalls ihr Fell zu Markte, und die Hasenjagd auf der Bischofsinsel ist berühmt. Unter den Waldvögeln sind Birkhühner und Auerhähne sehr zahlreich, doch können die Einheimischen nicht Jagd auf sie machen, weil es ihnen an den geeigneten Hunden fehlt. Sie geben sich ausschließlich mit der Seevogeljagd ab, bei der sie sich vorzugsweise des Balban (Lockvogels) bedienen. Die streichende Eidergans wird dabei nicht geschont, die brütende hingegen sorgsam behütet, wenn auch ein oder das andere Ei bei einer längeren Jagdpartie als Proviant herhalten muß. Den

Digitized by Google

Gänsejäger, dessen Weibchen sich geduldig als Leghenne gebrauchen läßt, ködert man meist vom Holk aus.

Das Fleisch der Eidergans wird erst gut, wenn man die fette Haut abzieht und den Vogel eine Nacht in Milch liegen läßt. Es schmeckt dann wie Renntierfleisch und verliert gänzlich den tranigen Geschmack. Behandelt man den Gänsejäger, die Tauchente, das schwarze Wasserhuhn ebenso, werden auch sie ganz gut eßbar, besonders wenn man sie, wie die Ente, mit Petersilie spickt.

Der schlimmste Raubvogel der Schären ist der Fluß- oder Fischadler, der unter den Hechten in den seichten Gewässern der Schilfbuchten große Verheerungen anrichtet. Seltener zeigt sich der Seeadler, der am liebsten weiter draußen auf dem offenen Meere jagt. Sehr lästig und zuweilen gefährlich ist die überaus häufig vorkommende Ringelnatter, die ebensowohl in den Heidelbeersträuchern wie am Strande, man kann fast sagen so gut wie überall anzutreffen ist, und deren Dreistigkeit draußen auf den äußeren Schären so groß wird, daß sie hoch aufgerichtet schon Fischer angefallen haben soll, die aus den Booten ans Land steigen wollten. Das Volk schont sie nicht, obgleich es glaubt, sie sauge das Gift aus der Erde, auch zeigt der Schärenbewohner keine Verehrung des anderwärts heilig gehaltenen Tieres.

In diesem Gebiet der meerumspülten Ortschaften lebt nun eine Bevölkerung, die ihren Vermögensverhältnissen nach in drei Klassen eingeteilt werden kann: eine, die Ackerbau treibt, zumeist auf den großen Inseln ansässig; die Mittelklasse, die sich gleichzeitig mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt; und endlich die eigentlichen Schärenleute, die hauptsächlich von Fischerei und Jagd leben, daneben aber eine Kuh, ein Schaf und einige Hühner halten.

Der Ackerbau ist, soweit er betrieben werden kann, durchaus nicht schlecht. Prächtiger Lehmboden gibt guten Weizen, und

Digitized by Google

selbst der kleinere Bauer hat noch immer etwas im Winkel für den Hausbedarf. Die Salzseeweiden sind berühmt, und durch die kali- und natronhaltigen Strandgewächse, neben denen den Kühen auch noch die grenzenlose Salzlake stets zu Gebote steht, wird die Butter vorzüglich.

Das Schaffleisch wird von dem kurzen Gras der hochgelegenen Strandwiesen fest und lecker, gerade wie das französische Présalé auf ähnlichem Boden. Hiezu kommt ein vergleichsweise mildes Klima, das jedoch von dem des Binnenlandes insofern bedeutend abweicht, als der Frühling später eintritt — zuweilen um volle vierzehn Tage später als zum Beispiel in Stockholm, so daß Sommergäste von dort das Knospen der Bäume in einem Jahre zweimal mitmachen können —; dagegen läßt auch der Herbst länger auf sich warten, da nun das erwärmte Meer als Wärmeleiter dient. Wie man behauptet, soll das Klima der Schären für den Ackerbau den Nachteil des trockenen Vorsommers und regnerischen Nachsommers haben. Die Saat- und Wachszeit leide dadurch unter Dürre, die Heu- und Erntezeit unter Regen.

Ein besonders mildes Klima hat die Gegend von Nynäs, wo der Efeu wild überwintert und der Wein häufig am Spalier reift.

Für den Fischer oder den eigentlichen Schärenmann sind natürlich die Produkte des Meeres von größter Bedeutung. Hier ist der Hauptfisch der Strömling, der im Frühjahr und Herbst in riesigen Netzen, welche auf Tiefgrund verankert liegen, gefangen wird. Mit den Schleppgarnen werden ferner auch Hechte und Barsche gefangen, wiewohl man dem Hecht auch mit der Stabangel, dem Barsch mit Netzen nachstellt. Die minderwertigen Flundern fängt man mit dem Netze, Aale werden bei Fackellicht gestochen oder in Fischreusen gelockt, während die Quabbe durch Keulenschläge auf das Eis, durch das hindurch man das garstige Schleimtier auf dem Grunde

Digitized by Google

liegen sieht, betäubt wird. Der Kühling bildet den Gegenstand eines ganz besonderen Sports, das „Badfischen" genannt. Sobald nämlich im Spätsommer das Wasser der Buchten erwärmt ist, zieht der Kühling hinauf, um, wie man es nennt, zu baden. In dieser Zeit hält man von den Baumwipfeln der Landzungen Ausschau, und sowie der Kundschafter es im Wasser lebendig werden sieht, benachrichtigt er die Kameraden, die in ihren flachen Kähnen, die Ruder fest mit Wollstrümpfen umwickelt, damit die Fische nicht verscheucht werden, alsbald von beiden Ufern herbeikommen. Da wird nun das Netz vor die Mündung der Bucht gespannt, und zwar mit bestmöglichem Erfolg.

Die Bevölkerung dieser abgeschiedenen, wohlverborgenen kleinen Welt ohne jede regelmäßige Verkehrsverbindung scheint in vielfacher Beziehung sehr gemischt. Eine stete Auslese hat sich hier von selbst vollzogen, indem der intelligentere Teil der Jugend zur Marine, zum Lotsenamt, zum Zollwesen ging, die zurückgebliebenen stationären Geister das Gewerbe der Väter fortsetzten oder einen Dienst, sei es in Stockholm, sei es im Innern des Landes, suchten. Die Schären waren eben nie ein besonders günstiger Ort für die Gründung von Familien und von Wirtschaften, da das Land dem Feinde offen lag und Leben und Eigentum durch die entfernt wohnenden Hüter des Gesetzes keinen sonderlichen Schutz fanden. Es ist daher auch keine Spur von Lokalpatriotismus vorhanden, wenngleich der Einwanderer mit den gewöhnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Mir will es — den Ortsnamen, den Typen und Sitten nach zu schließen — sogar scheinen, als hätten die Schären eine Art Zufluchtsort gebildet für allerlei Leute aus dem Innern des Landes, die guten Grund hatten, abgeschiedene Gegenden aufzusuchen. Ein selbständiger Dialekt ist nicht wahrzunehmen, wohl aber ein Gemisch von vielen Mundarten; und so manche einfache Sitten und Rechtsbegriffe des Naturzustandes

Digitized by Google

deuten darauf hin, daß hier draußen, der bürgerlichen Gesellschaft entrückt, sich ein Haufe ungeselliger, geordnetem Zusammenleben schwer zugänglicher Freiluftliebhaber, oder ganz einfach praktischer Widersacher eines regelrechten Militärdienstes und Zollwesens zusammengefunden habe. Bei der Geschichte des Erwerbes gewisser Inseln scheint es sich um Kapereien, zweideutige maritime Heldentaten, ja auch um königlichen Personen geleistete Privatdienste gehandelt zu haben, und die Grundbücher sollen stellenweise nicht ganz zuverlässige Auskünfte darüber geben, ob der Boden freies oder zinspflichtiges Gut sei.

Auch noch andere Zeichen finden sich, die auf Einwanderungen oder vielleicht auch nur auf räuberische Einfälle von Finnen, Esten, Russen und anderen Ostländern hinweisen.

Besonders gegen die Esten hegt man noch heutigentages entschiedenen Widerwillen, gegen diese Schattengestalten, die, selbst grau, auf grauen gespenstischen, wie aus alten zerfallenen Planken zusammengezimmerten, mit geflickten Kohlensäcken getakelten Fahrzeugen auftauchen. Legt solch ein fliegender Holländer bei einer Kobbe an, so pflegt der Fischer hinauszurudern und nachzusehen, ob das Feuer ordentlich verlöscht ist, und weit lieber nimmt er gegenüber diesen Vagabunden des Meeres, die mit oder ohne Grund im Verdachte stehen, Salz nach Rußland zu schmuggeln, die Branntweinflasche als die Büchse zu Hilfe. Einzelne Wohlhabende kommen wohl unter den Schärenbewohnern vor, doch die meisten haben mit Armut zu kämpfen, und manche leben im tiefsten Elend, sich im Winter von Salzlake, Heringsköpfen und Kartoffeln nährend. Der Beruf des Fischers, der dem des Spielers verwandt ist, veranlaßt nicht zur Sparsamkeit. Ein glücklicher Fang schenkt ihm an einem Tage ein Vermögen, und sofort stellt sich der Glaube an das Glück ein, mit seinen gefährlichen Folgen. Vom

Digitized by Google

Hüter des Gesetzes fern, hat Notwehr den Schärenbewohner sich sein eigenes Lynchgesetz schaffen lassen, und aus schlauer Berechnung spricht er lieber frei, als daß er verurteilt, wohl in der Hoffnung, wenn seine Stunde schlägt, selbst freigesprochen zu werden. Die Nachsicht mit den Missetaten anderer habe ich nirgends schöner ausdrücken hören, als es hier geschah, wo die Leute von dem „Fehltritte" eines Mannes sprachen, der seine Frau ertränkt hatte.

Der Schärenmann ist ein Einsiedler. Er hat weit zum Gerichtshause, hat zur Schule weit, weit zu den Nachbarn, weit zur Stadt. Der Badeort ist sein nächstes Zivilisationszentrum. Dort lernt er aber nur den Luxus und die Mißgunst gegen Menschen kennen, die er drei Monate lang Feste halten sieht; bekommt er doch nur solche, nicht aber die fronenden Mitglieder der Gesellschaft, die in der Stadt weilen, zu sehen.

In seiner Einsamkeit würde er, wenn er Anleitung hätte, ein Denker werden. Statt dessen wird er ein Phantast, und so geschickt er auch in seinem Beruf, so klarsehend er im Alltagsleben sein mag, er wird nur zu leicht eine Beute seiner subjektiven Eindrücke, wird zum „Hellseher", zum Sonderling und zieht falsche Schlüsse, Ursache und Wirkung häufig verwechselnd.

Hat er zum Beispiel einen Heller unter einen Stein geopfert und der Fischfang fällt ergiebig aus, so ist der Heller die mächtige Ursache. Er ist abergläubisch und steckt so voll Heidentum, daß die Symbole der christlichen Kirche ihm mit Beschwörungen, Besprechungen und allerhand Zaubereien gleichbedeutend sind.

Die Familie baut sich, wo keine ökonomische Berechnung mitspricht, den althergebrachten Sitten und einfachen Forderungen der Natur gemäß auf. Das Verhältnis zwischen den Geschlechtern ist ungezwungen, und die Ehe wird in der Regel mit dem Erscheinen des Kindes geschlossen, wenn nämlich

Digitized by Google

das Mädchen sich worthältig und der Gründung der Familie geneigt zeigt. Ist dies nicht der Fall, so entstehen mitunter schwere Verwickelungen, die mit dem Verschwinden des Kindes und anderen Mißlichkeiten enden — Verwickelungen, die aller Welt, nur nicht dem Länsmanne zu Ohren kommen. Er könnte übrigens auch, da keine Zeugen sich finden lassen, in der Sache nichts weiter tun.

Beginnen die Bande der Familie zu zerreißen und werden die Leidenschaften lange niedergehalten, so kommt es hier, wo der Nachbar fern, nicht selten zu schauerlichen Ausbrüchen der Naturgewalten, wobei es der an Tod und Verderben gewöhnte Schärenbewohner mit den Mitteln nicht so genau nimmt. Dann spielen sich dort draußen verschwiegene Trauerspiele ab, von denen man nur Andeutungen vernimmt. Da werden Bande des Blutes gesprengt, die Schranken übersprungen, und mit rauher Hand greift die Natur nach dem, was sie an sich zu reißen vermag. Für Hunger und für Liebe gibt es sodann nicht Rücksicht mehr, noch Gesetz.

Einleitung zu der in deutscher Sprache noch nicht veröffentlichten Novellensammlung „Schärenleute" (Insel-Bücherei Nr. 332), worin, nach des Dichters eigenen Worten, im Gegensatz zu den „Leuten auf Hemsö", die das Lichte, Lachende im Leben des Schärenbewohners schildern, die Halbschatten gezeigt werden. Die autorisierte Übertragung ist von Erich Holm.

* * *

HANS CAROSSA
AUS EINEM KRIEGSTAGEBUCH

11. November 1916.

VORMITTAGS um 10 Uhr, als die Sonne sehr grell gegen die feindliche Stellung fiel, wurde durch verwegenen Überfall mit einer Handvoll Leuten der 6. und 7. Kompanie den Rumänen Lespédii entrissen. Jetzt ist es 4 Uhr, und bereits

Digitized by Google

haben sie den siebenten Sturmlauf unternommen, um das Hügelchen zurückzugewinnen. Die Unsrigen rühmen die Todesverachtung der Gegner, sagen aber, daß es ihnen an Besonnenheit und Erfahrung fehle. Jedesmal, ehe sie ansetzen, hört man, wie drüben ein Führer eine Rede hält, worauf ein wilder Marsch ertönt, bei dessen Klängen sie heranrasen wie Trunkene. So läßt sich aus Musik, der reinen Kunst, ein Fluidum bereiten, das den Menschen über seine Grenzen hinaustreibt und mit dem Gefühl des Lebens dermaßen überlädt, daß er sich sehnt, es abzuwerfen.

Es ist vorauszusehen, daß die Fortschaffung der Verwundeten bis morgen stocken wird, und ich beschloß, noch einige Gruppen von Trägern anzufordern. Unwillig überließ mir der Adjutant das Telephon. Ich erfuhr, daß unser Divisionsarzt samt seiner Sanitätskompanie einem andern Frontabschnitt zugeteilt worden war. Die andern deutschen Stellen erwiderten mit vagen Vertröstungen, schon sah ich die mir anvertrauten Verwundeten der Erfrierung und dem Hunger ausgesetzt und wollte den Apparat verlassen, um beim Oberst Gehör zu erbitten, da lehnte an einer Fichte, schlank, leicht gebückt, mit klarer, steiler Stirne ein junger ungarischer Kadett neben mir, dessen kühle graue Augen mit einiger Teilnahme auf mich gerichtet waren.

„Darf ich Ihnen einen Rat geben?“ sagte er, höflich grüßend. „Wenn Sie irgendwie Mangel haben, wenden Sie sich stets an den österreichischen Hauptmann Gebert in Bereczk. Er hilft immer...“

Der junge Mann glich eher einem stillen Gelehrten als einem Soldaten, vielleicht gerade darum faßte ich Vertrauen. Und wirklich, sehr aufgeräumt wie ein Kaufmann, der gute Geschäfte zustande kommen sieht, erwiderte der fern Gerufene: „Warum nur sechs Gruppen? Ich schicke lieber zwölf! Haben Sie genug Verbandstoff?“ Ich bat um eine mäßige Menge, und

Digitized by Google

er versprach, ein Eselchen mit Kompressen und Binden beladen den Trägern bald nachzuschicken. „Bis 5 Uhr morgens ist alles bei Ihnen", setzte er hinzu. Nie war ich froheren Herzens von einem Telephon fortgetreten. Leider aber war der unverhoffte jugendliche Schutzgeist, als ich mich wandte, um ihm Dank zu sagen, nicht mehr zugegen.

12. November. 6 Uhr morgens.

Da der Verbandraum längst überfüllt ist, haben wir die neuen Verwundeten in ein ganz nahes tiefes Tälchen gelegt und ein großes Feuer angezündet, um die Luft zu erwärmen. Die Toten werden auf einer moosigen Fläche zusammengetragen, etwas jenseits des Feuers, das sich unter dem Winde zu ihnen hinüberstreckt, wie um sie zu verzehren. Kurz vor Mitternacht kommt eine Meldung, daß die Rumänen von der Front zurückgezogen und durch ein russisches Regiment ersetzt worden seien.

Es wurde nun sehr still in der Tiefe, und nach 1 Uhr kamen auch keine Verwundeten mehr. Ich legte mich um 2 Uhr in das Zelt und schlief ein. Da hatte ich einen wunderlichen Traum. Auf einmal befand ich mich bei Anna und dem kleinen Wilhelm in unserm Wohnzimmer zu P. Es sah darin sehr kahl und ärmlich aus; fast alle Möbel waren entfernt, die Wände voller Sprünge, die Spiegel blind. Anna, mit magerem weißen Gesicht, lag in einem schlechten zerschlissenen Bett und sagte gelassen, fast heiter, daß sie schon lange nichts mehr zu essen hätten. Wilhelm saß an seinem Tischchen und schrieb auf einer Schiefertafel. Von Zeit zu Zeit legte er den Griffel weg, nahm ein Spritzkännchen, ging ans Fenster und begoß Pflanzen, die dort in Scherben wuchsen. „Was tust du?" fragte ich. „Ich muß die Königsblumen gießen", gab er mit großem Ernst zur Antwort und schrieb wieder. „Ja, das sind kostbare Blumen," sagte Anna, „schau sie dir an! Die meisten, leider,

Digitized by Google

verwelken, bevor sie zum Blühen kommen; die mittlere aber, die große, wird sicherlich aufgehen, das ist genug. Sie wird uns alles geben, was wir brauchen, Kleider und Schuhe, Brot und Wein." „Kleider, Schuhe, Brot und Wein", wiederholte das Söhnchen in singendem Ton, stand auf und begann wieder zu gießen. Ich betrachtete die Pflanze; es war eigentlich nur eine große blaßgrüne Knospe von unregelmäßiger Form, die aus einem behaarten weißen Stengel hervorwuchs. Sah man sie länger an, so konnte man in der Tat finden, sie gleiche einem unentfalteten grünen Figürchen mit winzigen gelben Kronenzacken. Und auf einmal war auch mir zumute wie jenen beiden, so verarmt und so voll rätselhafter Hoffnung. Zugleich aber fiel mir ein, daß ich ja Brot und Wein bei mir trug, echten Tokaier, den ich vor Wochen in Arad gekauft hatte, und herrliches weißes Brot aus Budapest — sogleich packte ich aus, rückte das Tischchen zum Bett, und wir aßen und tranken, enthielten uns aber jeder Liebkosung, ja jedes innigen Wortes, als hätten wir ein tiefes Wissen, daß wir nur Traumwesen waren und uns durch Berührung oder durch ein Übermaß gezeigten Gefühls zerstören konnten. Annas Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten; der Kleine wurde sehr fröhlich, er sagte: „Ich will die Blume mit Wein besprengen, damit sie schneller wächst!" Er schüttete ein wenig auf die hohle Hand und ließ es auf die Knospe tropfen; diese wuchs gewaltig, auch prägte sich die Figur deutlicher aus — plötzlich, mit feinem Klingen, zuckte ein Licht, ein schmaler Strahl, purpurn und golden, zwischen Blättern hervor, der Knabe, entzückt und erschrocken, trat einen Schritt zurück — „Die Zeit ist da", rief Anna, ich aber hörte mich mit rauher Stimme angeredet und erwachte. Jemand hatte das Zelt geöffnet, ich sah den rötlich dämmernden Himmel, darüber hart funkelnd einen Stern, am Boden aber einen gebückten knieenden Mann in österreichischer Uniform, der mir eifrig und respektvoll

Digitized by Google

mit mühsamem Deutsch etwas zu erklären suchte. Raab, der herzutrat, sagte, es sei ein bosnischer Sanitätsfeldwebel, der Führer der eben eingetroffenen Verwundetenträger, der Mann lasse sichs nicht nehmen, er wolle deren Ankunft unverzüglich melden und um Befehle bitten. Ich beschloß, eine Gruppe für besondere Fälle bei mir zu behalten; die anderen bekommen Rast und Speise, dann beginnen sie ihren schweren Dienst. Es sind stämmige Männer in reifem Alter; sämtliche haben den sicheren federnden Gang, der dem Getragenen viele Schmerzen erspart. Auch das Eselchen ist schon da, ein rabenschwarzes mit weißen Ringen um die Augen, am ganzen Leibe noch dampfend von seiner frommen Mühsal. Alle sammeln sich darum, jeder streichelt es, jeder will sein Brot mit ihm teilen, und wie Völker alter Zeit sind wir nahe daran, das Unschuldig-Vernunftlose als das Göttliche zu verehren.

Drunten halten sie noch Ruhe. Manchmal, wie Gasperlen aus einem Sumpf, brodelt eine Schießmaschine. Die Verwundeten warten geduldig. Leichte Gifte lösen den Schmerz, und das große Feuer heizt weithin die Luft; sie flimmert wie fließendes Glas. Die Bosnier haben sich rings herumgesetzt; sie singen langtönige Lieder, in denen der Trochäus überwiegt. Ein starker Wind zerrt an den blauen Wurzeln der Flammen und wirft Funken und Fetzen brennenden Wacholders auf die Toten.

* * *

FELIX TIMMERMANS

DAS FEST

WÄHREND die andern im Garten auf und ab gingen und auf den Pastor warteten, stellten Pallieter, Charlot und Mariechen einen langen Tisch von Brettern auf Schrägbeinen im Schatten der Kastanie auf. Sie deckten ein blaukariertes Tischtuch dar-

Digitized by Google

über und belegten es mit hellgeblümten Tellern, glitzernden Gläsern, Messern, Löffeln und Gabeln.

Eine dichte Reihe von dickbestaubten Weinflaschen stand dunkel von einem Tischende zum andern: das sah aus wie hintereinander wandelnde Beginchen, und im Schatten lagen zwei große Fässer Bier.

Nach einer Viertelstunde kam der Pastor mit einer langen Tonpfeife langsam in den Garten. Alle setzten sich an den Tisch, und der blaue Schatten dämpfte die starken Farben ihrer rauschenden Kleider.

Während sie in Erwartung des Essens über dies und das plauderten, hielten einige vor ungeduldiger Eßlust schon den Löffel in der Hand und blickten, mit den Gedanken in der Küche, über die Wiesen und die Felder, die verlassen in der Sonne schimmerten.

Da kam Charlot mit der großen Suppenschüssel angelaufen. Sie schöpfte auf, schwieg dabei kein Ave-Maria lang still und suchte für jeden nach viel Klößchen.

Der Pastor schlug dann ein Kreuz und betete still. Die andern taten dasselbe, und Charlot blieb stehen, die Augen geschlossen und die fetten Hände über ihrem dicken Bauch gefaltet.

Dadurch gab es einen Augenblick feierlicher Stille, in die grell ein junges Hähnchen vom Misthaufen hineinkrähte.

Und dann fing das Geklapper der Löffel an und das Geschlabber der vielen Mäuler.

Als die Suppe alle war, wurden schon Pfeifen angesteckt, und dann stand Pallieter auf und sagte:

„Vettern und Kusinen von Charlot, ihr müßt hier all viel esse, denn wir haben viel gekocht, das muß alles all werden. Und darum sag ich, daß die vier Mensche, die am wenigsten esse, Strohhalm ziehen müsse, und daß der, der das kürzeste Endche zieht, mit dem bloßen Hintern in ein Teller Reisbrei gesetzt werden soll!“

Digitized by Google

Das wurde mit lautem Gelächter angenommen, und dann ward da gegessen und getrunken, wie auf einem Fest von Jupiter.

Niemand wollte die Schande erdulden, den lächerlichsten Teil seines Körpers zeigen zu müssen. Und die Männer und die Frauen, die stopften das Essen hinein, jeder wollte sein Bestes tun; der eine wollte nicht weniger leisten wie der andere.

Und es kam hintereinander im Überfluß: Steinbutt mit Kartoffeln, Schinken mit Bohnen, Kalbsbraten mit Spargel, kempische Hühner mit Salat, ein ganzes Spanferkel, mit einer Brille vor den Äuglein und einer Apfelsine im Rüssel, hundert Meter Wurst mit Weißkraut usw., und es wurde davon gegessen, aufgeladen und eingeschöpft, daß ihnen der Schweiß auf der Stirn stand und auf die Teller tropfte. Und um alles besser hinunterzukriegen, gossen sie beständig von dem kühlen Bier und dem feinen Wein durch die Kehle, ohne Glucksen und Schlucken, wie durch ein Ofenrohr. Es war ein Lärm und ein Durcheinander, und es wurde gelacht, wenn einer ein bißchen zu wenig aß, und im voraus Viktoria gekräht und gesungen.

Sonne und Schatten spielten auf den roten Gesichtern und glänzten hell auf den steifen Kitteln und den seidenen Halstüchern, und da draußen über der Hecke glitzerte die geschmeidige Nethe und streckten sich die ruhigen Sonntagsfelder. Süße Lieder hingen in den Bäumen, und der angenehme Duft des Gebratenen zog über das Feld.

Pallieter, der sich seinen Platz neben Mariechen gesucht hatte, wollte sich schief lachen, als er die fressenden Menschen sah.

Charel Verlinden, ein dicker Butteraufkäufer, ließ die Karbonaden mit Rübchen und Erbsen vorbeigehen. „Ich werd meinen Schaden gleich wieder einholen", sagte er. Aber sie fingen alle an ihn auszulachen, und sie krümmten sich vor Vergnügen, daß sie sein großes Hinterteil zu sehen bekommen sollten.

Digitized by Google

Die Bäuche schwollen, und drei Leute standen wartend vor dem Örtchen. Und immerfort kam noch neues Essen dazu.

Ein junger Bauer wurde auf einmal blaß, lief hinter einen Baum, balkend wie ein Esel, erbrach sich und kam zurück mit „'s is nix!" Er trank sein Glas Wein aus und steckte sich eine neue Zigarre an. Mariechen warf Lubas ganze Stücke Fleisch zu, und der Herr Pastor sagte: „Trinken is auch Essen." Der fühlte sich beschützt durch seine Soutane und trank nur den alten, dunklen Wein.

Charlot konnte beinahe nicht mehr. „Ei, ich muß womöglich noch mit Strohhalm ziehn!" sagte sie. Da wurde aber einmal spitzbübisch gelacht, und man sang schon:

„Charlot is von der Brück ins Wässerlein gefalle!"

Es gab noch Krautspatzen mit Blumenkohl usw. usw. Eine angenehme Angst herrschte, und hundert Dummheiten wurden erzählt. Man trank immerfort, und der Wein stieg in die Köpfe. Aber dann kam das vorletzte Gericht: junge Tauben mit Kirschpudding. Stans gab ihrem Kinde mit dem Finger von dem Pudding, daß es sofort so rot wurde wie ein Indianer. Ein Knecht brachte eine zweite Schüssel, aber der Kleine von Stans schlug seine Pätschchen hinein, und der Teller fiel mit den Tauben in Stücken auf die Erde; zu vieler Freude, denn es gab wenige, die noch mit Appetit aßen.

Stans schüttelte ihr Kind darum, und der Kleine fing sofort an Mord und Brand zu schreien. Stans öffnete die Jacke, zwängte eine dicke, weiße Brust heraus und steckte sie in das mit Kirschsaft beschmierte Gesicht des schreienden Kindes. Der Kleine patschte seine fettigen Händchen darauf und fing an zu saugen. Das Rot aus seinem Gesichtchen klebte sofort auf ihrer weißen Brust.

Man wurde ausgelassen. Pallieter, der Mariechen neben sich fühlte, das schöne Kind, faßte sie um die Lenden und drückte mit seinem Kirschpuddingsmund einen Kuß auf ihre Wange,

Digitized by Google

auf der ein rotes Fleckchen blieb, und sogleich wurde alles, was Frau war, von den Mannsleuten geküßt. Es war ein Lärm und ein Gelächter, und hoch darüber klang das helle Krähen des Kindes. Stans vergaß die Brust wieder in die Jacke zu stecken, und die schwabbelte und wackelte mit, mit den Lachstößen ihres dicken Körpers. Gläser zerbrachen und rollten vom Tisch.

Die Sonne ging unter.

Aber da, auf einer Tragbahre, brachten zwei Mann die großen Teller mit Reisbrei. Von diesem Gericht hing alles ab. Jeder raffte seinen letzten Mut zusammen.

Eine magere Hexe und Pallieter aßen allein ihre Schüsseln leer. Und dann mußte Strohhalm gezogen werden zwischen dem Herrn Pastor, Mariechen, Charel Verlinden und Charlot. Das war eine ungeduldige Erwartung! Alle standen schweigend und nervös um Pallieter herum, und lauter Jubel brach los, als der dicke Butteraufkäufer das kleinste Ende zog.

Aber der dicke Bauer lief weg. „Halt ihn fest," rief Pallieter, „Charlot, bring den Teller." Die Bauern packten Charel, der zappelte wie ein Schwein, um loszukommen, und Charlot kam mit der riesigen Schüssel herangelaufen, aber sie lachte derartig, daß sie in die Röcke pißte und die Schüssel in tausend Stücke fallen ließ. Charel Verlinden tanzte vergnügt mit den Armen in der Luft herum, alles lachte, um einen Bruch davon zu kriegen, und Pallieter wälzte sich auf der Erde.

Erschöpft und ermüdet setzten sie sich auf den grünen Nethedeich, um auszuruhen, während die Sonne die Welt mit goldenen Strahlen umhüllte.

* * *

Als sie bis zum hellen Mondschein unter den niedrigen Zweigen von krummen Apfel- und Mispelbäumen gegessen und getrunken, gelacht und getanzt hatten, und als zum Schluß das kurze, schnelle Feuerwerk ihre Knochen durchzittert hatte,

Digitized by Google

nahmen sie mit viel Lärm und Geschrei Abschied von Charlot und zogen singend, mit Pallieter, der an Mariechens Arm auf einer Mundharmonika spielte, über den Wall und die Straßen nach dem Bahnhof.

Dort gab er den Weibsleuten allen ein paar knallende Küsse, bei Mariechen konnte er fast nicht aufhören und ließ sie nicht los, bis sie ihm versprochen hatte, binnen kurzem für ein paar Tage wiederzukommen.

Und so zogen sie fort, erhitzt und lärmend in ihren schönen Kleidern in ihr fernes Dorf, um morgen bei Sonnenaufgang schon wieder in schlechten Kleidern auf dem Mist und dem wachsenden Feld zu stehen und zu schaffen.

Und Pallieter fühlte, daß etwas von ihm mitging dorthin. Als er nach Hause kam, lag Charlot in der Küche mit dem feuerroten Kopf auf dem Tisch und schlief, den Rosenkranz und das Brevier neben sich.

Im Garten roch es nach verbranntem Papier von dem abgebrannten Feuerwerk. Der Mond schien und leuchtete auf Scherben von Flaschen und Tellern im Gras, auf das spritzende Fontänchen und die unordentlichen Gläser, das Eßgeschirr und die Früchte auf dem Tisch.

Pallieter fand es schön. Er setzte sich auf eine Bank und betrachtete es still.

Ganz fern in der Stadt war noch Kirmesmusik, und eine Nachtigall flötete dicht neben ihm. Er sah sie sitzen, mit dem Schwänzchen scharf im Profil auf der silbernen Mondscheibe abgezeichnet.

Sie flötete kurz, belauschte sich lang, aber jeder Ton war Gold wert. So saß Pallieter lange da mit dem Mondschein auf seinen Händen, und die Nacht sprach zu seinem Herzen.

Er ging hinaus.

Die Nethe war still, und nur hin und wieder leckte der Mond eine goldene Falte in das dunkle Wasser.

Digitized by Google

Die Wiesen lagen voll Dunst, und das Gras war naß vom Tau.

Die Stille war heilig.

Pallieter schritt langsam weiter, pflückte eine nasse Blume, die er zwischen den Zähnen wippen ließ, und sein Schatten wanderte mit ihm mit.

Er kam in das Feld, wo die Frucht regungslos in dem niedrigen Nebel stand.

Das Korn leuchtete, Sträucher bogen sich mondbeglänzt über mit weißen Blumen bewachsene Gräben, und die Birkenbäume raschelten mit ihren blinkenden Blättern, wie dünner Regen.

Er sah das weiße Hinterteil eines Kaninchens durch den Sellerie weghopsen, und ein bißchen weiter weg saß neben einem Holzhaufen im Gras ein Liebespaar und liebkoste sich schweigend.

Pallieter ging zur Seite, um sie nicht zu stören.

Nach all dem Rumoren und der äußerlichen Freude an diesem Kirmestag war er von dieser vollmondbeleuchteten Nacht ergriffen bis in die Seele, und das Herz schmolz ihm von ungekannter Güte in seiner Brust.

Er dachte an Mariechen, das gute und sanfte Mariechen, das er so schön fand wie ein Feld, deren Leib er umfaßt, deren Lippen er geküßt hatte.

Und er war voll Verlangen, daß Mariechen bei ihm sein möge, so ganz still, Hand in Hand, wie zwei brave Kinder.

Es war etwas in ihm, was er sich nicht erklären konnte, aber er ließ es ruhen, denn es war so süß für die Seele, wie eine kühle Kirsche für einen warmen Mund. Und an einem Tümpelchen, in dem der Mond stand, holte er die Mundharmonika aus der Tasche und seufzte und saugte solch zarte Silberklänge daraus, daß es klang, als wäre es der Mondschein, der sang.

Aus dem soeben erschienenen „Pallieter".

Digitized by Google

ARNO NADEL

AUS DEM RELIGIÖSEN GEDICHTWERKE „DER TON"

Das Das

I

WAS ich von Gott im Tiefsten sprach,
Das ist das Das.
Das ist nicht menschlich mehr wie Gott,
Das sinnt nicht Plan, das schafft nicht Stoff und Leben,
Kaum ists das Andre noch —
Es ist das Das, nicht Gott vorbei, dahinter, —
Das Sein, das überm tiefsten Wort ist.
Es schaure Sein des Menschen, schaure nicht,
Ich künde dir das Ohne-Wort.
Was ich von Gott geredet,
Es fließt aus „Das". „Das" ist das Allerletzte.
Des Denkens Allerletztes nur,
Sonst tief das Tiefste, ohne Ohr und Auge,
Und über dem Gebet noch.
Der König überm König,
Das Sein, aus welchem sich das Können löst,
Selbst nicht mehr Sinn und Können,
Aus allem Nicht, das Sein des Seins.
Und sagt' ich: Ohne-Sein,
Auch dieses wär das Rechte.
Der Gott in Wahrheit ists,
Nicht mein, nicht dein Gott.
Die Macht in Wahrheit ists,
Nicht irgend Können mehr und Namen,
Nicht irgend Lehre mehr und Wesen.
Sprach ich die Worte, —
Als sie im Wirbel Reinstes malten,
Da stand das „Das" dahinter,
Darüber und darinnen.

Digitized by Google

Nun red ich Aller-Ruhe das Geschehnis,
Nun stürzen alle Namen in das Heil,
Gott ist nun wahrhaft Gott,
Der Nahe sinnt in Gott das Das
Und fürchtet nicht.
Denn wahrhaft wärs zu fürchten,
Wenn nicht das Wort nunmehr noch besser gälte.
Gedenken bleibt in Gott.
Das ist die selige Vollziehung,
Das Das ist Schlußversenkung überm Sinn.
Gefährdung, Prüfung ohne Wort und Wissen.

2

Es ist des Könnens Können.
Denkt tief in Sicht und Lauschen:
Das Können ist Vollziehung,
Das Das ist Nichtvollziehung —
Was ists? — hier sagt man nicht: Ich weiß es nicht.
Hier weiß man nicht, hier ist das Ist.
Sprich „Gott" und sinne in Vollendung: Das.

3

Nicht anzurufen, auszusprechen,
Geburt im Schweigen für das Schweigen,
Im Schluß für alle Schlüsse.
Fährt einer in das Ende ein,
Wie selig wird er ohne Wissen,
Wie wonnig ohne Wonne!
Ruf endet, fängt von neuem an —
Könnt ich das Ganze werfen,
Ich täts und spränge in die Süße.
Ich kenn ihn, der mir folgen wollte.

Digitized by Google

Krümm dich nicht, weil du Gott gedacht.
Sieh, Gott ist Klang noch über Das,
Das ist das Einzige, Gott darin das Einzige,
Wort reicht nicht zu, weil Wort sich ganz vollzogen.
Kein Gegen ist, kein Zaudern.
Wir teilten Gott, ihn zu begreifen,
Und endeten im Ohneteil.
Da sprechen wir in Sorge: Das.
Sind wir die Seele des Gedenkens,
Dann fügen wir die Namen ineinander
Und enden, wo uns niemand folgt.

* * *

MAX J. FRIEDLÄNDER

DÜRER, DER SCHRIFTSTELLER

EINE Hauptsorge Dürers, von der die Jahre nach der niederländischen Reise bis zu seinem Tode am 6. April 1528 erfüllt waren, galt der Ausarbeitung und Drucklegung dreier Bücher. Die theoretisch lehrhafte Geistesart hatte fördernd und schädigend sein Kunstschaffen bestimmt. Um 1500 war er an die Eroberung des Sichtbaren gegangen mit messender und rechnender Bemühung um Proportion und Perspektive. Der Handwerker, der im Sinne der mittelalterlichen Übung aus Gewohnheit und dumpfem Gefühl seine Arbeit verrichtete, kämpfte sich zum Gelehrten durch, da er im Bereich gedanklicher Begründung und bewußten Tuns die ersehnte höhere Stufe der Kunstübung zu erreichen wähnte. Und nicht egoistisch und eitel, nur zur Förderung eigenen Schaffens, sondern zum Nutzen der Kunstgenossen, mit der ausgesprochenen Absicht, die deutsche Malkunst aus dunkler Tiefe zu heben, hat Dürer geforscht, die Humanisten befragt, und geschrieben. Die Drucklegung wurde seinem patriotischen

Digitized by Google

Albrecht Dürer:
Aus dem Holzschnitt der „Dreifaltigkeit“ (1511)

Digitized by Google

Lehreifer heilige Pflicht, zumal da Krankheit seine Arbeitskraft verringerte und die Furcht auftauchte, ein vorzeitiger Tod könnte die Mitteilung des Erkannten vereiteln.

Dürers handschriftlicher Nachlaß, der im British Museum zu London, in Nürnberg und in Dresden erhalten ist, läßt erkennen, daß nur ein Teil des Geplanten zur Ausführung gelangt ist, daß die drei gedruckten Bücher, mit denen der Meister zu Ende kam, so geschlossen und vollständig sie anmuten, doch Fragment sind im Verhältnis zu dem umfassenden Lehrbuch, mit dem er sich trug und das den Titel haben sollte „Speise der Malerknaben".

Das erste Buch, das Dürer herausgab, führt den Titel „Unterweisung der Messung mit dem Zirkel und Richtscheit in Linien, Ebnen und ganzen Körpern durch Albrecht Dürer zusammengezogen und zu Nutz allen Kunstliebhabenden mit zugehörigen Figuren in Druck gebracht im Jahr 1525". Ein Lehrbuch der Geometrie aufgebaut auf Euklid im Hinblick auf die Praxis der Kunstübung. Ähnlich gerichtete Wissenschaft hatten die Italiener im fünfzehnten Jahrhundert erfolgreich betrieben. In einigen Punkten war Dürer ihr Schüler, doch ist er nicht als übersetzender Kompilator vorgegangen, sondern hat jeden Satz erprobt und durchdacht.

Das Werk ist Pirckheimer gewidmet, dessen durch Jahrzehnte dauernde Freundschaft den Maler befähigt hatte, das abstrakte Thema als Schriftsteller zu bewältigen. Nicht nur den Malern, sondern auch den Goldschmieden, Bildhauern, Steinmetzen, Schreinern, allen Gewerken, die des „Maßes" bedürfen, hoffte Dürer eine Wissensgrundlage für ihr bisher zumeist gefühlsmäßiges Tun zu bieten.

Die Schrift ist durchaus nicht rein theoretisch. Der schaffende Künstler liegt mit dem Mathematiker in dauerndem Streite. Notwendigkeit und Willkür lösen einander ab. Der Meister beruft sich zwar auf Vitruvius, auf die klassische

Digitized by Google

Form, doch regt sich in ihm die malerische und phantasiereiche Tradition der deutschen Bauhütten und der gotischen Goldschmiedekunst so stark, daß seltsame und schrullige Baugebilde aufgerissen und als Muster geboten werden. Rein mathematisch werden Perspektive und Projektion gelehrt. Im übrigen aber denkt der Meister an das „deutsche Gemüt", an die individuelle Mannigfaltigkeit, an die Begier nach neuen Formen, und fordert die Künstler auf, aus seinen Erfindungen zu nehmen, was ihnen gefalle, und von sich aus nach ihrer Neigung zu verfahren. Zum größeren Teil ist der Text mit Beispielen anregend, zum kleineren Teil zwingend systematisch. Nur teilweise enthält der Band eine Propaganda der italienischen Renaissanceformen, wie mit der Konstruktion der Antiquabuchstaben, die auf einen italienischen Theoretiker, auf Luca Pacioli, zurückgeht. Im ganzen ist Dürer, wenn auch nicht so genial allseitig wie Lionardo, doch inkonsequent im Sinne einer Zeit, die zwischen ästhetischer und naturkundlicher Betrachtungsweise sauber zu unterscheiden noch nicht gelernt hat.

Das zweite Buch kam 1527 zur Ausgabe mit dem Titel „Etliche Unterricht zu befestigung der Stett Schloß und flecken". Wir staunen, den Maler in das fest abgegrenzte Gebiet des Ingenieurs eingreifen zu sehen. Was heute spielerischer Dilettantismus erscheint, war jener Zeit natürliche Anwendung bildnerischer Phantasie auf praktische Aufgaben. Die Anregungen genialer Maler förderten die Technik. Freilich mischte sich der Zweckhaftigkeit, also in unserem Fall der Festigkeit und Wehrfähigkeit des Bauwerks, eine dekorative Gefälligkeit bei und kreuzte mitunter die folgerichtige Nützlichkeit der Anlagen. Dürer geht empirisch und systematisch vor, er hatte Befestigungen in Oberitalien, in Deutschland und in den Niederlanden betrachtet, auch wohl aufgenommen, rundet aber nachdenklich das hier und dort stückweise Beob-

Digitized by Google

achtete zu einem Ideal. Die doppelte Umwallung der befestigten Stadt ist mit Rücksicht auf die Feuerwirkung und die Angriffsmethoden gestaltet mit rund herausgewölbten Basteien. Und die Bauart der Basteien mit den Abwehrgeschützen, mit Treppen und Unterständen ist im einzelnen begründet und anschaulich aufgezeichnet. Dürer greift weiter als ein militärisch geschulter Techniker. Er sorgt nicht nur dafür, daß die Stadt widerstandsfähig oder selbst uneinnehmbar sei, sondern sein menschenfreundlich bürgerlicher Sinn erwägt auch, wie sie im Interesse der Bewohner zu bauen sei mit Rücksicht auf längere Belagerung und Abschließung von der Außenwelt. Er entwickelt den Idealtypus einer Stadt, weist jedem Gewerk sein Quartier an und bedenkt die wirtschaftlichen und hygienischen Bedürfnisse. Der Plan ist echt reformatorisch und ein wenig utopisch. Gemeinhin handelte es sich darum, alte Städte zu befestigen oder ihre Ummauerung zu verstärken und zu verbessern, nicht aber eine ganze Stadt mitsamt der Befestigung neu anzulegen.

Dürers Buch zeugt von Scharfsinn und einer auf das Konstruktive gerichteten Anschauung, von Einsicht in das Kriegswesen, endlich für eine patriotisch organisatorische Gesinnung, die Erfahrung und Überlegung in den Dienst des Landes und der Gemeinde zu stellen bedacht war, hauptsächlich wohl im Hinblick auf die Türkengefahr. Wenn neben der Kanone in Dürers Ätzung von 1518 ein Türke erscheint, wahrscheinlich ein Gefangener, so drückt sich auch hier jene Zeitsorge aus.

Dürers drittes Buch wurde erst nach seinem Tode herausgegeben und trägt den Titel „Hierin sind begriffen vier bucher von menschlicher Proportion durch Albrechten Dürer von Nürenberg erfunden und beschrieben zu nutz allen denen, so zu diser kunst lieb tragen 1528."

Der Inhalt dieses Werkes ist mit des Meisters Kunstschaffen fest verbunden. Mindestens seit 1500 läßt sich der Grund-

Digitized by Google

gedanke, der in dem gedruckten Text lehrhaft als Vermächtnis an die Kunstgenossen entwickelt wird, praktisch angewendet in Zeichnungen, Gemälden und Kupferstichen nachweisen, hat jedoch Wandlungen durchgemacht. Der Meister versuchte bald so, bald anders zu einem befriedigenden und allgemein gültigen Ergebnis zu kommen, setzte immer wieder mit dieser Bemühung an, so daß die letzte Darstellung entschieden abweicht von den Regeln, die sich aus Konstruktionen früheren Datums ablesen lassen und auf denen z. B. die Gestalten von Adam und Eva in dem Kupferstiche von 1504 beruhen.

Der Grundgedanke, der tief in dem enthusiastischen Rationalismus der Zeit und in Dürers Geistesart wurzelt, läßt sich ungefähr so formulieren: die ersehnte Schönheit und Vollkommenheit des Menschenleibes beruht auf Größenverhältnissen, z. B. auf dem Verhältnis der Beinlänge zur Höhe des ganzen Körpers. Vermag ich die Zahlen irgendwie festzustellen, so bin ich imstande, mit Zirkel und Maßstab „schöne" Figuren hervorzubringen.

Die Durchführung des Gedankens stieß auf unüberwindliche Hindernisse. Zunächst ist die Messung nur auf unbewegte, in normaler Stellung aufgerichtete Leiber anzuwenden, so daß Dürer mit seinem natürlichen Streben, Bewegungen, Überschneidungen, Verkürzungen zu beobachten, in Konflikt kam. Ferner war des Meisters Teilnahme für das Charakteristische, Mannigfaltige, Individuelle so stark ausgebildet, daß eine zahlenmäßig feststehende Idealform ihn nicht befriedigen konnte. Sein ganzes Kunstschaffen war nicht auf das Ziel der „Schönheit" gerichtet, die Wohlgestalt, die er nicht gefühlsmäßig, sondern auf dem Umweg über Bücher und südliche Vorbilder mit Zirkel und Maßstab suchte, war ihm nur ein hin und wieder erwünschtes Kunstmittel, mit dem Gottvater und der Heiland geehrt wurden, so wie die Heiden einst ihre Gottheiten durch „schöne" Leiblichkeit ausgezeichnet hatten.

Digitized by Google

Dürers Kunstlehre widerspricht seiner Begabung. Es gibt nicht wenige Stellen in seinen Aufzeichnungen, wo sich diese Zwiespältigkeit äußert. Eben deshalb dauert es so lange, bis daß er mit seiner inkonsequenten und kompromißhaften Proportionslehre zu Ende kam. In dem gedruckten Buch zeichnet er schlanke und untersetzte Figuren und gibt für diese und jene Gestalten unterschiedliche Zahlen an. Damit aber ist, streng genommen, der Grundgedanke durchbrochen. Wenn nämlich zwei Zahlenreihen gelehrt werden, ist keine von beiden

Albrecht Dürer:
Aus einem Gebetbuch

verbindlich, da ja mindestens alle Zahlen, die zwischen den beiden Zahlen liegen, berechtigt erscheinen. Wenn es schlanke und untersetzte Figuren gibt, weshalb nicht auch mehr oder weniger schlanke in unendlicher Stufung? — Dürer hat andauernd über diese Dinge gegrübelt. Seine geistige Spannkraft offenbart sich darin, daß er nicht aufhörte zu lernen und von Euklid, von Lionardo, Pacioli, Alberti in sein System aufnahm, wessen er habhaft werden konnte und was ihm brauchbar erschien. Der zum Teil dunkle und verwickelte Weg geht im großen und ganzen von einem Ideal, einer Ge-

Digitized by Google

setzmäßigkeit zur empirisch gewonnenen Mannigfaltigkeit, ein wenig im circulus vitiosus. Wenn Dürer Körper und Köpfe nach der Natur aufnahm und die Maße nachträglich feststellte, wählte er freilich solche Naturformen, die ihm normal und gefällig zu sein schienen. Bei dieser Wahl entschied aber sein Geschmack, sein individueller Schönheitssinn. Mit dieser Methode konnte er als ästhetischer Gesetzgeber nichts erwerben, was er nicht schon besessen hätte. Schließlich wurde mit dem sehr erfolgreichen Buch etwas anderes erreicht, als ursprünglich in den Jahren jugendlicher Sehnsucht erstrebt worden war. Ein verschüttetes Geheimnis wurde nicht entdeckt, die Zauberzahlen allgemeingültiger Verhältnisse wurden nicht gefunden, wohl aber schuf sich Dürer eine Lehrmethode, mit der er seine Kunstform Schülern und Nachfolgern faßlich übermitteln und vererben konnte.

Aus der soeben als zweiter Band der Reihe „Deutsche Meister" erschienenen Darstellung.

* * *

ENNO LITTMANN

DIE NEUE INSEL-ÜBERSETZUNG VON TAUSENDUNDEINER NACHT

IM Deutschen fehlte es bisher an einer bis ins einzelne wortgetreuen und vollständigen Übersetzung des gewaltigen Werkes morgenländischer Erzählungskunst, das unter dem Titel „Das Buch von Tausendundeiner Nacht" so unendlich viele Märchen, Legenden, Fabeln, Parabeln, Anekdoten und romanhafte Erzählungen aus verschiedenen Ländern und Jahrhunderten enthält. Auch diejenigen deutschen Übertragungen, die das Ziel der Vollständigkeit zu erreichen suchten, blieben hinter ihrem Ziele zurück. Es ist aber für Literaturforscher und Kulturhistoriker wie für alle Gebildeten, denen es um ein wahrheitsgetreues Bild des mittelalterlichen Orients zu tun ist, not-

Digitized by Google

wendig, eine den Anforderungen moderner Wissenschaft entsprechende vollständige Übersetzung der Erzählungen von Tausendundeiner Nacht zu besitzen.

Der Engländer Burton, ein kühner Forschungsreisender und guter Kenner des Morgenlandes und seiner Sprachen, hatte es zuerst unternommen, Tausendundeine Nacht wortgetreu und vollständig ins Englische zu übersetzen; er hatte eine gewisse Freude daran, seinen prüden Landsleuten ein Ärgernis zu geben, und so hat er hie und da die Derbheiten des Originals noch verstärkt. Seiner Wiedergabe legte er einen möglichst vollständigen arabischen Text zugrunde, die Kalkuttaer Ausgabe vom Jahre 1839, die nach einer aus Ägypten stammenden Handschrift hergestellt war. Als der Insel-Verlag es unternahm, eine deutsche Übersetzung der Burtonschen Ausgabe zu veröffentlichen, erwarb er sich das Verdienst, zum ersten Male das Ganze ohne irgendwelche Auslassungen den deutschen Lesern zu bieten. Aber es war doch gewissermaßen nur ein Notbehelf; denn eine unmittelbar aus der Ursprache fließende Übertragung konnte dadurch nicht ersetzt werden. Als dann eine neue Auflage nötig wurde, beauftragte der Verlag mich, die bisherige Übersetzung mit dem arabischen Originale zu vergleichen und nach ihm zu verbessern. Die Aufgabe war schwerer und langwieriger, als ich mir vorgestellt hatte. Denn nicht nur mußten sämtliche Gedichte, bei denen ja der ursprüngliche Sinn durch die doppelte Übersetzung und den Reimzwang verdunkelt oder verloren gegangen war, und alle Beschreibungen in gehobener Prosa neu übersetzt werden, sondern auch die gewöhnliche Erzählung mußte vielfach geändert werden, teils auf Grund neuerer Forschungsergebnisse, teils um den Einfluß des Englischen auf den deutschen Stil zu beseitigen und ein unmittelbares Verhältnis zwischen arabischem Urtexte und deutscher Wiedergabe herzustellen. Von den sechs Bänden, die die neue Übersetzung umfassen soll, ist

Digitized by Google

der erste Band eine solche Umarbeitung der früheren Ausgabe; vom zweiten Bande jedoch ist das Ganze völlig neu übersetzt und niedergeschrieben worden.

Es ist augenblicklich unmöglich, einen „kritisch gesäuberten" Text des Originals herzustellen; dazu würde es einer jahrelangen mühsamen Einzeluntersuchung unter Vergleich vieler Handschriften bedürfen. Ebenso würden lange Vorarbeiten nötig sein, um ältere und jüngere Schichten überall genau voneinander zu scheiden und den ursprünglichen Bestand an Erzählungen mit Sicherheit zu gewinnen. Es konnte sich also vorläufig nur darum handeln, dem Vorbilde Burtons zu folgen, die Kalkuttaer Ausgabe getreu wiederzugeben und einige in ihr nicht vorkommende Geschichten, die besonders wichtig sind, nach anderen Quellen zu übersetzen. Freilich enthält die Kalkuttaer Ausgabe manche Schreib- und Druckfehler. Diese habe ich, soweit es mir möglich war, nach einer Kairoer Ausgabe vom Jahre 1907 oder nach eigenen Verbesserungen beseitigt.

Für die Prosa-Erzählungen habe ich folgende allgemeinen Grundsätze gelten lassen. Da der arabische Erzählungsstil vielfach sehr eintönig ist und immer die gleichen Wörter wiederholt, so habe ich in gewissen Fällen, um einen lesbaren deutschen Text zu schaffen, sinngemäße Veränderungen vorgenommen, die sich jedoch nur auf Äußerlichkeiten beziehen und die Sache in keinerlei Weise beeinträchtigen. Wenn im Arabischen eine Unterhaltung geschildert wird, so steht vor jeder direkten Rede ein „er sagte", „sie sagte", „ich sagte" usw. usw. Es wäre pedantisch und im Deutschen unerträglich, diese Ausdrücke jedesmal buchstabenmäßig wiederzugeben. Ebenso glaubte ich, die Wörter für „und", „da", „dann", „darauf" und ähnliche nicht immer sklavisch nachahmen zu sollen. Auch Hilfsverba wie „er stand auf und tat", d. h. „er fing an zu tun" oder einfach „er tat", und Hilfssätze, wie

Digitized by Google

„nachdem sie ihre Verse beendet hatte" oder „nachdem er dies gehört hatte", habe ich, wo sie zu sehr gehäuft waren, fortgelassen oder umschrieben. Wo die Übergänge einzelner Szenen der Erzählung zu andern durch stehende Formeln ausdrücklich bezeichnet sind, habe ich die Formeln sinngemäß mit abwechselndem deutschen Ausdruck wiedergegeben. Arabische Redensarten, deren wörtliche Übersetzung dem deutschen Leser unverständlich sein würde, habe ich sinngemäß übertragen, wie z. B. „Allah öffne!", eine Redensart, die beim Handeln um den Preis gebraucht wird, durch „Biete höher!", oder „Auf meinem Kopfe und meinem Auge!" durch „Herzlich gern!" usw. Der Araber beginnt seine Anrede stets mit einem Worte für „O"; dessen ewige Wiederholung ist im Deutschen störend, und daher habe ich es oft fortgelassen. Dagegen habe ich die Anrede „O mein Herr" je nach der Absicht des Redenden durch „Lieber Herr", „Hoher Herr" oder ähnlich übersetzt und auch sonst oft das Wort „lieb" für das das Wort „O" in der Anrede hinzugefügt. Andere Zusätze zum Urtext sind nur in äußersten Notfällen gemacht worden. Wo die Komposition der Erzählungen Mängel aufweist, habe ich natürlich nicht eingegriffen, um den Eindruck des Originals nicht zu verwischen. In ganz seltenen Fällen, wie z. B. wenn zu Anfang der Erzählung vom fehlenden linken Auge, nachher aber vom fehlenden rechten Auge die Rede ist, habe ich das Versehen des Erzählers ausgeglichen. In derselben Weise bin ich verfahren, wenn verschiedene Formen desselben Namens miteinander abwechseln, sobald der deutsche Leser dadurch in Zweifel geraten könnte, wie z. B. bei Bahrâm und Bahramân. Wenn aber ein Held oder eine Heldin mehrere Namen trägt und diese der Abwechslung halber bald so bald so, einzeln oder verbunden, im Arabischen stehen, habe ich im Deutschen selten geändert. Im übrigen hat ja auch die Prosa-Erzählung ihren ausgeprägten Stil und ihre typischen Aus-

Digitized by Google

drucksweisen ebenso wie die erzählende Dichtung, und diese Eigenart durfte auch in meiner Übertragung nicht ganz verwischt werden.

Die Reimprosa ist gerade im Arabischen, der reimreichsten aller Sprachen, zu hoher Kunst ausgebildet worden. Den Deutschen ist sie seit langem durch Rückerts Übersetzung der Makamen des Hariri bekannt. Daß sie auch in Tausendundeiner Nacht eine große Rolle spielt, war aus den früheren Übersetzungen in europäische Sprachen nicht recht ersichtlich. Burton hat oft Versuche gemacht, sie im Englischen wiederzugeben; auch die deutsche Übersetzung seiner Ausgabe läßt das noch an manchen Stellen erkennen. Aber in ihrer ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit tritt sie dort doch nicht hervor. Die Reimprosa entspricht etwa unserem gehobenen Prosastil; fast überall, wo ein schönes Mädchen, ein schöner Jüngling, ein üppiger Garten oder eine tobende Schlacht geschildert wird, oder wo in Rede und Gegenrede einzelne Sätze oder auch die ganze Rede hervorgehoben werden sollen, tritt Reimprosa ein. Daß an solchen Stellen auch seltene und hochtrabende Wörter gebraucht werden, ist selbstverständlich. Zuweilen kommt der Erzähler dann so in die Übung, daß er nicht mehr abbrechen kann und die Reimprosa auch noch anwendet, wenn der eigentliche gehobene Stil bereits zu Ende ist. Ich habe nun, um hier den ästhetischen Eindruck der arabischen Sprache im Deutschen nach Möglichkeit wiederzugeben, die Reimprosa in meiner Übersetzung fast durchgängig angewandt, wo sie im Urtexte steht.

Die vielen in den Text eingestreuten Gedichte sind mit besonderer Sorgfalt übersetzt. Ich habe, soweit es in meinen Kräften stand, Halbvers um Halbvers sinngemäß und wortgetreu zu übersetzen, in gebundene Form zu bringen und mit Endreim zu versehen gesucht. Um dies zu erreichen, habe ich im Deutschen den durchgehenden gleichen Endreim auf-

Digitized by Google

gegeben; denn wo dieser Zwang vorhanden ist, kann keine nur einigermaßen genaue deutsche Wiedergabe stattfinden, da uns zu wenig Reime von derselben Form zur Verfügung stehen. Ferner habe ich mich nicht sklavisch an die arabischen Versmaße gebunden, da sie sehr kompliziert sind und in modernen Sprachen doch nur mit großer Künstelei nachgeahmt werden können. Nur hin und wieder habe ich in kürzeren poetischen Stücken einfachere Versmaße im Deutschen beibehalten und dann auch meist den gleichen Endreim verwandt. In den meisten Fällen bin ich in folgender Weise verfahren. Für einen arabischen Halbvers habe ich stets eine deutsche Verszeile gesetzt; fast immer ist die Reihenfolge beibehalten, nur selten ist bei der Übersetzung die Folge der beiden Halbverse vertauscht. Immer entsprechen jedoch zwei deutsche Verszeilen, von denen die zweite den Reim enthält, einem arabischen Ganzverse. Für die längeren arabischen Versmaße habe ich freie Metren mit je sechs Hebungen gewählt, die ungefähr den Eindruck des arabischen Originals wiedergeben, bei kürzeren Metren solche mit fünf oder vier Hebungen; dabei ergibt sich zuweilen auch die gleiche Silbenzahl wie im Arabischen, aber das ist nur in wenigen Fällen beabsichtigt. Meist habe ich je zwei arabische Ganzverse im Deutschen aufeinander reimen lassen; daraus ergibt sich, daß den jeweiligen ersten Halbversen im Deutschen Verszeilen ohne Reim entsprechen. Nur zuweilen habe ich, wo es sich ungezwungen ergab, die Halbverse aufeinander gereimt; wenn jedoch ein Gedicht aus einer ungeraden Anzahl von Versen besteht, so sind im Deutschen die letzten beiden Halbverse stets gereimt, falls nicht, wie in einzelnen kürzeren Gedichten, der letzte Vers als Ganzvers im Reim den vorhergehenden Ganzversen angeschlossen ist. Ganz selten ist ein störender Vers ausgelassen; darauf ist dann in einer Anmerkung hingewiesen.

Die Überschriften der Erzählungen sind im allgemeinen

Digitized by Google

die gleichen wie in der früheren Auflage; sie weichen hin und wieder von den arabischen Überschriften ab, sind oft auch ganz neu hinzugefügt, sind aber stets so gewählt, daß sie dem deutschen Leser die Übersicht erleichtern. Auch in den Überschriften der Nächte schließt sich die neue Übersetzung äußerlich der früheren Ausgabe an, d. h. die Übergänge von einer Nacht zur anderen sind nach dem Arabischen übersetzt, und die Zahl der betreffenden Nacht steht mit kursiven Buchstaben im Texte, nicht als Überschrift.

Die Anmerkungen zur Übersetzung sind möglichst knapp gehalten; sie geben nur das Allernötigste zum Verständnisse des Textes oder arabischer Namen und Ausdrücke. Einzelne Anmerkungen sind in teilweise abgeänderter Gestalt aus der früheren Ausgabe herübergenommen, andere sind neu von mir hinzugefügt.

Bei der Umschrift der Namen habe ich für den Text der Übersetzung einen Mittelweg eingeschlagen, um den deutschen Leser nicht durch viele diakritische Punkte und Zeichen zu verwirren. Die verschiedenen s, t, d, h, k, z sind unbezeichnet geblieben; doch achte der Deutsche darauf, daß s stets scharf, z stets als weiches s zu sprechen ist. Von den langen Vokalen habe ich stets nur den, der den Ton trägt, durch einen Zirkumflex gekennzeichnet. So hat der deutsche Leser einen Anhalt zur ungefähren Aussprache der Namen. Im letzten Bande soll ein alphabetisches Namenverzeichnis in philologisch genauer Umschrift gegeben werden.

Möge das einzigartige Werk, dessen jetzige Gestalt im mittelalterlichen arabischen Ägypten wurzelt, das aber ein Niederschlag der Erzählungskunst mancher früheren Jahrhunderte ist, den deutschen Freunden des Morgenlandes in seinem neuen Gewande willkommen sein!

* * *

Digitized by Google

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Über das unseren Freunden durch die Auszüge in diesem Hefte von der Arbeit des Verlags bekannt Gewordene hinaus müssen wir hier die folgenden Neuerscheinungen und Neuauflagen nennen, deren Vorliegen im Laufe der nächsten Wochen wir mit Bestimmtheit voraussagen können: Hölderlins Werke, Band 4 (Briefe); Hermann Bahr, „Summula", ein neues Essaybuch des mit allen bedeutenden Erscheinungen der Zeit sich auseinandersetzenden Dichters; die Shakespeare-Ausgabe wird mit Was ihr wollt und König Lear fortgesetzt; vom Dom sind die Bände Hamann und Paracelsus zu erwarten; in der Sammlung Memoiren und Chroniken wird mit einem die Völkerwanderung behandelnden Bande ein neues, den meisten aus Schulerinnerungen nur ungefähr bekanntes Stück deutscher Vergangenheit gezeigt; die Bibliotheca Mundi wird um die Anthologia Helvetica und den Horaz vermehrt; die Insel-Bücherei bringt eine neue Reihe mit Werken von Jakob Böhme, Albrecht Dürer, Paul Ernst, Peter Hille, Hugo von Hofmannsthal, Ludwig Christoph Heinrich Hölty, Ferdinand Raimund, August Strindberg, Tibull und einem Unbekannten, der das Leben Kaiser Heinrichs IV. beschrieben hat. An neuen Auflagen verzeichnen wir als die wichtigsten: den ersten Band unserer Kant-Ausgabe, womit diese wieder vollständig lieferbar wird; eine Einzelausgabe von Goethes „Dichtung und Wahrheit" in der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe; Clemens Brentanos Frühlingskranz; die Nachtwachen des Bonaventura; die Blümlein des heiligen Franz von Assisi; Gottfried August Bürgers „Münchhausen" mit den Holzschnitten von Gustav Doré; Alfred Momberts „Schöpfung" und „Aeon vor Syrakus" (der dramatischen Trilogie dritter Band); Rudolf G. Binding, „Gedichte"; Ricarda Huch, „Der Kampf um Rom"; Rainer Maria Rilke, „Geschichten vom lieben Gott"; nach langem Fehlen Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung, ein Buch, das die angefangene Linie der unbekannten französischen Klassiker wieder aufnimmt; Leo Tolstois „Krieg und Frieden". — Das Lenau-Faksimile verdanken wir der Besitzerin, Frau Anna Mack, einer Stiefenkelin jener Lotte von Hartmann, an die das Gedicht gerichtet ist.

Digitized by Google

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

ZWEITER JAHRGANG / SECHSTES HEFT

AUGUST 1921

*

Ich leb und weiß nit wie lang,
ich stirb und weiß nit wann,
ich fahr und weiß nit wahin:
mich wundert, daß ich fröhlich bin.
Mittelalterlicher Spruch

SCHILLER
AN DIE FREUNDE

LIEBEN Freunde, es gab schönre Zeiten
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat recht.

Freunde, es gibt glücklichere Zonen
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,

Digitized by Google

Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen,
Wird die Myrte unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich das Sonnenbild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom in allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Größres mag sich anderswo begeben
Als bei uns in unserm kleinen Leben,

Digitized by Google

Neues — hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll, still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie:
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

GOETHES „WEST-ÖSTLICHER DIVAN"

Das Vortreffliche ist unergründlich, man mag damit anfangen, was man will.

Goethe

DIESES Buch ist völlig Geist; es ist ein Vorwalten darin dessen, was Goethe das „obere Leitende" genannt hat, und so ist etwas entgegen, daß es nicht ins Breite beliebt und verstanden sein könne. Freilich sind Worte daraus in jedermanns Munde und Stücke daraus durch die Musik in jedermanns Ohr, aber als Ganzes ist es, man kann sagen, wenig bekannt und in der Herrlichkeit seiner Zusammenfügung nicht von sehr vielen, dem Verhältnis nach, begriffen worden. Und doch ist es eine Bibel: eines von den Büchern, die unergründlich sind, weil sie wahre Wesen sind, und worin jegliches auf jegliches deutet, so daß des innern Lebens kein Ende ist. An diesem teilzunehmen aber bedarf es eines erhöhten inneren Zustandes, und nichts ist in unserer Zeit seltener geworden als auch nur die Forderung an uns selbst, diesen uns herzustellen.

Das Reine, Starke ist schwer zu fassen, eben um seiner Reinheit, um seiner Stärke willen. Das Bizarre fesselt den Blick, das schwächlich Gefühlvolle zieht uns hinüber, das Übertriebene drängt sich auf, das Leere noch und das Gräßliche haben ihre Anziehung: das Reine, Starke auch nur gewahr zu

Digitized by Google

werden, bedarf es der Aufmerksamkeit. So auch unter den Menschen: ist nicht, um der Menschen Bestes und Reinstes in sich zu nehmen, ein erhöhter Zustand nötig, den wir Liebe nennen? Dieses Wort führen die Dichter und die Halbdichter unablässig im Munde, ihre Geschöpfe sind mit ihm behaftet, aber sieht man näher zu, wieviel ist daran verworrene Begierde, ein düsteres, selbstsüchtiges Trachten, ja ein Mißverständnis; wie selten ist der reine Blick, das bereite Herz, der aufmerksame Sinn? Wer ein Buch wie dieses, einen Geist, ein Wesen, genießen will, der sei auch da und mit der Seele da. Es haben sich an ihm viele versucht, und es nicht genossen; die innere Trägheit war entgegen, Verworrenheit, Unaufmerksamkeit, der Zwiespalt des eigenen Wesens. Gespaltenes will das Ganze nicht erkennen, ein Gegenwille tritt dann im dunkelsten, kaum bewußten Bereich dämonisch auf, ein Urteil wird nicht reif, das Vorurteil wirft sich dazwischen. Ein solches Vorurteil haftet an diesem Buch, es ist platt und töricht, aber seit vielen Jahrzehnten beharrend; allmählich wird es weichen, denn das Vortreffliche hat Zeit, es bleibt in sich stets lebendig, und sein Augenblick ist immer. Das Vorurteil geht dahin, es habe sich Goethe, als ein im Herzen kühler, alternder Mann, grillenhaft dem Fremden zu-, dem Nahen und Eigenen abgewandt und habe das orientalische Gewand wie eine Vermummung übergeschlagen, so sei dies Buch entstanden, woran alles fremd und seltsam, bis auf den Titel.

Diesem mit Streitgründen entgegenzutreten, ist schwer, denn um einen solchen Kampf auszufechten, müßte man sich auf eine andere Ebene begeben — eben wie für Goethes Vaterlandsliebe —, und jeder bleibt gern, wo er ist, mit denen, die ihm nahe sind, und denen, die er ehrt. Wer aber Gedichtetes zu lesen und durch den Buchstaben den Geist zu empfangen begnadet ist, der wird in diesem „West-östlichen Divan" nichts von Vermummung gewahr werden, sondern nur von Ent-

Digitized by Google

hüllung ohne jede Schranke. Doch ist es ein anderes, ob ein Jüngling leidenschaftlich sein Herz entblößt, oder ob ein reifer Mann, lebend und liebend, sich völlig denen dahingibt, die ihn zu fassen vermögen. Des Jünglings Herz ergießt sich wie ein schäumender Bergstrom gegen die Welt, das ist ein Schauspiel, das jeder fassen kann; der Mann ist der Welt inniger, als sich sagen läßt, verbunden, und nicht anders vermag er sein Inneres preiszugeben, als indem er gleichsam vor unsern Augen, aufleuchtend in der Glut seines Herzens, aus den Dingen hervortritt und sogleich sich wieder in die Dinge hinüberwandelt. Ein höchster, durchgebildeter Bezug zu den Menschen, ein weitumgreifender Blick über alle Weltgegenstände sind männlich: scharf zu trennen, innig zu verbinden, ist dem Mann gegeben. Dem Jünglinge gehts um alles und um nichts; daß er zu geben und zu nehmen wisse, und wie zu geben, wie zu nehmen, ist des Mannes Sache. Der Jüngling stürmt dahin, oder er liebt und starrt und stockt; sich lebend und liebend im Weitergehen zu behaupten, wird vom Mann verlangt. Dem Jüngling steht es gut an, daß er neun Zehnteile der Welt nicht gewahr wird: der Mann muß allem seinen Mann stehen, und noch die Vergangenheit fordert ihn hinaus: das unabsehbare Gegenwärtige aber wirft sich auf ihn wie ein verworrener Traum, der reingeträumt werden muß, ein wüster Schall, der zum Ton sich runden muß. So ist die Beschwerde groß, ein Mann zu sein: dafür nimmt er den größten Lohn dahin: der höchsten allseitigen Bewußtheit. Der Jüngling trägt sein Herz in Händen, aber sein Sinn ist dumpf; dem Greis geht alles dahin wie in einem Spiegel, der Mann allein ist wahrhaft im Spiel, und wie er ganz im Spiel ist, so ist er sichs ganz bewußt.

Dieses ruhmreiche Geschick des Mannes tritt in den zwölf Büchern von Blatt zu Blatt hervor. Im „Buch des Sängers", „Buch Hafis" ist es Selbstbehauptung, männlich, kühn, groß-

Digitized by Google

mütig, rauh und mild; im „Buch des Unmuts" Abwehr, Zurechtweisung, mutig, stark, ja derb; im „Buch der Liebe", „Buch Suleika" Hingabe, herrlich, schrankenlos, bis ans Mystische, Unfaßliche reichend; im „Schenkenbuch" Vertrauen unnennbarer Art zwischen Älterem und Jüngerem; im „Buch des Paradieses" höchstes Anschauen eigenen Wertes, Verklärung erfüllten Geschickes; in den „Büchern der Sprüche, der Betrachtungen, der Parabeln" letztlich zarteste Weltklugheit, Adlerauge und gelassene Hand, wie des Teppichknüpfers, vor dem Ungeheuren, Verworrenen.

Dies alles ist einer fremden Welt angenähert oder zwischen ihr und uns in der Schwebe: alles ist doppelblickend, und eben dadurch dringt es uns in die Seele; denn das Eigentliche in uns und um uns ist stets unsagbar, und doch ist dem Dichter alles zu sagen gewährt.

Soll ich nun, unter so vielen herrlichen, die Gedichte nennen, auf denen vor allem die Seele ausruht, immer wieder zu ihnen zurückkehrt, und durch welche sie, wie durch Tore, irgendwo hinzudringen meint, wo ihre eigentliche Heimat ist, so sind es vielleicht diese zehn: im „Buch des Sängers" das erste gleich ‚Hegire', worin die Wunderwelt, nicht sowohl des Orients als einer großen weltliebenden Seele sich aufschlägt; dann jene ‚Talismane', wahrhaft ewigen Gehalts, im ‚Gegenwärtigen Vergangenes', dies unvergleichliche Lebensgedicht, worin, aus einer deutschen Landschaft heraus, das Weiseste leicht und lieblich gesagt ist; endlich ‚Selige Sehnsucht'. Im „Buch Hafis" von denen, die ‚An Hafis' überschrieben sind, das zweite, das anfängt: ‚Was alle wollen, weißt du schon, Und hast es wohl verstanden', worin in Strophen unnennbarer Magie die Liebe mit der Welt, Weisheitsausspendung mit glühend reiner Lust verflochten sind, wahrhaft vier Elemente in eins gemischt; im „Buch des Unmuts" das erste: ‚Wo hast

Digitized by Google

du das genommen? Wie konnt es zu dir kommen?' Im „Buch Suleika" jenes ‚Wiederfinden', das in der Dichtung das gleiche ist, was eines von Beethovens reinsten Geschöpfen in der Musik; im „Buch des Schenken" die ‚Sommernacht'; im „Buch des Paradieses" ‚Berechtigte Männer', im „Buch des Parsen" ‚Vermächtnis altpersischen Glaubens'. Hat man aber eines dieser Gedichte betreten, so ist eine magische Grenze überschritten; man wähnt sich am Rande und ist doch schon im Kreise, ist schon in der Mitte. Ja, nicht nur diese auserwähltesten Gedichte, ein jedes auch von den kleineren, oft nur vier Zeilen aneinandergereiht, wird das gleiche bewirken, wo nur der Sinn gesammelt und hingegeben auf ihnen ruht. Denn ein solches Buch ist Leben, und erhöhtes Leben. Goethes Jünglingsgedichte fliegen uns durch die Seele wie Musik, in ‚Hermann und Dorothea', im ‚Meister' ist das Dasein wie in festen, von innen erhellten Bildern vor uns hingehalten, so ist auch der ‚Faust' eine Bilderfolge, freilich eine magische; hier aber, im „West-östlichen Divan", sind wir, wie nirgends, mitten in den Bereich des Lebenden gestellt. Der Jüngling begehrt zu leben, der Greis erinnert sich, gelebt zu haben, und jedem dieser Alter ist wieder eine Gewalt verliehen, die einzig ist. Aber der Mann allein ist wahrhaft der Lebende. Er steht wahrhaft in der Mitte des Lebenskreises, und der Kreis hält ihm die Welt gebannt. Nichts flieht vor ihm, wie er vor nichts fliehen kann. In der kleinsten Handlung ist auf das Größte Bezug, das überwunden Gewähnte tritt unversehens wieder hervor, das Vergeudete wie das Vergewaltigte wird gewaltig und meldet sich an, eigener Falschheit entrinnt man nie wieder, jedes Vergangene wirft den dünnen Schleier von sich und zeigt sich als ein ewig Gegenwärtiges. Jegliches führt Jegliches herbei, denn in jedem Sinn ist alles in den Kreis geschlossen, dem Gemüte müßte es fast schwindeln, wie es gewahr wird, daß des Schicksals wie der Menschen

Digitized by Google

Gunst erworben und verscherzt wird auf demselben Wege, daß das Leben ein unaufhörliches Wiederanfangen ist und ein unaufhörliches Wiederzurückkommen. So geht es uns in diesem Buch, wie es uns draußen im eigenen Bereich ergeht: wir meinen uns frei im Unendlichen zu bewegen, doch sind wir immer in die Mitte unseres Lebenskreises gebannt, und der Ring des Horizontes ist mehr als ein bloßer Augentrug. Aber dem dies widerfährt, dem wachsen die Kräfte, und es ist, als ob wiederum der Kreis ihn stärke. In seinem Herzen erneuert sich unablässig das Göttliche: wie dies geschehen, dies ist recht eigentlich, wenn man auf ein Unaussprechliches mit einem Wort hindeuten darf, der Inhalt dieses Buches. Das Buch ist in manchem Augenblick in mancher Hand, und wir sind nicht in jedem Augenblick fähig, Hohes zu fassen; aber es liegt in uns, daß wir dies und noch mehr fassen können.

* * *

PETRARCA

ZWEI SONETTE

Übertragen von Rainer Maria Rilke

Das siebenundfünfzigste

In ihres Alters blühendstem Beginn,
da Liebe Kraft gibt, daß man ganz empfinde,
der Erde lassend diese irdne Rinde,
schwand Laura, die belebende, mir hin:

und stieg zum Himmel nackt und schön und lebend;
von dort beherrscht sie mich und drängt und quält.
Ach, daß sie mich aus Sterblichem nicht schält
den letzten Tag, zum ersten dort ihn hebend.

Wie die Gedanken stets Gefolg ihr waren,
so müßte nun die Seele hinterher
leicht, heiter, steigend, um mich zu bewahren

Digitized by Google

vor solcher Not. Das Warten hat Gefahren
und macht mich immer in mir selber schwer.
O wie war Sterben schön heut vor drei Jahren.

Das einundsechzigste

Erhabne Flamme, mehr als schöne, schön,
zu der der Himmel neigte so unstreitig,
daß er beschloß, sie, ach für mich zu zeitig,
zu dem ihr gleichen Sterne zu erhöhn.

Jetzt erst erwach ich und gewahr, wie sie
zu meinem Besten jenen Wünschen wehrte,
da sie der Glut, die Jugend noch vermehrte,
ihr Antlitz süß zugleich und trügend lieh.

Ihr dank ich, ihrem Rat und Augenmerk;
wie machte sie mit sanftestem Verachten
in meinem Brand das eigne Heil mir dringend.

Durch Künste, welche würdge Früchte brachten,
war Zunge hier und Braue dort am Werk,
ich Ruhm auf sie, sie in mich Tugend bringend.

* * *

KAKUZO OKAKURA
DIE PRIMITIVE KUNST JAPANS

Von dem Japaner Kakuzo Okakura, den man den William Morris seines Vaterlandes genannt hat und der unseren Freunden durch sein wundervolles „Buch vom Tee" (Insel-Bücherei Nr. 274) kein Fremder mehr ist, erscheint demnächst, von Marguerite Steindorff aus dem Englischen übersetzt, ein neues Buch: „Die Ideale des Ostens". Ihm ist das folgende Kapitel entnommen.

DIE Herkunft der Yamato-Rasse[1], die die ureingesessenen Ainos nach Yezo und den Kurilen vertrieb, wo sie das Reich der Aufgehenden Sonne begründen sollten, ist tief verhüllt in

Digitized by Google

den Nebeln des Ozeans, dem dies Volk eines Tages enttauchte, und die Quelle ihres Kunsttriebes läßt sich unmöglich mehr ergründen. Ob die Yamatos ein Überrest der Akkadier sind, die auf ihren Fahrten längs den Küsten und Inseln Ostasiens ihr Blut mit dem der indo-tatarischen Völker vermischten; ob sie ein abgesprengter Teil der türkischen Horden sind, die ihren Weg durch die Mandschurei und Korea suchten, um sich früh schon am indisch-pazifischen Ozean niederzulassen; oder ob sie die Nachkommen arischer Wanderstämme sind, die über die Pässe von Kaschmir stießen, in den turanischen Völkern aufgingen, aus denen Tibetaner, Nepalesen, Siamesen und Birmesen wurden, und die Kinder des Yangh-tse-kiang mit den Kräften des indischen Symbolismus bereicherten: all das sind Fragen, die noch in dem Wolkennebel archäologischer Mutmaßung schweben.

Die Anfänge der Geschichte zeigen sie uns als eine in sich geschlossene Rasse, und kriegerisch wild, aber doch in den Künsten des Friedens bewandert, voll von Überlieferungen einer Sonnenkindschaft und von indischer Mythologie, voll von tiefer Liebe zur Poesie und großer Achtung vor den Frauen. Ihre als Schinto oder „Weg der Götter" bekannte Religion bestand aus den schlichten Riten des Ahnenkultus. Sie verehrten die Manen ihrer Väter, die sich zu den Scharen der Kami oder Götter auf dem mystischen Berge Takamagahara in dem Hochlande von Ama versammelten, einer Art Olymp mit der Gestalt der Sonnengöttin als Mittelpunkt. Jede japanische Familie rühmt sich noch heute ihrer Abstammung von den Göttern, die dem Enkel der Sonnengöttin folgten, als er auf dem achtstrahligen Wolkenweg vom Himmel auf die Insel niederstieg. Diese Tatsache hat eine Stärkung des Volksbewußtseins im Gefolge, das sich um die Einheit des Kaiserthrones schließt. Wir sagen stets, daß wir von Ama stammen; ob wir damit aber den Himmel, die See oder das Land Rama

Digitized by Google

meinen, läßt sich nur aus den schlichten, uralten Riten von Baum, Spiegel und Schwert[2] erraten.

Aus den Wassern der wogenden Reisfelder, aus den vielverschlungenen, stark zum Individualismus drängenden Linien des Archipels, aus dem gleichmäßigen Wechsel der mildgetönten Jahreszeiten, aus dem Silberglanze der Inselluft, aus dem satten Grün der quellenreichen Berge und der Stimme des Ozeans, die von den tannenumgrenzten Ufern widerhallt, ist die zarte Schlichtheit, die romantische Reinheit geboren, die die Seele der japanischen Kunst im Gleichgewicht erhält und sie sowohl von dem Hang zu eintöniger Breite der chinesischen wie von der überladenen Pracht der indischen Kunst befreit. Die angeborene Liebe zur Sauberkeit, die unserem Kunstgewerbe und unserer ornamentalen Kunst, wenn auch mitunter auf Kosten der Größe, ihre wundervolle Vollendung verleiht, ist auf dem Festlande wohl nirgends wieder zu finden.

Die Tempel von Ise und Idzumo[3] sind Heiligtümer reinsten Ahnenkults, deren Tori und Galerien starke Anklänge an die indischen Torane bergen. Sie werden dadurch in ihrer ursprünglichen Reinheit und Frische lebendig erhalten, daß man sie alle zwei Jahrzehnte formgetreu erneuert, und sind wunderbar in ihren schlichten Maßen.

Die Dolmen, deren Formen in bedeutsamer Beziehung zur ursprünglichen Stupa stehen und als Urbilder der Lingam gelten können, bergen schöngeformte Stein- und Tonsärge, die mitunter künstlerisch recht wertvolle Ornamente aufweisen und Kulturgeräte wie Schmuckgegenstände enthalten, Zeugnisse hoher Fertigkeit in der Bronze- und Eisentechnik wie in der Bearbeitung verschiedenfarbiger Steine. Man nimmt an, daß die Tonfiguren, die um den Grabhügel aufgestellt sind, die menschlichen Totenopfer früherer Zeiten symbolisieren sollen. Sie beweisen nicht selten das künstlerische Können der primitiven Yamato-Rasse. Jedoch überschwemmten bereits zu

Digitized by Google

dieser frühen Zeit die reiferen Kunsterzeugnisse der chinesischen Hâng-Dynastie Japan mit dem Reichtum einer älteren Kultur; und so wurden unsere ästhetischen Kräfte vollauf in Anspruch genommen von einem Neuen, das auf anders geartetem, höherem Niveau stand.

Was aus der japanischen Kunst geworden wäre ohne den Einfluß der Hâng-Zeit[4] und des später zu uns gelangenden Buddhismus, ist schwer auszudenken. Wer möchte es wagen, über die etwaigen Mängel einer griechischen Kunst Vermutungen anzustellen, die bei all ihrem gesunden und starken Gefühl des ägyptischen, pelasgischen oder persischen Hintergrundes hätte entraten müssen? Wie arm wäre die deutsche Kunst geblieben ohne das Christentum und die Berührung mit der lateinischen Kultur der Mittelmeervölker! Wir können hier nur feststellen, daß die Eigenheiten unserer primitiven Kunst niemals untergegangen sind. Sie ist es gewesen, die die geschweiften Dächer der chinesischen Architektur durch die zarten Rundungen des Kasuga-Stiles in Nara[5] gemildert hat, die ihre weibliche Feinheit den Schöpfungen der Fudschiwara-Zeit gab und der strengen Kunst Aschikagas den keuschen Stempel der Schwertseele aufdrückte. Auch der Fluß, der unter welken Laubmassen fortströmt, bricht immer wieder leuchtend durch und nährt das Wachstum, das ihn überwuchert.

Abgesehen von seiner ursprünglichen, unabänderlichen Bestimmung, scheint die geographische Lage Japan weit eher dazu bestimmt zu haben, die intellektuelle Bedeutung einer chinesischen Provinz oder einer indischen Kolonie anzunehmen. Allein der Fels unseres Rassenstolzes und unserer organischen Einheit hat die Jahrtausende unerschüttert überdauert trotz der gewaltigen Wellenstürze, die sich, von den beiden großen Polen asiatischer Zivilisation herkommend, an ihm brachen. Der nationale Genius hat sich niemals über-

Digitized by Google

wältigen lassen. Niemals hat ihm der Nachahmungstrieb die freie Schöpferkraft genommen. Stets war genügend Kraft vorhanden, um die empfangenen Einflüsse, mochten sie noch so wuchtig sein, aufzunehmen und zu verarbeiten. Es gereicht dem asiatischen Festlande zum Ruhme, daß es in Japan bei jeder Berührung neues Leben und neue Begeisterung weckte. Es gelangt dem Volke Amas zur höchsten heiligen Ehre, daß es sich für unüberwindlich hält, nicht allein in einem ausgesprochenen politischen Sinne, sondern tiefer und immer tiefer auch als der schaffende Geist der Freiheit in Leben, Denken und Kunst.

Dieses Bewußtsein hat die streitbare Kaiserin Zhingo dazu getrieben, über See zu eilen, um dem kontinentalen Kaiserreiche zum Trotz die tributpflichtigen koreanischen Königreiche in Schutz zu nehmen. Dieses Bewußtsein jagte dem allmächtigen Yodai aus der Zui-Dynastie Schrecken ein, als es ihm den Titel „Kaiser des Reiches der sinkenden Sonne" beilegte. Das gleiche Bewußtsein bot den selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans[6] die Stirn, der, damals auf der Höhe des Sieges, seinen Eroberungszug über den Ural bis Moskau fortsetzen wollte. Möge Japan nie vergessen, daß der gleiche heroische Geist es heute wieder neuen Problemen gegenüberstellt, zu deren Bewältigung es immer steilere Höhen der Selbstachtung erklimmen muß.

ANMERKUNGEN

[1] Yamato-Rasse: Das Wort Yamato wird hier als Synonym für Ama, die primitiven Einwohner Japans, gebraucht. Es ist gleichzeitig der Name einer japanischen Provinz.

[2] Die schlichten Riten von Baum, Spiegel und Schwert: Der erwähnte Baum ist der Sakaki oder Götterbaum, an dem Stücke von Brokat, Seide, Leinen, Baumwolle und Papier aufgehängt werden, die auf bestimmte Art zugeschnitten sind. Spiegel und Schwert gehören zu den kaiserlichen Insignien, die die Sonnengöttin ihrem Enkel übergab, als er auf das Inselreich niederstieg. Die Schinto-

Digitized by Google

Heiligtümer enthalten nichts als einen Spiegel. Das Schwert, das der Überlieferung nach aus dem Schweife eines von Susasmo, dem Sturmgotte, getöteten Drachen genommen wurde, wird in einem besonderen Tempel zu Atsuta verehrt.

[3] Die Tempel von Ise und Idzumo: Der Ise-Tempel ist das Heiligtum der Sonnengöttin. Er liegt im Bezirk von Yamada, in der Provinz Ise, in Mitteljapan. Der Idzumo-Tempel ist den Nachkommen des Sturmgottes geweiht, die sämtlich Herrscher von Japan waren, ehe der Enkel der Sonnengöttin zu dem Reiche niederstieg. Er liegt in der Provinz Idzumo an der Nordküste Japans. Die Tempel von Ise und Idzumo sind ganz aus Holz gebaut. Jeder von ihnen hat zwei verschiedene Standorte, und an einem von ihnen werden sie alle zwanzig Jahre ihrer ursprünglichen Form getreu neu erbaut. Ihr Stil weist auf die Entwickelung in der Bauart der Bambus- oder Holzhütten hin, wie sie heute noch zahlreich an der Südostküste Asiens zu finden sind. An die Zeltform erinnert er dagegen nicht.

[4] Hâng-Zeit: Die erste Woge kontinentalen Einflusses, die vor dem Auftreten des Buddhismus im sechsten Jahrhundert über die primitive Kunst Japans hereinbrach, war die der Hâng-Kultur und der Sechs Dynastien Chinas.

Die Hâng-Kunst selbst war nur eine natürliche Frucht der uralten chinesischen Kultur, die unter der Schu-Dynastie (1122—221 v. Chr.) zu ihrer letzten Höhe gelangte. Ihr eigenster Gedanke kann im weitesten Sinne des Wortes nach dem großen Weisen, der den grundlegenden Geist Chinas verkörperte und in Worte faßte, als Konfuzianismus bezeichnet werden.

[5] Der Kasuga-Stil in Nara: Der Kasuga-Stil ist eine Weiterentwicklung des Schinto-Stiles von Ise und Idzumo. Er zeichnet sich durch äußerst zart gerundete Linien aus, die einerseits an die Stelle der geraden Linie der Yamato-Architektur, anderseits an die Stelle der ausschweifenden Formen des chinesischen Baustiles treten.

[6] Die selbstüberheblichen Drohungen Kublai-Khans: Nach seiner Eroberung Chinas schickte Kublai-Khan Gesandte nach Japan und verlangte die Unterwerfung. Der energischen Ablehnung folgte ein Überfall auf einige der entlegensten Inseln. Da geschah es, daß des Nachts eine mächtige Wolke aus dem Tempel von Ise aufstieg, während die japanischen Streitkräfte wachend am Ufer lagen. In dem Sturme, der aus der Wolke hervorbrach, ging die Flotte des Eindringlings mit ihren

Digitized by Google

Georg A. Mathéy: Judith. Holzschnitt

C 287 C

Digitized by Google

zehntausend Schiffen und einer Million Bemannung mit Mann und Maus unter. Nur drei Mann kamen mit dem Leben davon. Es war der göttliche Wind von Ise, der dies vollbrachte. Bis auf den heutigen Tag nimmt jede einzelne Sekte in Japan den Ruhm für sich in Anspruch, den Sturm durch ihre Gebete hervorgerufen zu haben. Dies Ereignis stellt den einzigen Fall dar, in dem die Beherrscher Chinas eine aggressive Politik gegen Japan führten.

* * *

CHARLES-LOUIS PHILIPPE

DAS BROT DER WITWE BLANCHARD

In dem Roman „Charles Blanchard", über dessen Vollendung Charles-Louis Philippe vorzeitig starb, so daß nur Bruchstücke davon vorliegen, wollte der Dichter den Lebensgang seines Vaters schildern, der sich aus den traurigsten Verhältnissen heraufgearbeitet und durch Pflichterfüllung und Energie eine geachtete Existenz geschaffen hatte. Meisterliche Reife der Sprache und des Stils, visionäre Kraft der Bilder und wundersame Beseeltheit der Vorgänge können diesen Bruchstücken nachgerühmt werden, die damit zu dem Besten, was die französische Prosaliteratur geschaffen hat, gerechnet werden dürfen. Gleichzeitig mit dem „Charles Blanchard" erscheinen im Insel-Verlag Charles-Louis Philippes „Jugendbriefe an Henri Vandeputte".

CHARLES Blanchard knüpfte bald eine Bekanntschaft an, deren Wert man noch höher schätzt, wenn sie einem fehlt. Man nennt sie das Brot.

Das Brot Solange Blanchards glich nicht dem Brot aller andern. Das Brot aller andern kostet vier Sous das Pfund und kommt vom Bäcker. Es ist so schön und zart, daß man meinen sollte, es müßte mit einem andern Namen genannt werden als dem, den man dem Brot gibt. Es fiel ihr nicht schwer, darauf zu verzichten; denn es ähnelte den Kuchen, an die man Butter

Digitized by Google

getan hat und von denen sie wohl wußte, daß sie sie nicht alle Tage essen durfte.

Jeden Samstag kaufte sie neun Pfund Mehl. Um den Sack, in den sie es hinein tat, wickelte sie ihre Schürze, weil sie Angst hatte, daß er Löcher haben könnte. Sie feuchtete das Mehl an, mischte etwas Hefe darunter und knetete die Masse, die sie so erhalten hatte. Vielleicht verstand sie sich nicht so gut darauf wie der Bäcker; jedenfalls formte sie einen großen Laib daraus, der, wenn er aus dem Ofen kam, sie eine ganze Woche ernähren konnte. Sie tat sogar etwas Kleie an das Mehl, und sie war sehr zufrieden damit. Die Kleie gibt keinen schlechten Geschmack, sie ist nahrhaft, denn sie dient dazu, die Tiere zu mästen; kurz, sie hat ihr Gewicht und ermöglicht es, mit neun Pfund Mehl ein Brot zu bekommen, das zehn Pfund auswiegt.

In den ersten Tagen war Solanges Brot schwarz und teigig. Es klebte am Gaumen, man brauchte schon eine ziemliche Kraft und eine ziemliche Geschicklichkeit, bis es, wie man zu sagen pflegt, herunterrutschte und dorthin kam, wo das Brot hingehört, nämlich in den Magen. Hatte man es hinuntergeschluckt, so erhielt man seine Belohnung, ein Bissen gesellte sich zum andern, man merkte den Gehalt des Brotes, man konnte sein Gewicht würdigen, es ließ sich nicht leugnen, daß es da war. Man sagte: Diesmal hab ich aber Brot gegessen! Es war sogar zu befürchten, daß es einen erstickte. Aber nach drei Tagen unterlag es gewissen Wandlungen. Es wurde nicht hart, wie man hätte denken sollen; die Erscheinung, die zutage trat, war von etwas anderer Art. Zunächst wurde es trocken, dann schien es, daß das Mehl wieder zu seinem Recht kommen wollte, die teigige Masse zerfiel, jeder Brocken zerkrümelte, man bekam eine Art Sand, und man mußte viel Speichel aufwenden, um die körnigen Krümel zusammenzubinden. Nach etwa sechs Tagen wurde das Brot zu Asche,

Digitized by Google

die man nur mit großen Schlucken Wasser hinunterspülen konnte.

Doch wie es auch beschaffen sein mochte, Solange Blanchard besaß für ihr Brot eine ganz besondere Verehrung und Wertschätzung. Charles Blanchard aß nach Art der Kinder, indem er sich mit allen möglichen Gedanken beschäftigte, die ihm in den Kopf kamen. Er ließ seine Blicke umherschweifen, er summte beim Kauen vor sich hin, er stand auf und lief um den Tisch herum. Seine Mutter rief ihn zur Ordnung:

— Paß auf dein Stück Brot auf, mein Kleiner!

Er hätte es womöglich aus der Hand fallen lassen. Wenn in dem berüchtigten Stadium des vierten, fünften und sechsten Tages die Krumenmasse, von der bereits die Rede war, nur noch wie aus Gewohnheit an der Kruste hing und nahe daran war, sich wie Sand, den nichts mehr zurückhält, auf dem Boden zu verbreiten, sagte sie zu ihm:

— Man hält beim Essen seine Hand unter das Stück Brot. Du siehst doch, daß die Krümel sonst auf die Erde fallen.

Und wenn, wie man zu sagen pflegt, seine Augen größer gewesen waren als sein Magen und er die Scheibe Brot, die ihm seine Mutter abgeschnitten hatte, nicht aufessen konnte, so nahm sie ehrfurchtsvoll den Rest, den das Kind nicht gegessen hatte, und hob ihn sorgsam auf, damit er ihn am andern Tag wieder finden könnte.

Gegen Ende der Woche sagte sie sogar Worte, wie sie Mütter sonst nicht sagen:

— Zwing dich nicht zu essen, mein kleiner Junge!

Sie ging mit ihrem Brot um wie die Heiligen mit ihrer Seele. Sie bewahren sie völlig für den Dienst Gottes. Sie wissen, daß der Wind sie verwehen, daß eine Maus sie verzehren könnte, sie wissen, daß alles, was recht, und alles, was gut ist, daß alles, was in ihrem Herzen zählt, sorgsam verschlossen gehalten werden muß. Sie wissen, daß der Geist des Bösen umhergeht und

Digitized by Google

daß er gefräßig ist. Es geht übrigens auch um ihr ewiges Heil.

Ein abergläubischer Schrecken erfaßte sie bisweilen. Sie hüllte ihr Brot in ein Tuch; wenn sie es auseinanderfaltete, nahm sie sich sehr in acht, daß ihr nicht ein Stück Krume oder Kruste, das zufällig abgebröckelt sein mochte, entglitte und zu Boden fiele. Sie verschloß es in einem Kasten, dessen Deckel sie zuschlug, und dann war sie noch besorgt, ob auch der Kasten gut verschlossen sei. Sie fürchtete sehr die Mäuse, die nicht groß sind. Sie hatte Angst vor den Katzen, die geschickt sind. Wie leicht wäre es möglich gewesen, daß sich während ihrer Abwesenheit irgendein Tier an das Brot heranmachte, es beknabberte und das Beste auffraß. Sie fürchtete, daß eine Schabe ihr ein ganzes Pfund wegfressen könne.

Doch der eigentliche Kampf spielte sich nicht zwischen dem Brot, den Mäusen, den Katzen und der Unordnung ab, die ein Kind mit ins Haus bringt. Es gibt andere Feinde für das Brot der Armen, alles wird zum Feind für das Brot der Armen. Was sie lieben, ist ein Feind, was sie hassen, ist ein Feind. Das Brot erinnert an ihr Herz, an das Herz der Kranken, das jede Erregung angreift. An Tagen des Wohlbefindens hatte Solange Blanchard etwas mehr Appetit und aß etwas zuviel von diesem Brot, das sie mit so vieler Mühe verdient hatte. An Tagen, wo sie sich krank fühlte, aß sie etwas weniger als sonst, doch dann befürchtete sie, daß ihre Krankheit sie am Broterwerb hindern könnte. Freude wie Schmerz war zu fürchten. Das Brot schien hier eine größere Rolle als überall sonst zu spielen, nichts begab sich, ohne es zu gefährden.

Unter den Tagen gab es zwei im Jahr, die ihr einen schweren Stoß versetzten. Der erste war der elfte Mai, der zweite der elfte November. Es waren die Tage des Mietzinses. Sie kündigten sich von ferne an. Der elfte Mai rückte schon vom Abend des elften November an näher. Der elfte November kostete Solange

Digitized by Google

Blanchard zwanzig Franken. Sie sagte sich dann, daß der elfte Mai in einem halben Jahr da sein würde, also in hundertundachtzig Tagen. Der elfte Mai würde sie wieder zwanzig Franken kosten; es war so viel, wie wenn sie jeder Tag, der sie von ihm trennte, auf zwei Sous zu stehen käme. Es wäre also richtiger, nicht zu sagen, daß nur an zwei Tagen im Jahr das Brot Einbuße erlitt. Jeder Tag hatte seine Bedeutung, jeder Tag nahm einem je nach dem Preis, den das Mehl kostete, ein Pfund weg. Die Zeit vergeht nicht, ohne von einem zu verlangen, ihr eine Gebühr zu entrichten. Selbst nachts, wenn man schläft, stiehlt einem jede Stunde, die schlägt, ein Stück Brot.

Wenn sie gingen, geschah es auf Kosten des Brots, denn sie nutzten ihre Schuhe ab. Wenn sie saßen, scheuerten ihre Kleider gegen das Stroh ihres Stuhles. Wenn sie im Freien waren, durchnäßte der Regen den Stoff ihrer Kleidung oder die Sonne bleichte ihn aus oder der Schmutz fraß an ihm. Und die Wäsche, die man schmutzig macht! Einmal bekam das Kind Läuse, die Läuse der Armen sind hartnäckig, man mußte sich entschließen, für zwei Sous graue Salbe zu kaufen. Seit 1849 hat man uns gelehrt, daß das Leben ein ständiger Kampf ist, daß der Geist der Vernichtung uns bedrängt, daß selbst in unserm Körper der Krieg erklärt ist, die schädlichen Zellen verbringen ihre Zeit damit, die gesunden anzugreifen, sie wollen das Leben der Lebendigen zerstören. Solange Blanchard ahnte diese Wahrheit vor den Entdeckungen des Institut Pasteur. Womit sie sich auch beschäftigte, wieviel Aufmerksamkeit sie auch verwandte, wohin sie sich auch richtete, um der Gefahr zu begegnen, tausend Feinde fielen sie an, die es auf ihr Brot abgesehen hatten. Es geschahen Dinge wie dieses: das Kind wuchs heran, seine Schuhe drückten es, die Ärmel seines Rockes gingen nur bis zum Ellbogen, für seine Schultern war kein Platz mehr. Es brauchte Kleider. Um Kleider zu kaufen, muß man viel Geld haben, für das man kein Brot mehr

Digitized by Google

kaufen konnte. Das Brot, das er gegessen hatte, hatte den Knaben wachsen lassen. Das Brot selber führte mit dem Brote Krieg!

Viel schneller als wir lernen die Armen Gottes Gesetz kennen, und ohne daß sie das Böse mit dem Mikroskop zu untersuchen brauchen; denn es umgibt sie und drängt sich ihren Sinnen auf. Solange Blanchard fühlte sich sehr gering vor einem natürlichen Gesetz, sie fühlte sich sehr schwach inmitten der Elemente: war es nicht der Wille, der die Welt regiert, der ihrem Brot feindlich gesinnt war!

Lange Zeit war Weinen der einzige Widerstand, den sie ihm entgegensetzte. Durch ihre Tränen hoffte sie, sie wußte selbst nicht wen, im Weltall zu rühren. Sie trocknete sie nicht, sie ließ sie fließen; es kommt ein Augenblick, wo deine Wangen rieseln, wo ein warmes Wasser sich über dein ganzes Gesicht ergießt, selbst bis in deinen Mund hinein: deine Tränen sind es, die du trinkst! Sie spürte ihren Geschmack: sie sind stets bitterer, als man geglaubt hat.

Wenn sie getrocknet sind, läßt der Stoff, den sie enthalten, auf der Haut eine Art Unreinheit zurück, die verrät, daß man geweint hat. Wenn sie sich manchmal abends im Spiegel betrachtete, gaben schwarze Flecken und Furchen um die Wangen herum ihr Ähnlichkeit mit jenen alten Frauen, die sich nicht mehr waschen, weil sie dem Tod zu nahe sind, um ihr Gesicht noch zu pflegen. Sie war sehr rot, sie war sehr schmutzig, sie war sehr häßlich. Sie kehrte ihr Gesicht dem Himmel zu und sagte:

— Sieh, Herr, in welchen Zustand du deine Dienerin versetzt hast!

Schließlich wurde sie der Tränen müde. Der Tag kam, wo sie, unzufrieden über ihr langes Weinen, übersättigt vom Schmerz und nicht getröstet, selber dem Schmerz zürnte, etwa so wie man einem Freund zürnt, von dem man einen Dienst

Digitized by Google

erwartet hatte. Sie gab sich alle Mühe, ihn zurückzudrängen. Sie dachte viel nach und versuchte irgend etwas ausfindig zu machen, das in ihrem Leben den Platz einnehmen könnte, den bis jetzt der Schmerz behauptete. Sie sagte sich:

— Vielleicht gibt es noch ein anderes Mittel, als Tränen zu vergießen, denn das hat mir bis jetzt nicht geholfen.

Eine Zeitlang dachte sie daran, sich Arbeit zu suchen. Rasch stellt man sich vor, wohin man es mit Arbeit bringen kann. Die Arbeit gestattet es, Miete zu bezahlen, die Arbeit gestattet es, Kleider zu kaufen, die Arbeit gestattet es, Brot zu kaufen. Eine gut bezahlte Arbeit würde noch mehr gestatten: man könnte sich viele gute Sachen leisten, an die man vorher noch gar nicht gedacht hat: Kartoffeln und Käse; man könnte sich eine Gemüsesuppe machen. Sie verlangte nicht einmal so viel. Sie glich den Kranken, die die völlige Genesung nicht zu fordern wagen, sondern die schon so glücklich wären, wenn sie etwas weniger zu leiden brauchten! Sie zürnte dem Schmerz: denn wer arbeitet, braucht nicht zu weinen.

Sehr oft wiederholte sie sich:

— Ach ja, ich muß sehen, daß ich Arbeit finde!

Sie wußte nicht, wie sie es anfangen sollte. Ihr erster Gedanke war, daß die Reichen schon ihre Dienstboten haben, die ihnen alle Arbeit besorgen, und daß demnach dort, wo man unterkommen könnte, alle Stellen besetzt sind. Es gab wohl noch einige Leute, die eine Aufwartefrau nahmen, aber bei zwei von ihnen arbeitete sie bereits. Sie mußte sich sogar sagen, daß sie viel Glück gehabt hatte.

Ein Ereignis trat ein. Sie erfuhr, daß eine Nachbarin, deren Mann Maurer war und gut verdiente, jeden Samstag die Kirche zu kehren bekam und an diesem Tag zwanzig Sous verdiente.

Eine andere hätte sich gesagt:

— Das ist etwas, woran ich nicht gedacht habe. Es muß also noch etwas anderes geben.

Digitized by Google

Solange Blanchard handelte nicht so. Sie sagte sich:

— Es gab noch Arbeit. Nun hat man sie weggenommen. Jetzt ist keine mehr da.

Eine schöne Hoffnung ging dahin, es war ein großes Ereignis. Es handelte sich nicht einfach mehr um eine Arbeit, die darin bestand, die Kirche zu fegen, und die man ihr nicht aufgetragen hatte, es handelte sich um das Letzte auf Erden, das dem angeboten war, der zugreifen wollte: das hatte man ihr jetzt weggenommen.

Die Zeit verging. Wenn sie ihr Brot auf den Tisch legte, so geschah es zuweilen, daß sie sich hinstellte und es genau untersuchte. Denn obgleich sie ihm einen hohen Wert beimaß, war sie sich doch seiner Fehler bewußt. Sie sagte:

— Es ist recht schwarz und häßlich.

Sie aß ein Stück von der Kruste: sie schmeckte nach Steinen. Sie aß eine Handvoll Krume: sie schmeckte nach Sand.

Sie sagte dann:

— Hätte man wenigstens genug davon!

Sie wog das Stück in der Hand; sie täuschte sich nie in ihrer Schätzung: es waren noch soundso viel Pfund da! Auf die Qualität kam es weniger an; sie hätte lieber gesehen, wenn es noch schlechter wäre, dafür aber mehr übrigbliebe. Schlecht zu sein, wäre für das Brot die beste Eigenschaft gewesen. Vielleicht hätten sie, wenn die Kruste noch härter und die Krume noch bröckliger gewesen wäre, nicht diese gewaltigen Scheiben verschwinden lassen können, auf die sie es beim Essen brachten.

Doch eines Tages hörte Solange Blanchard mit diesen Überlegungen auf. Wie man in der Mathematik zu sagen pflegt, glaubte sie die Lösung gefunden zu haben. Man findet schließlich immer etwas, wenn man sucht. Sie machte eine wirkliche Erfindung. Das Prinzip war ganz einfach. Eines Tages sagte sie sich:

Digitized by Google

— Könnte ich es nur dahin bringen, weniger Brot zu essen! Auf diese Weise würde unser Vorrat länger reichen.

Sie dachte sich ein merkwürdiges Verfahren aus. Jeder wird in seinem Leben die Beobachtung gemacht haben, daß man zwischen den Mahlzeiten nichts essen soll, denn sonst hat man in dem Augenblick, wo man sich zu Tisch setzt, keinen Hunger mehr. So kommt es, daß Menschen, die es nicht gewohnt sind, um vier Uhr zu vèspern, an dem Tag, wo sie sich dazu verleiten lassen, dafür büßen müssen. Beim Abendessen merken sie, daß das Vesperbrot ihnen, wie sie sich ausdrücken, den Appetit verdorben hat.

Die Erfindung Solange Blanchards ging von dieser Erkenntnis aus. Sie wartete vier Uhr ab, und als es vier Uhr schlug, öffnete sie den Deckel des Brotkastens. Wenn sie auf das Brot, das sie mittags gegessen hatte, jetzt noch ein kleines Stück nahm, so würde das, glaubte sie, bei einem noch vollen Magen eine Blähung hervorrufen und verhindern, daß die Verdauung mit der gewöhnlichen Geschwindigkeit vonstatten ginge. Um sieben Uhr schien sie in der Tat keinen Hunger zu haben. Sie sorgte für das Kind und konnte ihm ohne zu lügen sagen:

— Ich habe schon gegessen, mein Kleiner.

Sie sah ihm zu. Sie war wirklich erstaunt, diesen Gedanken nicht früher gehabt zu haben. Gewöhnlich aß sie viel, und wenn sie sich abends nicht Vernunft gepredigt hätte, wäre sie imstande gewesen, ein ganzes Pfund Brot zu essen.

Aber es geschah ihr, was vielen Erfindern geschehen ist, deren Einbildungskraft rege war und der Wahrheit, die immer ihre Zeit braucht, um ein Stück vorauseilt. Am ersten Abend erkannte sie die Ergebnisse ihres Versuches noch nicht an, und sie zog es vor, bis zum folgenden Morgen zu warten, denn sie hoffte durch ihre Hartnäckigkeit die Natur zu zwingen, ihr zu folgen. Folgendes hatte sich begeben: um sieben

Digitized by Google

Uhr hatte sie keinen Hunger, doch um acht Uhr hatte sie den sehr deutlichen Eindruck, daß ihr Magen größer geworden sei und, was sie ihm um vier Uhr mehr als gewöhnlich gegeben hatte, seinen Umfang vermehrt habe, daß ein gewaltiger Magen, ein Riesenmagen, ihr einen Hunger verursachte, gegen den anzukämpfen sie zu schwach war. Dennoch aß sie nichts, kraft folgender Erwägung:

— Es ist wahrhaftig Zeit, zu Bett zu gehen. Um zu schlafen, brauche ich nichts zu essen.

Am nächsten Tag wurde sie grausam bestraft. Mittags mußte sie sich, koste es was es wolle, satt essen. Und da sie sich abends nicht ergeben wollte und um vier Uhr wieder dieselbe Sache gemacht hatte, mußte sie um acht Uhr, wenn sie nicht in Ohnmacht fallen wollte, das Brot aus dem Kasten holen und vier große Scheiben essen, das heißt, bis sie sich wieder wohlfühlte. Verglich man nun, was sie sich am Abend vorher abgespart hatte, mit dem, was sie heute mehr hatte essen müssen, so mußte man sogar sagen, daß der Versuch nicht zu ihrem Vorteil ausgeschlagen war und das Brot vermindert daraus hervorging.

Das war ein trauriger Tag. Denn traurig ist ein Tag, an dem man einsieht, daß einem nichts übrigbleibt, als abzuwarten, was kommen wird. Sie sagte immer wieder:

— Mein Gott, was soll aus mir werden!

Es wurde nicht viel aus ihr.

* * *

TIBULL
SULPICIA SPRICHT:
I

SCHON' meines Freundes! Herr der Weideflur,
o Eber! Herr auch in des Bergwalds Schauer!
Und Amor! du begleite seine Spur,
halt ab von ihm den Stoß der grimmen Hauer!

Digitized by Google

Ach, daß Dianens Glut ihn mir entführt,
— Fluch dir, o Wald, Fluch über euch, ihr Hunde! —
wo er den Berg umstellt, durchs Dickicht spürt,
obs auch die zarten Hände roh verwunde.

Ists Wahnsinn nicht? sprecht: ists nicht Raserei,
des Wilds verborgen Lager zu beschleichen,
ob auch der Schenkel weiße Pracht dabei
der Brombeer brandmarkt mit dem roten Zeichen?

Und doch — gern trüg ich selbst das Netz daher,
bergauf, bergab, dürft neben dir ich schweifen;
und wenn der flüchtge Hirsch erspähet wär,
löst ich der hurtgen Rüden Eisenreifen.

Wie schön wär mir der Wald mit dir, mein Licht!
ein Lager nur, dem Hohn zum Trotz, uns beiden —
und ob der Eber aus dem Netze bricht,
nicht sollt es uns von unsern Wonnen scheiden ..

Du jagst allein — so sei der Venus feind!
Dianens Dienst erfordert keusche Hände;
und die zu fesseln meinen Amor meint,
find unterm Raubgetier ein elend Ende!

Du jagst allein — wirf ab Dianens Joch,
dem Vater laß die Lust, im Wald zu jagen.
O daß du heute kehrtest, heute noch,
an einen Busen, der nur dir geschlagen.

II

Der Tag, der dich, Kerinthus, mir gebracht,
sei heilig mir vor allen Feiertagen!
gab er uns Mädchen neuer Knechtschaft Plagen,
sang dir die Parze stolze Königsmacht.

Digitized by Google

Und ich vor allen bin entbrannt in Gluten:
o selges Glück, entbrennst auch du für mich!
Bei süßer Heimlichkeit beschwör ich dich,
bei deinen Augen, deinem Geist, dem guten.

Komm, Genius, Rauchopfer bring ich dar:
Gib, daß er meiner denkt in heißer Minne!
Doch läg ihm eine Liebere schon im Sinne,
dann, Heilger, laß den trügrischen Altar.

Sei du gerecht auch, Venus: gleiche Bande
laß beid uns tragen — oder gib mich frei!
Doch lieber sei'n es starker Ketten zwei,
die zu zerstören keine Zeit imstande.

Er fleht um gleiches ja, doch wortlos schier,
die Scham verwehrt ihm, laut den Wunsch zu zeigen;
dir, Göttlicher, dir redet auch das Schweigen,
o nicke „ja" — was liegt an Worten dir?

Übertragung von Eduard Ad. F. Michaelis. (Insel-Bücherei Nr. 331.)

* * *

ANDREAS HEUSLER
DER HELIAND

DER Heliand — das ist Heiland, Salvator — ist eine umschreibende Übersetzung der lateinischen Evangelienharmonie, eines Werkes, das die vier Evangelien, so gut oder schlecht es ging, mehr emsig als feinfühlig, zu einem Ganzen zusammengestückt hatte. Der deutsche Übersetzer hat sehr vieles ganz ausgeschieden; was er behält, hat er durchweg in eine andere Seelensprache übertragen. Es ist reizvoll zu sehen, wie eine blutjunge Kultur die altersmüde der Quelle umwandelt.

Der lateinische Urtext ist nüchtern; trockene Berichterstattung. Der Sachse verpflanzt ihn in begeisterte, persönlich ergriffene Verherrlichung. Dies geht bis ins Beiläufige und

Digitized by Google

Kleine. Personen und Sachen sind womöglich schön, groß und herrlich. Alle Frauen von der guten Partei, auch die verhärmten Marien am Grabe, sind von schönem Äußern; Johannes kommt als ein Ausbund von Schönheit zur Welt; auch Jesu Windeln sind schmuck, Ägypten ist der Länder bestes, und der Heilige Geist erscheint als kräftiger Vogel, als herrliche Taube.

Die Quelle enthält sich eigener sittlicher Wertsetzung; es ist noch die tiefe Sachlichkeit der antiken Welt. Im Heliand ist der christliche Dualismus voll entwickelt: alles ist gut oder böse, und das Gefühl des Erzählers nimmt lebhaft Partei. Was nicht zu dem Helden gehört, das sind die „erbosten Widersacher", die „falschen Feinde", die „haßerfüllten Juden". Auch der maßvolle Pilatus ist der zornmütige, stolze Mann. Eine Flut von Preis und Entrüstung wogt durch das Werk. Ja, gegen den Sinn der Quelle kann der Verfasser den sittlichen Gesichtspunkt hereinbringen: Zu den klagenden Weibern spricht der Kreuztragende: eure bösen Taten mögt ihr bejammern, für eure Bosheit werdet ihr grausam entgelten. Die Juden bleiben vor dem Gerichtshaus, um nicht am Festtag unrechte Worte, Freches urteilen zu hören. Die Worte des Hauptmanns von Kapernaum sind dahin gewandt: obschon ich über gehorsame Mannen in Fülle gebiete, weiß ich mich als unwürdigen Sünder. Daß man dem Gekreuzigten einen Schwamm mit Essig und Galle reicht, brandmarkt der Dichter als besonders schwarze Tat.

Der Urtext redet nicht unmittelbar ins Gewissen; die berichteten Taten und Worte sollen durch sich selbst Eindruck machen. Der Heliand spricht zu einer Gemeinde, die er im Glauben befestigen, zu gutem Lebenswandel anhalten will. Das Evangelium ist ihm Text zu Sittenpredigten. So ist die prosaische Vorlage in gewissem Sinne mehr Epos als das erbauungsfrohe Versgedicht. Nähme man den Heliand als freies Kunstwerk, so müßte man finden, daß sich der Verfasser zum

Digitized by Google

Beispiel die ergreifende Stelle von Petri Reue verdirbt durch zwei verstandesmäßige moralische Anhängsel. Aber für unsern Mann besteht hier kein Widerstreit: die sittliche Besserung ist sein bewußtes Ziel, die Erschütterung des Gemüts ist ein Mittel dazu.

In der Quelle, die sich meist aus Matthäus nährt, ist Jesus noch der Mensch. Für den Heliand versteht sich seine Gottheit von selbst. Jesus ist, wie Gottvater, der Himmelskönig und der König schlechthin, aller Könige kräftigster usw. Diese fortwährend gebrauchten Namen übertönen die Bedürftigkeit des Menschensohns. Doch gibt sich der Dichter keinen theologischen Grübeleien hin über Person und Heilswerk des Erlösers. Am meisten betont er an Jesu die Lehre, also die dem Verstande faßliche Seite, die sittliche Vorschrift und die Offenbarung von ewigem Lohn und Strafe.

Der Teufelsglaube erscheint verstärkt. Dem Dichter ist jeden Augenblick gegenwärtig, daß das Böse von den unholden Geistern kommt; immerzu huschen ihm die Teufelchen, die „leiden Wichte", durch die Gedanken; auch ins Vaterunser bringt er sie hinein. Aber auch ihren Obersten, den Satanas selbst, läßt er über die biblische Quelle hinaus eingreifen.

Den Dichter durchdringen die Gedanken der Reue und Buße, der menschlichen Schwäche und der göttlichen Gnade. Aber die asketischen, weltfeindlichen Züge des Glaubens unterstreicht er nicht. Seine Stimmung ist frei von der ängstlichen und tränenseligen Zerknirschung mancher seiner englischen Vorgänger. Er hat im ganzen einen freundlichen Blick auf das Erdenleben. Seine Schadenfreude an der Höllenpein der Sünder ist maßvoll. Es ist keine schwärmerische, aber eine gemütswarme Gläubigkeit. Sie denkt nicht an geheimnisvolle Versenkung in die Gottheit, sondern an ein eifriges Befolgen der Lehre in demütigem Vertrauen und im Aufblick auf den jenseitigen Lohn. Gegenüber dem Zärtlichen, Mädchenhaften,

Digitized by Google

Klosterbehüteten, das gleich mit Otfrid in unsrer deutschen Dichtung einsetzt und im ganzen die kirchliche Poesie des Mittelalters kennzeichnet, hat unser Heliand ein ganz Teil stämmiger Nervenfrische: er ist die männlichste der Messiaden.

Aus der Einführung zu dem soeben erschienenen Buche „Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis", denen die folgende Probe entnommen ist:

★

ABRAHAMS FÜRBITTE FÜR SODOM

DA hatten sich so sehr die Sodomleute,
Die Gaumänner, vergangen, daß unser Gott ihnen zürnte,
Der mächtige Gebieter, weil sie Meintat übten,
Frevel vollführten: sie hatte der Feind und seine Brut
Viel Laster gelehrt. Das wollte der lenkende Gott,
Der Ewige, nicht dulden: er hieß die drei eilen,
Seine Engel, von Osten mit seinem Auftrag,
Nach Sodom ziehen, und er selbst war mit.
Als sie an Mamre vorüber, die Mächtigen, gingen,
Da fanden sie Abraham bei einem Altar stehn,
Warten der Weihstatt: unserm Waltenden sollte er
Gabe opfern und Gott dienen
Zu mittem Tag, der Männer Bester.
Da ergriff ihn die Gottesahnung, als ihren Gang er sah:
Nah trat er, ihnen entgegen, und neigte sich Gott,
Beugte sich und betete und bat eifrig,
Daß er seine Huld fürder behalten dürfe:
„Wo willst du hin, mein waltender Herr,
Ewiger Vater? Ich bin dein Eigenknecht,
Dir hold und hörig; du bist mein Herr, der gute,
An Wertgaben milde. Willst du des Meinen was,
O Gebieter, haben, dir zu Gebot stehts fürwahr.
Ich lebe von deinen Lehen, und ich gelaube an dich,

Digitized by Google

Freundlicher Herrscher. Darf ich dich fragen nun,
Wohin du, Gewaltiger, deinen Weg lenkest?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort,
Erhaben, und traf ihn: „Verhüllen will ich es nicht,
Dir hehlen, dem Gehorsamen, was mein Herz vorhat.
Unser Weg geht nach Süden: es haben sich im Sodomlande
Die Gaumänner so vergangen; nun rufen die Geister zu mir
Bei Tag und Nacht, die ihre Taten melden,
Sagen von ihren Sünden. Nun will ich selbst wissen,
Ob die Leute unter sich solche Laster üben,
Die Bewohner, solche Wehtat: dann soll wallend auf sie
Feuer fallen, es soll sie ihre Frevelsünde,
Die schwere, versenken; Schwefel vom Himmel
Fällt samt Feuer: die Falschen sterben,
Die meintatigen Männer, kaum daß der Morgen kommt."
Abraham ergriff das Wort (sein Eifer war gut,
Ratklug seine Rede), zu dem Richter sprach er:
„Fürwahr des Guten so viel, Gott im Himmelreich,
Ewiger, verordnest du! Es hängt ab diese Welt
Von deinem Willen und deinen Taten; Gewalt hast du
Über der Menschen Geschlecht in diesem Mittelkreis,
So daß es nie geschehen kann, mein Schöpfer und Herr,
Daß du gleiches bietest Guten und Bösen,
Lieben und Leiden, da sie doch gleich nicht sind.
Du sinnst das Rechte, reicher Gesetzeswart,
Daß du entgelten nicht läßt gutwillige Leute
Der Missetäter Werk, obs in deiner Macht auch stände,
Es so zu vollführen. Darf ich dich fragen nun,
Ohne daß du mir gram seist, Gott des Himmelreichs:
Wenn du dort fünfzig findest frommer Männer,
Williger Leute, darf dann, o Waltender, das Land
Verschont nach deinem Willen, geschirmt, bleiben?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:

Digitized by Google

„Wenn ich dort fünfzig finde frommer Männer,
Guter Helden, die an Gott halten
Fest im Glauben, dann sollen sie Gnade finden,
Weil ich die reinen Menschen erretten will."
Abraham ergriff das Wort zum andern Male,
Fragte ferner den Fürsten des Himmels:
„Wie hältst du es dann, mein Herr und Gebieter,
Wenn du dort dreißig kannst der Degen finden,
Der makellosen Männer, willst du die Menge dann
Am Leben lassen, daß sie das Land bebaue?"
Drauf ihm der gute Gott des Himmels
Eilend sagte, daß er alles wolle
Leisten so dem Lande, „wenn ich der Löblichen dort
Dreißig unter dem Volke, der Degen, finde,
Der Gottesfürchtigen, dann will ich vergeben allen
Die Falschheit und Freveltat und das Volk dort lassen
Sitzen in Sodom bei gesundem Leibe."
Abraham ergriff das Wort, angelegentlich
Folgte er dem Fürsten, sprach viele Worte:
„Nun muß ich dich bitten, daß es dich nicht erbose gegen mich,
Mein milder Herr, da ich so manches rede,
Worte mit dir wechsle! Ich weiß, nicht würdig bin ichs,
Es sei denn, daß du aus Güte, Gott des Himmelreichs,
Mein Dienstherr, es duldest. Mir ist dringend not
Zu wissen deinen Willen, ob die Bewohner heil
Leben dürfen, oder ob sie erliegen sollen,
Verfallen dem Fluche. Was willst du, mein Fürst, dann tun,
Wenn du dort zehne findest unter der Zahl des Volks
Treue und Gerechte: willst du ihnen dann den Tod erlassen,
Daß sie im Sodomland sitzen dürfen,
Bebauen die Burgen, ohne daß du erbost ihnen seist?"
Da kam ihm entgegen Gottes Antwort:
„Wenn ich zehn noch finde unter der Zahl des Volks

Digitized by Google

Treue Leute, dann lasse ich sie alle
Um der Frommen willen des Friedens genießen."
Da wagte Abraham nicht weiter zu fragen,
Fürder, seinen Fürsten: er fiel auf die Knie,
Der Kräftige, zum Gebet, erklärte, willig
Wolle er Gabe opfern und Gott dienen,
Seinen Willen wirken. Er wandte sich zurück
Zu seiner Gasthalle. Gottes Engel
Zogen weiter gen Sodom, wie ihnen selber wies
Der Waltende mit seinen Worten, da er ihnen diesen Weg befahl.

* * *

EMILE VERHAEREN

DER JAHRMARKT ZU OPDORP

(Mit zehn Holzschnitten von Frans Masereel)

ALLJÄHRLICH im Juni findet in dem kleinen Dorfe Opdorp, dicht an der Grenze von Flandern und Brabant, ein berühmter Jahrmarkt von bunt und heiter aufgeputzten Pferden statt. Um ein weites, rasengeschmücktes und von Ulmen, Eschen und Weiden geziertes Viereck reihen sich die Häuser — ihre Mauern gleichen weißen Röcken, ihre Dächer roten Kappen —, und sie bewachen einander mit den frisch gewaschenen und sauberen Augen ihrer Fenster. Am Ende steht die Kirche mit dem Turm und seinem goldstrahlenden Hahn; um sie der armselige, ungezäunte Friedhof.

Digitized by Google

Das Dörfchen ist still, traurig, unscheinbar. Die Arbeit geht dort in Regelmäßigkeit, ohne Eile, mit langsamen Händen vor sich, als wollte man, ohne jemals es zu verwirren, das nützliche und kostbare Gewebe der Zeit abhaspeln.

An Werktagen entströmt den Kellern ein Duft von Butter und Milch. Langsam hinziehende Kuhherden kommen des Abends von der Tränke und den Wiesen heim; hinter ihnen pfeift der Kuhhirt sein Lied. Ein Brüllen wird laut, ein Tor

knarrt, ehe es sich schließt. Nur der Turm verbreitet mit seinem Geläute des Sonntags ein wenig frommes und wärmeres Leben. Man drängt sich zur Messe, zur Vesper, zum Schlußgebet. Vom Montag an wird alles Leben wieder still und tritt in seine geregelte und eintönige Ordnung.

Der Jahrmarkt von Opdorp aber ist berühmt. Da finden

sich beim ersten Morgengrauen die linkischen Füllen ein, die neben ihren Müttern mit kindlichem Trab daherhüpfen; die ungeheuren Hengste, die von Bauernburschen am Halfter ge-

Digitized by Google

führt werden; dann Arbeitstiere, eine Art von eigensinnigen und noch kräftigen Dienstboten nach weiß Gott wie viel erbrachten Saaten und Ernten, nach weiß Gott wie vielen Mühen im weichen, fetten Boden der flandrischen Herbsterde.

Sie ziehen längs der Buden hin, und die Hanswurste erschrecken sie durch ihren Lärm, schlagen sie mit ihren hölzernen Degen auf die Kruppe, schimpfen auf ihre tölpelhafte Art und machen sich über ihre wolligen Schwänze und die durch ihre Zottigkeit noch schwerfälliger aussehenden Hufe lustig, die groß und rund sind wie riesige Schwämme. Zwischen Bauern und Clowns entsteht Streit, die einen bekräftigen ihren Zorn mit Faustschlägen, die andern schütteln flink und lachend ihre Beschimpfungen gleichsam aus dem Ärmel und bekräftigen sie mit einem Nasenstüber. Schreie ertönen, streifen an den Anschlagzetteln vorbei, verlaufen sich in den

Gassen und Gäßchen aus Zelttuch und vermengen sich mit dem Wiehern der Pferde, den Hufschlägen, dem Klang des stolpernden Galopps auf dem Pflaster. Sobald die Trompeten und Posaunen und die große Trommel sich hören lassen, wird der Spektakel zur Raserei. Es ist, als ob das ganze Dorf sich in einen riesigen Strauß von Getöse verwandelt hätte, in dem schrille Töne, freche Pfiffe und furchtbare Laute die derben, düsteren und roten Blumen darstellten.

Trotzdem aber finden sich die Leute aus der Umgebung,

Digitized by Google

obwohl es noch jährlich bei diesem Feste sehr übermütig zugeht, immer spärlicher ein. Sie haben ihre guten Gründe.

Seinerzeit sandten die Bischöfe von Gent und Tournai ihre Stallmeister hin; die großen Abteien von Aberbode und Perck trafen dort die Auswahl ihrer Tiere, und hauptsächlich schickte die Leichenbestattung der kleinen Stadt Termonde alle fünf Jahre ihren prunkvollsten Totenwagen, gezogen von vier schwarzen, abgenützten, mageren Mähren, die man nach einigen Dienstjahren ersetzen mußte, damit der Pomp der wohlbestallten Leichenbegängnisse keine Kritik zu fürchten habe.

Sobald die Ankunft des Wagens angezeigt war, bestiegen die Hanswurste wieder die Bühne und überboten sich in närrischen Reden. Vier vergoldete Skelette hingen zur Seite des Gefährtes, ein Clown kniff sie ins Kinn, ein anderer steckte Blumen in ihre Knochenhöhlen. Die Musikanten bliesen mit geschwollenen Backen heftige Trauermärsche, aufgeregte Affen verrenkten sich in Sprüngen längs der Budenplanken, und die Schlangenbändigerin, ihre Riesenschlange um den Leib gewunden, packte den Kopf des Tieres und streckte ihn mit offenem Rachen dem nahenden finsteren Fahrzeug entgegen.

Der Wagen fuhr langsam an dem zynischen und grotesken Mummenschanz vorbei, streifte mit seinen Federbüschen und schwarzen Behängen den gemeinen, grellen Aufputz, die kreuz und quer aufgeklebten Anschlagzettel und die gehißten Fahnen und Wimpel. Das Gefährt war voll nichtsnutziger Gassen-

Digitized by Google

jungen und -mädchen, die auf den Brettern, die sonst zum Tragen der Särge dienten, herumtanzten und sich hin und her stießen. Neben dem Glockenturm hatten sich ein oder zwei Küster aufgestellt. Und damit der Frevel vollständig sei, brannten düster und zwecklos die Lichter der vier Laternen.

Der Kutscher stellte im Gasthof „Zu den drei Königen" ein. Sobald er ausgespannt hatte, verkaufte er seine Tiere, die den Abdecker schielenden Auges betrachteten. Rasch handelte er andere ein, ohne den Preis besonders zu drücken; die Leichenbestattung von Termonde war reich.

Und kaum war die Wirtin bezahlt, das Glas in Eile geleert, die Harnische und das Sattelzeug gebürstet, die Riemen verkürzt oder verlängert... je nach dem Maß der neuen und diesmal munteren Rosse, setzte sich das verjüngte Gespann mit den Kirchenvorstehern und Gassenjungen, die auf den Sitzen und Brettern thronten, wieder in Bewegung. Es schlug denselben Weg ein, den es gekommen war, aber diesmal stellten die Jahrmarktsleute, die jetzt vor seinem anständigen Aussehen ernster und fast ehrfurchtsvoll verharrten, alle Possen ein. Ein wenig Staunen, wenn nicht gar ein wenig Furcht, hatte sie ergriffen, und man sah, wie ihre Frauen sich bekreuzten. Der Tod, der des Morgens zerschlagen, hinkend, abgebraucht, zu nichts mehr nütz geschienen hatte, trabte nun, herausgeputzt wie zum Kampfe, wieder munter von dannen.

Nun geschah es, es dürfte so zwanzig Jahre her sein, und seither ist der Jahrmarkt wie verflucht — da waren die neu-

Digitized by Google

gewählten Pferde so ungestüm und unlenksam, daß sie das Dorf im Sturmlauf verließen. Sie rannten Buden und Gestelle um, und weiter draußen, auf der Landstraße, gingen sie vor einer am Wegrand aufgepflanzten Vogelscheuche durch. Die

auf den Wagen Gekletterten bekamen Angst, einige sprangen, auf die Gefahr hin, sich zu erschlagen, auf Böschungen in die weiche Erde am Wege, andere wieder, aneinandergekauert, stießen so schreckliche Schreie aus, daß die Leute mit zum Himmel gerungenen Händen aus den Gehöften hervorkamen. Im vollen Sonnenschein, mit fliegenden Behängen, polternden Rädern, stürzte der Leichenwagen, ein lebendiges schwarzes Gerassel, vorbei. Die Laternen hüpften in ihren Untersätzen, das entwurzelte Kreuz wurde heftig von rechts nach links und von links nach rechts geschüttelt, die Silberfransen verwickelten sich in den Büschen, und an den Zweigen blieben schwarze Fetzen hängen.

Digitized by Google

Von den Wällen in Termonde sah man diesen Wirbel herankommen, und der Schrecken war groß. Man ängstigte sich hauptsächlich wegen der Kirchenvorsteher, dieser ehrbaren, gediegenen Würdenträger, deren Beine nicht mehr geschmeidig genug waren, um abzuspringen.

Der wildwütende Leichenwagen durchquerte die ganze Stadt. Das gab Schreien und Klagen. Das Entsetzen verbreitete sich von Haus zu Haus, von Stadtteil zu Stadtteil. Man sah Frauen, die die Hände nach ihren Knaben oder Mädchen ausstreckten, die der Wirbel mit fortführte. Ein Greis wurde über den Haufen gerannt. Die Straßen leerten sich... bleiche Gesichter drückten sich an die Fensterscheiben. Leute liefen atemlos hinter dem Wagen her. Der Glöckner am Hauptplatz wollte die Sturmglocke läuten, aber der Tod lief zu rasch, und der Blitz seines Vorbeijagens traf schon das entgegengesetzte Ende der Vorstädte.

Die wahnsinnigen Pferde, weiß von schäumendem Schweiß, Blut an den Mäulern, hielten erst vor einer Friedhofsmauer an. Eines von ihnen schlug hin. Ein kleines Mädchen wurde getötet. Einem Kirchenvorsteher wurde das Bein zermalmt. Alle anderen hatten Verletzungen zu beklagen. Nur der Kutscher kam heil davon ohne den kleinsten Riß, und da sich die Pferde ihrerseits von ihrem Schrecken erholt hatten, lachte er schließlich über das Abenteuer.

Digitized by Google

Aber die Menge ließ sich ihre Furcht nicht nehmen. Was für ein unseliges Geschehnis mochte dieser so sinnfällige Unglücksfall voraussagen? Sie verdoppelten ihre Gebete und Andachtsübungen. Es half nichts.

Während des endlosen Winters wurde die Stadt durch ein unbekanntes Fieber verwüstet, und die Schelde trat dreimal über die Ufer. Die Straßen, durch die der Leichenwagen gekommen war, wurden vor allen andern ergriffen. Die Trauer erstreckte sich bis Opdorp.

Wie sehr schwand aus dem reinen netten Dorfe die Ruhe! Täglich gab es einen Todesfall. Dies dauerte Monate und Mo-

nate solchermaßen an, daß man den Friedhof vergrößern mußte. Noch heute hat sich die Erinnerung dieses schwarzen Ereignisses kaum abgeschwächt, ja man sagt, daß in wenigen Jahren der berühmte Jahrmarkt von Opdorp aus den Kalendern gestrichen sein wird.

Aus dem in Kürze erscheinenden Buche: „Fünf Erzählungen", das Friederike Maria Zweig übersetzt und Frans Masereel mit 28 Holzschnitten geschmückt hat.

* * *

HELMUTH ROGGE

„PETER SCHLEMIELS SCHICKSALE"

Die Urschrift des Peter Schlemihl

ADELBERT von Chamisso hat es 1814 als einen „Schlemihlstreich" bezeichnet, daß sein armer Freund Peter aus dem

Digitized by Google

Manuskript „in die Druckerschwärze gestiefelt" sei. Aber schon ein Jahr später mußte er widerrufen und zugeben, daß sein „siebenmeilig gestiefelter Freund ganz gut gehe" und „ein ausgezeichnetes Glück gemacht habe". Der Siegeszug Peter Schlemihls durch Europa und über dessen Grenzen hinaus ist dem Dichter ein immer wieder frisch sprudelnder Quell stiller Freude gewesen. Und was würde er, der sich selbst nur eine fünfzigjährige Unsterblichkeit zuerkannte, wohl heute sagen, wenn er all die Hunderte von deutschen und ausländischen Ausgaben der wundersamen Geschichte mustern würde! Wenn wir diese Entwicklung überschauen und dann die wieder aufgetauchte Urschrift „Peter Schlemiels Schicksale" in die Hand nehmen, so mutet es uns wieder als ein „Schlemihlstreich" an, daß der wunderliche Held es verstanden hat, jenes alte Heft, in dem er seinem Freund Chamisso nach dessen eigener Angabe am 27. September 1813 die Beichte seines Lebens hinterlassen hatte, 106 Jahre verborgen zu halten.

Schwere Gewissensnot trieb nach Ausbruch des Befreiungskampfes den plötzlich vereinsamten Franzosen in das Kunersdorfer Asyl. In gewissenhafter botanischer Arbeit für den Schloßherrn, von Itzenplitz, und eigenen Studien suchte er die Befriedigung, die er jetzt in Berlin nicht finden konnte. Da trat in der ländlichen Stille und der Einsamkeit, die ihn auch inmitten seiner Gastgeber nie verließ, eine Figur wieder in seine Erinnerung, die ihn schon vor Jahren in anderem Zusammenhange beschäftigt hatte: Schlemihl. Der „langbeinige Bursch", der ihm in der grünen Zeit des Musenalmanachs einmal „durch die Sonette gelaufen" war, gewann in seiner Phantasie jetzt neues Leben. Binnen wenigen Wochen entstand die Schlemihl-Dichtung. Es war seine erste größere Prosaschöpfung, und sie wurde ihm nicht leicht. Sein Brouillon sah wüst aus, es trug die Spuren geistigen Ringens. Aber des

Digitized by Google

Dichters Künstlertum besiegte die Widerstände. Kurz vor der Leipziger Schlacht, am 27. September 1813, beendete der Sproß von Boncourt sein deutsches Meisterwerk.

Die liebevolle Sorgfalt Julius Eduard Hitzigs, Chamissos „Vater Ede", hat uns in den Briefen des Dichters, die dieser aus Kunersdorf nach Berlin richtete, kostbare, weil ganz unmittelbare Zeugnisse für die Entstehung der Dichtung hinterlassen. Keine der Angaben des Dichters steht mit dem Befunde des heute vorliegenden Manuskripts im Widerspruch, im Gegenteil bestätigen sie ihn alle. Wir haben das Heft in Händen, in das Chamisso die Schlemihl-Historie eintrug, das er dem Ehepaar Hitzig, schwankend zwischen Schöpferglück und fragender Selbstkritik, zur Begutachtung zusandte, als die erste Stockung eintrat. Die Handschrift setzt uns sogar in den Stand, die Stelle anzugeben, an der Chamisso im dritten Kapitel die Feder niederlegte, um das Urteil des Freundes anzurufen. Es ist jener Einschnitt in der Erzählung, als Bendel nach dem fehlgeschlagenen Besuch des Professors, der Schlemihl einen falschen Schatten malen soll, seinen Herrn mit verhülltem Gesicht im Sessel zusammengesunken findet und dann die furchtbare Wahrheit erfahren muß, wodurch, wie Schlemihl selbst erzählt, sich eine Wandlung seiner Geschicke vollzieht. In der Urschrift tritt an dieser Stelle eine Unterbrechung in Tinte und Duktus deutlich zutage. Auch die Widerstände, mit denen Chamisso im vierten und fünften Kapitel zu ringen hatte, haben ihre Spuren hinterlassen: in diesen beiden Kapiteln aber nimmt die Häufigkeit der Korrekturen sichtbar ab; der Kampf war hier im wesentlichen im Brouillon entschieden worden. In den späteren Kapiteln ist es dann tatsächlich „wie geschmiert" gegangen. Ob er, der A. W. Schlegel auswendig kannte, ihn nun wirklich durch Übertragung seiner beiden Vornamen auf den Schlemihl treffen wollte oder erst durch eine Frage Hitzigs nach der

Digitized by Google

Bedeutung der „W. A." darauf gebracht worden ist: wir finden jedenfalls auch diese Episode der Entstehungsgeschichte der Dichtung in unserm Manuskript wieder. Der Held hat auf dem Titelblatt „W. A. Schlemil" geheißen. Der Vorname „Peter" ist erst nachträglich über die durchgestrichenen „W. A." gesetzt worden. Freilich geben auch diese schon eine spätere Form. Die älteste lautete kurz und bündig „A. Schlemil". Mit ihr wird der Dichter das Märchen begonnen haben. Beim weiteren Fortschreiten der Arbeit wurde hieraus erst „W. A.", dann „Peter Schlemiels Abentheuer, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII". Dieser Titel dürfte der Entwicklungsstufe entsprechen, die durch die später gestrichene große Reisebeschreibung charakterisiert ist, wenn auch diese vielleicht noch nicht niedergeschrieben war. Der weiteren Wandlung des inneren Gehalts entsprach die Milderung der „Abentheuer" in „Schicksale". Ein scherzhafter Untertitel „Als Beitrag zur Lehre des Schlagschattens" wurde ebenfalls wieder beseitigt, so daß die Urschrift heute den Titel zeigt: „Peter Schlemiels Schicksale, mitgetheilt von Adelbert von Chamisso. Cunersdorff MDCCCXIII".

Diese Veränderungen gestatten uns beinahe Schritt für Schritt die Entwicklung des Schlemihl-Motivs zu verfolgen. In seinem ersten Auftreten als seltsamer Einfall ohne tiefere seelische Beziehungen reicht es wahrscheinlich bis in die Zeiten der „Versuche und Hindernisse Karls" zurück, jenes kuriösen, 1808 erschienenen Romans, in dem die Freunde Varnhagen, Neumann, Fouqué und Bernhardi eine Fülle von Anspielungen und Karikaturen bekannter Größen in eine abenteuerliche Handlung keck verwoben hatten. Chamisso war damals, nach Varnhagens Zeugnis, mit einem Beitrag zu spät gekommen. Eine Fortsetzung der Geschichte wurde nicht vollendet, ist aber in mehreren Einzelbeiträgen, darunter auch Chamissos, erhalten. Die Beziehung auf Schlegel erinnert

Digitized by Google

noch an diese Bemühungen, und nach unseres Dichters eigenen Worten in der Vorrede „mögen hier manche genannt sein, die noch leben; auch das will beachtet sein". Als er dann in Kunersdorf das Motiv wieder aufnahm, war inzwischen die Naturwissenschaft entscheidend für ihn geworden. Im Winter 1812 hatte er seine Studien auf der Berliner Universität begonnen, in Kunersdorf setzte er sie fort, und Peter Schlemihl wurde ein naturwissenschaftliches Märchen.

So schrieb er „Peter Schlemiels Abentheuer", in deren zehntem Kapitel die Siebenmeilenstiefelreise des rastlosen Naturforschers und fachwissenschaftliche Bemerkungen breiten Raum einnahmen. Aber die Reisebeschreibung drohte den ohnehin angespannten Rahmen der Novelle zu sprengen, und so strich er sie. Merkwürdig erscheint zunächst nur, daß er keinen Ersatz für die gestrichene Stelle einfügte, so daß in der Urschrift ein Vakuum entstanden ist. Aber dieser war der Urschrift wahrscheinlich auf einem losen Blatt, das dieselben merkwürdigen Zeichen wie Anfang und Ende der gestrichenen Schilderung getragen haben wird, beigelegt und ist später verloren gegangen.

Bei alledem muß aber noch mehr bedacht werden. Chamisso hatte sich im Sommer 1812 nur unter schweren inneren Kämpfen und dem unermüdlichen Zuspruch der Berliner Freunde aus dem Bannkreise der Frau von Staël zu reißen vermocht, um aus der ihm innerlich doch fremd gewordenen Heimat nach Deutschland zurückzukehren. Das schmerzliche Erleben bei Ausbruch des deutschen Freiheitskampfes griff abermals tief in seine Seele. Aus ihrem überquellenden Reichtum flossen jetzt neue Ströme in die alte Form der Dichtung. Die Fabel blieb, auch das äußere Begebnis, wenn auch hier und dort zurückgedrängt, aber der Schwerpunkt verschob sich nach innen. Aus den „Abentheuern" wurden die „Schicksale" und später — außerhalb der Urschrift — in der Hitzigschen

Digitized by Google

Abschrift — die „sonderbare", endlich in noch zarterer Fassung die „wundersame Geschichte". Jene geheimnisvolle Mischung von Märchen und Wirklichkeit, Gelehrsamkeit und Naivität, Enthusiasmus und Sachlichkeit, Grausigem und Zartem, Komischem und Tragischem ist erreicht, die uns noch heute bezaubert. In der Urschrift sehen wir nur einen Ausschnitt dieser Entwicklung. Sie wird sich zum guten Teil auf den Zetteln des Brouillons abgespielt haben, die der Dichter, soweit er sie nicht — wie z. B. die Vorrede — in sein Manuskript aufnahm, wahrscheinlich noch in Kunersdorf vernichtet hat, bevor sie irgendein anderes Auge erblicken konnte.

Statt eines Drucks hatte Chamisso, wie wir nun wissen, zwei Abschriften anfertigen lassen. Eine erhielt Hitzig, sie ist in seinem Nachlaß verwahrt. Die andere, heute verschollen, wird Fouqué bekommen haben. Nach einer dieser Abschriften muß die Drucklegung erfolgt sein. Die Urschrift scheint ihr Verfasser selbst behalten zu haben. Von ihr ist dann nie mehr die Rede.

Ein anderer Freund Chamissos, von dem bisher in der Forschung nur wenig gesprochen wurde, war zum Herrn über ihre Geschicke geworden: Dietrich Franz Leonhard von Schlechtendal. Er hatte wahrscheinlich den dreizehn Jahre älteren Dichter kennen gelernt, als er sich — bei den Lützower Jägern wegen Untauglichkeit abgewiesen — im Herbst 1813 als Student der Naturwissenschaften an der Universität Berlin immatrikulieren ließ. Es entwickelte sich eine Freundschaft, die erst durch Chamissos Tod 1838 gelöst wurde. Im August 1819 erhielten beide eine Anstellung am Botanischen Garten in Schöneberg. Wie sie früher in der jungen Begeisterung an der Natur auf weiten beschwerlichen Fußwanderungen, kein Hindernis, ob Berg, See oder Sumpf, scheuend, nach Pflanzen gesucht hatten, arbeiteten sie nun am Schreibtisch zusammen, und manches Schöne aus dem dichterischen Schaffen des Freundes

Digitized by Google

hat Schlechtendal nach seinem eigenen Zeugnis hier zuerst gehört. So mag denn Chamisso dem Freunde zur Erinnerung an die sturmbewegten Tage von 1813 das schönste Dokument dieser inhaltschweren Zeit, die Schlemihl-Handschrift, geschenkt haben. Vielleicht war sie des Dichters Abschiedsgabe, als der Freund 1833 durch seine Berufung zum Direktor des Botanischen Gartens und Professor an der Universität Halle nach zwanzigjähriger Gemeinschaft von ihm getrennt wurde. Inzwischen waren auch die Familien längst mit in den Bund eingeschlossen, und Schlechtendal hatte bei Adelaide von Chamisso, Chamisso bei Eugen von Schlechtendal Patenstelle übernommen. Noch heute wird der silberne Patenbecher Chamissos von den Schlechtendalschen Nachkommen aufbewahrt. Ihnen hinterließ der Botaniker, als er 1866 dem Freunde in den Tod nachfolgte, dessen kostbares Vermächtnis. Als die älteren Kinder Schlechtendals gestorben waren, ging das Manuskript in den Besitz der beiden jüngeren, Dietrich (Entomologe und Botaniker, 1835—1916) und Anna (1833 bis 1914) über. Damit kam es in das Haus Richard von Volkmanns (1830—1889) in Halle, der Anna von Schlechtendal 1858 heimgeführt hatte, denn als ein früher Tod ihn hinwegraffte, nahm die Witwe ihren Bruder Dietrich in ihr Haus. In einem Seitenflügel unter Herbarien und Steinen, totem und lebendem Getier und deckenhoch getürmten Manuskripten verwahrte dieser hochgelehrte, von der jüngeren Generation verehrte Sonderling, der Chamisso und Gaudy halb auswendig kannte, den Nachlaß seines Vaters. Als auch der jüngere Dietrich von Schlechtendal als letztes Glied seines Stammes hochbetagt dahinging, gelangte die Handschrift an die Volkmannsche Familie und drei Jahre später in des Urenkels von Chamissos Freunde, meine Hände. Eine buchstabengetreue Wiedergabe biete ich nunmehr im fünften, in einigen Monaten erscheinenden Druck der Januspresse den Freunden der Dichtung dar.

Digitized by Google

DER WIDERSTAND DER STUMPFEN WELT

Das folgende Gedicht lasen wir in Michael Kongehls „Sieg-Prangendem Lorbeer-Häyn", der im Jahre 1700 erschien:

JACOB BÖHM
Schuster zu Görlitz

MEin guter Meister Böhm / du machst zu hohe Springe /
weil du dich unterstehst zu schreiben solche Dinge /
die du doch nicht verstehst; Mein / bleibe bey der Leist' /
im Schustern übe dich / und treibe / was du weist /
so darffst du nicht / mit Spott / des Mahlers Ausspruch hören;
es heißt doch: Lern' erst selbst / was du wilst andre lehren;
was weiß ein Schuster groß / verborgne Ding zu schreiben?
Drum / folge meinem Rath / und laß das Schreiben bleiben.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Wenn das Geleitwort am Kopfe dieses Heftes in seiner tiefsinnigen Einfalt auch keines Kronzeugen bedarf, der seine Wiedergabe begründet, so verdient doch angemerkt zu werden, daß Heinrich von Kleist in einem Brief an Zschokke schreibt, er möge, wenn er ihn besuche, auf ein Haus an der Straße achtgeben, an dem dieser Spruch stehe; der Vers gefiele ihm ungemein und er könne ihn nicht ohne Freude denken, wenn er spazieren gehe.

Wir beginnen unseren Bericht mit dem erneuten Hinweis auf den Pallieter von Felix Timmermans, der bei Presse und Publikum die erwartete begeisterte Aufnahme gefunden hat. Ein „Sommerbuch, aus dem Hunderttausende Kraft schöpfen sollen", nannte ihn das Berliner Tageblatt, als ein „Hohes Lied auf die wundertätige Erde" bezeichnete ihn die Neue Zürcher Zeitung und die Neckar-Zeitung schrieb: „Man kann sich nur an alle Straßenecken stellen und rufen: Lest Pallieter! Lest Pallieter!" Wir sind überzeugt, daß das Buch, in dem soviel Sonne ist, darum erst recht ein begehrtes Weihnachtsbuch werden wird. Von den sonstigen Erscheinungen unseres Verlags ist zu berichten, daß die Sammlung Der Dom mit den Bänden Paracelsus, Hamann und Baader ihren Fortgang nimmt. Von

Digitized by Google

Mark Twain veröffentlichen wir das nachgelassene Werk Der geheimnisvolle Fremde in autorisierter Übertragung, ein Buch, das uns den Dichter statt voll fröhlichen Humors und leichten Spottes von unheimlichem Ernst und unerbittlichem Sarkasmus über die Niedrigkeit der Menschheit erfüllt zeigt. Die Briefe Clemens Brentanos an Wilhelmine Reichenbach, aus denen die Sonette im vorigen Heft entnommen waren, sind inzwischen erschienen; der bereits erwähnte neue Band der Memoiren und Chroniken, der die Germanen in der Völkerwanderung behandelt, ist im September zu erwarten. Aus Verhaerens „Fünf Erzählungen" und dem Buche Die Ideale des Ostens von Kakuzo Okakura finden die Leser in diesem Heft Proben vor. Regina Ullmann, die von Rainer Maria Rilke in die deutsche Literatur eingeführte Dichterin, gibt mit einem Novellenbande Die Landstraße eine erneute Probe ihrer immer reifer werdenden Kunst; nach langem Schweigen tritt Georg Munk mit der Erzählung Sankt Gertrauden Minne hervor; Otto Freiherr von Taube veröffentlicht einen Roman, wiederum der gegenwärtigen Zeit entnommen, unter dem Titel: Die Löwenprankes. Vermeylens „Ewiger Jude" erscheint in einer neuen Ausgabe, für die Frans Masereel die Holzschnitte geschaffen hat. Die Pandora ist um weitere zwölf Bände vermehrt; in der Bibliotheca Mundi erschienen die Bände Anthologia Helvetica, Horaz und Napoleon; die Libri Librorum endlich erfahren durch Dante und Homer den schon seit langem in Aussicht gestellten Zuwachs. Unsere Klassiker auf Dünndruckpapier werden durch rechtzeitigen Neudruck zur Neige gehender Bände immer vollständig lieferbar erhalten und mit einer von Fritz Bergemann bearbeiteten kritischen und endgültigen Büchner-Ausgabe fortgesetzt werden. Die Briefe der Diotima, als Druck der Janusspresse vergriffen, erleben in der an seine Stelle getretenen allgemeinen Ausgabe eine neue Auflage. Endlich sei noch mitgeteilt, daß in diesem Jahr vier Bücher wieder erscheinen werden, deren Vergriffensein durch Jahre hindurch wir mit zahlreichen Freunden des Verlags schon immer bedauert haben: Als der Großvater die Großmutter nahm; die Deutschen Erzähler, herausgegeben von Hugo von Hofmannsthal; Goethes Briefe an Frau von Stein und Der Hof Ludwigs XIV.

* * *

Digitized by Google

*

* DAS *

INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT

FÜR DIE FREUNDE DES

INSEL-VERLAGES

*

DRITTER JAHRGANG

LEIPZIG / IM INSEL-VERLAG / 1922

Digitized by Google

Ger.
Fur.
Vols. 1–9

Digitized by Google

INHALT

LITERARISCHER TEIL

Altmann, Wilhelm, Zu Johann Sebastian Bachs Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi (Mit einem Faksimile) . . . 276
Anschütz, Ernst, Eigenhändige Niederschrift seines Tannenbaumliedes 89
Benndorf, Friedrich Kurt, Ein Vorspruch zum Werke Momberts am 50. Geburtstage des Dichters 97
Bergemann, Fritz, Der echte Briefwechsel Bettinas mit Goethe . 113
Bluth, Karl Theodor, Verklärung [Gedicht] 189
Bogeng, G. A. E., Aus den Unterhaltungen einer kleinen Kunstsammlung 237
—, —, Bibliophile Legende 46
Briefe an Goethe aus dem Willemer-Kreise 249
Bühler, Johannes, Deutsche Vergangenheit 193
Carossa, Hans, Der Garten 133
Däubler, Theodor, Aigina 200
—, —, Zwei Gedichte 65
Darmstaedter, Paul, Die großen politischen Urkunden der Vereinigten Staaten von Amerika 204
Delacroix, Eugène, Marokkanische Reise. Tagebuchblätter . . . 146
Die Weisheit des Marcos von Obregon 257
Ekstatische Konfessionen 33
Gildemeister, Otto, Brief an Luise Kugler 230
Goethe, Veni Creator Spiritus [Gedicht] 285
—, Winter [Gedicht] 49
Goethes Altersweisheit. Aphorismen 76
Grillparzer, Franz, Erinnerungen an Beethoven 123
Hildegard von Bingen, Gesang der inneren Gesichte 217
Hofmannsthal, Hugo von, Aphorismen 111
—, —, Zu einer Übertragung tschechischer und slowakischer Volkslieder 226

Digitized by Google

Johann Georg Hamanns Bekehrung 162
Jüdische Volkserzählungen 68
Kakuzo Okakura (1862—1913) 91
Kaßner, Rudolf, Die Grundlagen der Physiognomik 183
Keßler, Harry Graf, In den Trümmern der Maya-Welt 57
Lernet-Holenia, Alexander, König von Aï [Gedicht] 32
—, —, Auf den Tod eines Kaisers 210
Mallarmé, Stéphane, Tombeau 174
—, —, — Übertragung von Rainer Maria Rilke 175
Michael, Friedrich, Als der Großvater die Großmutter nahm . . 175
—, —, „O Tannenbaum!“ 83
Michelangelo-Übertragungen von Rainer Maria Rilke 13
Mitteilungen des Verlags 47, 95, 144, 190, 240, 286
Mombert, Alfred, Aeon [Gedicht] 109
—, —, An den Setzer 143
—, —, „Die Schöpfung“ Nr. 155, Faksimile der Handschrift . 110
Novalis, Drei Jugendgedichte 198
Pannwitz, Rudolf, Momberts Aeon-Drama 104
Paracelsus, Theophrastus, Von der wahren Kunst der Ärzte . . . 38
Pulver, Max, Das Paradox und die Idee eines auditiven Welt-„Bildes“ 51
Renker, Armin, Büchner und Musset 284
Rilke, Rainer Maria, Aus den Sonetten an Orpheus 241
—, —, Der Geist Ariel [Gedicht] 55
Schaeffer, Albrecht, Parzivals Kampf mit Orilus 154
—, —, Witiko 26
Scheffler, Karl, Das alte Bremen 271
Schröder, Rudolf Alexander, Zwei Gedichte 24
Schurig, Arthur, Berühmte Stellen in Stendhals „Rot und Schwarz“ 138
Tersteegen, Gerhard, Sprüche 246
Verhaeren, Emile, In San Sebastian 211
Verlaine, Paul, Zwei Gedichte 74
Von den Machandelboom. Ein Kindermärchen 16
Wagner, Christian, Anemonen am Ostersamstag [Gedicht] . . . 145
Zweig, Stefan, Dante 1

Digitized by Google

BILDERTEIL

Alfred Mombert. Ölgemälde von C. Hofer aus dem Besitz von Hans Reinhart in Winterthur . . . . . nach 104
Behmer, Marcus, Illustration zum „Beernhäuter" 153
Der Mai der christgläubigen Kirche. Holzschnitt des 15. Jahrhunderts 223
Die Signete des Insel-Verlags 256
Hirschvogel, Augustin, Theophrastus Paracelsus. Holzschnitt . . 39
Masereel, Frans, Emile Verhaeren. Holzschnitt 213
Richter, Ludwig, Frühlingsorakel. Holzschnitt 122
Töpffer, Rudolf, Zwei Zeichnungen zu „La bibliothèque de mon oncle". 255, 288
Verlaine, Paul, Arthur Rimbaud. Zeichnung 75

Digitized by Google

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
DRITTER JAHRGANG / ERSTES HEFT
OKTOBER 1921
*

Freuet euch des wahren Scheins,
euch des ernsten Spieles:
Kein Lebendges ist ein Eins,
immer ists ein Vieles!

Goethe

STEFAN ZWEIG
DANTE

SEINE Stunde ist immer gewesen und niemals doch ganz im Einklang zum Uhrenschlag der Welt: sechs Jahrhunderte schon, zwanzig redende Geschlechter (um der Griechen starkes Wort zu brauchen) rühmen in Ehrfurcht seinen Namen und sehen auf zum steinernen Dom seines Gedichts, alle aber immer wie aus einer Tiefe empor zu seiner Höhe, der unfaßbaren und ungreifbaren. Noch immer bleibt wie seit dem Jahre, da sie in den Marmor seines Grabes gemeißelt ward, die Inschrift des Giovanni de Virgilio: „Vulgo gratissimus auctor", „der von der Menge geliebte Dichter", eine poetisch floskelnde Übertreibung, ein freundschaftlicher Irrtum, denn nie und zu keiner Zeit ist Dante ein ins Weite, ins Lebendige rück-

Digitized by Google

wirkender Genius gewesen oder geworden. Immer, heute wie einst, erhebt sich seine Größe einsam und unvertraut, so weit sie auch tönt, so hoch sie über die Stunde blickt. Da der heroische Verbannte Zorn und Liebe in unvergängliche Formen meißelt, erzittert die Zeit schon von den heiligen Hammerschlägen, Italien erwacht vom Scheitel der Alpen bis zur Sohle Siziliens von dem drohenden Tubaton seines Gerichts: aber mitleidlos halten sich die Mauern von Florenz dem Ausgestoßenen, dem Fuoruscito, verschlossen. Sein höchster Lohn, im „bel San Giovanni" den Lorbeer zu empfangen auf den „grauen Haaren, die am Arno blond gewesen", bleibt unerweckter Traum: Ruhm, nur immerdar steinerner Ruhm wird ihm, nie weiche, umfangende Liebe. Nach seinem Tode wird er ein Name, eine Glorie, eine Legende, andere aber haben lindern und doch weichern Weg in die Welt. Petrarca prägt das Erz der Sprache, die er gegossen, in die kleine Münze der Sonette und streut sie in das romanische Land, Liebe eintauschend und vieler Liebender Leidenschaft; Ariost und Tasso, glücklichere Erben, ernten, wo jener im Dunkeln gepflügt. Er wird zum Gotte, doch sie haben die Liebe der Menschen. Einsam steht er, ein erratischer Block, quer durch die Zeiten: vergebens suchen die Kommentatoren, die Gelehrten an den Seilen ihrer Konjekturen ihn niederzuziehen zum Augenmaß des gemeinen Blicks; immer aber bleibt er hoch und fern, nicht wegzuwälzen von seiner Stelle, nicht zu zerteilen und zu verkleinern, der „altissimo poeta", der Dichter, zu dem man aufblickt und der doch zu hoch bleibt, als daß Fühlung des Volkes ihn je voll zu umfassen vermöchte. Nie tritt er ganz hinab in den irdischen Tag, nie vertraut er ganz sein Geheimnis.

Um ihn steigen und fallen die Geschlechter, ein murmelnder Wellenschlag, er aber bleibt starr, der Fels, und sieht über sie in die Unendlichkeit hinein. Staaten und Nationen stürzen,

Digitized by Google

ein kleines Geröll zu seinen Füßen, doch es bebt kein Stein im marmornen Gequader seines Gedichts. Nichts Festeres hat die Kunst, als die vierzehntausend Verse dieses Werkes. Die Denkmale, die in gleicher Stunde auf gleicher Erde wuchsen, Stein an Stein, wie in dem seinen Vers an Vers, sie alle, der weiße Dom von Florenz und der Palazzo Vecchio, sie werden eher stürzen, die Bilder Giottos und Cimabues, seiner Freunde, schon verlöschen, ehe dieser Dom hinbricht, bevor diese Musik vertönt. Je weiter sein Werk hineinwächst in den Horizont der Zeiten, um so naturhafter, um so unzerstörbarer, um so felshafter starrt es zum ewigen Himmel empor über die vergängliche Erde. Nur immer größer erscheint Dante, der Dichter, in immer kleiner werdendem Geschlecht.

Die „Divina Commedia" kennt keine Zeiten, ist sie doch selbst gestaltete Zeit, der steingewordene mittelalterliche Gedanke. Sie überlebt, wie der gotische Dom seinen Glauben, die einmal erfüllte Idee durch ewige Form. Eine steile Wasserscheide, trennt sie für immer und allezeit die großen Ströme des Mittelalters und der neuen Zeit: wie jedes Gebirge bindet sie aber zugleich die Kulturen, die sie voneinander abzugrenzen scheint. Mit Dante endet die schöpferische Theologie, die Wissenschaft um den christlichen Gott, mit ihm beginnt der Humanismus, die Wissenschaft um das Göttliche im Irdischen. So ist Dante der größte Beginner und der größte Beender in einem.

Er tritt in verwirrte Stunde, doch durch ihn wird sie klar. Er steht an einem erhabenen Ende, doch er knüpft es an einen erhabenen Anfang an. Da er vortritt, hat der Katholizismus seine historische Tat zu Ende getan: aus einem Menschen ist eine Gotteswelt, aus seiner Legende ein Gesetz gebaut. Das Dogma ist vollendet, über die ganze europäische Welt hin ragt der Dom des Christentums. Kirche ward Weltmacht und zugleich Weltwissen: ihre Pfeiler sind das neue Sittengesetz,

Digitized by Google

die neue Philosophie, die christliche Lehre, das Dogma. Die riesigen Gestalten des heiligen Augustinus, des Duns Scotus und Albertus Magnus haben dem christlichen Kosmos geschenkt, was Plato und Aristoteles dem antiken: eine neue Ethik, eine neue Philosophie. Nun steht der Dom vollendet vom Fundament bis zum First. Aber jede Vollendung atmet schon Starre und Tod. Da die Schöpfertat getan ist, kommen die Kärrner, das Werk der Könige zu ergänzen, Kommentatoren bohren sich wie Holzwürmer durch die Pandekten, Theologie verknöchert zur Scholastik, Gotteswissenschaft zum Schulgezänk. Die heilige Schöpferflamme des Christentums verlischt: nur in den deutschen Klöstern bei den großen Mystikern glüht sie im verborgenen, und schon knistert sie wieder unter der Asche des Dogmas bei den religiösen Revolutionären, den Ketzern und Häretikern, ehe sie dann mit der Renaissance und der Reformation hell in den Himmel des Abendlands aufschlägt. Da steht, in so verdunkelter, so ermatteter Stunde dieser eine, Dante, auf und zieht die „Summa": zur christlichen Wissenschaft schenkt er den Mythos, zur Satzung, der steingewordenen, das ebenso steinerne Gedicht. Alles stellt er auf die dreigestufte Mysterienbühne seines theologischen Weltwerks, Wissenschaft und Politik, Himmel und Erde, Nähe und Ferne, Antike und Gegenwart, Olymp und Hölle, Glaube und Aberglaube, und sich selbst, den ewigen Menschen, in die Mitte. Noch einmal tut er, was Hesiod, was Pythagoras, die ersten unseres Geistes taten: er träumt einen Welttraum, er schafft einen neuen, den christlichen Weltmythos, füllt das Schema, das kalte und starre, der Dogmatiker mit bildnerischem Blut. Den Geist erhebt er zur Sinnlichkeit, das Pergament der Pandekten und Traktate illuminiert er mit unverlöschbaren Farben, die Dispute steigert er zu unverklingbaren Dialogen. Gesetz, ihm versinnlicht es sich zu Gestalt, die nackte Lehre in bunte Allegorie, die christ-

Digitized by Google

liche Lehre vom Ewigen, sie wird selbst zu einer Ewigkeit durch sein Gedicht.

Aber diese Rede hat noch keine Zunge: auch hier greift der Beginner in stürzenden Bestand. Die Sprache der Theologie ist noch Latein gewesen, aber nicht jenes des Cäsar und Tacitus mehr. In den Syllogismen und Dogmen verblühte die klassische Diktion Saft und Mark, längst fügt sie sich nicht mehr der gebundenen Rede. Latein war immer im wesentlichen Ausdruck imperatorischen Willens gewesen, Sprache der Diktate und der Dogmen, unvergleichlich, Inschriften sparsam in Stein zu meißeln und Gesetze eng zu ummauern: aber ihm fehlt die Fülle, die Weiche, die Biegsamkeit, um die weltweiten Sphären Dantes zu umfassen. Das Italienisch, sein Schößling wiederum, noch ist es nicht geboren vor diesem Gedicht: in Dialekte zerstreut, unten dumpf wuchernd im Volke, arm und kleingemünzt in unreiner Prägung, tut es sich um im Lande. Dies „Volgare", die gemeine Sprache, wie verächtlich die Gelehrten sie nennen, faßt nun plötzlich die heiße starke Hand Dantes: unter seinem unerhört zusammenballenden Griff schmilzt sie ein, unter seinem prägenden Druck wird der Lehm der Straße wieder fest und neu. Und das nun plötzlich Form hat, ist nicht das Italienisch des Guinizelli und Jacopo da Lentino mehr, ein dem Provenzalischen nachgeträumter „dolce stil nuovo", es ist ein neues Italienisch, gehärtet am Lateinisch, ein Italienisch, metallen und rein, wie es nie war und nie wieder sein wird. Auch hier ist Dante Beginner und Beender zugleich und darf stolz von sich sagen: „L'acqua che io prendo giammai non si corse", „nie ward die Flut beschifft, die ich berühre". Hinter ihm blüht das Italienisch weiter, es verzweigt sich in Dunkel und Licht, in wogenden, schwingenden, singenden Ästen, und steigt auf in hellere Musik: hier aber ist der Stamm, der ehern harte und runde, unvergänglich in

Digitized by Google

die Erde Italiens gepflanzt. Nicht die Nation hat Dante die Sprache, sondern er mit der Sprache erst die Nation geschaffen: durch sechs Jahrhunderte hat das neulateinische Reich keine andere Einheit als dies sein prophetisches Gedicht „il libro", „das" Buch.

Dieser Mut, diese grenzenlose Kühnheit des Griffs, dieser starre Wille, „l'animo che vince ogni battaglia", macht Dante einzig unter den Dichtern. Von allen, die vor und nach ihm kamen, hat er allein dies bronzene Zupacken des Gewalttäters, diese unerhörte bildnerische Gebärde des Anfangs. Aber diesem Willen fügt sich die Tat, „potere in lui era uguale al volere" rühmt Petrarca, und wirklich, er kommt aus jenen Sphären, wo, wie er sagt, „sich alles fügt, was man begonnen". Mit jenem urmächtigen Blick, der vielleicht nur noch Shakespeare und Goethe unter den Dichtern zueigen ist, sieht er die Welt, sieht er Raum und Zeiten als ein Ganzes, alles Menschliche als eine Einheit. Jahrtausende nietet sein heißer Blick zusammen. Für ihn gibt es so wenig wie bei Shakespeare und bei Goethe eine zeitliche Grenze zwischen dem Mystischen und Sinnlich-Nahen, zwischen einem Achill, dem Myrmidonen, und Falstaff, dem Londoner Tavernensäufer, kühn setzt er — wie Goethe sein Leipziger Gretchen zu den Füßen der Himmelsmutter — seine unsterbliche Geliebte Beatrice Portinari neben die Allmutter Rahel der Bibel; persönlichstes Erlebnis wird ihm Weltgeschehen, uralter Mythos ureigenster Tag. Weil er monumental sieht, macht er sein Privatestes groß: wie kleine Mücken im Bernstein sind seine Widersacher für ewig durchsichtig in der dichterischen Materie festgefangen, Vergänglichstes atmet durch ihn Ewigkeit, sobald sein Blick es durchseelt. Was aber diesen weltweiten Genius noch besonders macht, ist seine gleichzeitige Begabung zur Symmetrie in der Vision: nichts sieht er abgesondert und einzelhaft, alles gestuft in geschlossener Hierarchie. Ihm ist

Digitized by Google

Natur nicht stromhaft wie Goethe, nicht sprunghaft vielgestaltig wie Shakespeare, sondern alles pragmatisch vorbestimmt.

„Le cose tutte e quante
Hanno ordine tra loro; e questo è forma
Che l'universo a Dio fa simigliante."

Das Göttliche der Natur liegt für Dante in ihrer Ordnung. Und so wird es sein ungeheuerstes, sein für die Dichtung einziges Bemühen in der Commedia, die ganze Welt in ein Schema zu bringen und jedem einzelnen Menschen, so wie ein Sternbild starr verharrend seine Stelle im Kosmos innehat, zwischen Himmel und Hölle seinen moralischen Rang anzuweisen. Der Dichter wird (wessen Goethe und Shakespeare niemals sich unterfingen) zum Richter, in unerbittlicher Wage mißt der christliche Moralist in Dante nach der Schwerkraft von theologischer Sünde Schuld und Verdienst. Mit der grandiosen Geste des Weltenrichters, wie sie Orcagna an die Friedhofsmauer von Pisa gemalt, tritt er in die Mitte seines Werkes und sondert fanatisch erbarmungslos die Menschenspreu der Jahrtausende: finsterer Ahnherr des finsteren Savonarola, Bruder der Ketzerbrenner, zu Bronze erstarrt in scholastischer Form, stößt er — für profanes Fühlen edelste — Menschen in die Feuer des Inferno, wollüstig sieht er seine Feinde, den Antichrist Bonifazius vor allem, sich winden in der ihm ersonnenen Qual. Gesetz ist ihm mehr als Gnade, das Dogma mehr als die Menschlichkeit; in den höchsten Himmel der Liebe erhebt er, der Plato und Aristoteles in den Dämmer der Vorhölle sperrt, den Blutbischof von Marseille, der die Albigenser geschlachtet. Kein Mitleid trübt dies unbestechlich harte Auge, kein Gefühl hemmt diese ehern richtende Hand. Man versuche darum auch nie, Dante, den Fanatiker von Schuld und Sühne, sentimentalisch zu sehen, nicht so, wie ihn die englischen Präraffaeliten hinwässerten, einen müden

Digitized by Google

Jüngling, der am Arno-Ufer der schönen Beatrice schwärmerisch nachblickt: Dante ist und bleibt die gotisch starre Figur, der harte Mensch des Dugento, mit der „sacra ira" Michelangelos geladen, flammend von Haß, ein Kreuzritter, der lieber mit Flamme und Schwert sein Land ausrodete, als es der heiligen Ordnung der Kirche entflüchtet zu sehen. Ein Kaiser im Wirklichen, die Kirche im Geistigen: aber Einheit im Kosmos, Symmetrie der Welt um jeden Preis, das ist seine politische, seine metaphysische Idee. Und da er den Widerstand der Materie nicht im Irdischen, in der „vita activa", vergewaltigen kann, erschafft er ihre Symmetrie in der „vita contemplativa", im bildnerischen Weltgedicht. Den großen mittelalterlichen Traum vom irdisch-überirdischen Gottes-kaiserreich, den die Hohenstaufen wie die Päpste nicht für sich, nicht für die Welt vollenden konnten, er allein, Dante, hat ihn gestaltet in der höchsten Einheit der „Divina Commedia".

Er ist der ewige Feind aller Anarchie: Anarchie des Geistes, der nicht dem Dogma sich beugen will, Anarchie des Staates, der in eigensüchtiger Vereinzelung dem gesalbten Herrn der Welt widerstrebt, Anarchie der Sinne, die in Wollust und Gier sich vereinzeln, Anarchie der Form, die sich nicht dichterisch bis zum Zahlenspiel geschlossen bindet. Der Dogmatiker des Geistes ist ganz natürlich Symmetriker in der Dichtung. Aber dies ist das Einzige und Unerhörte an Dantes männlichem Genius, daß bei ihm als Einzigem die Vision unter dem Schema nicht knöchern, das Wort unter dem Begriff nicht seelenlos wird, daß der Gelehrte den Dichter nicht hemmt, sondern ihn ins Weite beflügelt. Die Sprache dieses Geistesmenschen, dieses Theologen ist sinnlich saftig wie Fleisch anzufühlen und doch hart wie Marmor: nie hat das Italienisch mehr diese Lapidarität bei gleichzeitiger Melodik erreicht. Gewiß: es ist später ausschweifender, barocker, süßer,

Digitized by Google

weibischer geworden, auf der Zunge hinschmelzend wie halbzergangene Frucht, aber nichts übertrifft die Modulierung, den gespannten Rhythmus dieser straffen Terzinenketten, die bald leise klingend wie eine Celesta tönen, bald hart und drohend wie aneinanderklirrende Schwerter dröhnen. Ein „poeta scultore", Bruder Michelangelos, hämmert er die Worte des christlichen Gesetzes in seine neuen Mosestafeln ein und, wie jene späteren, meistert seine Kunst die Summe wie das Einzelne mit gleicher Liebe, wie Donatello und Cellini in gleicher Werkstatt gewaltigsten Umriß aus Marmorblöcken losbrechend und die zarte Linie der Gemme einschneidend in den Kristall der Sprache. Nichts Unscharfes, nichts Flaues, Verschwommenes dämmert in dieser doch eben erst von der Straße, vom Volgare weggetragenen Sprache hin, kein Vers wankt in den Vierzehntausend der Terzinenkathedrale: jede Fuge ist auszementiert, jede Länge balanziert und in geheimen kabbalistischen Zahlenspielen die weltenweite Komposition symmetrisch gebunden. Dazu kommt nun noch ein geheimnisvoller Prozeß der Spiegelung, nämlich daß alle Visionen und Figuren, ja selbst Worte wiederum Allegorien bedeuten. Die Dreiteilung der Komposition und die Terzine selbst haben als Grundriß die geistliche Trinität so wie eine Kirche das Kreuz, jede Figur ist Symbol. Immer ist Dantes Werk, wie er im „Convivio" erklärt, in allen seinen Einzelheiten nicht minder denn in seiner Totalität „polysensum plurium sensuum", vieldeutig in mehrfachem Sinn. Die lineare sinnliche Oberschicht deckt immer — oft sibyllinisch dunkel und kaum mehr abzulösen — ein geistiges, meist theologisches Symbol, der profane Sinn einen sublimierten, überall hat der Dichter, wie Goethe einmal sein eigenes Geheimnis verrät, „das Mittel gewählt, durch einander gegenübergestellte und gleichsam spiegelnde Gebilde den geheimeren Sinn den Aufmerkenden zu offenbaren". Jede seiner Plastiken stellt, wie jene der Grie-

Digitized by Google

chen, einen Menschen dar und meint einen Gott. Jede Zeile ist zweifältig, zweisinnig, Kern und Schale, eins vom andern abzulösen und nicht wie in Goethes Natur „beides in einem Male". Erhabener Dualismus ohnegleichen: der größte Visionär des Mittelalters ist gleichzeitig der größte Systematiker, der größte Bildhauer des offen behauenen Worts auch der größte Meister des Symbols, des Doppelsinns.

Dieses sinnlich-geistige Chiffernspiel, diese Dualität der künstlerisch-theologischen Absicht hat seit ihrem Anbeginn die seelische Apperzeption der Commedia zu einer Alternative gemacht: man kann in Dante in der Divina Commedia Einzelnes und Abgelöstes einzig auf das Dichterische hin lesen. Das Ganze aber, seine Totalität, muß man sich zum Studium machen, ausgerüstet mit Kommentaren, mit philologischem, theologischem, historischem Rüstzeug, man muß ihn sich erobern, erforschen, erraten, muß wie die Dantologen ein Leben wenden an seine Ergründung. Deshalb haben das Werk und seine Welt eine verschiedene Vitalität bewahrt, sie sind irgendwie auseinandergekommen in den Jahren. Dante bedeutet in sich selbst noch die gleiche ungeheure Einheit des Lebens wie einst, nicht aber sein Werk, die Commedia: da mengt sich Ewiges mit Zeitlich-Vergänglichem, Abgestorbenes mit Unsterblichem, verwitterte gedankliche Materie mit ewig atmenden Formen, und kein Aufrichtiger wird die Aussage weigern, daß er hier selbst durch eine „selva selvaggia, aspra e forte" durch ein wegloses, finsteres Dickicht abgeblühter Doktrinen, stacheliger Syllogismen und historischen Unkrautes sich immer wieder zum geistig-sinnlichen Gehalt durchringen muß. Mit dem scharfen Blick des Feindes hat Voltaire im Jahrhundert der Aufklärung die Lüge dieses unaufrichtigen Dante-Enthusiasmus gekennzeichnet, wenn er im „Dictionnaire" spottet: „Die Italiener nennen ihn göttlich, aber er ist eine verborgene Gottheit. Sein Ruhm (sa réputation) wird im-

Digitized by Google

mer größer bestehen, weil man ihn nicht wirklich liest. Es gibt von ihm zwanzig Stellen, die man auswendig weiß, und dies reicht hin, sich die weitere Mühe des Lesens zu ersparen". In dieser Bosheit des Nur-Klugen, der eingeborenen Gegenwehr des Klargeistigen gegen den Mystiker, den Gläubig-Dunkeln ist nun gewiß eine halbe Wahrheit geprägt: ein Dezennium nach seinem Tode schon hat Dante aufgehört, eine Lektüre zu sein, ist die „Divina Commedia" eine Exegese geworden. Kaum fünfzig Jahre deckt die Grabplatte in Ravenna den heimgewanderten Pilger, und schon erläutern vier Universitäten Italiens seine Texte, die Commedia wird gedeutet, erklärt, textiert und transponiert wie die Bibel, der Talmud, der Koran, und schließlich selbst als göttliche Inspiration, als heiliges Buch empfunden, als „sacro poema al quale ha porto mano cielo e terra". Aber dies Schicksal ist ja geheimnisvoll allen heiligen Büchern der Menschheit gemein, daß gerade, was ihnen den Odem einhauchte, der schöpferische Glaube, im Umschwung der Geschlechter verblüht und, was ihre Materie war, das Sinnlich-Profane, dichterisch den Geist überdauert. Was ist in Wahrheit von dem Alten Testament geblieben? Nicht das Deuteronom, das Gesetz, der starrgewordene Geist, sondern die Mythen und legendären Arabesken; Ruth und Hiob, die zarten Gedichte, sie sind ewiger als die Gesetzestafeln Mosis und der Tempelbau Aarons, von dem Riesenbau des Ramayana leben einzig die seligen Episoden Savitris, von Talmud und Koran ein paar bildgewordene Gleichnisse hinein in unsern geistigen Tag — alles andere ist geistig erstarrt, knisterndes Pergament, erhabener Schutt, in dem die Archäologen des Geistes nach dem ewig Verlorenen graben. Und so ist es auch in Dante nicht der theologische Zwiesinn, die katholische Metaphysik, sondern einzig das Profane, das seines eigenen Spruches spottet. Francesca und Ugolino, die Sünder, haben alle Flammen seiner erträumten Hölle

Digitized by Google

nicht aufzuzehren vermocht, indes die geläuterten Gestalten der Scholastiker in all ihren erhöhten Himmelssphären unserm Bewußtsein längst verblühten. Nur der Dichter Dante, nicht mehr der Richter reicht hinein in unser Gefühl, denn niemals vermögen wir uns geistig wieder zurückzuzwängen in diese dreigeteilte Welt, in dies — herrlich gehämmerte — eherne Schema von Schuld und Sünde und Strafe, nie die seelische Befremdung überwinden vor der moralischen Härte eines abgestorbenen Weltgesetzes, das die Freiheit der Natur, die Freiheit des Willens grausam verschneidet. Niemals können wir, die wir eine andere Universalität des Weltblicks, die naturhafte, von keiner Norm gebundene, ohne Gesetz das Unendliche umschlingende, die ewig wandelhafte und ewig irdisch fühlende Anschauung Goethes in unseren innersten Sinn gesogen, die Schreckbilder jener Hölle, die theologischen Träume von Dantes Paradiesen anders denn als Bilder, als Sinnbilder, als poetische Substanz sehen, die Geste zwar ehrend, mit der hier ein einziger Dichter, ein anderer Atlas, die ganze mittelalterliche Welt auf seinen Schultern trägt, immer aber uns selbst bewußt, daß dieser Heros mit herrlicher Geste der Kraft einen ausgekühlten, abgestorbenen Kosmos über die Zeit hinausstemmt, eine Welt nicht mehr unseres Fühlens und unseres Lebens.

Mag aber der Geist sich befremden, das Gefühl am Abgestorbenen jenes Glaubens sich erkühlen, ewig erschüttert, ewig ergriffen bleibt doch unser Aufblick vor diesem erhabensten mittelalterlichen Dom, diesem meisterlichsten Kunstwerk unserer abendländischen Welt. Unendlich ist die Lust, ihn zu umwandern, die steingestaltete Kühnheit des Planes, den in die höchsten Himmel steigenden Griff seiner Türme, die gleichsam sphärisch tönende Rhythmik seiner Maße, den blanken sprachlichen Marmor der ewig unverrückbaren Quadern als ein nie mehr Erreichtes zu bestaunen.

Digitized by Google

Erst wenn wir durch den kreuzgewölbten Portikus nach innen treten in die Mystik seiner geistigen Räume, fröstelt uns Kühle von Jahrhunderten her an, Gräberluft und abgekalteter Weihrauch. Denn die Bilder seiner theologischen Gestalten sind gedunkelt, die Namensinschriften auf den Sargplatten abgeschliffen, nicht mehr braust die große Orgel des Glaubens durch das getürmte Gequader: Denkmal, Kunstbau, heroisch versteinerte Vergangenheit ist sein Werk, der herrliche Sarkophag des christlichen Mittelalters, ein Grabmal, groß wie die Pyramiden, das Parthenon und Notre-Dame, wo auch über einem toten Gedanken sein ewiges Bildnis gebaut ist. Außen strömt, chaotisch bewegt, das lebendige Leben weiter im Wind neuen Wahns, neuer Worte: er aber, Dante, der Dom, ruht in sich selbst, ein erstarrter Gedanke Gottes auf lateinischer Erde. Heilig ragt er und ruht, wie nur das Vollendete ruht: seine metallene Glocke zählt nicht mehr unsere Stunde, seine Uhr mißt nicht mehr unsere Zeit. Er weiß nichts von uns, so tief wandern wir unter ihm, wenig wissen wir von seinen letzten Worten, so hoch spricht er sie in den Himmel hinein. An seiner Dauer zerschellen die Jahre, an seinem Maße verwehen die Worte: nur die Ewigkeit, diese unfaßbarste Idee unserer Menschheit, ist ihm Widerpart und Gleichnis.

* * *

RAINER MARIA RILKE

MICHELANGELO-ÜBERTRAGUNGEN

Das einundvierzigste Sonett

DER, welcher, nicht aus irgendeinem Dinge,
die Zeit erschuf, die vorher war für keinen,
teilte sie so, daß hier die Sonne ginge,
und nahe neben hat der Mond zu scheinen.

Sofort entstand, aus jedem Boden brechend,
Geschick und Zufall auf den beiden Seiten,

Digitized by Google

und mir bestimmte man die Dunkelheiten
meiner Geburt und Wiegenzeit entsprechend.

Und so wie einer, der sich selber äfft,
noch dunkler wird, wenn schon die Nacht genügte,
beklag ich noch mein schwärzliches Geschäft.

Doch ward mir Trost gewährt: es tagt mir heiter,
seit sich zu meiner Nacht die Sonne fügte,
die dir gegeben wurde zum Begleiter.

Das siebenundsechzigste Sonett

Kein irdisch Ding ist schlechter und verschmähter,
als ich mich fühle ohne dich und bin,
so muß beim starken Drang der schwache Täter
Verzeihung flehn, sein Atem reicht nicht hin.

Wirf mir die Kette zu, daran die Dinge
des Himmels hängen, Herr; den Glauben mein' ich;
wie ich mich sporne und mich zu ihm zwinge,
er wird, durch meine Schuld, in mir nicht einig.

Die Seltenheit der Gabe aller Gaben
macht sie noch größer; auch ist ohne sie
kein friedliches Genügen hier zu haben.

Du geiztest nicht, daß sich dein Blut ergösse,
doch welche Milde meintest du, wenn nie
ein andrer Schlüssel uns den Himmel schlösse?

Das neunundsechzigste Sonett

Des Todes sicher, nicht der Stunde, wann.
Das Leben kurz, und wenig komm ich weiter;
den Sinnen zwar scheint diese Wohnung heiter,
der Seele nicht, sie bittet mich: stirb an.

Digitized by Google

Die Welt ist blind, auch Beispiel kam empor,
dem bessere Gebräuche unterlagen;
das Licht verlosch und mit ihm alles Wagen;
das Falsche frohlockt, Wahrheit dringt nicht vor.

Ach, wann, Herr, gibst du das, was die erhoffen,
die dir vertraun? Mehr Zögern ist verderblich,
es knickt die Hoffnung, macht die Seele sterblich.

Was hast du ihnen soviel Licht verheißen,
wenn doch der Tod kommt, um sie hinzureißen
in jenem Stand, in dem er sie betroffen.

Das dreiundsiebzigste Sonett

Entgangen, Herr, der Bürde, die mir schwer
und unlieb war, getrennt von Erdensachen,
wend ich mich müd zu dir, ein schwacher Nachen
aus Stürmen in das milde ebne Meer.

Die Dornen, Nägel, beide deine Hände,
dein lindes Antlitz, das in Großmut scheue,
versprechen Gnade einer tiefen Reue
und Hoffnung, daß ihr Heil die Seele fände.

Daß nicht dein Aug dich richtend anschaun hieße
Vergangnes; daß ich, deines Ohrs Betrüber,
nicht fürchten müsse deines Arms Erhebung.

Dein Blut nur komme über mich und fließe
je mehr, je mehr ich älter werde, über
von Beistand und von völliger Vergebung.

Das fünfundsiebzigste Sonett

Ich wollte wollen, Herr, was ich nicht will:
vom Feuer trennt das Herz ein Schleier Eises
und dämpft die Glut; der Nachdruck des Beweises
fehlt meiner Feder, und das Blatt hält still.

Digitized by Google

Mit meiner Zunge lieb ich dich, und dann
beklag ich mich, die Liebe nicht zu spüren;
wo aber stürzt sie denn, durch welche Türen,
ins Herz und tut den schlechten Stolz in Bann.

Zerreiß den Schleier, du, o Herr, zerbrich
die Mauer, die mit ihrer Härte hindert,
daß sich dein Licht dem Irdischen verbinde.

Schick deiner Braut den Glanz, der kommt; daß ich
aufflammen kann, und, endlich unvermindert
von Zweifeln, dich allein das Herz empfinde.

* * *

VON DEN MACHANDELBOOM

Ein Kindermärchen in der Hamburger Volkssprache,
nacherzählt von
PHILIPP OTTO RUNGE

DAT is nu all lang her, woll twee Dusend Johr, do was dar een rik Mann, de hadde eene schoine frame Frou, un se hadden sik seer leef, hadden averst keene Kinner, se wünschten sik averst seer welke, un de Frou bedt so veel dorum Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen keen. Vor eerem Huse was een Hoff, darup stund een Machandelboom, ünner den stünn de Frou eens in'n Winter un schalt sik eenen Appel — un as se sik den Appel so schalt, so snet se sik in'n Finger, und dat Bloot feel in den Snee. — „Ach," sed de Frou un süft so recht hoch up un sach dat Bloot vör sik an un was so recht wehmödig, „had ik doch een Kind, so rot as Bloot un so witt as Snee" — un as se dat sed, so wurd eer so recht fröhlich to Mode, eer was recht, as sull dat wat warden, dar ging se to den Huse, un ging een Maand hen, de Snee vörging, un twee Maand, dar was dat groin, un dree Maand, da kemen de Bloimer ut de Erde, un veer Maand, dar drungen sik alle Boimer in dat Holt, un de groinen Twige weeren all in eenanner wussen, dar

Digitized by Google

sungen de Vägelkens, dat dat ganze Holt schallt, un de Blöten feelen von de Boimer, dar was de fifte Maand weg, un se stand ünner den Machandelboom, de rook so schoin, do sprang eer dat Hart vör Freuden, un se feel up eere Knee un kande sik nich laten, un as de seste Maand vörbi was, dar warden de Früchte dick un stark, da ward se gans still, un de söbende Maand, da greep se na de Machandelbeeren un at se so nidsch, da ward se trurig un krank, dar ging de achte Maand hen, un se reep eeren Mann un weende un sed: „Wenn ik starve, so begrave mi ünner den Machandelboom", da wurde se gans getrost un freute sik, bett de neegte Maand vörbi was, dar kreeg se een Kind, so witt as Snee un so rot as Bloot, un as se dat sah, so freute se sik so, dat se sturv.

Dar begrob eer Mann se ünner den Machandelboom, un he fung an to weenen so seer, eene Tid lang, da ward dat wat sachter, un dor he noch wat weend hat, da heel he up, un noch eene Tid, do nahm he sik wedder eene Frou.

Mit de tweete Frou kreeg he eene Dochter, dat Kind äverst von de eerste Frou was een lüttje Söhn un was so rot as Bloot und so witt as Snee. Wenn de Frou eere Dochter so ansach, so had se se so leef, averst denn sach se den lüttjen Jung an, und dat ging eer so dorch 't Hart, un eer ducht, as stund he eer allen Weegen in'n Weeg, un dacht denn man jümmer, wo se eer Dochter all dat Vormögent towenden woll, un de Böse gav eer dat in, dat se den lüttjen Jung gans gram wurd un stöd em herüm von een Ek in de anner un bufft em hier un knufft em dar, so dat dat arme Kind jümmer in Angst war; wenn he denn ut de School kam, so had he keene ruhige Stede.

Eens was de Frou up de Kamer gahn, da kam de lüttje Dochter ok herup und sed: „Mutter, giv mi eenen Appel!" — „Ja, min Kind", sed de Frou un gav eer eenen schoinen Appel ut de Kist, de Kist averst had eenen groten swaren Deckel mit een groot scharp isern Slott. „Mutter!" sed de lüttje Dochter,

Digitized by Google

„schall Broder nich ok eenen hebben?" Dat vördröt de Frou, doch sed se: „Ja, wenn he ut de School kummt", un as se ut dat Finster gewaar wurde, dat he kam, so was dat recht, as wenn de Böse äver eer kam, un se grapst to un nahm eerer Dochter den Appel wedder weg un sed: „Du sust nich eer eenen hebben, as Broder!" Dar smeet se den Appel in de Kist und makt de Kist to, dar kam de lüttje Jung in der Dör, dar gav eer de Böse in, dat se fründlich to em sed: „Min Söhn, wist du eenen Appel hebben?" und sah em so hastig an. „Mutter!" sed de lüttje Jung, „watt sühst du gresig ut, ja, giv mi eenen Appel", dar was eer, as sull se em toriten. „Kumm mit mi," sed se un makt den Deckel up, „haal di eenen Appel herut", un so, as sik de Lüttjung henin bückt, so reet eer de Böse. Bratsch — sloog se den Deckel to, dat de Kopp affloog un ünner de roden Appel feel, dar äverleep eer de Angst un dacht, kund ik dat von mi bringen, dar ging se baben na eere Stuve na eeren Dragkasten un halt ut de bävelste Schuuflade eenen witten Dook un sett den Kopp wedder up den Hals und band den Halsdook so um, dat man nix sehn kund, un sett em vör de Dör op eenen Stool und gav em den Appel in de Hand.

Dar kam darna Marleenken to eere Mutter in de Köke, de stand bi den Für un had eenen Putt mit heet Water vör sik, den rührt se jümmer um. „Mutter," segd Marleenken, „Broder sitt vör de Dör un süht gans witt ut un het eenen Appel in de Hand, ik hev em beden, he soll mi den Appel geven, averst he antword mi nich, da ward mi gans graulich." — „Gah nochmal hen," segd de Mutter, „un wenn he di nich antworden will, so giv em eens an de Ooren", da ging Marleenken hen un sed: „Broder, giv mi den Appel", averst he sweeg still, dar gav se em eens up de Ooren, da feel de Kopp herün, daräver vorschrak se sik un füng an to weenen un to rauren un leep to eere Mutter un sed: „Ach Mutter, ik heb minen Broder den Kopp afslagen!" un weend un wull sik nich tofreden geben. „Marleenken," sed de Mutter,

Digitized by Google

„wat hest du dahn — äverst swig man still, dat keen Minsch markt, dat is nu doch nich to ännern, wi willen em in Sur koken", dar nahm die Mutter den lüttjen Jungen un hackt em in Stücken, ded de in den Putt un kokt em in Sur. Marleenken averst stund darbi un weend un weend, un de Tranen feelen all in den Putt, un se brukten gar keen Solt.

Dar kam de Vader to Hus un sett sik to Disch un sed: „Wo is denn min Söhn?" Dar drog de Mutter eene groote groote Schöttel up mit swart Sur, un Marleenken weend un kund sik nich hollen, da sed de Vader wedder: „Wo is denn min Söhn?" — „Ach," segd de Mutter, „he is avert Land gahn, na Mütten eer groot Öhm, he wull dar wat bliven." — „Wat deiht he denn dar? un het mi nich mal adjüs segd." — „O! he wuld geer hen un bedt mi, ob he dar woll sechs Weken bliven kunn, he is jo woll dar uphapen." — „Ach," sed de Mann, „mi is so recht trurig, dat is doch nich recht, he had mi doch adjüs seggen schullt", mit des fung he an to eeten un sed: „Marleenken, wat weenst du? Broder wart woll wedder kam; ach Frou," sed he do, „wat smeckt mi dat Eeten schoin, giv mi meer", un je meer he at, je meer wuld he hebben un sed: „Gevt mi meer, gi söllt nix darof hebben, dat is, as wenn dat all min wer", un he at un at, un de Knoken smeet he all ünner den Disch, bet he allns up had. Marleenken averst ging hen na eere Kommode un nahm ut de ünnerste Schuuf eeren besten siden Dook un halt all de Beenken un Knoken ünner den Disch herut un bund se in den siden Dook un droog se vör de Dör un weende eere blödigen Tranen, dar led se se ünner den Machandelboom in dat groine Gras, un as se se darhen legd had, so was eer mit eenmal so recht licht un weende nich meer, do füng de Machandelboom an, sik to bewegen, un de Twige deden sik jümmer so recht von eenanner un wedder to hope, so recht as wenn sik eene so recht freut un mit de Handen so deit, mit des so ging dar so'n Nebel von den Boom, un recht in den Nebel, da brennt dat as

Digitized by Google

Für, un ut dat Für dar floog so'n schoinen Vagel herut, de sung so herrlich un floog hoch in de Luft, un as he weg was, dor war de Machandelboom as he vorheer west war, un de Dook mit de Knoken war weg — Marleenken averst war so recht licht un vergnoigt, recht as wenn de Broder noch leeft, dar ging se wedder gans lustig in dat Hus bi Disch un at.

De Vagel averst floog weg un sett sik up eenen Goldsmidt sin Hus un füng an to singen:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß,
Mein Schwester, der Marleenichen —
Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt! Kiwitt! ach, wat een schoin Vagel bin ik."

De Goldsmidt sat in sine Warkstede un makt eene goldne Kede, dar hörd he den Vagel, de up sin Dak sat un sung, un dat dünkt em so schoin, dar stun he up, un as he aver den Süll ging, so vörloor he eenen Tüffel, he ging äver so recht midden op de Straate eenen Tüffel un een Sok an, sin Schortfell had he vör un in de een Hand had he de golden Kede un in de anner de Tang, un de Sünn scheint so hell up de Straate, dar ging he recht so stahn un sach den Vagel an: „Vagel!" segd he do, „wo schoin kannst du singen, sing mi dat Stück nochmal." — „Nee," segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, giv mi de golden Kede, so will ik dejt nochmal singen." Da segd de Goldsmidt: „Hest du de golden Kede, nu sing mi dat nochmal", dor kam de Vagel un nahm de golden Ked so in de rechte Krall un ging vör den Goldsmidt un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht,
Mein Vater, der mich aß" usw.

Dar flog de Vagel weg na eenen Schoster un sett sik up den sin Dak un sang:

Digitized by Google

„Mein Mutter, der mich schlacht" usw.

De Schoster hörd dat un leep vor sin Dör, in Hemdsarmel, un sach na sin Dak un mußt de Hand vör de Ogen holln, dat de Sünn em nich blendt. „Vagel," segd he, „wat kannst du schoin singen" — da reep he in sin Dör herin: „Frou, kumm mal herut, dar is een Vagel, süh mal, der Vagel de kann mal schoin singen", da reep he sin Dochter un Kinner un Gesellen, Jung un Magd, un keemen all up de Straat un segen den Vagel an, wo he schoin weer, un he had so recht rode un groine Feddern, un um den Hals was dat as luter Gold, un de Ogen blickten em in Kopp as Steern. „Vagel," sed de Schoster, „nu sing mi dat Stück nochmal." — „Nee," segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, du mußt mi wat schenken." — „Frou," sed de Mann, „gah na den Böhn up den bävelsten Boord, da stahn een paar rode Schö, de bring herün." Dar ging de Frou na un halt de Schö. „Da, Vagel," sed de Mann, „un sing mi dat Stück nochmal", dar kam de Vagel un nahm de Schö in de linke Klau un floog wedder up dat Dak un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht" usw.,

un as he utsungen had, so floog he weg, de Kede had he in de rechte un de Schö in de linke Klau, un he floog wiit weg na eene Mähl, un de Mähl ging klippe klappe — klippe klappe — klippe klappe, un in de Mähl dar seten twintig Mählenbursen, de hauten eenen Steen un hackten hick hack — hick hack — hick hack, un de Mähl ging darto klippe klappe — klippe klappe usw. Dar ging de Vagel up eenen Lindenboom sitten, de vor de Mähl stünn, un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht",

da hörte een up:

„Mein Vater, der mich aß",

da hörten noch tween up un hörten dat:

„Mein Schwester, der Marleenichen",

dar hörten wedder veer up:

Digitized by Google

„Sucht alle meine Beenichen
Un bindt si in ein seiden Tuch",

und hackten noch man acht:

„Legt's unter"

un noch man five:

„den Machandelboom."

un noch man een:

„Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik."

Dar heel de letzte ok up un had dat letzte noch hörd. „Vagel," segd he, „wat singst du schoin, laat mi dat ok hören, sing mi dat nochmal." — „Nee," segd de Vagel, „tweemal sing ik nich umsünst, giv mi den Mählensteen, so will ik dat nochmal singen." — „Ja," segd he, „wenn he mi alleen hörd, so sust du em hebben." — „Ja," seden de annern, „wenn he nochmal singt, so sall he em hebben." Dar kam de Vagel herün, un de Möllers fatten all twintig mit Böm an un börten den Steen up: Hu uh up! hu uh uhp — hu uuh uhp, dar stak de Vagel den Hals dör dat Lok un nahm em üm as eenen Kragen un floog wedder up den Boom un sung:

Mein Mutter, der mich schlacht" usw.,

un as he dat utsungen had, da ded he de Flünk von eenanner und had in de rechte Klau de Kede un in de linke de Schö un üm den Hals den Mählensteen un floog wiit weg na sines Vaders Huse. —

In de Stuve sat de Vader, de Moder un Marleenken bi Disch, un de Vader sed: „Ach, wat wart mi licht, mi is recht so good to Mode." — „Nee!" sed de Moder, „mi is so angst, so recht, as wenn een swar Gewitter kümmt." Marleenken averst sat un weend un weend, dar kam de Vagel anflegen, un so, as he sik up dat Dak sett: „Ach!" segd de Vader, „mi is so recht freudig, un de Sünn schiint buten so schoin, mi is recht, as süll ik eenen ollen Bekannten wedder seen." — „Nee!" sed de Frou, „mi is so angst, de Teene klappern mi, un dat is mi

Digitized by Google

as Für in de Adern", un se reet sik eer Lifken up un so meer, averst Marleenken sat in een Ek un weende un hed eeren Platen vor de Ogen un weende den Platen gans meßnatt, dar sett sik de Vagel up den Machandelboom un sung:

„Mein Mutter, der mich schlacht",

dar hel de Mutter de Ooren to un kneep de Ogen to un wuld nich seen un hören, aver dat bruste eer in de Ooren as de allerstarkst Storm, un de Ogen brennten eer un zacken as Blitz:

„Mein Vater, der mich aß".

„Ach, Moder!" sed de Mann, „dar is een schoin Vagel, de singt so herrlich, de Sünn schiint so warm, un dat räkt as luter Zinnemamen:

„Mein Schwester, der Marleenichen",

dar led Marleenken den Kopp up de Knee un weende in eens weg, de Mann äverst sed: „Ik gah herut, ik mut den Vagel dicht bi seen." — „Ach, gah nich," sed de Frou, „mi is, as bevt dat ganse Hus un stünn in Flammen", äver der Mann ging herut un sach den Vagel an:

„Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,
Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik."

Mit den leet de Vagel de golden Kede fallen, un se feel den Mann jüst um den Hals, so recht hier herüm, dat se recht so schoin paßt, dar ging he herin un sed: „Süh, wat is dat vor een schoin Vagel, hat mi so ne schoine goldne Kede schenkt, un süht so schoine ut." De Frou aver was so angst un feel langst in de Stuve hen, un de Mütz feel eer von den Kopp — dar sung de Vagel wedder:

„Mein Mutter, der mich schlacht".

„Ach, dat ik dusend Fuder unner de Erde weer, dat ik dat nich hören sull":

Digitized by Google

„Mein Vater, der mich aß",
dar feel de Frou vor doot nedder:
„Mein Schwester, der Marleenichen —"
„Ach," sed Marleenken, „ik will ook herut gahn un seen, op de Vagel mi wat schenkt." Dar ging se herut:
„Sucht alle meine Beenichen
Und bindt si in ein seiden Tuch,"
dar smeet he de Schö herün:
„Legts unter den Machandelboom.
Kiwitt, kiwitt, ach wat een schoin Vagel bin ik."

Da was eer so licht un fröhlich, dar truk se de neien roden Schö an un danst un sprüng herin. „Ach," segd se, „ik was so trurig, as ik herut ging, un nu is mi so licht, dat is mal een herrlichen Vagel, het mi een paar rode Schö schenkt." — „Nee," sed de Frou un sprang up, un de Haar stunden eer to Barge as Fürs Flammen, „mi is, as sull de Welt ünnergahn, ik will ok herut, op mi lichter warden sull." Nu, as se ut de Dör kam — bratsch! — smeet eer de Vagel de Mählensteen up den Kopp, dat se gans tomatscht wurr, de Vader un Marleenken hörden dat un gingen herut, dar ging een Damp un Flamm un Für up von de Sted, un as dat vorbi was, da stand de lüttje Broder, un he nahm sinen Vader un Marleenken bi de Hand un weeren all dree so recht vergnoigt un gingen in dat Hus bi Disch un eeten.

* * *

RUDOLF ALEXANDER SCHRÖDER

ZWEI GEDICHTE

SIND die Tage verrauscht, deren uns keiner sonst
Ab schied ohne Geschenk? Welkte der Lenz, da wir
Jedem Hauche des Lebens
Tausendfältig erwiderten?

Fern mit goldnem Gewölk flügelnd gen Untergang
Grüßtest, Scheidende, du wirklich zum letztenmal?

Digitized by Google

Lässest, Sonnengefährtin,
Uns hier Töne beraubt und Trosts?

Träumt einsamer als je selbst des erheiternden
Lieds geselligen Traum nimmer dies Herz? — Dein Kranz
Wartet über der Pforte,
Überm Herde das Scheit umsonst?

Weh, mit Jahren und Tag häuft die befremdliche
Viel erstickenden Schutt über das Herz, die Schuld!
Doch, ich weiß es, ein Lächeln
Scheucht die dumpfen Dämonen fort.

Komm! Schon grauet der Tag über die Wipfel her,
Komm! Vom grünen Gewölb stürzte die Nacht. O laß
Nicht der Kunde verwaist mich
Gottlos unter dem Pöbel stehn! —

* * *

EINSAM tagehinaus, nächtehinaus
sinnet das Herz und schweigt;
Schweigt. Ihm wecket der Herbst
wipfelherab herberen Hauch umsonst.
Längst ward droben im Laub
Wechselgesangs lockende Fistel stumm,
Längst auf brachem Gefild, stoppelgemäht
feiert der Wachtel Ruf.

Kühn ins kältere Blau, über dem Fluß
silberner Störche Schwarm
Hob schon rauschenden Flugs, reisegemut
rudernde Schwingen auf.
Folgt, o folget dem Licht, folget des Jahrs
lachender Spur! — Doch uns
Klanglos altre die Flur, altre das Herz
währendem Winter zu.

Digitized by Google

ALBRECHT SCHAEFFER

WITIKO

Gleichzeitig mit diesem Aufsatz erscheint im Anschluß an unsere bisherigen Stifter-Ausgaben und in derselben Ausstattung wie sie ein von allen Freunden Stifters immer und immer wieder begehrter Neudruck des Romans „Witiko", der den meisten bei der kaum glaublichen Seltenheit des ersten und bisher einzigen Druckes nur vom Hörensagen bekannt war.

So viel scheint mir nach der Lektüre dieses höchst überraschenden, ja wunderbaren Buches gewiß: daß das in Vergessenheit geratene dem wirkenden Dasein wiedergegeben werden müßte, selbst wenn es minder reich wäre an Einzelvorzügen, minder fesselnd und schön: allein um seiner Einzigartigkeit willen. Denn allerdings ist mir in den Literaturen der europäischen Völker, soweit ich sagen kann, daß ich sie kenne, nicht ein einziges Werk bekannt, dessen Form mit der dieses Werkes gemeinsame Züge aufwiese. Hier ist alles anders; und ein solches Anderssein ist es, daß es wunderbar, ja recht als ein Wunder anmutet: es scheint den uns bekannten Gesetzen künstlerischer Hervorbringung nicht unterworfen, so wie das Wunder des Heiligen den Naturgesetzen widerspricht. Dies ist eine Sache, die auch kennen gelernt noch wie unbekannt bleibt; sich nicht einreihen läßt ins Erfahrene; und die trotz ihres einfachen Charakters — nichts weiter als ein „historischer" Roman aus der Geschichte Böhmens — eines so bestimmten und gesonderten, vom Tumulte der Weltliteratur, in dem uns Hören und Sehen zuzeiten vergeht, so abgelegenen, unendlich vereinsamten Wesens ist, daß es sich kaum begreifen, nur immer wieder bestaunen läßt.

Glaube man auch nicht, Stifter, den bekannten Verfasser der „Studien", hier zu finden; dies ist ein anderer Stifter, vielleicht der Meister, dem die Studien waren, was er sie nannte: Studien, Bemühungen und Versuche zur Erlernung

Digitized by Google

der in diesem Werk vollkommen reinlich erhobenen Form. Man erwarte nicht die beschreibende Kunst des „Hochwalds", nicht jene Zauber der Natur, der Fernsichten, des Mondenlichts, im geschliffenen Spiegel gefangen; man erwarte keine Überraschungen, Einzelentzückungen, Traurigkeiten des Herzens, noch Unendlichkeiten der Seele; man erwarte keinen Schein mehr von Kunst. Die letzte Einfachheit erwarte man, die äußerste Schlichtheit, die erreichteste Kargheit des Worts, — welches aber so gültig und so voll, so eingewachsen, gerade und atmend ist, von einer so vollkommenen Reinigung wie des Himmels nach dem Gewitter, wo über der noch verhaltenen Natur noch kein Geruch ist in der Luft als der von Reinlichkeit und Erfrischung.

Des wolkenlos reinen Himmels. Hölderlins „heilige Nüchternheit", diese sei die erwartete. Die heilige Nüchternheit eines Sonntagmorgens, wenn die im Gebete gereinigte Brust des Frommen gefaßt ist, aufzunehmen die unendliche Wolkenlosigkeit der Frühe, über den kaum sich bewegenden Kornfeldern das Schweigen der schon sich erwärmenden Lüfte, und aus der heiligen Leere des überall offenen Raumes die leise Stimme der Lerche, endlosen, immer gleichen, in die Ewigkeit sich hineinsingenden Jubeltons. Oh ja, höre man über dem gleichmäßigen Wandern der Druckzeilen und ihrer Berichte das Reine tönen mit der Stimme der Felderlerche. — Oder fürchtet man, sich zu langweilen? Ganz gewiß: wer sich langweilen kann in diesen ernsten Gefilden, der wird es tun. Er findet hier keine Reizungen; hier ist die Nüchternheit: der graue Krug von Stein, das Wasser vom Quell, ohne Ring die Hand, die es bietet, im Gruß kaum ein Lächeln, — und blickst du über den stumpfen Rand des Gefäßes, so wirst du im Dunkel auf der Flut nur das Blatt einer Hagerose schwimmen sehn, tiefer blickend den Widerschein des Himmels; langsam schiebt sich ein Weißes ins Dunkel des Grundes, die

Digitized by Google

reine Gestalt der Wolke, — und so beginnt der einfache Zug der Gesichte...

Zwei Eigenschaften machen das Wesen des Ganzen aus, so glücklich einfach wie ihre sich reimenden Namen: Reinheit und Einheit. Reinheit aller Sinne und der Gesinnung, Reinheit des Empfindens, Reinheit der Kontur und der Farbe, der Gestaltung; eine solche Reinheit, daß ihr Duft zu berauschen vermag wie der Duft aus der Schattenkühle eines Schrankes voll Leinzeug, voll aufgesparter, ursprünglich naturhafter Frische, die uns anatmet, ein inbrünstig starkes Arom, rein, kräftig, ruhig, aber innerlich machtvoll wie der Odem eines arkadischen Flurgotts. Die reinen Dinge, die Pflanze Flachs, der kunstlose Rocken, der uralte Webstuhl und das Wasser und die Sonne des Himmels: die wirkten zusammen die edle Köstlichkeit des Gewebes. Wie in ihm Faden bei Faden, so kannst du dahier Wort neben Wort und Satz an Satz zählen, Reihe an Reihe, im Gleichmaß unwandelbar, in vollkommner Gelassenheit, Figur an Figur so kunstlos, so aus sich selber sich verflechtend, aneinander sich haltend wie die kunstlos aus einem Faden geschlungenen Maschen eines Strickzeugs, aneinander sich haltend so mühelos leicht, wie sich die Liebenden halten mit einem Lächeln. Eine Flut rinnt so ununterbrochen und unaufhaltsam wie aus dem Mund der Erde in die unkünstlich geformte Schale: was vom Himmel fiel, in den Erdboden drang, was hundert Male gefiltert durch Unkraut und Ungeziefer, durch Verwesendes und Totes, durch Gestein und Gesinter und Gase, gesammelt wieder heraufstieg und im silbernen Bande des Quells über die Schale fällt: oh, das vollkommen Gereinigte — wie ist es rein! — Nun vergiß deine Zeit, deine Umwelt, dich selbst; alle deine Begriffe und Gesetze wie deine Wünsche bleiben hier unbeachtet. Keine Steigerungen findest du hier, keine Gipfelungen; niemalen nur die geringste Verschlingung, ge-

Digitized by Google

schweige Verstrickung oder Verwirrung. Ja ist hier Ja, Nein ist hier Nein.

Denn es ist die vollkommene Einheit. Deine Verwickelungen und Verästelungen, deine Flutungen und Ballungen, der Nachtkampf aller Gegensätze, Bewußtsein und Unterbewußtsein, Verschleierung, Unterdrückung, deine Verfinsterungen und Verworrenheiten, deine „Probleme", ja, dein Schmerz, deine Erschütterungen, deine Nöte, der ganze Dostojewski, ja, der ganze gordische Knoten, den du Seele nennst: von alledem weiß hier weder der Meister noch die Vernunft seiner Geschöpfe. Hier sind Denken, Empfinden, Reden, Handeln allezeit eins. Was jemand dachte, erscheint, indem er es tut; was jemand empfand, indem er es sagt. Wer spricht, hat etwas zu erklären; wer handelt, spricht nicht. Und die Farben, die uns gezeigt werden, sind die der Natur, ihr Grün und ihr Braun, ihr Gelb und ihr Blau und ihr Rot. Wie sie nicht gebrochen oder gewandelt werden, so finden keine Erregungen statt. Ein Auge unerschütterlich gleichen, steten, ruhigen Blicks sieht dich so klar an wie der Spiegel des Bergsees. Du wirst Seiten lesen und nichts tun, als einen Reiter auf seinem einsamen Wege durch Wälder und über Berge, über einen Strom, an einem Meiler, einem Dorf, einer Kapelle vorüber begleiten, und auf diesem Wege wird kein Wort fallen, kein Gefühl sich regen, kein Gedanke sich bilden. Ein Trunk aus dem Bache, das ist eine Handlung, und mitunter wird der Reiter halten und einen Ausblick tun von der Höhe des Berges zu anderen Bergen, in Täler, und du wirst alles mit den genauen Namen genannt hören, die Moldau und die Ils, diese Höhe und jene. Du wirst erfahren, um welche Tageszeit gerastet wird und wann wieder aufgebrochen, wie es Abend wird, wie die Nacht vergeht und mit dem Morgen ein neuer Tag des Reitens, des Reisens und der Wälder anbricht. Endlich wird das Ziel da sein, ein Haus auf einem Plan, und

Digitized by Google

Schritt um Schritt, Gebärde um Gebärde, Handlung um Handlung wirst du erfahren, wie dem Kömmling aufgetan, wie er begrüßt wird, und wie er grüßt, wie er absitzt, und was er zuerst tut, wie er ins Haus geht, wie er die Kappe abnimmt und wie er das erste Wort spricht.

Ein andermal wird Versammlung sein. In ihr wird es keine Charaktere geben, sondern nur Gestalten, einen Alten und einen Jugendlichen, einen Greis in weißen Haaren und einen besonders alten, einen blonden Jüngling und einen braunen, einen Mann mit einem Bart und einen in rauher Wolle, einen mit einer roten Feder an der Kappe, einen mit einer weißen, einen mit einer Geierfeder. So werden sie beschrieben. Du wirst sie sprechen hören, was klar ist, was sich nur auf eine Weise verstehn läßt, was weder Hinter- noch Vorgrund hat, was da ist. Ich sage voraus, daß du dir von dieser Schlichtheit keinen Begriff und kein Bild machen kannst, bevor du sie erfahren hast. Aber in dieser äußersten Schlichtheit, nachdem alle Schalen und Hüllen gefallen sind, die du sonst kennst, die des Eindrucks, der Stimmung, der Stunde, der Leidenschaft, der kunstvollen Darstellung: wirst du die Dinge sehen wie Kerne, so weiß, so blank, so geschält, jedes Kleid, jede Waffe, das Steinhaus und das Blockhaus, die Truhen und die Tische, die getäfelten Zimmer und die mit Seide ausgeschlagenen, die Gasttafel, das Geschirr und die Speisen, und so jede Bewegung, jede Rede, jeden Gedanken, jedes Wort. Nein, keine Attribute, keine Beschreibungen, kein Reiz, kein Versuch, dich anzuziehn, auf dich zu wirken, — sondern wie in der Natur steht jedes Ding, wie es auftaucht, in seinen schlichten, untrüglichen Erscheinung. Jedes, wie in der Natur, sagt nur sich an, sieht dich nur an, es erscheint, und was dir seine Erscheinung sein soll, das wisse du selber. Wie aber die Erscheinung der Dinge, so auch ihr Wesen; es ist alles wie Stein, wie Metall, wie Holz: durch und durch, und wenn

Digitized by Google

du es ritztest oder zerteiltest, du würdest denselben Stoff finden, am äußersten Rand und im innersten Kern.

Es hat Historienerzähler gegeben, die uns in entrückte Zeiten zu versetzen suchten durch ein Feierlich- oder Altertümlichmachen der Ausdrucks- und Redeweise; indem sie die Negation voranstellten, Ihr setzten für Du und den sogenannten poetischen Genitiv im prosaischen Satz: Nicht, Herr, werdet Ihr des Panzers Schnallen lösen... Hier wird vielmehr die vollkommene Erscheinung einer entrückten Zeit durch weiter kein Mittel erreicht als das der Einfachheit, Geradheit, Kargheit. Wenn wir heute glauben, im Denken und Fühlen, Aussprechen und Ausführen ein Höchstmaß der Vielheit in gleicher Zeit und der Schnelligkeit erreicht zu haben, so wissen wir zwar nicht, ob die Menschen früherer Zeiten, die den Vergleich mit unserer Zukunft nicht hatten, nicht dasselbe von sich glaubten. Doch hat es, wenn wir die Sprachen zurückliegender Zeiten betrachten, den Anschein, als sei damals langsamer gesprochen und also auch gedacht und gehandelt worden, und wir machen uns die Vorstellung von einer Einfältigkeit des Denkens und Empfindens, aus der unsere Vielfältigkeit durch Spaltung entstand. Übrigens dürfte diese Frage, ob schnell, ob langsam, vor tausend Jahren die Gemüter noch kaum bewegt haben; daß also Gedanke und Rede in keiner relativen Langsamkeit oder Schnelle, sondern sich in einem absoluten Zustande der Gemäßheit bewegten; Gemäßheit für den Gehalt und also für Charakter, Temperament oder Vernunft des Denkenden oder Redenden. Und dieser Eindruck des Natur-Gemäßen und durch ihn die Vorstellung einer historischen, einer lange vergangenen Welt, diese wird von dem Dichter in vollendeter Weise erweckt.

So beginne denn, wer ihrer teilhaftig werden will, zu lesen. Ich habe, was alles Lichtheit in diesem Werke ist, zu zeigen versucht; ohne Schatten nichts Leuchtendes, das versteht sich

Digitized by Google

von selbst. Doch hoffe ich, daß der reine, edle, heilig vernünftige Ton dieses Saitenspiels noch heute vernommen werden wird, und daß er denn seine eigentliche große Güte übe: zu glätten, zu stillen, zu sänftigen, was in fiebernder Zeit, Maß und Grenzen zersprengend, uns unerträglich durchbraust: das Leben.

* * *

ALEXANDER LERNET-HOLENIA
KÖNIG VON AÏ

SEINE Bedienten hoben ihn
wie ein Zerbrechlichstes bis an
den Rand des Betts und reichten ihm ein Hemd,
in Wohlgeruch getränkt, den Latz
mit aufgenähten Perlen ganz verbrämt
und silberunterwebten Spitzen an
dem Hals und Ärmeln, köstlich wie ein Schatz,
mit Silberblumen des Brokats
erschimmernd, aber leicht wie Luft,
und brachten ihm ein Becken mit Geruch
und wuschen ihm mit einem feuchten Tuch
Gesicht und Hände, da stieg solcher Duft
wie eines jungen Mädchens auf.
Doch hielt er ihnen leicht die Händ' hin, wie
gebräunte Pfirsiche, dran steckten sie
die Ringe, streuten Puder drauf
und reichten ihm die Strümpfe und
ein köstliches, durchbrochenes Gewand
aus siebenfach verschiedenem Gold
und mit Smaragden eingefaßt am Rand
und an den Nähten. Da war erst ein Grund
von zärtlichem und malvenfarbnem Gold,
darüber in ganz mattem Gold,

Digitized by Google

mit Perlen eingefaßt, erhaben eingesticktes Blätterwerk mit bräunlichem Geäst und pfirsichblütenfarbenem Geäder, schimmernd aus hineingewebten Fäden. Und der Grund des Kleids durchbrochen und mit silbrigem, unendlich köstlichem, antikischem Geweb aus zartem Goldstoff und drauf flachgesticktem, bräunlichem und goldenem Rankenwerke unterlegt, die Ärmel rötlich und mit Reihn von grünlichen Türkisen ausgelegt, doch um den Hals mit eingewobenem, verschiedenfarbenem Gold, zwei Reihn von Spitzen, draus des Königs Haupt und sein mit Milch gewaschnes Antlitz sah, wie einer schönen Jungfer. Aber in den Schuhen ging er leicht dahin und lächelte sehr zart. Da trugen ihm die Diener Küraß, Handschuh, Hut und Schwert, als er hinunterging und stieg zu Pferd mit eines Engels Ungestüm.

* * *

EKSTATISCHE KONFESSIONEN

KATHARINA VON SIENA

Aus den Aufzeichnungen des Raimund von Capua, ihres Beichtvaters

ALS sie einmal, von vielen Schmerzen belastet, auf ihrem Bettlein lag und mit mir etliche ihr vom Herrn offenbarte Dinge zu besprechen begehrte, ließ sie mich im geheimen rufen. Und als ich zu ihr gekommen war und an ihrem Lager stand, begann sie, wiewohl fiebernd, nach der gewohnten Weise von Gott zu

Digitized by Google

reden und die Dinge zu erzählen, die ihr an diesem Tage offenbart worden waren. Da ich aber so Großes und Unerhörtes hörte, sprach ich in mir selber, der ersten vordem empfangenen Gnade uneingedenk und undankbar: „Vermeinst du, alle die Dinge, die sie sagt, seien wahr?“ Und während ich so dachte und mich ihr, die redete, zukehrte, verwandelte sich in einem Augenblick ihr Angesicht in das Angesicht eines bärtigen Mannes, der, mich mit starren Augen betrachtend, mir einen großen Schrecken gab. Und das Antlitz war länglich, von mittlerem Alter, und hatte einen nicht langen Bart von der Farbe des Korns und wies im Anblick eine solche Majestät, daß es dadurch sich als der Erlöser offenbarte. Auch konnte ich dazumal kein anderes Angesicht unterscheiden als dieses. Und da ich, bestürzt und entsetzt, die Hände zu den Schultern gehoben, ausrief: „Wer ist es, der mich anschaut?“, antwortete die Jungfrau: „Er, der ist.“ Als dies gesagt war, verschwand dieses Angesicht plötzlich, und ich sah deutlich die Züge der Jungfrau, die ich vorher nicht zu unterscheiden vermocht hatte.

Als sie einmal mit großer Inbrunst betete, sprechend mit dem Propheten: „Ein reines Herz schaffe mir, o Gott, und einen getreuen Geist erneure in meinem Innern“, und sonderlich bat, daß der Herr ihr eignes Herz und ihren eignen Willen ihr nehme, tröstete er selber sie mit diesem Gesichte. Es erschien ihr, der ewige Bräutigam komme in gewohnter Art zu ihr, öffne ihre linke Seite, nehme ihr Herz heraus und scheide von ihr, sie aber bleibe gänzlich ohne Herz zurück. Dieses Gesicht war so nachhaltig und dem Gefühl des Fleisches so einträchtig, daß sie in der Beichte dem Beichtvater sagte, sie habe kein Herz mehr in der Brust; und da er ob dieses Wortes scherzte und scherzend sie in gewisser Weise tadelte, wiederholte sie, was sie gesagt hatte, und bestätigte es, sprechend: „In Wahrheit, Vater, soweit ich nach

Digitized by Google

dem körperlichen Gefühl erkennen kann, dünke ich mich des Herzens durchaus zu entbehren, da mir der Herr erschien, mir die linke Seite öffnete, das Herz herausnahm und schied." Und als er erwiderte, es sei unmöglich, daß sie ohne ein Herz leben könnte, erklärte die Jungfrau des Herrn, bei Gott sei kein Ding unmöglich, und sie glaube gewißlich, des Herzens beraubt zu sein. Und so wiederholte sie viele Tage das gleiche und sagte, sie lebe ohne Herz. Da sie aber eines Tages in der Kapelle der Brüder des Predigerordens zu Siena, wo sich die Schwestern zu versammeln pflegen, nach dem Fortgehen der andern im Gebete verblieben war und sodann, aus dem Schlafe der gewohnten Ablösung erwachend, sich erhob, um nach Hause zurückzukehren, erglänzte plötzlich rings um sie ein Licht des Himmels, und in dem Licht erschien ihr der Herr, der in seinen geweihten Händen ein rötliches und leuchtendes Menschenherz trug. Und da sie bei der Ankunft des Urhebers des Lichtes zitternd zur Erde fiel, nahte ihr der Herr, öffnete von neuem ihre linke Seite, legte jenes Herz hinein, das er in seinen Händen trug, und sprach: „Siehe, vielliebes Töchterlein, wie ich am andern Tage dir dein Herz genommen habe, so gebe ich dir jetzt mein Herz, mit dem du fortan leben wirst."

* * *

HANS ENGELBRECHT

NUN wie ich also in solchem Streit im Kampf lag, so traf mich mit der Weile der Tod an von unten auf; und ich lag und starb von unten auf; zwölf Stunden währte es, daß ich so starb, da ich ungefähr in acht Tagen nichts gegessen und getrunken hatte. Wie ich mich am Freitag niederlegte und krank ward, also am Donnerstag über acht Tage ungefähr, da starb ich. Den Donnerstag nachmittag um zwölf Uhr, da fühlte ich deutlich, daß mich der Tod von unten auf antrat; und starb also von unten auf, daß mein ganzer Leib so steif

Digitized by Google

war, daß ich nichts mehr fühlte von Händen und Füßen, ja nichts vom ganzen Leibe; und ich konnte auch endlich nichts mehr sprechen oder sehen; denn der Mund war mir so steif, ich konnte denselben nicht mehr auftun, und fühlte ihn nicht mehr, desgleichen auch die Augen, die brachen mir im Kopfe, daß ich es deutlich fühlte. Aber ich verstand gleichwohl, was sie mir vorbeteten, und hörte wohl, daß sie einer zum andern sagten: „Fühlet ihm doch an die Beine, wie steif und kalt sie ihm sind; es wird nun nicht lange mit ihm währen.“ Das hörte ich wohl, aber ich fühlte es nicht. Da der Wächter aber elf rief zu Mitternacht, das hörte ich noch wohl, und um zwölf um Mitternacht, da verging mir auch das leibliche Gehör.

Da deuchte mich, ich ward mit dem ganzen Leibe aufgenommen und ward schnell weggeführt, wie ein Pfeil von der Armbrust nicht tun kann: wie ich nachdem auch sonderlich danach fragte, ob mein Leib weggewesen wäre. Aber sie haben mir hernach gesagt, mein Leib wäre nicht weggewesen: wie lange aber meine Seele sei weggewesen, das haben sie so eigentlich nicht merken können. Doch so weit war ich gleichwohl vor ihren Augen tot gewesen, daß meine Mutter hatte das Hemd allbereits hergekriegt, und sie vermeinten mich anzukleiden: aber Gott hat es nicht haben wollen und hat ihnen ihre Augen verblendet, daß sie das nicht haben merken können, da meine Seele ist verzückt gewesen aus dem Leibe vor die Hölle und in den Himmel. Das ist gerade im Augenblick vor sich gegangen: denn Gott kann jemand im Augenblick mehr offenbaren und lehren, als man die Zeit seines Lebens aussprechen kann. Wie dieses Lernen zugeht, das kann kein Mensch mit seiner Vernunft begreifen; das ist übernatürlich im Geiste geschehen.

Wie lange aber meine Seele ist weggewesen, das weiß Gott und kein Mensch. Wäre meine Seele in der Freude und Herr-

Digitized by Google

lichkeit geblieben, mein Leib würde längst auf dem Kirchhof liegen. Aber zu Mitternacht, da der Wächter elf rief, da war die Entzückung noch nicht geschehen; da war ich steif und kalt und fühlte nichts von meinem Leibe, konnte auch nicht mehr sehen und sprechen, nur das leibliche Gehör hatte ich noch allein. Die umstehenden Leute, die bei mir waren, die haben die Zeit eben nicht merken können, da meine Seele vor der Hölle und im Himmel war. Da aber der Wächter zwölf rief, da war die Entzückung geschehen. Gleichwie ich denn von untenauf war gestorben, also lebte ich von oben an wieder auf, bis unten hinaus.

Da ich nun wieder aus der Klarheit geführt ward, da deuchte mich, ich wurde wieder mit meinem ganzen Leibe auf die Stätte gelegt, und da hörte ich erst leiblich wieder, daß sie mir etwas vorbeteten. Das Gehör war also das erste, das ich wieder bekam. Danach begann ich meine Augen zu fühlen, daß so allgemach allmählich und allmählich mein ganzer Leib wieder stark wurde. Und da ich denn meine Beine und Füße wieder fühlte, da stand ich wieder auf; und war so stark, als ich vormals mein Leben lang nicht gewesen war: so stark war ich von der himmlischen Freude, daß die Leute sehr darüber erschraken, daß ich in so geschwinder Eile wieder stark wurde.

Ich bin nur ein totes Instrument, wie eine steife Orgelpfeife; wenn nicht darauf geschlagen wird, kann sie nicht klingen. Also, wisset, bin auch ich gar steif und kalt gewesen und konnte nicht klingen: daß ich aber jetzt in dem Reden klinge, das regiert der heilige Geist, und ich nicht. Ich bin hier gelegen, wie ein toter Handschuh: wenn da keine Hand drin steckt, kann sich der Handschuh nicht regen und bewegen: aber wenn sich eine lebendige Hand darein steckt, kann sich der Handschuh regen. Aber der Handschuh regiert sich nicht, sondern die Hand, die in dem Handschuh steckt, die regt sich

Digitized by Google

in dem Handschuh und regiert den Handschuh: der Handschuh kann sich selber nicht regieren... So ist es auch mit mir. Ihr habt vor euren Augen mich hier liegen sehen, wie einen toten Handschuh, der sich nicht regen und bewegen kann: aber die lebendige Hand Gottes hat sich in mich gesteckt, in mein totes Fleisch und Blut, das gar steif und kalt war, und hat es wieder lebendig gemacht durch seine himmlische Kraft; und die allmächtige Hand Gottes regiert jetzt in mir, und ich nicht.

Aus dem Buche gleichen Titels.

* * *

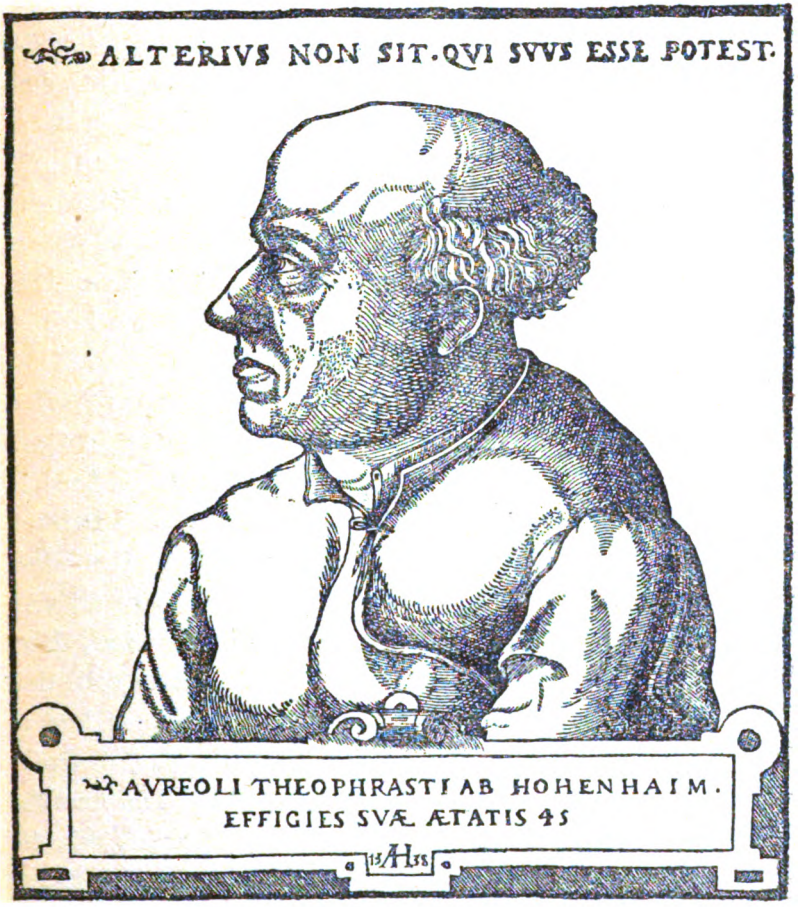
THEOPHRASTUS PARACELSUS
VON DER WAHREN KUNST DER ÄRZTE

Vorrede zum Spitalbuch

Doctor Theophrastus allen Ärzten seinen Gruß

DAS Höchst, so wir Arzet an uns haben, ist die Kunst: Nachfolgend das dem gleich ist, ist die Liebe: Und deren zweien ist die Hoffnung ihr Beschluß. So nun das Höchst bei uns die Kunst ist, so steht derselbige Teil in denen hohen Dingen, nämlich, in dem Gewalt von oben herab, nachfolgend in unser Erfahrenheit, und zuletzt in der erfahrnen Anweisung. Jedoch so liegt das Hauptstuck in der Erfahrenheit der Kunst: Gleicherweis ists mit der Liebe, die auch in denen hohen Dingen begriffen wird: Das ist, daß wir diesen Gewalt aus der Liebe Gottes empfahen. Und zum andern, daß wirs in derselbigen Liebe wiederumb austeilen, dann aus ihme ist sie da, also durch uns soll sie gegen dem Dürftigen gehn. Und zum Dritten, daß wir dieselbige in solcher Liebe brauchen, als treffs uns selbs an. Der höchste Grund der Arznei ist die Liebe: denn in welcher Maß die Liebe ist, dermaßen wird auch das Wetter über uns gehen: Das ist, ist unser Liebe groß, so werden wir große Frucht in der Arznei dadurch schaffen; wird sie bresthaftig sein, so werden unsere Frücht mangelhaftig funden. Dann die Liebe ist, die Kunst lernet, und außert-

Digitized by Google



Holzschnitt von Augustin Hirschvogel

Digitized by Google

halb derselbigen wird kein Arzt geboren. Also stehet auch die Hoffnung in denen hohen erfahrnen Dingen, das ist, daß wir unserer Kunst vertrauen sollen, und ein Hoffnung haben, daß sie nicht fehlen werde. Wo wir aber in der Hoffnung fehlen, so fehlen unsere Frücht: Ursach, wo die Hoffnung nicht ist, da ist ein gut Wissen, daß derselbige nichts kann. Dann der allein hofft, der es weiß. Der es nicht weiß, hofft nichts, sondern zweifelt. Der es weiß und hofft, der fehlt nicht, er zweifelt auch nicht, er wartet der Stunde, die ihm zu erfahren gibt, wie Gott den Kranken haben will. Dergleichen zum andern, so soll die Hoffnung unserer Künsten auch also stehen, daß wir sie aus Gott haben, und nicht von Menschen: Und derhalben dieweil wirs von Gott haben, so mögen wir hoffen. So wirs aber von Menschen haben, so wissen wir, daß nichts da zu hoffen ist, dann allein, soferr das Glück sein gut Treffen auf uns wenden will. *Darumb soll die Hoffnung in Gott, und nicht in die Menschen Lehr gegründet sein: Dann Ursach, was ist der Mensch anders dann ein Fantast? Und zum Dritten, sollen wir das wissen, daß der Arzet so wunderbarlich wird, als Adam aus dem Leime. Und wie Adam zu Gott all sein Hoffnung hat, dann er wußte, daß nichts in ihm war, dann was aus Gott kam: Also auch der Arzt das wissen soll, daß sein Theorica, sein Physica, sein Practica, nichts anders in ihm ist, weder wie die Sprach Adae in Adam war, den niemands gelernet hett, als Gott allein: Also soll bei dem Arzt die Arznei gegründet und gelernet sein, so wunderbarlich, wie die Sprach in Adam. Dann als wenig wir mögen in eim Kraut sehen, was darinnen ist, als wenig mögen wir auch in einem Menschen sehen, was sein Natur begehrt. Was ist nun ein Mensch anders, dann daß er auswendig ein Ding siehet, und weiß nicht, was inwendig ist? Verborgen Ding in der Natur zu wissen, nimmt außerthalb der Natur sein Lehrmeister, aus welchen nachfolgend die Erfahrenheit wächst. Darumb, als

Digitized by Google

wenig wir in eim Kraut sehen können, als wenig in eim Menschen, was ihm anliegt. Gibt dem Arzt die Zung des Kranken etwas, so ists doch nichts Vollkommens: Dann wir mögen von uns selbs das wenigste Sämlin nit erfinden. Also geht der Gewalt des Arzts aus dem Höchsten, und nicht aus dem Wenigsten: Das ist, aus dem, der ihne beschaffen hat.

Also ihr Arzet, was ist uns nütze der Namb, der Titel, die Hohe Schul, so wir nicht die Kunst auch haben? Die Kunst machet den Arzet, nicht der Name, noch die Schul. Was ist uns nütz, daß wir groß ansehen und große Pomp führen, so wir die Kunst nicht können? Was ists, daß wir groß geachtet werden bei Fürsten, Herren, Städten und Ländern, daß man uns große Dignität, große Ehre und Zucht erbeut, so es kommt in die Stund der Not, daß wir sollten beschehene Ehre urbietig bezahlen, so wir die Kunst nicht haben? Welche ziert die Ehre, der Talar, der Ring ec. anderst weder diejenigen, die da mit ihrer Kunst solchs verantworten können? Nun wissen, Künst wachsen nicht in unsern Köpfen, dieweil wir nicht wissen, was in den Kräutern ist. Der Kunstgarten ist als ein Baumgarten: Künst werden bestätet durch die Erfahrenheit, und gelernet über die Natur. Nun aber die Bäum, so im Garten wachsen, wann sie abgestümmelt werden bis in den Grotzen, wem ist derselbig Baum nutz? Und sei der Grotz wie hübsch er wöll, so er mangelt der Äst, so ist kein Frucht in ihme. Und wie ein solcher Baum, der abgestümmelt ist bis an den Grotzen, also sein auch die Ärzt, die wachsen aus der menschlichen Fantasei, die sind abgestücklet, und geben kein Frucht von ihnen, allein der Grotz stehet in ihnen, das ist, die Zier des Haupts: Und wie man des Dolden oder Grotz am Baum nichts genießen kann, sondern allein zu einer Hoffart da stehet: Also stehen auch solche Arzet hie, die gestümmelt sind, das ist, daß niemands gesund machen, und sehen doch ihres Doldens und Grotzens halben gleich, als

Digitized by Google

sollte Frucht an ihnen wachsen. Nun wem ist ein solcher gestümmelter Baum nutz? Er gibt weder ihme selbs, noch andern Frucht, dann er ist allein in den Dolden oder Grotzen gezogen, nicht in die Äst, an welchen die Früchte wachsen. Darumb sehet an ein mehrer Gleichnuß: Wie eim fränkischen oder schwäbischen Roß ein Reuter den Schwanz abgehauen, dadurch zum Mutzen gemacht, auf daß er ihme einen starken, hübschen, hochfärtigen Rucken ziehe, also seiner Hoffart darauf mag statttun. Wann aber der Sommer kommt, so hat dieser Mutz nichts, damit er ihme der Fliegen wehre, muß also elendiglich seiner Hoffart entgelten, von wegen des Reuters Pracht. Also wir Arzt, so uns die Hoffart und die Pracht überfällt, so geschicht uns gleich wie dem schwäbischen Mutzen, wann Krankheit kommen, so haben wir kein Wadel, damit wirs vertreiben können, und müssen also von Krankheiten vexiert werden als das Roß von Brämen. Dann unsere Hoffart und Pracht, unser Pater noster und Ring, unser Namen und Titel, ist nichts, dann der Stumpf, so dem Mutzen am Ars bleibt, und der Schwanz, so gut wäre, ist nicht da. Solchs Fürhalten nehmet ihr Arzt dermaßen an, daß nichts anders der Arzet ist, dann die Kunst selbs, und die Kunst heißt der Arzt, der Mann nicht. Es mag einer wohl ein Doktor sein, und kein Arzt, mag auch wohl ein Arzt sein, und kein Doktor, als dann geschicht denen, die auf der Hoffart wachsen, und nicht auf der Kunst. Ist nun nichts wert noch nutz die Hoffart und der Pracht, deren die da zum Teil etwas können und beweisen mögen, was ists dann in denen, die garnichts ihrer Ehren und Hochfart können oder mögen verantworten? bei denen man merket und siehet, daß weder Gott noch der Arzt (den Gott beschaffen hat) nichts in sie haben gossen, so aus ihrer vermeinten Erfahrenheit, und vermeinten Weisheit wöllen der Arznei Meister sein. Wiewohl das ist, daß sie also sind gewachsen, als wann ein Bauer Korn gen Markt führet,

Digitized by Google

und ihme entfället ein Körnlein auf die Erden, nachfolgends fährt ein ander mit Mist oder Eselsdreck hernach, verzettet auf das Körnlin auch ein wenig, und also käme das Körnlin zu Früchten, wuchs ein Halm daraus mit einem leeren Äher: Dieser Halm siehet dem rechten Weizen auch gleich, aber es ist weit ein anders. Dermaßen wachsen dieselben Arzt: So sie ein Kranken gesund machen, ists nichts dann das Glück, als wann ein Blinder ein Schatz fünde. Das Fundament haben sie, daß das Schwert die Wunden machet, aber weiter wissen sie nichts mehr. Nun darf man das Schwert nicht arzneien, sonder die Natur ist der Arznei notdürftig, dieselbig erkennen sie nicht, sie kennen allein das Schwert. Wie soll aber ein Bauersmann pflanzen einen Baum, der da nicht kennt die Erden, der setzt es in ein Stein, oder auf ein Sand, was gerät, das gerät. Und wie also ein solcher Baum gemeiniglich ausdorret, gerät nicht wohl: Eben also geschichts gemeiniglich auch denen, die sie heilen, (geräts anderst so wohl), daß sie nachfolgends, wie ein solcher Baum verschwinden und hingehen: Das ist, ihnen ist alles widerwärtig, das anderer Nutz ist. Wie einem solchen ungeordneten Pflanzbaum weder Regen noch der Tau, noch die Sonn nutz ist, sondern alles widerwärtig, also ist auch einem solchen genesenen Menschen. Darumb mich billig bedunket, solches in allen Schriften fürzuhalten, den guten und den bösen Ärzten, damit sie fürsichtig in solchen Dingen handlen. Das ist wohl gepflanzt, so auch den Winter bleibet: Das ist auch wohl geheilet, das im Schweinenfleisch sich nit ärgert. Meinet der gemein schlecht Arzt, daß so gering sei diese Kunst? Meinet er, sie sei so gering zu erlangen? Oder warumb haltet ihr euch für vollkommen und gewiß? Auch so für wahrhaftig? Dieweil ihr an euch selber prüfet, und sehet, daß ihr täglichen in allen euern Künsten Bresten habt, und ein Skrupel der Arznei ohn Sorg und Zweifelung nicht mögen dem Kranken reichen. Also,

Digitized by Google

daß ihr des gewiß wäret, das ihr im Sinne habt. Soll dann das, das mit Sorgen geschicht, ein große Arznei sein? und der Doktor oder Meister ungestraft oder unangeredt bleiben, und sich vermeinen, unsträflich zu sein, als ein vollkommener gewisser Arzt, dieweil ein jeglicher sich selbs so ganz brest-haftig befindet? Dieses sind alles Anzeigung, daß wir mehr aus uns selbs machen, dann um uns ist, vergessen unserer Dürftigkeit. Darzu bringt uns die Hochfart, und der große Neid, der unter uns Arzten eingewurzelt ist. Und fürwahr, so die Augen der Menschen sehen sollten unser Gemüt und Herz, als wohl als die Natur den Kranken verstehet, und weiß, wie meinet ihr das gehen würde? Es würde oft Haut und Haar erzittern, und speien ab unsern güldenen Ringen, mardernen Hüten.

Das ich euch hie erzählt hab, ist sonderlich wohl wissentlich und kündlich, daß ichs auch beweis, ist meine Selbseröffnung: Warumb ich aber dies Buch schreibe, sind die Ursachen, die nachfolgen werden. Darumb ich euch Arzt alle ermahne, daß ihr nicht mich ansehet, dem ihr feind seiet, sondern sehet an euch selbs, und darnach urteilet mich erst. Ich bin gewachsen, und transplantiert aus dem euern Garten in den andern: Das ist, ich bin in dem Garten erzogen, da man die Bäum abstümmlet, und war der Hohen Schul nicht ein kleine Zierd: Da aber Archeites sahe das wachsen, daß es mir in Hochfart und Pracht ging, ist er zu der Transplantation, und sich in einen andern Garten zu pflanzen, verursacht worden. Dann zu gleicherweis, wie ein guter Obsbaum ausgraben wird, und an seiner Statt ein Linden gesetzt: Also geschicht hie auch. Dann die Fruchtbarkeit wird da genommen, und wird der Arzt gemacht zu eim Lust der Augen, wie die Linden, und die Frucht geht hinweg: Darumb die Transplantation geursacht ward, sich noch so viel abstümmlen, in ein andern Garten zu setzen, das ist, in die Erfahrenheit zu wandeln,

Digitized by Google

also das Stümmelwerk zu verlassen. Darumb hasset ihr mich auch, daß ich schreib und lehr, nit zu dem Lust der Augen, sonder eile zu der Notdurft, und daß ich euch heiß erinnern und erwägen dasjenig, so von den Alten gesagt ist. Wöllent ihr sagen, ich mög kein Physicus sein, derhalben daß ich die Chirurgie ausbreiten, und treib die in den Glenzen und Frühling, welchs mir bisanher mehr zugelegt und den Kranken mehr genutzt, dann so ich beschrieb alles, was euer Physik Inhalt. Dieweil und auch die Chirurgia mehr Physik braucht, dann alle die Krankheiten, so ihr Physicos heißet, das ist, Leibkrankheiten. Ich muß mich entsetzen ob euer Einfalt, daß ihr der Chirurgie Ursprung nit versteht. Dann ich soll nach eurem Urteil ein Chirurgus sein, und kein Physicus: Womit wöllet ihr das urteilen? dieweil ich doch offenbarlich achtzehn Fürsten, durch euch verlassen, in Physica aufbracht hab? (ohne Ruhm zu schreiben:) Dieweil ich auch im Niederland, in der Romanei, in Neapolis, in Venedischen, Dennmärkischen und Niederländischen Kriegen, so treffliche Summa der Febrischen aufbracht, und ob den vierzigerlei Leibkrankheiten, so in denselben funden worden, in Gesundheit aufgericht. Soll auf solchs kein Leibarzt sein, der euch die Lügen der Skribenten unterkehrt, der euch die Irrsal und Mißbrauch anzeigt, deren End begehrt zu sehen, den ihr fliehet, und meine Erfahrenheit, die ich aus Littau, Holland, Ungern, Dalmatien, Kroatien, Rodis, Italien, Frankreich, Hispanien, Portugal, Engelland, Dennmark, und allen Deutschen Landen, mit großem Fleiß überkommen hab, soll ein Hohn und Spott sein? So ich auch mehr den Kranken erschossen bin, in euer Pflicht, dann ihr selbs. Darumb ich vermeint, ein Lob darvon zu haben, und euch gedienet, so sträußt sich euer Hochfart wider mich. Es ist nit arzneiisch, ein Kleidung wider mich zu stellen, ist auch nit löblich, den Gunst wider mich zu brauchen. Das ist aber trefflich ein Kunst, wider mich zu

Digitized by Google

schicken euer Erfahrenheit, gegen mich zu stellen euer Taten, und Gesundmachen der Krankheiten über mich schicken: Mit anderm werdet ihr mir nichts angewinnen: Dann es bezeugt der Rhein und die Donau, und die guten Gesellen, daß Kleidung, Haus und Hof, so wohl etwan einer unter euch hat, mir oft ein Monat nicht gekleckt hett, was macht ihr dann daraus, daß ich nit mein Hauptgut behalten, das ist, mein Kunst? Es ist nit eins Arzets Lob, so er sein Gut vertrinkt, oder sein Haus im Guß hingehet, daß er hierauf verdorben sei. Ich hab mein Hauptgut behalten, das Geld verdummelt, und obs ein Grafschaft wär, noch ist meim Hauptgut nichts abgangen. Also schauet ihr zu, daß ihr mit dem rechten Hauptgut mit mir stechent, sonst wird es umbsonst sein, dann aus dem Grund der Arznei solls geschehen, von mir gegen euch, und euch gegen mir zu beiden Seiten, in Maßen mit Pflicht verbunden, je einer dem andern sein Irrung zu beweisen, auf daß dahin komme, daß der Kranken keiner verderbt, von den Bäumen überwunden werde.

* * *

BIBLIOPHILE LEGENDE

Im siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung war Kilianus, ein irischer Mönch, weit über die Grenzen seiner Klostermauern hinaus bekannt, ja berühmt der so hohen Kunst wegen, mit der er Bücher auszumalen und zu schreiben wußte. Da er nun eines Tages fleißig an den Verzierungen einer Bibel arbeitete, die die schönste seiner Hand werden sollte, hörte er den mahnenden Ruf des Todes. Kilianus, ein so frommer und guter Mann er nun auch war, wollte sich von dem köstlichen Schatze nicht trennen, dessen farbig goldene Seiten in den letzten Sonnenstrahlen vor ihm aufglühten. Er barg das Buch in einer versteckten Falte seiner Kutte, in der sie ihn, wie es die Regel befahl, begraben würden. Die Lebenden täuschte die kleine List, sie bestatteten ihn mit seinem Buche. — Nach drei Jahrhunderten eröffnete man die Gruft des Heiligen. Doch alle Mühen waren umsonst, den Band, den die beinerne Hand hielt, aus ihr zu lösen. Erst einem feierlichen Gelöbnis, nie werde diese Bibel ver-

Digitized by Google

kauft, verliehen, verpfändet, verschenkt werden, willfahrte Kilianus, die Kleinode seines Klosters um ein Buchwunder mehrend. — Das ist die Erzählung von der Handschrift des Kilianus, über deren Verbleib die Bibliognosten nichts wissen. Aber die Bibliophilen sollten das Andenken an den braven Buchmann in ihren Herzen wahren. Wenn dann einmal der böse Feind mit drohenden oder verlockenden Worten sie zu zwingen sucht, ihm ein Buch zu leihen, werden sie gegen ihn gewappnet sein, wofern sie daran denken, welch ein Wunder geschehen mußte, damit Kilianus seine Bibel herausgab. G. A. E. B.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Dieses erste Heft des neuen Jahrgangs wird das einzige sein, das vor Weihnachten erscheint, darum gelangt es, obwohl der Ordnung halber noch als Oktoberheft bezeichnet, erst mit einer Verspätung von nahezu vier Wochen in die Hände unserer Freunde.

An der Spitze unserer Neuigkeiten steht auch diesmal wieder der Insel-Almanach; die Umschlagzeichnung rührt von F. H. Ehmcke her, dem wir erst letzthin die schönen Einbände von Johannes R. Bechers Buch Um Gott, der deutschen Ausgabe der Gedichte und Briefe von Marceline Desbordes-Valmore und Franz Dornseiffs Pindar verdankten. Von unseren großen Sammlungen sind in diesem Vierteljahr der Dom um die Bände Baader, Hamann und Paracelsus, die Memoiren und Chroniken um die Völkerwanderung vermehrt worden; der Shakespeare in Einzelausgaben wird mit den Bänden Heinrich IV., Cymbelin und Verlorene Liebesmüh fortgesetzt; vom Born Judas erscheint der fünfte Band. In die Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben wurde Hölderlin aufgenommen, dessen „Hyperion" den Anfang macht. Die in unserem letzten Heft bereits angekündigten Bücher: Georg Munk, „Sankt Gertrauden Minne"; Otto Freiherr von Taube, „Die Löwenprankes"; Regina Ullmann, „Die Landstraße"; Kakuzo Okakura, „Die Ideale des Ostens" und die Deutschen Erzähler sind inzwischen erschienen. Außerdem liegen an Neuigkeiten vor: die Neuausgabe von Adalbert Stifters „Witiko", deren Notwendigkeit Hermann Bahr nicht müde wurde immer und immer wieder zu betonen; das Romanfragment Charles Blanchard von Charles-Louis

Digitized by Google

Philippe und dessen Jugendbriefe an Henri Vandeputte; das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg und die Ekstatischen Konfessionen, gesammelt von Martin Buber. Rudolf Alexander Schröder läßt nach langem Schweigen ein neues Gedichtbuch unter dem Titel Audax omnia perpeti erscheinen; es wird den zweiten Druck der Inselpresse bilden. Saint Simons „Hof Ludwig XIV." dürfte in seiner textlich vielfach veränderten neuen Gestalt ein begehrtes Weihnachtsbuch werden. — Nicht geringe Sorge verursacht es uns, der Notwendigkeit neuer Auflagen gerecht zu werden, aber es ist uns gelungen, mit dem Absatz einigermaßen Schritt zu halten, sodaß die wichtigsten Bücher des Verlags nicht lange zu fehlen brauchen. Unsere Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgaben von Kants, Schillers und Schopenhauers Werken werden durch rechtzeitigen Neudruck fehlender Bände immer lieferbar sein. Von Schopenhauers „Aphorismen" drucken wir das 29.—34. Tausend, von Heines „Buch der Lieder" das 39.—44. Tausend. Die sich immer stärkerer Beliebtheit erfreuenden östlichen Bücher Japanischer Frühling und Die Chinesische Flöte liegen im 17.—20. bezw. 27.—31. Tausend vor. Clemens Brentanos „Frühlingskranz" ist nach langem Fehlen in der dritten Auflage erschienen. Alfred Mombert legt eine neue erweiterte Ausgabe des „Himmlischen Zechers" vor. Von dem Buche Otto Braun wurde ebenfalls eine Neuauflage, das 59.—68. Tausend, notwendig. Der Pallieter, der, wie erwartet werden konnte, in kurzer Zeit vergriffen war, erscheint in neuer verbesserter Auflage (5.—9. Tausend). In nahe Aussicht stellen können wir das Erscheinen von „Bettinas Briefwechsel mit Goethe" auf Grund ihres handschriftlichen Nachlasses herausgegeben von Reinhold Steig, dem letzten Werke des Gelehrten, sowie der bereits angekündigten Bücher: Goethes Briefe an Frau von Stein und Als der Großvater die Großmutter nahm.

Da die meisten Bezieher des Inselschiffs gewiß den Wunsch haben, unsere Zeitschrift auch gebunden zu besitzen, sei nochmals darauf hingewiesen, daß wir Einbanddecken zum Preise von M 5.— für den Papp- und M 10.— für den Halbpergamentband haben anfertigen lassen.

* * *

Digitized by Google

D A S

INSELSCHIFF

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

DRITTER JAHRGANG / ZWEITES HEFT

DEZEMBER 1921

*

Unser Jahrhundert ist ein Vesuv voll Lava und voll Christitränen. Steigt ihr an ihm heran, so steht nur nie auf seiner Asche still, wollt ihr nicht rückwärts gleiten, sondern arbeitet euch unausgesetzt höher.

Jean Paul

GOETHE

WINTER

WASSER ist Körper, und Boden der Fluß. Das neuste Theater
tut in der Sonne Glanz zwischen den Ufern sich auf.

Wahrlich, es scheint nur ein Traum! Bedeutende Bilder des Lebens
schweben, lieblich und ernst, über die Fläche dahin.

Eingefroren sahen wir so Jahrhunderte starren,
Menschengefühl und Vernunft schlich nur verborgen am Grund.

Nur die Fläche bestimmt die kreisenden Bahnen des Lebens:
ist sie glatt, so vergißt jeder die nahe Gefahr.

Digitized by Google

Alle streben und eilen und suchen und fliehen einander;
aber alle beschränkt freundlich die glättere Bahn.

Durcheinander gleiten sie her, die Schüler und Meister,
und das gewöhnliche Volk, das in der Mitte sich hält.

Jeder zeigt hier, was er vermag: nicht Lob und nicht Tadel
hielte diesen zurück, förderte jenen zum Ziel.

Euch, Präkonen des Pfuschers, des Meisters Verkleinerer, wünscht ich
mit ohnmächtiger Wut stumm hier am Ufer zu sehn.

Lehrling, du schwankest und zauderst und scheuest die glättere Fläche.
Nur gelassen! du wirst einst noch die Freude der Bahn.

Willst du schon zierlich erscheinen, und bist nicht sicher? Vergebens!
Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmut hervor.

Fallen ist der Sterblichen Los. So fällt hier der Schüler,
wie der Meister; doch stürzt dieser gefährlicher hin.

Stürzt der rüstigste Läufer der Bahn, so lacht man am Ufer,
wie man bei Bier und Tabak über Besiegte sich hebt.

Gleite fröhlich dahin, gib Rat dem werdenden Schüler,
freue des Meisters dich, und so genieße des Tags.

Siehe, schon nahet der Frühling: das strömende Wasser verzehret
unten, der sanftere Blick oben der Sonne das Eis.

Dieses Geschlecht ist hinweg, zerstreut die bunte Gesellschaft;
Schiffern und Fischern gehört wieder die wallende Flut.

Schwimme, du mächtige Scholle, nur hin! und kommst du als Scholle
nicht hinunter, du kommst doch wohl als Tropfen ins Meer.

* * *

Digitized by Google

MAX PULVER

DAS PARADOX UND DIE IDEE EINES AUDITIVEN WELT-„BILDES"

Zur Einführung in Franz von Baaders Denken

BAADERS Blick bannt Simultaneität. Zusammenschau des in Breite und Tiefe bewegt sich Entfaltenden, die lebendige Flamme, die das Ineinander des Vielen durchschlagend aufgeht im einen klaren Licht.

Von der Mitte in die Peripherie zuckender, von der Peripherie in den Mittelpunkt zurückspringender Blitz, Wirklichkeit erfaßt im einheitlichen Stoß lebendigen Impulses, mitströmende Welle, die im Bewußtsein ihres Mitströmens in sich zurückläuft.

Eine Anschauung, paradox für den auf Dinglich-Zweckhaftes gespannten Verstand einer hellenisierten Welt, exotischen Völkern und Zeitaltern (wie etwa dem romanisch-frühmittelalterlichen) dagegen selbstverständlicher Blick unbefangener Natur; dermaßen uneuropäisch landläufigem Betracht, daß wir versucht wären, den Geist Ostasiens, Lao-Tse, und die großen Maler zur Erläuterung dieses Sachverhalts heranzuziehn, ragte nicht auf eigenem Boden unbegriffen — aber in ihrer Leibhaftigkeit spürbar — Gestalt neben Gestalt aus gleichem Kernholz geschnitzt.

Ich will hier nicht von Jakob Böhme sprechen, dessen gigantische Ausmaße den ängstlichen Sucher zu erdrücken drohen, an Hamann denke ich und an Jean Paul.

Verwandter Sprache, das heißt verwandter Ausdruckswelt entstammt Baaders Einsicht und Weltschau. Den amorphen Zustand einander.stoßender Intuitionen regelt bei solchen Naturen keine gleichmäßig darstellende induktive oder deduktive treppenförmige Linienführung.

Da und dort setzt sich aus dem Prozeß ein Kristall ab, ohne das weitertreibende Gären aufzuhalten. Nicht wird ab-

Digitized by Google

geschlossenes Denkresultat durch irgendwelchen Methodus vermittelt, hineingerissen in die fermentierende Masse persönlicher Entwicklung teilt sich lebendige Erkenntnis suggestiv mit.

Das künstlerischer Darstellung analoge Mittel solcher lebendigen Philosophie ist das Paradox.

Konventionell im einheitlich festgehaltenen und durchgeführten Bild versucht der Wissenschaftler Sinn zu geben, Wesen zu umreißen.

Ein Erkennender von Baaders innerem Bau greift unwillkürlich zu anderer Ausdrucksform.

Wie aus dem Zusammenprall von Instinkten und Impulsen die Diagonale eines Charakters ersteht, einheitliches Gerichtetsein aus dem Kampf sich widerstrebender Kräfte, so entspringt aus der Reibung zweier sinnlich und dinglich unverträglicher Bilder eine Anschauung höherer Ordnung.

Wenn auf der Ebene des Räumlich-Quantitativen in Anwendung logischer Gesetze plus a und minus a sich aufheben, so gilt diese Regel für das außerlogische Gebiet des Vitalen ebensowenig wie für die Ebene der seelisch-geistigen Welt.

Zwei sich ausschließende sinnliche Anschauungen zueinander in Beziehung gesetzt, bilden ein Paradox, das heißt etwas der Meinung dieser Ebene Zuwiderlaufendes. Sie heben sich nur im mathematisch-logischen Sinne auf, nicht im metalogischen.

Aus ihrem Gegeneinanderprallen wird ein Zusammenklang höherer Ordnung, Gegensatz im Sinnlichen schafft neue Einheit in tieferer Wesensschicht. Dieses für den empirischen Verstand indirekte, für die gemeinte Wesensschicht spontane Ausdrucksmittel unterscheidet das seelische Wort des Dichters von der Wort-Algebra des täglichen Lebens und der Wissenschaft. Baader hat sich dieser Darstellungsform für seine Schicht des Geistlebendigen mit der selbstverständlichen

Digitized by Google

Kühnheit des Meisters bedient. Das macht ihn einsichtig für ein Denken, das von seinem Rhythmus erfaßt ist, dunkel für den Analytiker. Als Vehikel seiner Bewegung kann das Paradox gelten. Damit ist er für den Logisch-Sensitiven in die Nähe Hegelscher Methodik gerückt. Aber wichtiger als die Verwandtschaft ist hier der Unterschied.

Hegels aus dem Sum cogitans (der abstrakten Selbstgewißheit des Denkens) entwickelte Lehre ist Vernunftbewegung im Schema der Dialektik.

Diskursives Auseinanderfalten in Setzung, Gegensetzung und verschmelzender Sublimierung der beiden Momente in der Synthesis.

Zwar kommt auch ihm uneingestandenermaßen der Impuls vom Ding und vom Irrationalen her, aber er sucht den Schein der Vernünftigkeit für seine lebendige Bewegtheit zu retten, das heißt, auch das Lebendige ist ihm wesentlich Geist, daher die Gestalt seines Denkens Philosophie des absoluten Geistes.

Dagegen ist für Baader der Sinn der Erkenntnis Philosophie des Lebens. Dem rein solaren Prozeß der Hegelschen absoluten Geistigkeit setzt er die Mütterlichkeit der geistleiblichen Natur entgegen, an Stelle des Sum cogitans (der abstrakten Formulierung der vaterrechtlichen Gnosis) tritt ihm das Cogitor ergo sum.

Diese Formel umschließt Baaders Metaphysik.

Cogitor ergo sum oder wie er auch sagt: Cogito, quia cogitor, verneint zunächst die Selbstherrlichkeit der aufklärerischen und der spekulativen Menschenvernunft. Dem Menschen als dem Gedanken des göttlichen Schöpferdenkens ist die Prometheusgebärde versagt, sein Denken ist ein geschöpfliches, ein Nach-denken des göttlichen Er-denkens. Unser Erkennen ist Offenbarung göttlicher Gedanken in unserem Bewußtsein, daher Gnadengabe, Charisma.

Digitized by Google

Die einseitige Analogie von Sehen und Erkennen, wie sie sich in den meisten Kategorien für Erkenntnisakte ausdrückt: Anschauung, Wahrnehmung, Einsicht usw., ist durch eine auditive „Anschauungsform" zu ergänzen. Eine symbolische Brücke zwischen den beiden Bildreihen bietet dafür das „Verstehen" des Verstandes, während das „Vernehmen" der Vernunft schon das Hören fühlbar mit umschließt. Der auditive Akt ist im Verhältnis zum Visuellen ungleich passiver, weniger mit Intellekt und Willen verkoppelt, ungeeignet zum Ausschneiden des Dinglichen, nur in abstrakter Weise gegenständlich. Auditive Welt-„Anschauung" oder -Einstellung zielt auf den einheitlichen Rhythmus und Fluß des Geschehens, nicht wie das Auge in erster Linie auf das Einzelne und Vereinzelnde der Raumdinge.

Die Gruppen, die das Gehör taktmäßig oder in umfassender Phrasierung unterscheidet, werden vom weitertreibenden Rhythmus überspült.

Das sinnfälligste Merkmal des Lebendigen ist aber Bewegung. Deshalb liegt es auf der Hand, daß Erscheinungen des Lebens eindringlicher durch Vergleichung mit Rhythmischem zu vermitteln sind als durch die Starre optischer Eindrücke. Freilich wird Bewegung in ihrer rhythmischen Abfolge ebensowohl gesehen wie gehört. Aber die Rhythmisierung des durch seine Bewegtheit als lebendig Empfundenen geht auf seelisch-intellektuelle Gesetzmäßigkeiten zurück, auf ein ordnendes Jenseits der Sinneseindrücke, das den Aufnahmeformen des Ohrs wie des Auges zugrunde liegt. Enger aber bleibt für uns Rhythmisches dem Gehör zugeordnet, gesehener Rhythmus bleibt für uns Projektion des innerlich Erfaßten in den Raum.

Der Rhythmus, durch Atmung, Blutkreislauf und jede eigene Bewegung in unsrem Leib verankert, verschmilzt mit unsrem Ich selbst. Deshalb wird ein auditives Welt-„Bild"

Digitized by Google

intimer, flüssiger, pulsierender berühren als die starr abgerückte Dinglichkeit der Augenwelt.

Eine vergleichsweise musikalisch-lyrische Kontinuität tritt dem starren Raum gegenüber. Ein Ausfüllen des andern von innen her, kein sich Entgegensetzen im Erkennen, deshalb auch im Sittlichen nicht das Drüben und Darüber eines Vernunftgebots. Gewissen wird so Bewußtsein (Gefühl) des Gewußtseins durch Gott. Gottes „Stimme" spricht in uns. Wir, die Aufnehmenden, die Hörenden, sollen die Gehorchenden sein. Unsere Verbindung mit Gott ist nicht die vom Knecht zum Herrn, nicht Befehl und Gebot erschallt, wir sind unsrem tiefsten Sein nach rhythmisch, das heißt durch lebendige Bewegung mit ihm verbunden; wir kommunizieren an und mit ihm. Communio vitae, Lebensgemeinschaft mit Gott, ist unsere normale Stellung im Weltganzen und das Endziel unserer Re-Integration.

Weiter auf die Zusammenhänge und die konkreten Inhalte von Baaders Philosophie einzugehn, muß ich mir hier versagen. Meine Absicht war lediglich, die Richtung aufzuweisen, in der Baaders Lebensanschauung sichtbar und notwendig wird. Sein Thema ist die Leiblichkeit auch der seelischen und geistigen Welten, ihre wesentliche Lebendigkeit: Simultaneität erfaßt im Paradox, zeitliches Einströmen der Gotteswelt in das innere Ohr des Empfangenden.

* * *

RAINER MARIA RILKE

DER GEIST ARIEL

(Nach der Lesung von Shakespeares Sturm)

MAN hat ihn einmal irgendwo befreit
mit jenem Ruck, mit dem man sich als Jüngling
ans Große hinriß, weg von jeder Rücksicht.
Da ward er willens, sieh: und seither dient er,

Digitized by Google

nach jeder Tat gefaßt auf seine Freiheit.
Und halb sehr herrisch, halb beinah verschämt,
bringt mans ihm vor, daß man für dies und dies
ihn weiter braucht, ach, und muß es sagen,
was man ihm half. Und dennoch fühlt man selbst,
wie alles das, was man mit ihm zurückhält,
fehlt in der Luft. Verführend fast und süß:
ihn hinzulassen —, um dann, nicht mehr zaubernd,
ins Schicksal eingelassen wie die andern,
zu wissen, daß sich seine leichte Freundschaft,
jetzt ohne Spannung, nirgends mehr verpflichtet,
ein Überschuß zu dieses Atmens Raum,
gedankenlos im Element beschäftigt.
Abhängig fürder, länger nicht begabt,
den dumpfen Mund zu jenem Ruf zu formen,
auf den er stürzte. Machtlos, alternd, arm
und doch ihn atmend wie unfaßlich weit
verteilten Duft, der erst das Unsichtbare
vollzählig macht. Auflächelnd, daß man dem
so winken durfte, in so großen Umgang
so leicht gewöhnt. Aufweinend vielleicht auch,
wenn man bedenkt, wie's einen liebte und
fort wollte, beides, immer ganz in Einem.

(Ließ ich es schon? Nun schreckt mich dieser Mann,
der wieder Herzog wird. Wie er sich sanft
den Draht ins Haupt zieht und sich zu den andern
Figuren hängt und künftighin das Spiel
um Milde bittet... Welcher Epilog
vollbrachter Herrschaft. Abtun, bloßes Dastehn
mit nichts als eigner Kraft: „und das ist wenig".)

Geschrieben 1913

* * *

Digitized by Google

HARRY GRAF KESSLER

IN DEN TRÜMMERN DER MAYA-WELT

Uxmál, 28. November 1896

VON Ticul nach Uxmál führt der Weg durch einen von Schlingpflanzen erstickten Urwald. Blühende Lianen breiten sich bis über die Baumkronen weg dicht verschlungen wie ein buntes Tuch, einige mit hellroten, kleinen Kelchen, andere mit herabhängenden mattlila Glocken, die meisten mit großen, blauen Sternen, alles so dicht verstrickt, daß man nicht mehr einzelne Bäume, Stämme, Äste unterscheidet, sondern nur diese den Weg einengenden Mauern, dieses steigende Meer von wilden Blüten, in dessen Tiefen man zu beiden Seiten wie in Dornröschens Märchenwald hineinsieht. In ihm liegen die Städte und Fürstenhöfe der Mayas begraben.

Eine halbe Stunde vor Uxmál ist noch eine Lichtung und eine öde, fieberverrufene Hazienda; dann steht man vor den ersten Trümmern, einem wilden Wellengeröll von eingestürzten Mauern, Architrav- und Skulpturstücken, Pyramiden und Schutthaufen mitten im blühenden Wald. Meilenweit erstreckt sich nach allen Seiten unter Lianen und Dornen das Trümmerfeld. Erhaltene Gebäude ragen nur an einer Stelle über die Urwaldwipfel empor; auf Terrassen und Steinpyramiden dicht beieinander dreizehn Paläste und Tempel.

Von Maßen geben nur Zahlen einen Begriff. Nach Holmes ist der Hauptpalast dreihundertzwanzig Fuß lang und hat Steinmauern von anderthalb Meter Dicke. Die große Pyramide soll dreihundert Fuß an den Seiten lang und eine kleinere achtzig Fuß hoch sein. Die anderen Gebäude sind in ähnlichem Maßstabe aufgeführt. Und alle verbinden sie mit diesen Größenverhältnissen in gleicher Weise glatte Eleganz und üppige Ornamentik. Die Außenmauern sind jedesmal in halber Höhe, dort, wo innen das Gewölbe anfängt, durch ein schräg

Digitized by Google

vorladendes Gebälk in eine untere und obere Hälfte geteilt. Die untere ist schmucklos und aus viereckigen Blöcken glatt wie vom Schreiner gefügt. Die obere ladet erkergleich vor und bildet eine breite, das Gebäude umziehende Ornamentfläche. Aus dieser springen noch einzelne Spitzen und Haken horizontal vor und umgeben den Oberbau wie mit einem Kranz von Stacheln. Wahrscheinlich soll diese schwere Ornamentlast die inneren Gewölbe, die aus vier nach dem Prinzip des Kartenhauses gegeneinander gelehnten Betonmassen bestehen, nach außen balancieren, um sie durch Gegengewicht am Einstürzen zu hindern. Die Folge aber ist, daß die Gebäude von unten nach oben nicht schmäler und leichter, sondern massiver und breiter werden, und daß die natürlichen Verhältnisse wie in einem Traume auf den Kopf gestellt scheinen.

Nicht minder phantastisch gibt sich die Aufstellung der Bauten, die ebenfalls aus praktischen Bedürfnissen hervorgegangen ist. Sie sind eine jede für sich auf einen künstlichen Hügel gestellt; die meisten auf mehreren übereinander aufsteigenden Terrassen; die wichtigsten, die Haupttempel, auf Pyramiden, die durch die Anzahl und das stufenartige Schmälerwerden von aufeinandergetürmten Terrassen entstehen. In den ältesten Zeiten standen auf den Stufen der Pyramide die Wohnstätten des Stammes, und die ganze Ansiedelung bildete so, statt wie in Asien und Europa durch Wälle geschützt zu sein, selbst eine Festung um das zuhöchst am sichersten Ort liegende Heiligtum. Es ist eines der ersten Bedürfnisse jeder menschlichen Gesellschaft, das sich hier diese unserer Gesittung fremde Form geschaffen hat; so weit reicht zum mindesten die Trennung zwischen den Rassen der europäisch-asiatischen Kulturwelt und denen der amerikanischen zurück. Das ganze architektonische Empfinden ist davon beeinflußt. Aus den verschiedenen Keimen haben sich andere ästhetische Gesetze und architektonische Ideale entwickelt.

Digitized by Google

Von der Stadt mit ihren zahlreichen einander überragenden Pyramidenkolossen würde ein Lageplan keinen Begriff geben. Sie ordnet sich nicht horizontal auf eine Fläche, sondern vertikal in die Höhe. Ihr Charakter liegt in einem Höhenrhythmus. Sie ist eine Versammlung von dicht aneinandergerückten Akropolissen, die, von Palästen und Tempeln gekrönt, jetzt aus dem Urwald aufragt.

Und auch im einzelnen empfindet man überall, daß für andere Nerven und Sinne als die unsrigen gearbeitet worden ist, denen andere Assoziationen als den unsrigen möglich waren und die stärkere Erschütterungen und eine eindrucksvollere Sprache verlangten; so sehr, daß es schwer hält, mit unseren Wörtern, die aus anderen Bildern geprägt sind, von dieser Kunst einen Begriff zu geben. Man müßte krassere, blendendere, mystischere Zeichen haben, um den Pomp und den Ernst des allein auf seinen Terrassen stehenden Hauptpalastes wiederzugeben, oder die wilde Pracht der Nordpaläste zu schildern, die zu vieren feierlich Stufe um Stufe emporsteigend einen Platz umlagern; Riesenschlangen umringeln hier im höchsten Relief mit gefiederten Leibern den einen Flügel; einen anderen schmückt sechsmal hieratisch wie eine liturgische Formel wiederholt in kolossalem Maßstabe ein einziges Ornament, eine umgekehrte Balkenpyramide, auf die Schlangen- und Menschenköpfe genagelt sind. Ein Riesenmäander krönt eins der Portale, aus dessen erhabener Starrheit phantastische Masken wie Medusenköpfe hervorblicken; und rostrenartig springen an den Palastecken zu mehreren übereinander Elefantenrüssel und Schlangenstachel vor. Am fernsten stehen vielleicht aber aller modernen Kultur gewaltige Fragmente, deren sonderbare Form vermuten läßt, daß in Uxmál die für uns grandios unmögliche Sitte herrschte, als Grabstein der Großen das Emblem des sich ewig selber neuschaffenden Lebens aufzustellen. Und wie diese Pfeiler, so

Digitized by Google

waren wahrscheinlich alle anderen Bildwerke hier Symbole; sie hüllten für das Mayavolk die Gebäude in ein Phantasiegewebe, das die Üppigkeit ihrer Steinformen überbot.

Die Beschreibung der einzelnen Bauten müßte, wenn sie möglich wäre, wie ein Märchen klingen. Ich möchte hier nur zwei davon andeuten. Im Süden der Stadt liegt ein Palast, von vieren der einzige noch erhaltene. Die Indianer nennen ihn das Taubenhaus. Es ist ein langgestreckter Bau, und durch seine Mitte führt ein Portal in einen großen Hof. Die Gewölbe der Palastkammern sind eingestürzt, und wildes Kraut wurzelt in ihren Wänden. Aber darüber steht noch wie durch ein Wunder der Dachfirst, acht Steindreiecke nebeneinander in einer Reihe mit vielen Fensterchen versehen und dünn und flach wie Theaterkulissen; eine jede Zacke überragt den Palast spitz um dessen doppelte Höhe. Sie waren früher mit hellroter Farbe gestrichen und standen flammenfarben wie Hahnenkämme in den Himmel. — Noch rätselhafter sieht ein anderes Bauwerk aus. Zwischen den Hauptpalästen steigt aus der Ebene schmal und hoch eine Pyramide auf. Eine Treppe führt hinauf, die so steil ist, daß, wer im Aufsteigen zurückblickt, fast senkrecht unter sich den Erdboden sieht. Oben geht ein schmaler, geländerloser Umgang um das kleine Gebäude, das die Pyramide krönt, herum zu einer engen Pforte. Es ist dies, was die Eingeborenen das Haus des Wahrsagers nennen. Die Tür ist kunstvoll verziert und stellt gleichsam den aufgerissenen Rachen eines Schlangenkopfes dar, dessen Riesenaugen den Türsturz bilden. Im Innern sind drei lichtlose Räume. Vor der Schlangentür ladet der oberste Plan der Pyramide wie zu einer Warte viereckig aus, und dieses Viereck bildet das Dach eines zweiten, kleineren Gebäudes, das in halber Höhe in die Pyramide hineingebaut ist. Nur der Haupttempel steigt höher als diese Pyramidenanlage über die Stadt empor; man sieht sie von allen Seiten, und überall macht sie

Digitized by Google

denselben, wahrscheinlich gewollten, unzugänglichen, unheimlich verschlossenen Eindruck. Mit der düster schweren Massivität ihrer Steinterrassen und der dunklen Symbolik ihrer Arabeskenpracht überragt sie wirklich wie eine Orakelstatt den wilden Reichtum der zu ihren Füßen im Walde vergrabenen großen Stadt.

*

Chichén-Itzá, 1./3. Dezember 1896

Die Ruinen von Chichén-Itzá sind ausgedehnter als die von Uxmál. Von den Pyramidenspitzen sieht man noch am Horizonte Tempel und Trümmerhaufen aus dem Walde emporragen; und nichts kann an melancholischer Größe diesen Blick übertreffen. Es wird uns versichert, daß man in einem Umkreis von acht Kilometern rings um den großen Tempel herum keine hundert Meter weit gehen kann, ohne auf Trümmer von Steingebäuden: Säulentrommeln, Inschriftenblöcke oder Skulpturenfragmente, zu treffen. Die Stadt muß danach einen Durchmesser von sechzehn Kilometern und wahrscheinlich mehrere Hunderttausende von Einwohnern gehabt haben. Selbst dann aber ist die Fülle von Tempeln und von Fürsten- und Adelspalästen erstaunlich; denn nur sie wurden aus Stein erbaut. — Jetzt ist alles dichter Wald, und in den Tempelkammern findet man Schlangen- und Tigerspuren. Die Trümmer in der Wüste sind weniger ernst als diese unter Baumwipfeln und hängenden Blüten; denn dort besteht kein Kontrast mit dem Leben.

Es ist in der kurzen Zeit unmöglich, alles zu besuchen, und vieles wäre nur durch tagelanges Fällen von Bäumen und Gestrüpp sichtbar zu machen. Erreichbar sind zwei Paläste, fünf oder sechs guterhaltene Tempel und einige von den sogenannten Cenotes. Diese Cenotes, die in Yucatán häufiger vorkommen, sind eingefallene Kalksteinhöhlen, in deren Tiefe unterirdische Flüsse ans Licht treten. Andere fließende Gewässer fehlen im

Digitized by Google

Lande; die Bewohner waren von jeher für ihren Wasserbedarf auf die Cenotes und auf Regen angewiesen. So bildeten sich um diese Erdspalte die Städte. Der größte Cenote von Chichén-Itzá liegt in der Nähe des Haupttempels. Er mißt etwa hundert Fuß im Durchmesser. Die Höhlendecke ist kreisrund eingestürzt; in der Tiefe erscheint der Fluß still und schwarz wie ein Brunnen. Ein schmaler Pfad führt hinunter; die Luft unten ist am Tage frischer als oben im Walde, und das Wasser kühl und angenehm zum Baden. Über sich sieht man nur ein kleines Stück freien Himmels von dichten Baumkronen rund begrenzt; zum Waldboden steigen rings um den Wasserspiegel die Felsen gerade empor; an Ecken der Felsenwand klammern sich Fächerpalmen; Lianen und Wurzeln hängen lang von oben herunter.

Hier war zu der Maya Zeiten der Mittelpunkt der Stadt. Tempel von Wassergöttern umstanden den Rand; und in großen Dürren wurden ihnen von oben als Opfer Mädchen und Gold in die Tiefe gestürzt.

Das Hauptheiligtum der Stadt war der Schlange, wahrscheinlich dem Sinnbild der schaffenden und zerstörenden Sonnenkraft, geweiht. Es steht auf einer hundert Fuß hohen, in vierzehn Stufen aufsteigenden Terrassenpyramide. Schlangen ringeln sich von oben an den Ecken der Pyramide in großen Bogen von Stufe zu Stufe herunter und bewachen die Aufgänge zähnefletschend. Zwischen ihren gefiederten Leibern führten an den vier Pyramidenseiten Treppen hinauf zu den vier Pforten des Tempels. Die Säulen des Hauptportikus sind Drachen, deren Ringe sich wie Querkannelüren um den Säulenschaft winden. Die vorgestreckten, riesig vergrößerten Stachel bilden die Treppenwangen; der Schweif schlägt sich am Gebälk empor; der Kopf ist groß stilisiert und zeigt Reste von Bemalung: an den Augen blau und im Rachen rot. Von oben bis unten waren der Tempel, die Pyra-

Digitized by Google

mide und ihr Ungeheuerschmuck farbig. So standen sie grell über der Stadt am tropischen Himmel.

Die beiden Paläste geben an burgartiger Schwere und üppiger Prachtentfaltung denen von Uxmál nichts nach. Ein buddha-artiges Götterbild bewacht inmitten eines Glorienscheins das Ostportal des Hauptpalastes. Über seinen inneren Pforten stehen schöne, klargemeißelte Schriftzeichen. Die kühne, fast japanische Eleganz der Muster an den Palastwänden, der Ernst der aus den Arabesken hervorblickenden Menschenköpfe und der große Stil der Tierornamentik übertreffen sogar, was in Uxmál sich erhalten hat.

Der wirksamste Unterschied gegen dort ist aber, daß die Skulpturen hier infolge ihres Reichtums an Tier- und Menschenformen die Illusion erwecken, wie wenn ihre Sprache für uns lebendiger geblieben sei als die Symbole von Uxmál, die wir nur noch als Ornamente empfinden. An den Türpfosten des Schlangentempels haben die Bauherren sich selbst: die Priester- und Kriegerkaste, darstellen lassen, in flachem Relief, das fein in den grauen Stein gemeißelt ist; die dünne Farbenschicht, die darüber lag, ist meistens abgeblättert: aber hier und dort haben die Lippen sich rot erhalten. Der Schnitt des Gesichts ist edel; die Nase fein geschwungen; die Wangen schmal, und das Auge groß und ernst. Alle tragen den Gürtel des Kriegers und den gestickten Mantel des Priesters. Das sandalenartige Schuhwerk war verziert, und vom Stirnreif weht reicher Federschmuck. In der Kammer eines anderen Tempels stellt ein flaches Relief, das sich von einem mit Eisenoxyd leicht geröteten Grunde abhebt, einen Kriegstanz dar. Die Tanzenden halten in der einen Hand einen Bündel Speere und in der anderen den eigentümlich gefiederten Maya-Wurfpfeil; den Kopf schmückt ein phantastisch reicher Federschmuck. Auf fünf Friesreihen übereinander entfaltet sich der heilige Reigen; die Tanzenden schreiten feierlich lang-

Digitized by Google

sam, schwingen die Leiber hin und her, biegen geschmeidig die schlanken Körper und strecken verehrend starr die Arme. Oben sitzt eine von lockigen Federn umwallte Gestalt, die vielleicht die Gottheit darstellt. — Ganz in der Nähe ist noch der Schauplatz erhalten, auf dem sich diese und ähnliche Handlungen abgespielt haben mögen: ein kolossaler rechteckiger Hof oder Zwinger, auf dessen zehn Meter dicken Umfassungsmauern drei kleine Tempel standen. Der Zwinger diente wahrscheinlich dem Ballspiel und heiligen Wettkämpfen. Ein Steinkreis, durch dessen Öffnung beim Spiel die Bälle geschleudert wurden, steht noch kunstvoll verziert quer aus der einen Längsmauer heraus. — Und doch lehrt Chichén-Itzá, trotz dieser anekdotenhaften Aufklärungen in betreff von Äußerlichkeiten, über das Wesentliche, das innere Leben der Maya-Menschheit, nicht viel mehr als Uxmál. Es sind bloß einige Züge, die hinzukommen, und die wie Blitze Perspektiven erleuchten, in die es doch versagt bleibt, klar hineinzusehen. In der Cella des einen Tempels haben sich Wandmalereien erhalten, welche auf die Anfänge der Naturbeobachtung bei den Maya-Künstlern ein Licht werfen. Die Bilder, die Szenen des Maya-Lebens behandeln, bedecken wie in einer ägyptischen Mastaba die ganzen Wände. Die Pigmente sind auf eine dünne, schön geglättete Stuckschicht aufgetragen. Die feinen Konturen der Zeichnung scheinen durchweg braun gewesen zu sein, die Farben überhaupt nicht nach der Natur, sondern nach symbolischen Regeln gewählt: gelb, wie ich glaube als Farbe des Krieges, blau des Friedens, grün der Trauer. Modellierung und Perspektive fehlen. Und auch in den Gesichtern ist eine genaue Beobachtung und Individualisierung nicht einmal versucht; die Figuren haben untereinander die Ähnlichkeit von Hieroglyphenzeichen. Und doch führen sie schon richtig differenzierte Bewegungen aus; hier hat der Künstler scharf gesehen. Wie bei den frühsten griechi-

Digitized by Google

schen Vasen und wieder bei der Neugeburt der Kunst im Mittelalter in Verona und Chartres, beginnt der Realismus auch hier mit dem richtigen Wiedergeben nicht von Formen oder Farben, sondern von Bewegungen, die den älteren subjektiven, strengen Ornamentalismus allmählich auflösen, indem sie ihn mit objektiv beobachtetem Leben immer mehr erfüllen. — Ein anderes Gemälde läßt Vermutungen zu über die Entstehung der Schrift, deren selbständige Erfindung in Amerika dasselbe eigentümliche Interesse besitzt wie die selbständige Ausbildung der Sprache, des Begriffs, indem auch sie die Notwendigkeit, die alle menschlich-gesellschaftliche Entwicklung beherrscht, durch ein Beispiel belegt. Das Bild zeigt einen Krieger, der aus dem Munde Flammen speit. Offenbar ist diese Darstellung eine ins Sichtbare übersetzte Sprachmetapher. Der Künstler unterschied in der ersten Zeit nicht das Zeichen für den Geist vom Zeichen für das Auge. Mit dem Bewußtwerden des Unterschiedes entsteht die Schrift. — Aber ebenso wie in Uxmál fehlt auch hier die Möglichkeit, über das Allgemeinmenschliche hinaus, welches sozusagen konstruierbar ist, in jenes Individuelle der Seele einzudringen, das bloß durch ein Bekenntnis, eine Mitteilung offenbart werden kann. Wir kommen an alles nur von außen hinan, und so bleibt es im Grunde genommen stumm und tot. Das gibt ein Gefühl, wie wir es Denkmälern der alten europäisch-asiatischen Kultur gegenüber kaum mehr empfinden.

Aus den „Notizen über Mexiko".

* * *

THEODOR DÄUBLER

ZWEI GEDICHTE

Der Brunnen

BEI meinem Brunnen in Italien grünt der Lorbeer!
Im frühen Blau der Tau tut sanft dem Baume gut;
Horch aufs Geäst: die Nachtigall! So horch — sie ruht.

Digitized by Google

Nun blitzen Tagbrillanten durch; und Schwalbenflügel,
Wie warme Blätter, knospen aus den engen Nestern:
Gesang blumt hoch hervor — o holder Morgen.

Zu meinen Eimern in den Felsen kommen Frauen,
Mit schimmernden Gefäßen auf dem steilen Kopf;
Ganz still die Kinder, zwischen Bienen, an der Hand.
Viel schwarze Äuglein flackern froh, vom feuchten Kiese,
Zur nassen Wiese, dunkelbraunen Faltern nach.
Des Ginsters Glühgeheck verschenkt die Goldgeflechte
Geschwirrter Lerchenlieder stolzerhabnem Blau.

Bei meinem Brunnen, unterm Lorbeer, lad ich Männer
Zu loderndem Gespräch aus goldnen Worten ein.
Bald schürt auch gelber Wein der Seele Freudenfunken;
Ein großes Feuer glüht empor. Umkränzt den Brunnen.
O wahres Wasser, deine Flamme tagt im Geist!
Der klarste Tropfen sagt den Herzen: macht euch frei!
Die Ansprache verklingt nicht, da sie Freundschaft weckte;
O Brunnen, sei der Herd; mein treuer Lorbeer blüht.

Um meinen Lorbeer frommt es goldenen Gestalten
Bei hoher Sonne zu dem Borne Gast zu sein.
Wohl kommen sie als Menschen aus den großen Tiefen,
In Nacktheit frohgemut voll holder Offenheit,
Zum spähenden Erquickungsspender stolz empor.
Der bin ich doch? Ich halte meine alten Eimer:
So naht mir sacht. Aus Gold: o Götter oder Schatten.
Ihr braucht den Trunk der Erde. Lorbeer: mein Gedicht!

So duftender Hügel, der Ginster ist Schwebenden
Beglückender Saum in die Schlucht unterm Lorbeer,
Gesund durch Geruch. Drum auf! Zum Jubel vom Brunnen,
O goldene, kommt! Leis vereint ein Geheimnis,

Digitized by Google

Von Bienen gesummt, uns Stunde und Ort: mein Hier.
Allmächtiges Atmen: da, ersammelt von Göttern, ich
Halte dich warm. Wie wahr: nun sind es doch Schwalben
Gar steil sich wölbenden Flugs; voll Tempelsaumträumung.

Ihr Schlichten erscheint mir, viele wirkliche Menschen!
Herbei! Um mich. Springt ab von den silbernen Eseln.
Schon manche lagern im Schlaf, beschattet von Feigen.
Ihr freigebornen und sanft, in Wolle gekleidet,
Nach euch verlangt dieser Seele, Wonne zu geben.
Wo weilt ihr bei Sonne? o der Bronnen ist frisch.
Ihr kennt mich, die Zeit, findet in Felsen die Stufen:
Bei meinem Brunnen in Italien grünt der Lorbeer!

Rom, Juni 1921

*

Nachmittag

Ach, sachtlila Hellas, so goldener Sonne,
Dir blüht Oleander; schon reifen Melonen:
Leicht fliegen die Mühlen in sieghaftem Winde;
Viel schäumende Wellen, die Möwen ersilbern.

Geneigte Zypressen, euch frommt unsre Stunde!
Ein kühlendes Füllhorn aus sanfterem Westen
Beschenkt, überschüttet mit Flitter die Bucht.
Delphine durchspaßen die samtblaue Flut.

Liebäugelnde Trauben bekränzen die Lauben
Im „Garten des Knaben". Durchzuckerte Feigen,
Von Bienen besummt, füllen tief sich mit Süße:
Zu freudig erreicht sie die kindliche Hand.

Ithaka, Juli 1921

* * *

Digitized by Google

Der Weinbecher

IN den Bethäusern zu Jerusalem bestand die Sitte, daß der Küster jedesmal nach Verrichtung des Segens über den Empfang und Ausgang des Sabbats den Kelch nach Hause mitnahm und ihn nicht, wie es allerorten üblich ist, im Gotteshaus stehen ließ. Die Sitte hatte folgende Begebenheit zur Ursache.

Vor vielen Jahren trug es sich in einer Nacht zu, daß der Diener eines Bethauses in tiefem Schlaf lag, als plötzlich ein Mann vor ihm stand und zu ihm sprach: Auf, eile ins Bethaus! Säume nicht, denn die Lade, in der die heiligen Schriften liegen, brennt lichterloh, und — der Himmel verhüte es — das ganze Bethaus und auch die heilige Stadt werden noch in Feuer aufgehen.

Da erwachte der Synagogendiener voller Entsetzen und lief schnell nach dem Bethaus. Er stürzte zur Lade, aber diese brannte nicht und war unversehrt. Nur merkte der Diener beim Betasten des Innern, daß der Weinbecher nicht auf dem gewohnten Platze stand. Dieses erweckte in ihm ein wunderliches Gefühl. Er nahm den Kelch in die Hand, hielt ihn gegen das Mondlicht und besah sich ihn genau. Es war ein andrer Kelch als der zum Bethaus gehörige. Er goß ein wenig von dem Inhalt auf seine Hand, und siehe, es war Blut. Da begriff der Mann den Zusammenhang der Dinge und verstand den Sinn des Traumes. Er entfernte sich aus dem Bethause, zerbrach das Glas und deckte das Blut mit Erde zu. Danach stellte er einen andern Becher, den er mit Wein gefüllt hatte, in den Schrein und suchte wieder sein Lager auf. Er sprach von dem Vorgefallenen zu keinem Menschen.

Des andern Tages in der Frühe, als das Volk sich zum Morgengebet versammelt hatte, erschien der Pascha von Jerusalem und mit ihm der griechische Patriarch, begleitet von

Digitized by Google

einer Menge Geistlicher und Söldner. Da erfaßte ein Schrecken die Judäer, und ihre Gesichter wurden bleich wie der Kalk der Wände. Der Pascha gab Befehl, das Bethaus zu durchsuchen und in allen Ecken und Schlupfwinkeln genau nachzusehen. Es wurde aber nichts gefunden, was für die Juden belastend gewesen wäre. Da trat ein Grieche hervor und sprach: Wir wollen noch ihren heiligen Schrein öffnen und da hineingucken. Die Lade wurde aufgemacht, und das Glas mit dem Wein wurde herausgenommen. Der Grieche rief: Seht, der Becher enthält Blut eines christlichen Knaben, den die Juden ihrem Gotte zu Ehren geschlachtet haben. Darauf fragte der Patriarch den Vorbeter, was der Becher berge. Der Vorbeter erwiderte: Nichts als Wein für den Sabbatsegen. Der Patriarch nahm den Kelch und goß etwas daraus in eine Schale. Er merkte sofort, daß die Flüssigkeit Wein war, und roch den würzigen Duft der Trauben Hebrons. Er reichte das Glas dem Pascha, und dieser gab es dem, der neben ihm stand, und so ging der Becher von Hand zu Hand, und alle überzeugten sich, daß darin Wein war.

Hierauf bat der Patriarch den Vorbeter um Vergebung dafür, daß er den Gottesdienst gestört hatte. Er sprach: Schuld ist dieser hier, der euch verleumdet hat. Und er zeigte auf den Mann, der gerufen hatte, man solle die Lade öffnen. Da zog der Pascha das Schwert aus der Scheide und wollte den Nichtswürdigen an Ort und Stelle richten. Der Patriarch aber trat dazwischen und sprach: Du sollst das Heiligtum nicht durch Blutvergießen entweihen.

Als der Pascha mit dem Patriarchen und dem Gefolge das Bethaus verließ, gestand der Grieche seine Untat ein.

*

Die Schaffung des Golems

Es lebte zu Worms ein Mann von gerechtem Wesen mit Namen Bezalel. Diesem wurde in der Passahnacht ein Sohn

Digitized by Google

geboren. Es war das Jahr fünftausendzweihundertdreiundsiebenzig nach der Weltschöpfung, und die Juden litten unter schweren Verfolgungen. Die Völker, unter denen sie lebten, beschuldigten sie, daß sie bei der Herstellung des Passahbrotes Blut verwendeten. Als der Sohn Rabbi Bezalels zur Welt kam, brachte seine Geburt schon Gutes. Wie nämlich das Weib von Geburtswehen erfaßt wurde, liefen die Hausgenossen auf die Straße, um die Wehmutter zu holen, und vereitelten dadurch das Vorhaben einiger Bösewichte, die ein totes Kind im Sacke trugen und es mit der bewußten Absicht in die Judengasse werfen wollten. Da weissagte Rabbi Bezalel über seinen Sohn und sprach: Dieser wird uns trösten und uns von der Plage der Blutbeschuldigungen befreien. Sein Name in Israel sei Juda Aria, getreu dem Vers im Segen Jakobs: Juda ist ein junger Löwe; als meine Kinder zerrissen wurden, stieg er hoch.[1]

Und der Knabe wuchs heran und ward ein Schriftgelehrter und Weiser, dem alle Wissenszweige vertraut waren, und der alle Sprachen beherrschte. Er wurde Rabbiner der Stadt Posen, bald darauf aber berief man ihn nach Prag, woselbst er oberster Richter der Gemeinde ward.

Sein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, seinem bedrängten Volke zu helfen und es von der Verleumdung des Blutgebrauchs zu befreien. Er bat den Himmel, ihm im Traume zu sagen, wie er den Priestern, die die falschen Beschuldigungen ausstreuten, beikommen könnte. Da ward ihm in einem nächtlichen Gesicht der Bescheid: Mache ein Menschenbild aus Ton, und du wirst der Böswilligen Absicht zerstören. Also rief der Meister im geheimen seinen Eidam wie seinen ältesten Schüler zu sich und vertraute ihnen die himmlische Antwort an. Auch erbat er ihre Hilfe zu dem Werk. Die vier Elemente waren zur Erschaffung des Golems

[1] Aria bedeutet Löwe.

Digitized by Google

notwendig: Erde, Wasser, Feuer und Luft. Von sich selbst sprach der Rabbi, ihm wohne die Kraft des Windes inne; der Eidam sei einer, der das Feuer verkörpere; den Schüler nehme er als Sinnbild des Wassers; und so hoffe er, daß ihnen dreien das Werk vollkommen gelingen werde. Er legte ihnen ans Herz, von dem Vorhaben nichts zu verraten und sich sieben Tage lang für die Aufgabe vorzubereiten.

Als diese Frist um war, es war der zwanzigste Tag des Monats Adar im Jahre fünftausenddreihundertundvierzig und die vierte Stunde nach Mitternacht, begaben sich die drei Männer nach dem außerhalb der Stadt gelegenen Strome, an dessen Ufer eine Lehmgrube war. Hier kneteten sie aus dem weichen Ton eine menschliche Figur. Sie machten sie drei Ellen hoch, formten die einzelnen Gesichtszüge, danach die Hände und die Füße und legten sie mit dem Rücken auf die Erde. Hierauf stellten sie sich alle drei vor die Füße des Tonbildes, und der Rabbi befahl seinem Eidam, siebenmal im Kreise darum zu schreiten und dabei eine von ihm zusammengesetzte Formel herzusagen. Als dies vollbracht war, wurde die Tonfigur gleich einer glühenden Kohle rot. Danach befahl der Rabbi seinem Schüler, gleichfalls siebenmal das Bild zu umkreisen und eine andere Formel zu sagen. Da kühlte sich die Glut ab, der Körper wurde feucht und strömte Dämpfe aus, und siehe da, den Spitzen der Finger entsproßten Nägel, Haare bedeckten den Kopf, und der Körper der Figur und das Gesicht erschienen als die eines dreißigjährigen Mannes. Hierauf machte der Rabbi selbst sieben Rundgänge um den Tonkloß, und die drei Männer sprachen zusammen den Satz aus der Schöpfungsgeschichte: Und Gott blies ihm den lebendigen Odem in die Nase, und der Mensch ward zur lebendigen Seele.

Wie sie den Vers zu Ende gesprochen hatten, öffneten sich die Augen des Golems, und er sah den Rabbi und seine Jünger

Digitized by Google

mit einem Blick an, der Staunen ausdrückte. Rabbi Löw sprach laut zu dem Bildnis: Richte dich auf! Und der Golem erhob sich und stand da auf seinen Füßen. Danach zogen ihm die Männer Kleider und Schuhe an, die sie mitgebracht hatten — es waren Kleidungsstücke, wie sie Synagogendiener trugen —, und der Rabbi sprach zu dem Menschen aus Ton: Wisse, daß wir dich aus dem Staub der Erde geschaffen haben, damit du das Volk vor dem Bösen behütest, das es von seinen Feinden zu leiden hat. Ich heiße deinen Namen Joseph; du wirst in meiner Gerichtsstube wohnen und die Arbeit eines Dieners verrichten. Du hast auf meine Befehle zu hören und alles zu tun, was ich von dir fordere, und hieße ich dich durchs Feuer gehen, ins Wasser springen, oder dich von einem hohen Turm herunterwerfen. Der Golem nickte mit dem Kopfe zu den Worten des Rabbi, als wollte er seine Zustimmung ausdrücken. Er hatte auch sonst in allem ein menschliches Gebaren; er hörte und verstand, was man zu ihm sprach, nur die Kraft der Rede blieb ihm versagt. So waren in jener denkwürdigen Nacht drei Menschen aus dem Hause des Rabbi gegangen; als sie aber um die sechste Morgenstunde heimkehrten, waren ihrer vier.

Seinen Hausgenossen sagte der Rabbi, daß er, als er des Morgens nach dem Tauchbad gegangen sei, einem Bettler begegnet wäre und ihn, da er redlich und unschuldig zu sein schien, mitgenommen habe. Er wolle ihn in seiner Lehrstube als Bedienten gebrauchen, verbiete es ihnen aber, den Knecht häusliche Arbeiten verrichten zu lassen.

Und der Golem saß beständig in einer Ecke der Stube, den Kopf auf beide Hände gestützt, und verhielt sich reglos wie ein Geschöpf, dem Geist und Verstand abgehen und das sich um nichts bekümmert, was in der Welt vorgeht. Der Rabbi sprach von ihm, daß ihm weder Feuer noch Wasser etwas anhaben würden, und daß ihn kein Schwert verwunden könne.

Digitized by Google

Den Namen Joseph hatte er ihm zur Erinnerung an den im Talmud erwähnten Joseph Seda gegeben, welcher halb Mensch und halb Geist gewesen war, die Schriftgelehrten bedient und sie vielmal aus schwerer Bedrängnis gerettet hatte.

Der Hohe Rabbi Löw bediente sich des Golems nur, wo es galt, die Blutbeschuldigung zu bekämpfen, unter welcher die Juden Prags besonders zu leiden hatten. Schickte Rabbi Löw den Golem irgendwohin, wo dieser nicht gesehen sein sollte, so band er ihm ein Amulett um, das auf Hirschhaut geschrieben war. Dieser Talisman machte ihn unsichtbar, er selbst aber konnte alles sehen. In der Zeit vor dem Passahfest mußte der Golem allnächtlich durch die Stadt streifen und jeden aufhalten, der eine Last auf dem Rücken trug. War es ein totes Kind, das in die Judengasse geworfen werden sollte, so band er den Mann und die Leiche mit einem Strick, den er immer bei sich trug, und führte ihn nach dem Stadthaus, wo er ihn der Obrigkeit übergab. Die Kraft des Golems war übernatürlich, und er vollbrachte viele Taten.

*

Der Tod des Golems

Nachdem ein Gesetz herausgekommen war, das die Blutbeschuldigungen als grundlos bezeichnete und jede Anklage dieser Art untersagte, beruhigten sich die Gemüter, und Rabbi Löw beschloß, dem Golem seinen Odem wieder zu nehmen. Er ließ ihn auf ein Bett legen, befahl seinen Schülern, ihn abermals siebenmal zu umkreisen, wobei sie die Worte zu sprechen hatten, die seinerzeit bei der Erschaffung des Golems gesprochen worden waren, nur in umgekehrter Ordnung. Als die siebente Umkreisung zu Ende war, war der Golem leblos wie ein Stein. Man zog ihm die Kleider aus, wickelte ihn in zwei alte Gebetmäntel und verwahrte den Klumpen unter einem Haufen alter, schadhafter Bücher in der Dachstube des Rabbi.

Aus dem in Kürze erscheinenden fünften Bande von: „Der Born Judas“.

Digitized by Google

PAUL VERLAINE
ZWEI GEDICHTE

Die in allernächster Zeit zu erwartende zweibändige Ausgabe der „Gesammelten Werke" Paul Verlaines darf den Anspruch erheben, nicht nur die vollständigste, sondern auch die vollendetste deutsche Darstellung seines Werkes und Lebens zu sein. Denn nicht ein Einzelner hat sich hier in der Nachahmung eines ausländischen Dichters versucht, beinahe unsere ganze lyrische Generation ist in diesem Werke zu einem vorbildlichen Versuch der Übertragung vereint. Durch zeitliche Anordnung der Gedichte wird der erste Band gewissermaßen zur lyrischen Selbstbiographie, die der zweite Band mit den Prosabekenntnissen, intimen Schilderungen, Zeichnungen, Karikaturen und einer Einleitung von Stefan Zweig zu einem erschütternden psychologischen Lebensbild ergänzt.

Aufzug

EIN Affe springt in Goldbrokat
um sie herum nach Affenweise,
und ihre Hand zerknittert leise
des Spitzentuches reichen Staat,

indes ein roter Negerknabe
die schwere Schleppe lüstern hebt;
wie er bei jeder Falte bebt,
daß sie geheim sein Auge labe!

Der Affe schielt begehrlich dreist
auf seiner Herrin weiße Büste,
den reichen Schatz, der alle Lüste
des nackten Götterleibs verheißt.

Der Negerjunge hebt zuweilen,
der Schlaukopf, mehr als nötig tut,
die Säume, drauf sein Auge ruht,
sein nächtlich Fieber ihm zu heilen.

Sie aber geht in stolzem Traum
hinab die Stufen — und die Tröpfe,
die frech ihr dienenden Geschöpfe
beachtet sie im Schreiten kaum.

Franz Evers

Digitized by Google

Arthur Rimbaud
Zeichnung von Paul Verlaine

Digitized by Google

„Eine Fromme..."

EINE Fromme im Heiligenscheine,
eine Edle in ihrem Gemach,
was je nur von süßer Reine
und liebender Anmut sprach.

Des Jagdhorns Goldklang im Holze
ertönt so lockend und weit,
vermählt mit dem zärtlichen Stolze
der Frauen aus alter Zeit.

Das Lächeln sieghafter Schöne
auf ihrem Antlitz erblüht,
das weiß wie Gefieder der Schwäne
so frauenhaft kindlich erglüht.

Und Rosen und Lilien in reinem
Akkord holdselig vereint,
das ist es, was mir in deinem
karlowingischen Namen erscheint.

Wolf Graf Kalckreuth

* * *

GOETHES ALTERSWEISHEIT

Aphorismen aus Friedrich Wilhelm Riemers Tagebüchern

DER langjährige Haus- und vielseitige Arbeitsgenosse Goethes Friedrich Wilhelm Riemer starb 1845. Den wertvollsten Teil seines äußerst umfangreichen handschriftlichen Nachlasses stellen seine Tagebücher dar, die zunächst auf der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar versiegelt aufbewahrt wurden und später in die Hände des Weimarer Privatgelehrten Robert Keil übergingen. Dieser veröffentlichte 1886 und 1887 in der „Deutschen Revue" Auszüge aus den Jahrgängen 1807—1810 der Tagebücher. Er bereitete auch eine Gesamtausgabe in

Digitized by Google

Buchform vor, zu der es jedoch nicht gekommen ist. Vielleicht hatte ihn die Kritik, die an seiner Bearbeitung der Proben in der „Deutschen Revue" geübt wurde, verstimmt und verärgert. Nach seinem Tode soll, der mündlichen Überlieferung nach, seine Witwe die Originaltagebücher verbrannt haben. Über deren Bestand hat Keil selbst einige Anhaltspunkte gegeben. Sie wurden von Riemer von 1807—1845 geführt, und zwar benutzte er als Grundlage von 1807—1814 den „Neuen Schreibalmanach für die herzoglich weimar-eisenachischen Lande", von 1815 an durchschossene Exemplare des in der Jenaer Druckerei von Frommann und Wesselhöft hergestellten „Verbesserten Friedens- und Historien-Kalenders". Der Schreibraum in diesen Kalendern genügte aber bei weitem nicht, um Riemers eigene Betrachtungen und seine Aufzeichnungen über seinen Verkehr mit Goethe zu fassen. So entstanden nebenher noch Mengen einzelner Notizblätter, die den Tagebüchern beigelegt oder unter Streifbändern gesammelt wurden. Aus diesem Vorrate hat Riemer die „Tischreden" im zweiten Bande seiner 1841 erschienenen „Mittheilungen über Goethe" und die „Aphorismen" in den „Briefen von und an Goethe" (1846) ausgelesen, ohne mit diesen Gaben seine wertvolle Quelle zu erschöpfen.

Die Sammlung Kippenberg, die sich mit dem Goethe- und Schiller-Archiv in den Besitz der wesentlichsten Bestände des großen handschriftlichen Nachlasses Riemers teilt, verwahrt nun eine umfängliche Abschrift, die den bedauerlichen Verlust der verschollenen Originaltagebücher mildert. Sie ist von Keils Hand oder zum mindesten unter seiner Leitung hergestellt und enthält 655 beschriebene Großfolioseiten. Das Ganze ist in fünf Abteilungen gegliedert gewesen; die erste, eine von Keil bearbeitete Biographie Riemers, auf die in den späteren Teilen mehrmals seitenmäßig verwiesen wird, fehlt. Die zweite enthält „Notizblätter Riemers aus den Jahren 1803

Digitized by Google

bis 1806 über Goethe und über Aussprüche Goethes", die dritte „Notizblätter Riemers über Aussprüche Goethes ohne genauere Zeitangabe". Die vierte Abteilung „Aus Riemers Tagebüchern 1807—1845" bildet die Hauptmasse und nimmt 496 Seiten ein, die fünfte bringt „Riemersche Notizblätter über Goethe ohne Zeitangabe". Den Beschluß macht ein unvollendetes Register der Personennamen. Die Jahrgänge 1808 bis 1810 decken sich fast völlig mit den Auszügen der entsprechenden Jahre in der „Deutschen Revue". Dagegen muß der Text des Keilschen Auszuges vom Jahre 1807 nach einer anderen Vorlage, vielleicht unmittelbar nach dem Originaltagebuch, hergestellt sein. Die ganze Handschrift weist Spuren eingehender Bearbeitung auf, erläuternde und ergänzende Fußnoten, wie sie Keil seinen Auszügen in der „Deutschen Revue" beigegeben hatte.

Für die Goethe-Literatur bedeutet die Handschrift einen wertvollen Gewinn. Sie dient zur Kritik des Textes der Keilschen Auszüge sowohl, als auch der von Riemer selbst veröffentlichten „Tischreden" und „Aphorismen". Darüber hinaus erweitert sie unsere Kenntnis der Riemerschen Tagebücher ganz beträchtlich und ergänzt diejenigen Goethes vom Jahre 1811 ab. Goethes Tagebücher waren damals längst nicht mehr „geheime", wie man sie seit den Zeiten der Empfindsamkeit gerne nannte, sie trugen einen halböffentlichen Charakter, der sich deutlich in dem Umstande ausdrückt, daß Goethe sie nur noch selten eigenhändig schrieb. Auswahl und Art der Aufzeichnungen wurden dadurch grundlegend bestimmt. Riemer wird kaum je einem Menschen Einblick in sein Tagebuch gewährt haben, er schonte darin weder sich noch andere, er hielt auch seine ihn häufig plagenden „Unmutsmomente" fest; neben dem Menschlichen steht das Allzumenschliche. Auch in seinen Betrachtungen über Goethe ist er hier sorgloser, freier und offener, er zeichnet manches auf, was er in seinen späteren

Digitized by Google

Veröffentlichungen aus Gründen der Pietät und der Furcht vor Mißdeutung verschwieg.

Aus dem Schatze von ungedruckten Äußerungen Goethes, die der Handschrift einen besonderen Wert verleihen, legen wir Proben von solchen aus dem letzten Lebensjahrzehnt des Meisters vor.

Arthur Pollmer

1. November 1823

Goethe hätte wollen die Naturwissenschaft auf mehrere hundert, ja tausend Jahre zugrunde richten, wenn er Märchen, Mythologie, Kunst und seine poetische Darstellungsgabe mit in die Naturwissenschaft hätte einmengen wollen.

Er habe sich aber selbst bekämpft und das auseinander gehalten, daher neulich eine Rezension ganz recht öffentlich gesagt, bei Gelegenheit einer Vorstellungsart oder Erklärung, die jemand gegeben: Goethe würde dieses als Dichter billigen und akzeptieren, aber nicht als Naturforscher.

8. Februar 1824

„Des Wissens wird immer mehr, und Verstand und Vernunft bleiben immer dieselben. Wir können jetzt jenes ebenso wenig gewältigen, als die Früheren das ihrige." Bei Gelegenheit von Köppens historisch-philosophischen Untersuchungen.

1. März 1824

Nach Tische über die Parias. Bei dieser Gelegenheit: Daß das Kastenwesen gewissermaßen natürlich, notwendig sei, indem es durch die Verschiedenheit der Beschäftigungen, die nichts miteinander gemein haben, gegeben sei.

Das einzig Vermittelnde, was sie alle zusammenbringt, ist die Religion.

In neuer Zeit war die Politik ein solches, was man zur Vereinigung der verschiedenen Kasten aufs Tapet brachte.

Dies hört nun auf.

Digitized by Google

Der Adel muß wieder zurückgehen, der reiche Bürger desgl.

Man hat die Handwerke aufgehoben, um den Handwerksgeist aufzuheben, aber man sieht sich genötigt, sie wiederherzustellen. Die etwas verstehen, halten ohnehin zusammen und müssen die Pfuscher von sich ausstoßen.

8. August 1824

„Die Journalisten sind wie die Scheherezade gegen das Publikum, sie halten es mit ihren abgerissenen und unterbrochenen Erzählungen nur so hin, daß es ihnen nicht den Kopf abschlage."

Im Juli 1826

Goethe mündlich: Die beste Regierung sei doch die Ministerregierung. Ein Minister müsse das Beste besorgen, weil er sonst aus dem Sattel gehoben werde. Verstand und Einsicht und guter Wille treffen hier zusammen.

Da wir uns die Fürsten nicht machen könnten, wie wir wollen, so müßten wir Gott danken, daß der Verständigste, die Macht im Rücken, sich mit dem Regieren befasse.

Man pflegt bei Beurteilung der verschiedenen Regierungsformen nicht genug zu beachten, daß in allen, wie sie auch heißen, Freiheit und Knechtschaft zugleich polarisch existieren. Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig; ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Nachteil. Dieses geht dann durch alle Stufen durch, bis vielleicht irgendein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, sich finden kann.

Dem Geschichtsforscher ist es kein Geheimnis; in bewegten Augenblicken des Lebens jedoch kann man darüber nicht ins klare kommen.

Wie man denn niemals mehr von Freiheit reden hört, als wenn eine Partei die andere unterjochen will und es auf weiter nichts abgesehen ist, als daß Gewalt, Einfluß und Vermögen aus einer Hand in die andere gehen sollen.

Digitized by Google

Freiheit ist die leise Parole heimlich Verschworener, das laute Feldgeschrei der öffentlich Umwälzenden, ja das Losungswort der Despotie selbst, wenn sie ihre unterjochte Masse gegen den Feind anführt und ihr von auswärtigem Druck Erlösung auf alle Zeiten verspricht.

10. April 1827

Goethe erzählte mir ein Bonmot von sich. Es habe ein Fremder sich über unsre hiesige Baukunst aufgehalten und etwas dagegen geäußert. Darauf habe er ihm ganz ernst und heftig erwidert: Für was er uns ansähe? Eine solche Baukunst, wie er verlange, sei das Werk der Despotie und Tyrannei; nur ein Fürst, ein Despot verlange und setze durch, daß ein Haus wie das andre, die Straßen gerade seien, mit Beeinträchtigung von eines jeden Bequemlichkeit, Willen, Lust pp., Weimar sei der freiste Ort, im Denken, Schreiben und Bauen.

20. Februar 1828

„Alle Regierungsformen werden mit der Zeit unzulänglich."

7. Oktober 1828

Abends bei Goethe. Meinen Auftrag von der Großfürstin [hinsichtlich stärkerer Vermehrung der Großherzoglichen Bibliothek] ausgerichtet. Anfangs in seiner Art dagegen; zuletzt lenkte er ein, als ich etwas empfindlich von dem Zustande der Bibliothek hinsichtlich so vieler fehlender Bücher gesprochen und sein Argument, daß die Bibliothek nicht das neuste, sondern alte Sachen haben müßte, durch die Tat widerlegt, indem ich nachwies, wie gerade epochemachende Werke darin fehlten. — Wir wurden eins, der Großfürstin zu sagen, sie solle nur eine Summe bestimmen, wir wollten wirtschaften und jährlich von dem Verwendeten Rechenschaft ablegen. Nachher heiter und großartig. Übersetzte mir eine schottische Ballade, die vortrefflich ist: ein Räuber, der ein Mädchen entführt, unter dem Vorwande der Ehe, und sie zu-

Digitized by Google

letzt ins Meer stoßen will, zu andern früheren von ihm versenkten, und aus Geiz ihre Kleider nicht ins Meer werfen will, sie daher sich ausziehen läßt, und sie diesen Moment wahrnimmt, sein Gesicht abzuwenden, unter dem Vorwande, daß es sich nicht schicke, sie nackend zu sehen, und während er ihr gehorcht, ihren Vorteil absieht und ihn ins Meer stößt. — Noch manches über den Charakter der schottischen Ballade, und wie er seine Vorliebe für sie durch sein Studium nach ihr rechtfertige.

30. Oktober 1828

Es macht einen Unterschied, von welcher Seite her man in eine Wissenschaft hineinkommt. Goethe sagte mir: Er sei von dem Thüringer Wald her, also von den Gangarten dieses Landes in die Mineralogie und Geologie überhaupt gelangt. Humboldt habe nur seine amerikanischen Vulkane im Sinn und so fort.

2. Januar 1831

Mittag bei Goethe. Wie man sich gegen die Verwundungen herstelle und abhärte, die wir täglich von andern erfahren. Wie man sich gegen das Wetter arrangiere, entweder sich durchregnen lasse oder sich notdürftig dagegen schirme, im ganzen aber doch immer dagegen wie gegen das Wetter verhalte, d. h. als gegen ein Gegebenes, Positives, Unabänderliches. Wer das nicht kann, der muß zu Hause bleiben und lieber nicht ausgehen.

1. April 1831

Klippern gehört zum Handwerk! Das Spiralsystem, meinte Goethe, würde so etwas für die jungen angehenden Botaniker werden, worin und woran die ihr Wesen treiben könnten. Es sei gerade so ein Ding wie die Kristallographie.

1. April 1831

Als ich bemerkte aus Rochefoucaulds Maximen, daß eine Regierung, sobald man sie laut tadeln könne, verachtet sei, so

Digitized by Google

erwiderte Goethe: Das sei so gewiß, daß, wenn Oken und N. N. den Kotzebue nicht so vernichtiget hätten, daß er verächtlich geworden, er nicht ermordet worden wäre. Wir kamen dann darauf, wie dieser neumodische Vernichtigungs- und Vernichtungsprozeß von den Deutschen zuerst vorgenommen worden, von Fichte gegen Nicolai, früher von andern: Lessing gegen Klotz, Voß gegen Heyne, und er eigentlich von den Philologen ausgehe.

22. Juli 1831

Als ihm gesagt wurde, die Alma schliefe. „Ach wenn ein Frauenzimmer schlafe, da müsse man froh sein."

4. September 1831

Mittags bei Goethe gespeist, allein mit ihm. Zeigte er mir das Petschaft, welches die Engländer ihm zu seinem Geburtstag machen lassen. Wir bemerkten gemeinschaftlich, daß es bei aller Technik doch ohne alle Kunst sei, ohne etwas Dargestelltes, ohne Bedeutung, bloß kostbar und teuer. Mit einer Art von Desperation fügte er hinzu, daß nun einmal die Engländer jetzt von aller Kunst entblößt wären, und daß sie schon so und so viel Jahre gänzlich zurückgegangen.

3. Januar 1832

„Das Alter verliert eines der größten Menschenrechte: es wird nicht mehr von seinesgleichen beurteilt."

* * *

FRIEDRICH MICHAEL
„O TANNENBAUM!"

WENN man einmal die vielen kleinen und großen Sänger des Tannenbaumliedes unvermittelt nach dem Verfasser des Textes früge, so würden gewiß nur wenige einen Namen nennen können. Die meisten würden vielleicht sagen, „O Tannenbaum" sei doch ein Volkslied. Das ist es, genau genommen, aber nicht, man kann vielmehr nur von einem „volkstümlichen

Digitized by Google

Lied" sprechen, einer jener zahlreichen Schöpfungen der Kunstpoesie, die aus irgendeinem Grunde „volksläufig" geworden sind. Allerdings liegen die Verhältnisse beim Tannenbaumlied insofern etwas anders, als die Autoren, die dem Gedicht zu Beginn des 19. Jahrhunderts Gestalt gaben, an eine alte Überlieferung anknüpften, Volksliedelemente benutzten. Schon in einem Fliegenden Blatt aus der Mitte des 16. Jahrhunderts findet man in dem Lied „Es hieng ein Stallknecht seinen Zaun" die Verse:

O Tanne! Du bist ein edler Zweig,
Du grünest Winter und die liebe Sommerzeit.
Wenn alle Bäume dürre sein,
So grünest du, edles Tannenbäumlein.

Diese und einige andere frühe Fassungen, ihre Melodien und die gelegentlichen Zitate in der älteren Literatur haben Ludwig Erk und Franz M. Böhme im „Deutschen Liederhort" aufgezeichnet. Für die Beliebtheit des in der Form mannigfach variierenden Liedes zeugen unter anderm Friedrich von Logaus Verse (aus den Sinngedichten, 1654):

Wenns fröhlich wo gieng zu so klang ein Reuterlied,
Der grüne Tannenbaum, und dann der Lindenschmied.

Es wurde als Tanzlied gesungen, wie aus einer Erwähnung vom Jahre 1675 hervorgeht, und war, nach anderen Zeugnissen, bei den Studenten beliebt. Jedenfalls war es kein Weihnachtslied, als welches wir es heute fast ausschließlich kennen.

Von den verschiedenen Varianten sind zwei dreistrophige Fassungen interessant, weil sie zeigen, wie das Volkslied zersungen, erweitert, fortgedichtet wird. Im Odenwald und in Schlesien sang man außer den beiden ersten Strophen, die nur wenig von dem zitierten Text aus dem 16. Jahrhundert abweichen, eine dritte Strophe, in der der Tannenbaum redend eingeführt wird:

Digitized by Google

Warum soll ich nicht grünen,
Da ich noch grünen kann?
Ich hab weder Vater noch Mutter,
Der mich versorgen kann.

Und abermals eine Erweiterung schafft man, durch Weglassen der zweiten und Zudichtung einer neuen dritten Strophe, im Paderbornschen, so daß sich, um 1812 aufgezeichnet, dies hübsche Lied ergibt:

O Dannebom, o Dannebom,
Du drägst 'ne grönen Twig,
Den Winter, den Sommer,
Dat doert de leve Tid.

Worum schold ich nich grönen,
Da ich noch grönen kann?
Ick hebb nich Vader un Moder,
De mi versorgen kann.

Un de mi kann versorgen,
Dat is de leve Gott,
De leet mi wassen un grönen,
Drum bin ick stark un grot.

Im gleichen Jahre 1812 veröffentlichte Ludwig Uhland im „Poetischen Almanach" ein Dramen-Bruchstück; ein Wanderer spricht hier die Verse:

O Tannenbaum, du edles Reis!
Bist Sommer und Winter grün.
So ist auch meine Liebe,
Die grünet immerhin.

O Tannenbaum! Doch kannst du nie
In Farben freudig blühn:
So ist auch meine Liebe,
Ach! ewig dunkelgrün.

Digitized by Google

Hier wird also die immer grünende, aber nie bunt aufblühende Tanne zum Symbol der treuen, aber unglücklichen Liebe; und die gewiß schon früher empfundene, aber nicht ausgesprochene Symbolik der Treue kehrt nun auch in den Liedern der beiden Pädagogen wieder, die kurz hintereinander, 1820 und 1824, den Stoff ganz neu gestalteten: Zarnack und Anschütz.

August Zarnack (1777—1827) hat seinen „Deutschen Volksliedern mit Volksweisen für Volksschulen", die in zwei Teilen in Berlin 1818 und 1820 erschienen, Einleitungen vorausgeschickt, in denen er die Grundsätze seiner Ausgaben darlegt. Er weiß recht wohl: „Was das Volk am liebsten singt, sind erstlich Lieder, die aus dem Verhältnis hervorgehen, welches die Liebe herbeiführt... Streng moralische, oder gar moralisierende Lieder werden in dieser Hinsicht gänzlich ausgeschlossen, und es geschieht recht daran." Später verteidigt er das Fehlen geistlicher Lieder in seiner Sammlung: „Ein ewiges Wiederkäuen der Moral in allen Formen verleidet diese oft mehr den Kindern, als daß es sie dafür gewinnen sollte... Man kennt die Kindernatur schlecht, wenn man meint, sie für die Frömmigkeit zu gewinnen durch Lieder, wie:

In Haus und Schul', in Bett und Stall,
Da soll ich fromm sein überall.

Der Mißgriff, den Erzieher hie und da in dieser Sache gemacht haben, fällt ins Unglaubliche. Mir liegt eine solche Liedersammlung für Kinder vor Augen, worin in einem eigenen Liede die Höflichkeit empfohlen wird nach der Melodie: Ich hab mein Sach Gott heimgestellt — das Einnehmen der Arznei nach: Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen! — das Einimpfen der Kuhpocken nach: Wer nur den lieben Gott läßt walten."

Zarnack bleibt derlei Torheiten fern, und sein Programm

Digitized by Google

enthält die für jeden Autor eines Schulliederbuches beachtenswerten Sätze: „Da dieses Volksliederbuch nicht sowohl zu einem methodischen Übungsbuch bestimmt ist, als vielmehr den Zweck hat, durch die Schulen eine Auswahl passender Lieder und Weisen in das Volk zu bringen, so mußte des Sammlers Augenmerk darauf gerichtet sein, daß der größere Teil dieser Lieder nicht nur für das Knaben- und Mädchenalter, sondern auch noch für das Alter des Jünglings, der Jungfrau und des Mannes paßten, und darum durften auch Lieder, welche die Liebe berührten, nicht ganz ausgeschlossen werden, und selbst schon darum schienen sie nötig, weil es mit ein Argument des Erziehers sein muß, den gröberen Äußerungen der Sinnlichkeit unter dem niedern Volk eine edlere Richtung zu geben. Deshalb ist nach strenger Sichtung nur das aufgenommen worden, was auf unsträfliche Neigung der Herzen zueinander und auf jenen unverbotenen Umgang Bezug hat, den das bräutliche Verhältnis herbeiführt — ausgeschlossen aber ist jede, und sei es auch nur die leiseste Anspielung auf leichtsinnige Buhlschaft."

So hat denn der Herr „Erziehungs-Direktor am Königlichen großen Militair-Waisenhause zu Potsdam" kein Bedenken getragen, das alte Tannenbaumlied zu einem Liebesgedicht umzugestalten, das zuerst in der Sammlung von 1820 erschien, und zwar mit der Melodie, die wir noch heute singen und nach der ursprünglich die Studentenlieder „Lauriger Horatius" und „Gott grüß dich, Bruder Straubinger", später auch das Lied „Es lebe hoch, es lebe hoch der Zimmermannsgeselle" gesungen worden waren. Zarnacks Text lautet:

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerzeit,
Im Winter auch, wenns friert und schneit.

Digitized by Google

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie treu sind deine Blätter.

O Mädelein, o Mädelein,
Wie falsch ist dein Gemüte!
Du schwurst mir Treu in meinem Glück,
Nun arm ich bin, gehst du zurück.
O Mädelein usw.

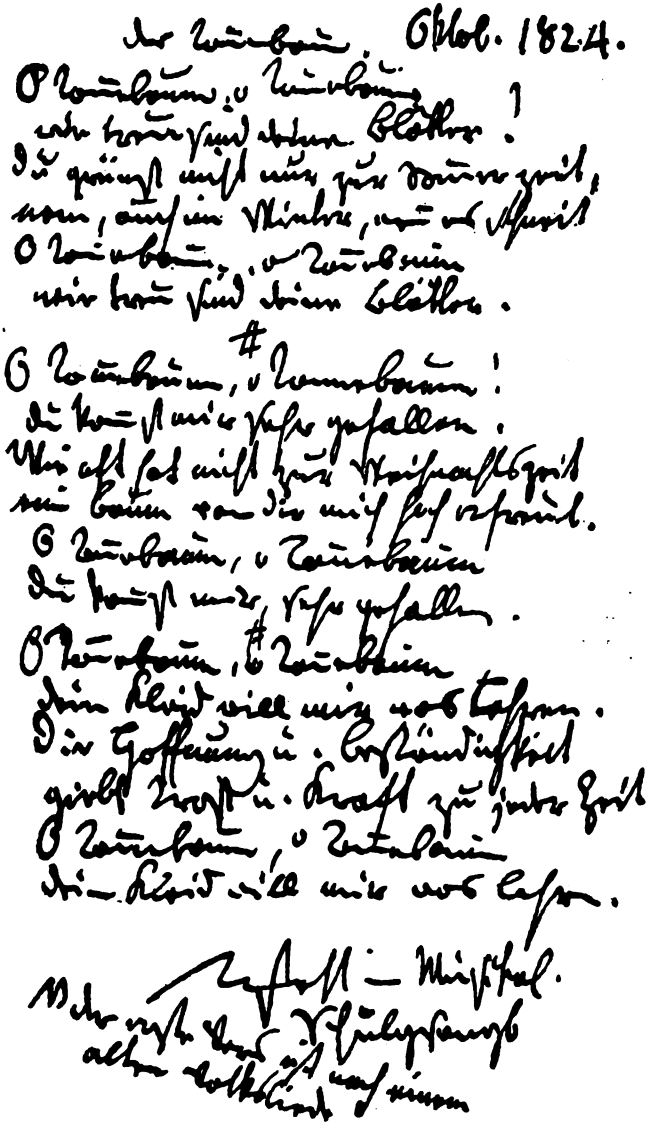
Die Nachtigall, die Nachtigall
Nahmst du dir zum Exempel.
Sie bleibt, so lang der Sommer lacht,
Im Herbst sie sich von dannen macht.
Die Nachtigall usw.

Der Bach im Tal, der Bach im Tal
Ist deiner Falschheit Spiegel.
Er strömt allein, wenn Regen fließt,
Bei Dürr' er bald den Quell verschließt.
Der Bach im Tal usw.

Hier ist also von einem Weihnachtslied noch ebensowenig die Rede wie bei den älteren Fassungen des Liedes, ja der grüne Tannenbaum, der vorher doch die Hauptrolle spielte und sogar sprechen konnte, genießt zwar die Ehre, der sonst so gefeierten, hier merkwürdig schlecht weggekommenen Nachtigall als Muster der Treue gegenübertreten zu dürfen, muß sich aber mit einer Strophe unter vieren begnügen.

Doch schon vier Jahre später kam der Retter, der ihn nicht nur in die alten Rechte einsetzte, sondern auch aus einem ungewissen frostigen Winter in die Lichterhelle der Weihnachtszeit rückte und ihn damit zu einem seither immer wiederkehrenden Festgast machte. Der Retter ist Ernst Gebhard Salomo Anschütz (1780—1861), und das Buch, in dem sich der „Tannenbaum" zuerst in neuer Gestalt zeigte, ist be-

Digitized by Google



Ernst Anschütz:
Eigenhändige Niederschrift seines Tannenbaumliedes

Digitized by Google

titelt: „Musikalisches Schulgesangbuch nach einer genauen Stufenfolge vom Leichten zum Schweren in drei Heften; geordnet und herausgegeben von M. Ernst Anschütz. Erster Heft. Zum Behuf der Bürgerschule in Leipzig. Leipzig, bei Carl Heinrich Reclam. 1824."

Anschütz, der auch Organist war, hat bei seinen Gesangbüchern den Hauptwert auf die Bearbeitung der Melodien gelegt. In den Texten hat er mit einem Eifer, den wir heute wohl bei aller Hochschätzung des Menschen und Pädagogen Anschütz ein wenig belächeln dürfen, alles ausgemerzt, was ihm für Kinderohren ungeeignet erschien, alle kräftigen Wörtlein also, und vor allem die Liebeslieder. Da ihm aber bei solchem Ausscheidungsverfahren schließlich auch die besten Melodien verloren gegangen wären, bearbeitete er die Texte oder legte den Noten eigene Dichtungen unter. Aber wie immer man diese Bearbeitungen beurteilen mag: manches Lied Anschützens hat doch jene bestimmte Gefälligkeit und Anschmiegsamkeit, die es volkstümlich werden ließen. Wenige wohl nur werden wissen, daß er der Autor des hübschen Kinderliedes „Fuchs, du hast die Gans gestohlen" ist. Er schrieb ferner das von der älteren Generation noch gesungene behagliche Lied „Lieber Nachbar, ach borgt mir doch eure Latern'", auch hier ein älteres Lied frei umbildend. Und schließlich entstand so, in dem Wunsche, ein unverfängliches Lied für die Kinder zu geben, auch die Bearbeitung des Zarnackschen Tannenbaumliedes, die heute in aller Munde ist und hier in der von Herrn Justizrat Dr. Anschütz in Leipzig gütigst zur Verfügung gestellten Niederschrift des Dichters faksimiliert erscheint.

* * *

Digitized by Google

KAKUZO OKAKURA

1862—1913

Die zahlreichen Anfragen, die das durch Okakuras „Buch vom Tee" geweckte und die „Ideale des Ostens" bestärkte Interesse nach den Lebensumständen des Verfassers dieser Werke hervorgerufen hat, haben uns veranlaßt, unsere Freunde in Japan um Mitteilungen darüber anzugehen. Wir erhielten daraufhin eine Reihe von Angaben, von denen wir hier, mit unumgänglichen Kürzungen, der Übertragung eines Aufsatzes Raum geben, den das Museum der schönen Künste in Boston in seinen Veröffentlichungen dem Gedächtnis des Gelehrten gewidmet hat.

KAKUZO OKAKURA wurde in Yokohama geboren. Sein Vater war Samurai, erhielt aber, da er tiefes Interesse für die Entwicklung des Handels seines Landes empfand, die Erlaubnis, den adligen Stand aufzugeben und sich kaufmännischen Geschäften in Tokio und Yokohama zu widmen, wobei er sich in der Folgezeit ein ansehnliches Vermögen erwarb. Unter diesen Verhältnissen erhielt Kakuzo Okakura seine erste Erziehung und trat, noch sehr jung, in die literarische Fakultät der Universität Tokio ein; im Jahre 1880 beendete er sein Studium mit Auszeichnung und wurde beim Unterrichtsministerium angestellt. Sein Hauptlehrer auf der Universität und von entscheidendem Einfluß auf ihn war der Professor Ernest F. Fenollosa; ihm verdankte er viele seiner ersten Eindrücke in bezug auf die Künste und Ideen des Westens, auch begleitete er ihn auf seinen Forschungsreisen durch die Tempel und beschäftigte sich unter seiner Anregung eingehend mit Kunstfragen in der chinesischen und japanischen Literatur.

1886 wurde er Sekretär beim Minister für das Erziehungswesen und mit den Musikangelegenheiten betraut, nahm aber im gleichen Jahre eine Ernennung zum Mitglied der Kaiserlichen Kunstkommission an, welche die japanische Regierung organisierte und zum Studium der schönen Künste des Westens ins Ausland entsandte. Die Ergebnisse dieser Studien in Eu-

Digitized by Google

ropa und in den Vereinigten Staaten fanden verdiente Anerkennung, und nach seiner Rückkehr nach Japan zeigte ihm die japanische Regierung die Schätzung seiner Verdienste und erworbenen Kenntnisse dadurch, daß sie ihn zum Direktor der Kaiserlichen Kunstschule in Tokio ernannte. Diese Einrichtung stellte die erste ernsthafte Rückwirkung gegen den leblosen Konservativismus dar, wie er von den Anhängern anderer Kunstvereinigungen durch geistlose Nachahmung der westlichen Kunst gepflegt und genährt worden war. Unter Beibehaltung der Ideale und unter Verwirklichung der Möglichkeiten der altjapanischen Kunst und unter gleichzeitiger Pflege der Liebe und Erkenntnis der sympathischeren Kunstanschauungen des Westens suchte diese neue Schule die einheimischen Künste auf neuer Grundlage wieder zu Ehren zu bringen. Aber schnelle politische Veränderungen in Japan hatten erneutes Beharren auf der Übernahme westlicher Gedanken in allen Zweigen der Tätigkeit zur Folge, und als es im Jahre 1897 klar wurde, daß die europäischen Methoden eine immer zunehmende Bevorzugung in dem Verlauf der neuen Kunstschule erfuhren, fühlte sich Okakura verpflichtet, seinen Posten als Direktor niederzulegen. Sechs Monate später hatte er 39 der führenden Künstler der Zeit um sich versammelt, einschließlich solcher Maler wie Hashimoto Gaho, Kanzan und Taikan, unter deren Mitarbeit er die Nippon Bijitsu-in oder Halle der schönen Künste zu Yanaka in der Nähe von Tokio organisierte und eröffnete.

Hier wurden erneute Anstrengungen gemacht, das Beste der westlichen Kunst den höchsten einheimischen Überlieferungen anzugleichen, um auf diese Weise ohne Schädigung die Kraft des nationalen Gedankens zu erweitern. Die höheren und niederen Künste in allen ihren Formen wurden geübt und ausgestellt, und der Erfolg des neuen Unternehmens wurde bald an dessen starkem Einfluß empfunden. Vor und wäh-

Digitized by Google

rend dieser Tätigkeit war Okakura überdies lebhaft an den Forschungen interessiert, die die Regierung in der Absicht hatte ausführen lassen, die Kunstschätze, die damals viel mehr als jetzt in den Tempeln und Klöstern Japans verstreut waren, zu sichten und zu registrieren. Okakura widmete dieser wichtigen Aufgabe einen beträchtlichen Teil seiner Energie. Auch richtete er besonderes Augenmerk auf die zunehmende Schnelligkeit, mit der die wertvollen Gemälde und Plastiken, die während der Jahrhunderte von den religiösen Sekten angehäuft waren, in den Besitz von Sammlern der ganzen Welt übergingen, und die öffentliche Meinung wurde endlich hinreichend erweckt, um ihn in den Stand zu setzen, einen gesetzlichen Akt herbeizuführen, der alle solche Kunstwerke zu Nationalschätzen erklärte, ihren Verkauf oder ihre Wegschaffung verbot und zu ihren Wächtern unter dem Namen Kaiserlich-Archäologische Kommission eine Körperschaft von Künstlern und Gelehrten einsetzte. Mit der Arbeit dieser Kommission war Okakura in aktiver und später beratender Eigenschaft bis zu seinem Tode verbunden, und mehr als irgendeinem anderen hat Japan die Erhaltung von Meisterwerken der Malerei und Bildhauerkunst innerhalb seiner eigenen Grenzen zu verdanken, und zwar von Meisterwerken der Kunst, die immer zu den bedeutendsten Werken des Menschengeschlechts zählen werden.

Die Ergebnisse seiner Besuche Chinas und Indiens, wo Okakura erschöpfende Studien machte, sind in seinem Buch: „Die Ideale des Ostens" (1903) glänzend ausgeführt, worin er seine wichtige und jetzt allgemein angenommene Zergliederung der Bewegungen des Denkens und der Kunst in Asien erläutert. Seine anderen Bücher, von ähnlichen Gegenständen handelnd, sind: „Das Erwachen Japans" (1904) und das „Buch vom Tee" (1906). Außerdem erschienen an mehreren Stellen Aufsätze von ihm; ferner hielt er viele Vorträge, von

Digitized by Google

denen einige veröffentlicht sind, vor verschiedenen wissenschaftlichen Gesellschaften und an der Kaiserlichen Universität in Tokio, wo er 1909 zum Professor der Ästhetik ernannt wurde.

Im Jahre 1906 begann seine Verbindung mit dem Museum der schönen Künste in Boston, zuerst als Berater und später als Kurator der Abteilung für chinesische und japanische Kunst. Seine erste Sorge war die Anordnung und Sortierung der ausgedehnten Sammlungen der Abteilung mit der Absicht, sie zu katalogisieren. Aber diese mechanische Arbeit war weit größer, als daß sie jemand allein hätte ausführen können, und er sicherte sich die Unterstützung erfahrener Sachverständiger aus Japan, um die Lack- und Metallarbeiten zu klassifizieren, während er selbst die Prüfung und Katalogisierung der Gemälde und Plastiken übernahm. Dieser Katalog bleibt für alle Zeit ein Muster seiner Art.

Okakura hielt viele Vorträge an dem Museum und über die verschiedensten Gegenstände. Er hatte eine bemerkenswerte Fähigkeit, sich klar auszudrücken und den Gegenstand interessant zu machen. Er besaß die Einfachheit des Genies. Er war vielleicht der größte Gelehrte und eigenartigste Schriftsteller der neueren Zeit auf dem Gebiet der orientalischen Kunst.

Aber das war bei weitem nicht sein einziges Interessengebiet. Sein Geist war allumfassend. Es schien unmöglich, an ihn eine Frage zu richten über Kunst, Dichtung, Geschichte, Philosophie oder Religion in Japan, China oder Indien, die er nicht aus erster Kenntnis beantworten konnte. Er war wiederholt um die Welt gereist. In China und Indien hatte er fast jeden in seiner Religions-, Kunst- oder politischen Geschichte bedeutungsvollen Ort besucht. Sein Erfassen der westlichen Literatur und schönen Künste war außerordentlich. Im Besitz der besten Geistesprodukte der höchsten

Digitized by Google

Zivilisation auf beiden Seiten der Welt hat er Kiplings berühmten Ausspruch ungültig gemacht:

„O, der Osten bleibt der Osten, und der Westen bleibt der Westen, und die beiden werden sich niemals begegnen."

Sie begegneten sich in Kakuzo Okakura.

Er starb am 2. September 1913 auf seinem Besitztum Akakura, das in den Bergen der Provinz Echigo, an die Japan-See grenzend, gelegen ist und wohin er der dort vorhandenen heißen Quellen wegen, von denen man Nutzen für ihn erhoffte, gebracht worden war. Sein Grab befindet sich auf seiner früheren Wohnstätte in einer bewaldeten Gebirgsgegend zu Idzura in der Provinz Hitachi, nordwestlich von Tokio an der pazifischen Küste Japans.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Am Beginn dieses Berichtes haben wir die schmerzliche Pflicht zu erfüllen, von dem Tode dreier hochgeschätzter Mitarbeiter unseres Verlags Kenntnis zu geben. Am 18. November wurde Dr. Micha Joseph bin Gorion seiner gelehrten Tätigkeit entrissen, der er sich mit wahrhaft vorbildlichem Eifer gewidmet hatte. Unsere Freunde kennen die im Insel-Verlag erschienene ausgezeichnete Sammlung Der Born Judas, die von allen Kennern des Gegenstandes als einzig in ihrer Art bezeichnet wird, weil in ihr die gründlichsten Kenntnisse sich mit dem sichersten Geschmack verbunden haben. Der Hingang dieses auch im Charakter untadeligen Menschen ist allen, die ihn kannten, sehr nahe gegangen. — Am 26. November entschlief nach schwerem Leiden der Herausgeber unserer Homer-Ausgabe Dr. Paul Cauer, Geheimer Regierungsrat und Universitätsprofessor in Münster. Über seine wissenschaftliche Bedeutung zu sprechen müssen wir den dazu Berufenen überlassen. — Am 19. Dezember verschied plötzlich am Herzschlag Dr. Paul Schwenke, Geheimer Regierungsrat und Erster Direktor der Preußischen Staatsbibliothek a. D. Der Tod hat ihm die Feder sozusagen aus der Hand genommen: noch am Abend vor seinem Hinscheiden war er für unseren Verlag an dem dritten (Text-) Band der Gutenberg-Bibel beschäftigt, für dessen Vollendung nun die Witwe in Gemeinschaft mit anderen Gelehrten seines Faches Sorge tragen wird.

Digitized by Google

Von den zahlreichen Pressestimmen, die über unsere vor Weihnachten erschienenen neuen Bücher laut geworden sind, bringen wir hier nur eine wieder zu Gehör, weil sie wertvoll und gewichtig ist und ein Buch betrifft, das erneuert zu haben uns immer wieder zur Freude gereicht: wir meinen Stifters Witiko. Ihn nennt Hermann Bahr „das einzige deutsche Werk seit Goethes Tod, das an Bildkraft, an innerer Ausgewogenheit von zufließender Eingebung und abdämmender Besinnung, an Vollendung die Höhe Homers, Dantes und Shakespeares hat. Mit des Griechen Unschuld der verweilenden Lust an der unmittelbaren Gegenwart der Erscheinungen verbindet es den unerbittlichen Ernst einer zeitlosen Sittlichkeit, mit der der Florentiner Gericht über die Welt hält, und es gesellt einer Innigkeit, wie sie sonst nur aus dem Volkslied zuweilen klingt, die dramatisch gedrungene Wucht des Briten. Auch ist es vielleicht das einzige deutsche Werk seit Goethes Tod, das kein Anflug von Sentimentalität befleckt. Jahrelang hat Stifter, in seiner Erbitterung nach Vollkommenheit, Unfehlbarkeit des Ausdrucks nur etwa mit Flaubert vergleichlich, Tag um Tag immer von neuem wieder daran gefeilt, immer war ihm alles noch nicht ‚knapp und einfach' genug".

Als inzwischen erschienen können wir folgende Neuigkeiten ankündigen: den fünften Band des Born Judas; Hans Carossa: Meine Kindheit; Rudolf Kaßner: Die Grundlagen der Physiognomik; Shakespeare: „Cymbelin" und „Verlorene Liebesmüh"; Rudolf Alexander Schröders Gedichtband Audax omnia perpeti. — Obwohl unter die neuen Auflagen zu rechnen, verdienen doch zwei Bücher als Neuigkeiten zu gelten: das ist erstens das durch Vereinigung der früher erschienenen Werke „Beethovens Persönlichkeit" und „Beethovens Briefe" entstandene Buch: „Ludwig van Beethoven. Berichte der Zeitgenossen, Briefe und persönliche Aufzeichnungen" und die auf einen Band zusammengezogene Ausgabe der Sammlung Der Heiligen Leben und Leiden, anders genannt das Passional. — Größer ist die Zahl der durch die große Nachfrage notwendig gewordenen Neuauflagen, von denen wir hier nur die wichtigsten verzeichnen: Martin Buber: Daniel, 6.—7. Tausend; Ernst Hardt: Tantris der Narr, 42.—48. Tausend (über des Dichters Schaffen ist vor kurzem ein eingehendes Buch von Fritz Adler erschienen); Hugo von Hofmannsthal: Gedichte und kleine Dramen, 41.—45. Tausend; Ricarda Huch: Von den Königen und der Krone, 8. Auflage; Alfred Mombert: Der himmlische Zecher, neue erweiterte Ausgabe; Rainer Maria Rilke: Neue Gedichte, 15.—17. Tausend; Karl Scheffler: Der Geist der Gotik, 26.—30. Tausend; Oscar Wilde: Märchen, 106.—115. Tausend; Stefan Zweig: Erstes Erlebnis, 12.—14. Tausend.

Digitized by Google

DAS

INSELSCHIFF

*

* EINE *

ZWEIMONATSSCHRIFT

*

DRITTER JAHRGANG / DRITTES HEFT

FEBRUAR 1922

*

Schlafe, das Leben schwebt über dich hin,
eine Flamme im jagenden Sturm,
im Eisgebirg, schneeüber in den Abgrund.
Öffne keinen Mund.
Denn die Flamme ist unjagbar,
und das Leben ist unsagbar.

Alfred Mombert

FRIEDRICH KURT BENNDORF

EIN VORSPRUCH ZUM WERKE MOMBERTS AM 50. GEBURTSTAGE DES DICHTERS

6. Februar 1922

SOGLEICH im ersten Gedicht des ersten Werkes schlägt Mombert volltönend den Grundakkord seines Schaffens an.

Der Mensch und das Leben. Der Mensch inmitten der Gewalten.

Die größte Frage, die wir aufwerfen können, die Frage nach dem Geheimnis unser selbst (— in einem späteren Werke des Dichters ausgedrückt mit den Worten: „Ob's möglich ist, hier einen Weg zu bahnen" —) empfängt in wenigen Versen und in wundervoller Bildlichkeit ihre erste Antwort:

Digitized by Google

An eine Säule stand ich leicht gelehnt
in meiner Lenzkraft Blütenübermut,
den Becher Griechenwein am Lippenrand.
Und vor mir hoch ein nonnenhaftes Weib.
Hoch. Schwer. Und schön. Und feier-ernst und stumm.

Du bist das Leben, sprach ich leise grüßend.

Dann wäre ich ein Traum.

„Ein Traum."

Dieses Gedicht steht wie eine goldene Inschrift über dem Eingang zum Tempel der Mombertschen Gesamtschöpfung. Es bedeutet „das Gesetz", wonach der Dichter „angetreten". Seine Motive sind von entscheidender Symbolik und kehren allerorts wieder.

Säule. Die Kontemplation, die auf den Gesetzen der menschlichen Statik ruht, wird Plastik. Die Säule als Sinnbild des Haltes und der Sicherheit. Der Mensch erfährt mit der höchsten Intensität sein Da-sein. Er kommt zu sich selbst, erfaßt den Schwerpunkt seines Wesens, indem er sein eigenes Leben in Freiheit führt. Mit der Seins-Gewißheit des menschlichen Ichs aber ist gegeben das Bewußtsein der ewigen Verbundenheit des Einzeldaseins mit dem Lebensganzen.[1]

Becher. Das Leben trinken wie einen Becher Weins. Der Mensch als Zecher; der Dichter-Mensch als der „himmlische Zecher". „Reicht mir den Becher, der das Welt-All heißt!" (Der Held der Erde I, 15). Der Mensch begehrt die immer nur dem Geist faßbare sinnliche Welt zu ergreifen und bis auf den Grund auszukosten. Mit andern Worten: er sucht den Weg aus dem Traumhaften ins Wahrhafte, vom Abgeleiteten ins Ursprüngliche, ein Leben, welches Einheit ist von Innen und Außen; er sucht die Heimat Wirklichkeit. Das Symbol

[1] Zu vergleichen die Gedichte Denker I, 5, Blüte des Chaos IV, 4, sowie Aeon I, 96 und II, 21.

Digitized by Google

des Bechers und Bechertranks, in Momberts Werken oftmals auftauchend, ist in den zentralen Stellen: Held der Erde III, 10 (Zecher 94) und Aeon I, 48f., III, 62f. (Alexandros!) zu seiner tiefsten Bedeutung geführt. Die Materie verlangt ewig nach dem Geiste und findet dessen höchste Verkörperung im Menschen. Der geleerte Becher, gestillte Durst ist Sinnbild für die vollzogene Vereinigung der Phantasie mit der wirklichen Welt.

Griechenwein. Hindeutung auf den Kulturboden, dem sich der jugendliche Dichter von vornherein nahe weiß. Nicht die modern-sentimentalische Grundempfindung, sondern die antik-naive; nicht Nervenstimmung, sondern Geistesstimmung. Leibgewordene Geistesmächte anschauen und menschliches Schicksal gestalten wie die Griechen; schaffen wie diese im engsten Bündnis mit der sinnenfälligen Natur.

Weib. Nur in klar begrenzten Formen können wir vorstellen und darstellen. Die unendliche Tiefe, aus der die Gestalten des Lebens ans obere Licht ragen, bleibt uns verborgen. So erscheint dem Dichter das Leben selbst als eine hohe Frauengestalt. Das Gebärende, Fruchtbare; das Unbewußte und Triebhafte. Ein „nonnenhaftes" Weib. Das mystisch Verschleierte alles Lebensgeschehens; der labyrinthische Ursprung des Lebens. Zugleich auch sein Erhabenes, Schweres, Schönes.[1] Und sein Schweigen auf unsre Frage nach Wesen und Sinn. Im ersten Aeon-Drama (68) erschaut Mombert die Gestalt von neuem und leiht ihr ein Prädikat aus antiker Sphäre, nicht mehr aus christlicher: „Eine nackte Frau lehnt ewigstill an einem Baum." Und im zweiten Aeon-Drama offenbart sich ihm diese Frau in der Doppelheit „Tiona" und „Urfrühe", den Sinnbildern für das Gegliederte und Ungegliederte, das Kosmische und Chaotische (— zwischen beiden der Mensch Aeon dauernd „schwankend").

[1] Vgl. Held der Erde II, 9: „Die furchtbare Herrlichkeit des Lebens."

Digitized by Google

Traum. Der Mensch in seinem Verhältnis zum Leben ist Träumender. Ein Akkord, der immer mächtiger anschwillt in Momberts Dichtung und immer inhaltschwerer wird. „Deine Stirn. / Was darunter ruht, / ist ungeheurer Traum" (Schöpfung 84). „Gott — und die Träume" (Schöpfung 184). Aeon, „der besitzende Traum-Koloß" (Erstes Drama, S. 69. Vgl. Denker V, 10). Aeon, „der ewige Traum des All" (I, 74). Und noch im neuesten Werke des Dichters (Held der Erde II, 5): „Innen, durch Träume, hab ich ein Reich."[1]

II

Erinnere man sich hier jener Gedichte von Heinrich Heine und Otto Ludwig, die gleichfalls das Thema Mensch und Leben durchführen. Beide haben eine Teilerscheinung des Lebens im Auge, dieses den harten Kampf ums Dasein, der dem Individuum beschieden ist, jenes das menschliche Liebesleben mit seinem dauernden Wechsel von Seligkeit und Qual. Für Otto Ludwig ist das Leben ein „finsterer Treiber" und der Mensch ein „ewig gehetzter, ewig hoffender und getäuschter Tantalus". Heine (— im Eingang zur dritten Ausgabe seines „Buchs der Lieder" —) ruft eine Sphinx auf: ein Weib an Haupt und Brüsten, Leib und Tatzen wie ein Löwe. Indem er dieses Marmorbild lebendig küßt, wird er zwar von des Mundes Kuß beglückt, von den Tatzen aber gräßlich verwundet.

Während Heine und Ludwig nach der Beschaffenheit des zeitlichen Einzelseins fragen und eine niederdrückende Antwort dafür haben, fragt Mombert in seinem Gedicht nach dem ewigzeitigen oder überzeitlichen Allsein, und seine Antwort hebt uns in die Himmel. Nicht die soziale Note hat hier den Ton, sondern die religiöse. Das Argument seines Gedichts liegt im Jenseits der Erscheinungen. Der Blick ist auf die Grenz-

[1] Epiktet: θαυμαστοὶ ἄνθρωποι, μήτε ζῆν θέλοντες μήτε ἀποθνήσκειν" (Wunderliche Menschen: weder leben wollen sie, noch sterben); Mombert setzt fort: Sie wollen „träumen".

Digitized by Google

linie gerichtet, wo das Terrestrische und Transterrestrische wunderbar zusammenfließen.[1] Der Begriff „Leben" ist als einer der großen Menschheitgedanken aufgefaßt, die apriorisch in uns ruhen. „Das Leben ist in mir — es ist die Welt" (Aeon I, 68).

Diese seine Grundstellung veranschaulicht Mombert noch in einem anderen Gedichte seines Erstlingswerkes „Tag und Nacht". Es ist „Bergforst" überschrieben. Ein Bergforst, der „seine eignen hohen Krongesänge rauscht" und nur dann und wann den „listigen Geschichten" lauscht, die unten in der Tiefe „die frische Silberquelle kichert". Aus beiden Gedichten spricht zu uns einer, der „ein unbekanntes Gottgefühl im Busen trägt" (Tag und Nacht 76), der ein Seher des Traumgeheimnisses ist, als welches das Leben uns erscheint, und der es deutet, indem er auf die Mitte des Kreises der Lebensgestaltungen mit schöpferischer Energie vordringt, auf das menschliche Ich, darin das Leben Bewußtsein gewinnt und dessen Sonderschicksal in Übereinstimmung steht mit dem Allschicksal.

III

Groß ist das Geheimnis der „Gott-Gestirne", der elementaren Welt, aber: „das Geheimnis ist der Mensch." „Welt-Chaos!" (Aeon III, 41). Kein größeres Problem als das der Individuation und der Individualität! Alle anderen sind dagegen sekundär und abgeleitet (— und viele davon auch bloß eine Sache unsrer Vorstellung). Alle Frage, die die Spezialwissenschaft aufstellt und ebenso alles Nützliche, Zweckmäßige, Wohlfahrtsfördernde, das die menschliche Gemeinschaft erstrebt, muß dagegen zurücktreten.

In jenes Geheimnis nun sucht Mombert von Anbeginn seines

[1] Bedarf nicht jede Aussage der Hinzusetzung dieses „wunderbar"? Und ist nicht daher auch das rein „Wissenschaftliche" im Grunde fast immer falsch? „Wunderbar" gewiß ist mein Sein, verkündet Aeon am Schlusse des ersten Dramas.

Digitized by Google

Schaffens einzudringen. „Mein Haus, das ich so früh ins Finstre zimmerte" (Denker I, 1). Und von Anbeginn fühlt er die Gewißheit, daß ein Strahl ihm die Nacht dieses Geheimnisses erhellen werde. „Ich wußte, daß einst mein Antlitz leuchten werde." Die Gewißheit solcher Berufung war es, die ihm das Recht verlieh, sein Werk „Der Denker" dem „Sternbild Orion" zu weihen und als Motto ihm voranzusetzen: „Quidquid feci, venit ex alto", und nicht minder auch das Recht, in diesem Werke das metallene Wort auszusprechen: „Uferlos künftig mein Gedicht" (III, 6).

Ebenfalls im „Denker" findet sich ein Vers, der das Problem, um das Momberts Schaffen kreist, das des Ichs und seines Verhältnisses zur Welt, seines Zusammenhangs mit dem All, in Kürze und Klarheit umschreibt: „Eines hält mich: mein dämonisch Forschen über meinen Geist" (IV, 15. Vgl. I, 6). Dieses „Forschen" nimmt in jedem neuen Werke des Dichters eine neue Richtung und gewinnt einen immer reicheren und kühneren Ausdruck. Aber sein Ergebnis ist kein verstandesmäßiges Erkennen, sondern bildlich erkannte und gestaltete Seelenerfahrung, sowohl angeborene wie erworbene. Das Wissen, die bloße Polymathie, ist für Mombert nur Hintergrund und Mitgeführtes. Sein wahres Wissen ruht in der Schau einer Einheit, in der alles Einzelwissen und alle Einzelerscheinung untergeht, in der Schau des Aeonischen, der „Heimat". „Glühend in einem neuen Heimat-Urgefühle" (Schöpfung 57). Eine Neu-Erschließung der All-Seele aus der menschlichen Seele: Das ist „das Ernste", das er „in die Welt gebracht" (Denker VI, 9).

Daß ein künstlerisches Schaffen, dessen erste und ursprüngliche Angelegenheit es ist, das Ich und die Welt mit ihren Gewalten durch mythische Bilder und Vorgänge ineinander zu reflektieren, nicht leicht Widerhall findet, ist begreiflich. Auch heute gilt, was man schon bei Heraklit von Ephesos liest:

Digitized by Google

„Die meisten Menschen denken nicht nach über solche Dinge, auf die sie täglich stoßen, noch verstehen sie, was sie erfahren haben; ihnen selber freilich kommt es so vor." Gerade solche Dinge, die von den Menschen als selbstverständlich, als Gegebenheiten hingenommen werden, die ihnen als Problem gar nicht zu Bewußtsein kommen oder sie gleichgültig lassen (— Ich, Menschheit, Welt, Geist, Stoff, Sprache, Phantasie, Gesetz, Freiheit, Geschichte, Zeit, Raum —), gerade sie stellt Mombert in Frage; sie bewegen, sie erschüttern ihn. Seine Dichtung bedeutet eine Eschatologie des Denkens und Fühlens; sie ergreift letzte ethische Komplexe, letzte gedankliche Einheiten, letzte Innerlichkeiten, und erschafft für sie von Werk zu Werk eine immer entwickeltere Bildsprache, eine kosmische Form. Hierfür ein Augenmaß zu haben, ist gewiß nicht Sache der mit Berufspflichten und Tagessorgen belasteten und in Klein-Erlebnissen zersplitterten Menge. Aber wer überhaupt willens und fähig ist, sich auf eine Höhe der Selbstbesinnung emporziehen zu lassen und die Frage jenes ersten Gedichts zu tun nach dem Ich und Du, dem Menschen und dem Leben, der wird, wenn er sein Schiff an dem Kontinent landen läßt, der in Momberts Werk den unterseeischen Tiefen entstiegen ist, wahrlich eine neue Ehrfurcht davontragen vor der Heiligkeit des Seins. Und wenn er tiefer in diesen Kontinent eindringt, wird ihn die Luft einer neuen menschlichen Freiheit und Unabhängigkeit umwehen. Und in dem Seelenführer, der ihm entgegentritt, wird ihm seine eigene Innerlichkeit — diejenige aller Individuen — in einem ganz neuen Lichte erscheinen, und er wird dem Worte seines Führers nachhängen, welches lautet: „Ich habe alle Dinge des Lebens um mich versammelt, und sie leuchten."

Die andern aber, die dem „Hoch-Denker der Erde" „zur Folgerschaft Eingeborenen" — an der Halbjahrhundertwende seines Daseins, geheimnisvoll vereinigt in dem alten Haus am Fuße des Heidelberger Schlosses, ihren Dank dar-

Digitized by Google

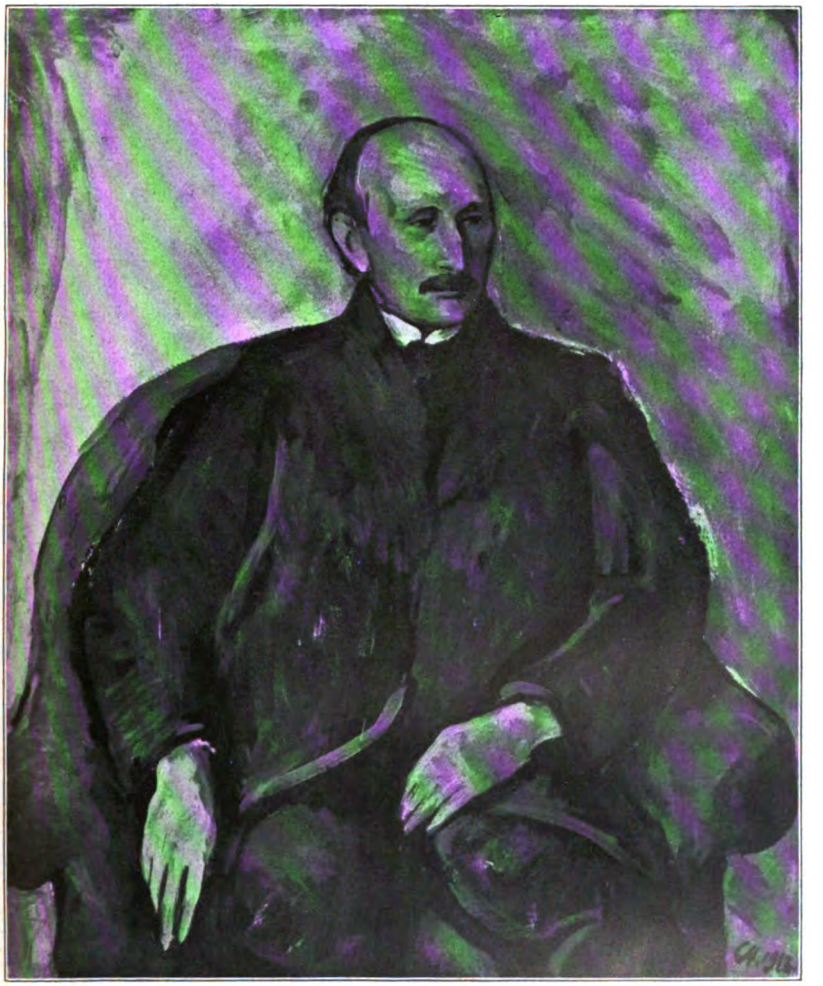
bringend —, sie werden von dem Wunsche beseelt sein, daß nunmehr diejenigen auf den Plan treten, welche das gottschöpferische Wort des Sehers wahrhaft auszulegen wissen, auszulegen wie das Bibelwort. Denn der allgemeinen Beredung des Dichters der Ursage von Aeon ist genug geschehen. „Voi dite parole; ei dice cose." Jetzt gilt es — vom Irrationalen abgesehen —, am Einzelnen, und zwar von vielen Blickpunkten aus, zu forschen. Es werden Dinge zur Sprache gelangen, über die alle, die sie hören wollen, ein großes Erstaunen ankommt.

* * *

RUDOLF PANNWITZ
MOMBERTS AEON-DRAMA

MOMBERT ist der erste große Mythiker seit undenkbar lang. Wohl ist unsere große Philosophie von Kant an durchaus als Mythos zu werten und so erst recht zu verstehen. Aber sie spricht, beweist und lehrt; Mombert, aus ihrer Schule, singt. Ja, er ist ihre erste und letzte Stimme. Denn er bleibt als Denkender im Kantschen Wirbel hangen, ist aber dadurch im Stande und im Zwange, dieses Wirbels Fülle fühlend, dichtend auszuschöpfen und ein Weltall aus ihm heraus in ihn hinein zu dichten und zu schaffen. Diese Schöpfung — in der Reihe Gedicht-Werke, deren Nabel das „Schöpfung" genannte — ist nicht ein geschaffener Kosmos, sondern ein im Kosmos schöpferischer Mensch, ein den Kosmos sich schaffen fühlender Mensch, eine ekstatische Reaktion der Psyche auf ihren kosmogonischen Prozeß. Insofern ist es richtig, von Moderne und Expressionismus zu sprechen, ja, es sind kosmische Erlebnisse und Landschaften, musikalisch aneinander gereiht, wie bei George psychische, es sind Jahre der Seele, wenn auch einer andern als der Georgeschen. Das ist Epoche. Aber auch Grenze der Epoche. Nur knapp daran gebunden, und schon fern darüber hinausragend. Denn was ist das für eine Seele!

Digitized by Google



Alfred Rombert

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine nicht nur allliebende, sondern allerschütternde, allwiedergebärende, welche Natur und Geschichte — die ungeheure Last aller Jahrtausende auf den Schultern des einen Jahrhunderts — mit ihrer Einheit ertragen und ins Ewige überwinden will, ohne die Einzelheiten zu zerstören oder zu verletzen. Wo Whitman addiert und apostrophiert, da formt Mombert allfarbige Bälle. Er ordnet physikalisch, bindet chemisch, nicht stets mit den höchsten Spannungen und reinsten Gleichungen, aber er multipliziert immer und potenziert oft. Sein Gesamtwerk ist eine ungeheure kosmische Idylle, die alle Erschütterungen dionysisch umfaßt als die Bedingungen ihres Daseins und dithyrambisch überwindet als ewig wiederkehrender Sieger. Der Held — nicht der Bürger — ist ja der ursprüngliche und wirkliche Träger der Idylle. So ist Momberts Werk voll Landschaften, realer, visionärer, real-visionärer und visionär-realer Landschaften jeglicher Schicht: Sternenwelten, Asien, Heidelberg und Seele. Die großen Typen von Natur, Historie, Logos, Psyche gewinnen flüchtig-ewige Gestalt, erscheinen als Bild oder sagen ihr Wort und entschwinden wieder.

Auch das Aeon-Werk, Abschluß und Gipfel der Gedicht-Werke und selbst ein Drama eigenster Art, ist nicht ein äußerer Kosmos und nicht ein vollkommner Mythos, sondern die im Chaos schaffend-webende Psyche, die ihre Gesichte und Erlebnisse, den orphischen Wirbel werdender Welten, in ekstatischen Fragmenten vulkanisch ausgebiert. Einen äußeren Kosmos, wie er durch viele Jahrtausende des Morgenlandes unerschütterlich bestanden hat, können wir nur durch Jahrhunderte naturwissenschaftlichen Schaffens und Arbeitens wieder begründen, einen inneren Kosmos, den es in uns bekannten Zeiträumen nie gegeben hat, durch wachsende Vertiefung in die Realität — nicht die Selbstreaktionen — der Psyche. Zu dem ersten fügt das im Aeon-Drama gipfelnde Lebenswerk nichts, zu dem zweiten unermeßlich viel hinzu.

Digitized by Google

Es ist ein Sehnsuchtschrei aus dem Chaos, aus der Liebe zum Kosmos, bald übergestalthaft, höchste sphärische Musik, leibhaft junge Götter vorbildend, in der Beseligung aller kreisenden Welten, bald dumpfeste Besessenheit der Egozentrizität, bald erschütternder Ausbruch, donnernd, lallend, zutraulich, das Äußerste auszustoßen oder anzudeuten; kurz: allstimmig wie Shakespeare, allverwühlt wie Beethoven, viel von der Größe beider, weniger von ihrer organisierenden Synthesis, viel wiederum von ihrer Unendlichkeit scheinenden Beschränktheit. Darum, ist das Aeon-Drama auch nicht vollkommen Kosmos und Mythos, so doch der historische Wirbel, die äußre und innre Epoche, die unersetzliche Urkunde der Entstehung von Kosmos und Mythos, eine dionysische Historiographie beispiellosen Stiles — man schaut der Geburt zu. Das Durcheinander aller Elemente, des Verwesten, des Urjungen, des Rationalistischen, des Mystischen, Erotischen, Philosophischen, Ästhetischen, Technischen, Geographischen, Anthropologischen, Welthistorischen, die persönlich-tragisch-hymnische Amalgamierung von zuviel unausgeschaffnen Welten (wie in der letzten arabisch bedingten Epoche der Edda), das Herauswachsen ungeheurer und doch in der Eihaut bleibender Gestalten, das Strömen geologisch sich zertrümmernder Bilder: das ist so wie es ist unersetzlich, und unabänderlich dazu gehört auch der psychologische Naturalismus, der halb nach außen urgebiert, halb von innen abschreibt und nur in inspiriertesten Strecken die apollinische Harmonie der höchsten Organisation-Formen erreicht — doch sind diese nicht selten! Denn das ist ja die Darstellung des Chaos: wäre die Darstellung vollkommen, so wäre sie nicht mehr das Chaos, und Mombert als Pansubjektiver ist selbst was er darstellt und hat seinen schwereren Schwerpunkt im Chaos — wie Shakespeare und Beethoven. Das Ganze ist als Form weniger als die Teile, als Welt unmitteilbar durch Teile. In dem Ganzen ist das

Digitized by Google

von Einheit, Aufbau, äußerm Kosmos, was überhaupt da ist, an sich nicht wenig, doch nicht genug in Proportion zur Konzeption. In den Teilen sind die Vollkommenheiten und Unsterblichkeiten. Einzelne, oft seitenlange Reihen, von unvergleichlicher Inspiration der Bilder und Gesichte. Ausdrücke für Seelen- und Geisteserlebnisse, die fast das Menschliche übersteigen, dem großen Orient nah verwandt, doch selbständig gegenüber, da allein aus einer einzigen Person geboren, die durch nichts als sich selbst getragen wird! Und wiederum kurze geschloßne Wirklichkeit-Schilderungen, in unsägliche Seele getaucht und doch nicht von ihr gefärbt, wie die einzigen Stellen von Hölderlin oder ein Gedicht der Sappho. Dahinein gebrochene Ossian-Schauer und semitische Pracht — oder löst sich diese in jenen? Durchaus unvergängliche Gestalten, deren Schaubarkeit und Tongebild dem Mythos der Menschheit nunmehr einbegriffen bleibt — nur ihre Architektur in Zeit und Raum, ihre Ausführung im Werk vergänglicher, als sie es verdient hätten, wie wenn jemand auf einem unzulänglichen Instrument eine himmlische Musik macht und darüber vergißt, daß er überhaupt ein Instrument hat und dieses unreine und falsche Töne gibt.

Der ewige Mensch Aeon, durch alle innern Geschicke und alle äußere Geschichte wandelnd, kämpfend, schaffend und sich verlierend; die ungeschaffene dunkle Welt, die erste Welt, Urfrühe; die geschaffene und heitere, gleichsam klassische Welt, die kosmische Anadyomene Tiona — sie beide Aeon liebend, nach einander, mit einander, in zarten und erschütternden Näherungen, Fernungen, Verschränkungen, so das Widerspiel der Reizungen zwischen Chaos und Kosmos —; die historische und überhistorische, geographische und übergeographische Völker-Welt der Semiramis, diese ewig lockende Jugend der ewig sterbenden Kaiserreiche und ihrer Kaiser, mit dem Erdhelden und Geschichtsieger Aeon auf dem

Digitized by Google

Meere vermählt und schon wieder von ihm scheidend nahe der Allzeitengruft Sizilien; die sphärischen Geister Urasima und Tilotama, wunderbar Liebende mit wunderbaren Namen; die furchtbaren und leidenden Dämonen — der Erdriese und der Zertrümmerer (in Miltons Hölle das einzige Vergleichbare) —: diese und noch viele mehr sind Gestalten, Gewalten und Verwandlungen unsterblichen Gedächtnisses. — Das Ereignis der drei Aeon-Dramen — Aeon der Weltgesuchte, Aeon zwischen den Frauen, Aeon vor Syrakus — ist eine geistig-leibliche Heldenbahn aus der Unwelt durch die Schöpfung in die Welt — die Peripetie: finis historiae, aeternitas. Die Form ist symphonisch, der Aufbau der eines Musikwerkes. Darin hat das Werk einen Vorgang in Klopstock. Große Teile des „Messias", ferner das erstaunliche Drama „Adams Tod" sind, ohne daß sie dessen ein Bewußtsein tragen, aus dem reinen Geiste der Musik geboren und nach ihrem Gesetze gebaut. Mombert geht weiter, indem er auch im kosmischen Gange, im geistigen Gehalt, in der Gesichte- und Gestalten-Bewegung eine musikalische Plastik walten läßt. Er erweitert die Ausdrucks- und Form-Möglichkeit der Dichtung (im Prinzip sogar auch ihre Strenge) — dennoch auf Kosten ihres Urelementes, des bis zu seiner Vollkommenheit ausgebildeten, auf höchster Organisation-Stufe selbständig eine Sprachwelt tragenden Wortes. Das Wort ist bei ihm ursprünglich und urmächtig geboren und überall neu gezeugt, aber es ersteht und vergeht, es lebt sich nicht zu Ende, und so alles das, was in ihm gebunden wirkt: Bild, Geist, Welt.

Das Erschütterndste ist, was vom Menschen Mombert als einem zeitlich-ewigen Element fühlbar wird. Wie ein Steingebirge, über dessen schauernde Haut alles Irdische hingegangen, das von jedem Schicksal, und doch mehr von der Empfindung aller Schicksale als von ihrer wirklichen Summe, auf eine ungeheure Weise gleich dem Antlitz der Erde zer-

Digitized by Google

fressen und zerfurcht und so erst urjung geworden ist. Dies ist grauenvoll erschütternd. Göttlich erschütternd aber ist, daß dieses selbe Lebewesen in sich die Welt des Herakleitos trägt: die des ewig spielenden Kindes Aion, die geistig heroische des Kämpfers Kosmos, des übertragisch-idyllischen, die un-, nein überpriesterliche, die auf der allörtlich allzeitlich durchlebten Vollkugel wieder kriegerische Welt. Und diese Welt wiederum ist eine urdeutsche, jungdeutsche Welt: die Welt, die auch ohne Lachen des Humors die ungeheuren Gegensätze wie den Alltag umfaßt und anstatt einen Integralteil auszustoßen eine Dimension hinzufügt, die an jeder ihrer Stellen unendlich groß und klein und ja und nein und vielleicht ich und du und es ist, über und über wimmelnd von Leben, das bis zum Würgen einander drängt und drückt und in Scheintoden nur mehr und mehr wird, in der alles mit allem zu allem kommt und keines eines einzigen entraten will noch kann. Diese Welt des deutschen Wirklichkeit-Mythos, die mit Gewalt in die Zukunft als auf ihren Gipfel strebt, die überall schon und nirgend noch ganz da ist, hat einen ihrer großen Schöpfer in Mombert. In Mombert und am meisten in seinem Aeon-Werk blüht eine neue deutsche Antike aus dem Geiste als der verborgensten Sinnlichkeit, der ergreifenden Allsinnlichkeit.

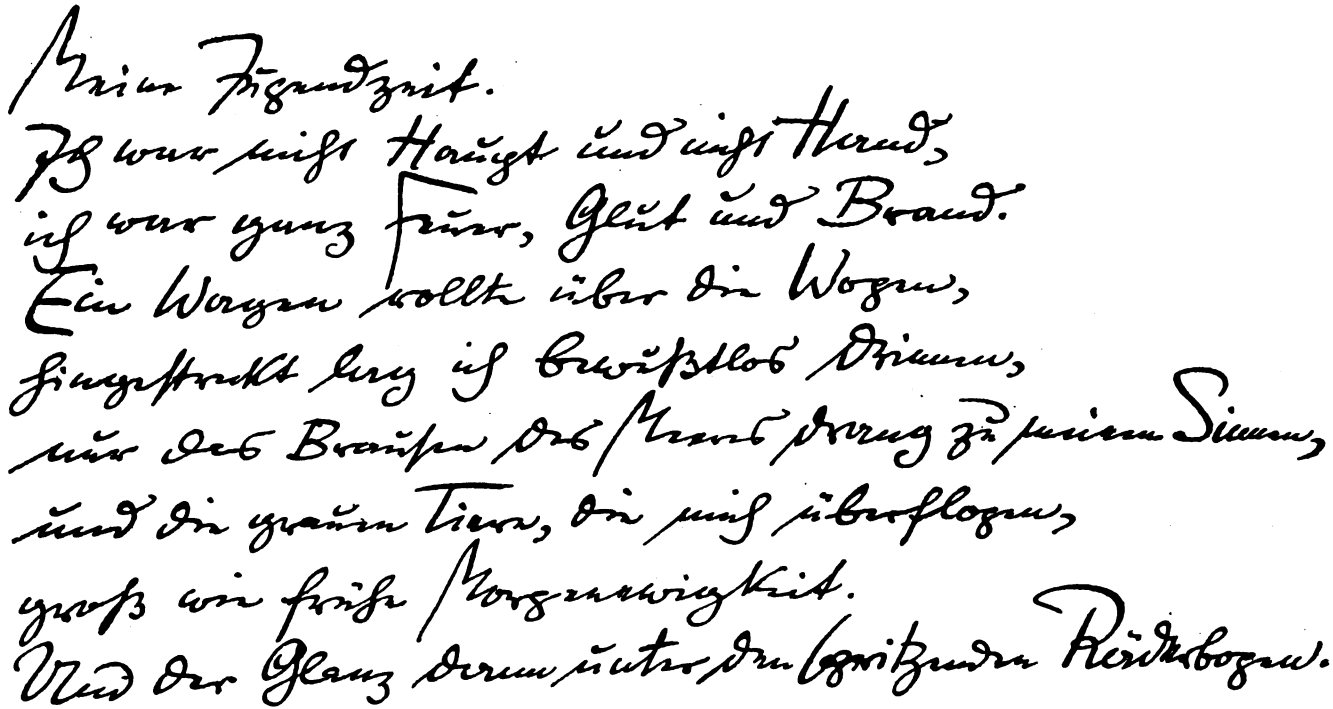
* * *

ALFRED MOMBERT

AEON

Es ist Frühling. Mein Auge leuchtet
im kühlen Äther.
Meine Haare wehen über die Erde.
Unter meinen Lidern sprießen Blumen.
Aus meinem Schädel wächst ein Rosenstrauch.
Er rankt sich um die ganze rollende Erde,
er blüht auf den Gebirgen, in den Meeren.
Es blüht mein Herz aus jedem kühlen Grunde.

Digitized by Google



Alfred Mombert: „Die Schöpfung“ Nr. 155
Faksimile der Handschrift

Digitized by Google

HUGO VON HOFMANNSTHAL

APHORISMEN

MAN muß im ganzen an jemanden glauben, um ihm im einzelnen wahrhaft Zutrauen zu schenken.

★

Gelten lassen ist schwerer, als sich begeistern.

★

Wer älter wird, erkennt, daß man beständig schuldig bleibt, durch alle Lebensverhältnisse und Verkettungen hin; doch wohnt auch in jedem Menschen seine Art von Unschuld; die ist es, die ihn aufrecht hält, er weiß selbst nicht wie.

★

Die Eingebungen der Selbstsucht sind nach innen zu und nach außen nicht zu verdolmetschen. Es sind Chiffren, für die es keinen gemeinsamen Schlüssel gibt.

★

Es gibt bei höheren Menschen eine fruchtbare Trägheit und eine unfruchtbare, und sie gehen in einer Region, die sich dem Blick entzieht, scheinbar ohne deutliche Grenze ineinander über.

★

Philinen oder Manon Lescauts wird es immer und in allen Lebenslagen geben; aber die Aspasien sind selten genug; hier muß zu einer starken weiblichen Natur noch eine besondere Geistigkeit sich hinzufinden, aber eine solche, die nie auf eigene Hand agiert, sich vom Spiel der sinnlichen Anziehung nie entfernt, sondern die ganze Welt in dieses Spiel verflicht.

★

Es gibt eine Stille des Herbstes bis in die Farben hinein.

★

Die wenig Zusammenhang in sich selber fühlen, reden vom Festhalten an den Ideen. Die Ideen sind aber nichts, woran man festhalten könnte; sie sind ein Jenseitiges, das sich uns in höchsten Augenblicken enthüllt und sich wieder entzieht.

★

Digitized by Google

Wer die höchste Unwirklichkeit erfaßt, wird die höchste Wirklichkeit gestalten.

*

Ein Ding ist eine unausdeutbare Deutbarkeit.

*

Nicht: vieles zu kennen, aber: vieles miteinander in Berührung zu bringen, ist eine Vorstufe des Schöpferischen.

*

Die besten Augenblicke sind die, in denen sich das Individuum über seine Situation im Dasein klar wird; das Gefühl kann sich steigern bis zum Magischen, und es ist ohne alles Selbstsüchtige, ohne ein Trachten.

*

Die Verzweiflung einer Epoche würde sich darin aussprechen, wenn es ihr nicht mehr der Mühe wert erschiene, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen.

*

Politik ist Magie. Welcher die Mächte aufzurufen weiß, dem gehorchen sie.

*

Für den Produzierenden gibt es keine ernstere Prüfung, als zu erkennen, ob das, was ihn von Schritt zu Schritt nötigt und warnt, sein wahrer Genius oder die feige Stimme seiner Unzulänglichkeiten ist: ob er, indem er die Form gewinnt, seinem Höchsten oder dem Niedrigsten gehorcht.

*

Die Menschen verlangen, daß ein Dichtwerk sie anspreche, zu ihnen rede, sich mit ihnen gemein mache. Das tun die höheren Werke der Kunst nicht, ebensowenig als die Natur sich mit den Menschen gemein macht; sie ist da und führt den Menschen über sich hinaus — wenn er gesammelt und bereit dazu ist.

*

Der berühmte Autor lebt nur in einer anderen Form von Ungekanntheit, als der Autor, von dem niemand redet.

*

Talent ist nicht Leistung, Glieder sind kein Tanz.

*

Digitized by Google

Lebt man beständig in einer Welt, die stumpf für die Sprache und durch das Wort kaum zu erschüttern ist, so gerät man um so mehr in Gefahr, durch Ausgesprochenes die einzelnen zu verletzen und sich durch Reden der Verkennung auszusetzen.

*

Goethes Werke verbinden die Geselligkeit mit der Einsamkeit.

Aus dem in Vorbereitung befindlichen „Buch der Freunde".

* * *

FRITZ BERGEMANN
DER ECHTE BRIEFWECHSEL BETTINAS MIT GOETHE

DER seit einem Vierteljahrhundert erwartete vollständige Briefwechsel zwischen Bettina und Goethe wird nun endlich der Öffentlichkeit übergeben werden. An seiner Herausgabe war Reinhold Steig bis kurz vor seinem Tode tätig, und so erscheint denn das Buch gewissermaßen als ein Vermächtnis dieses verdienten Arnim-Forschers und besonderen Verehrers der Bettina. Freilich, das Fazit zu ziehen und Bettinas Verhältnis zu Goethe auf Grund dieses Briefwechsels klarzustellen, ist ihm nicht mehr beschieden gewesen. Wir müssen uns selbst unser Urteil bilden, und man sollte meinen, daß dies an Hand der echten Zeugnisse nicht mehr schwer fallen könnte. Ja, wenn nicht Bettina auch im Leben, wie in ihren Briefromanen, ein Problem gewesen wäre!

Der Dichter ist von Bettina zum erstenmal im April 1807, als sie zweiundzwanzig Jahre zählte, besucht worden, und es ist bekannt, welch Wohlwollen er dieser Tochter seiner einstigen lieben Max entgegenbrachte. Verzeichnet auch sein Tagebuch nur wortkarg „Mamsell Brentano", so bezeugt doch der Ring, den die Beglückte als Geschenk von ihm heim-

Digitized by Google

brachte, daß ihre leidenschaftliche Verehrung für den Dichter freundlichen Anklang gefunden. Wie wunderbar muß aber auch den Achtundfünfzigjährigen dieses elementare junge Wesen berührt haben: „da ich nun endlich, endlich bei Dir war, da kam mein Kopf auf Deine Schulter zu ruhen, schlief ich ein paar Minuten, nach vier bis fünf schlaflosen Nächten zum erstenmal" — so schreibt sie selbst von dieser ihr unvergeßlichen ersten Begegnung ein Jahr später an Goethe.

Bald darauf setzt der Briefwechsel ein, und zwar benutzt Bettina die mütterliche Freundschaft der Frau Rat dazu, mit dem Sohn in brieflichen Verkehr zu kommen. Derselbe ist zunächst bis auf die Bettinen nach ihrem ersten Brief zu weiterem Schreiben ermunternden Zeilen Goethes, die einem Brief an Frau Rat beilagen und nicht erhalten sind, einseitig; aber nach drei ausführlichen Briefen Bettinas bot sich ja ihr auch schon im November 1807 eine Gelegenheit des Wiedersehens, zusammen mit Savignys, Arnim, Clemens und Meline Brentano. Es war ein zehntägiges abwechslungsreiches Beisammensein, das ohne Frage Goethe und Bettina einander nähergebracht hat. Goethes Tagebuch verzeichnet wieder nur mit kurzen Stichworten die Begebenheiten; darüber hinaus wurden Einzelheiten bekannt aus Bettinas Brief an Friedrich Heinrich Jacobi über die mit Goethe besuchte Egmont-Aufführung und aus des Schweizers Grunholzer Lebensbild die Szene in der Weimarer Bibliothek vor der Trippelschen Goethe-Büste, deren Erlebnis sich in Goethes Sonett „Du siehst so ernst, Geliebter" poetisch kristallisiert hat. Nun, Bettinas Briefe an Goethe bringen noch andere Rückerinnerungen. In einem Brief vom März 1808 gedenkt Bettina sehnsüchtig der Zeit, „da ich noch an Deinem Arm durch die Straßen ging", und späterhin sogar eines Parkspaziergangs mit Goethe: „So weiß ich jeden Baum des Parks noch, an dem wir vorübergegangen, auch die kleine runde Quelle, an der wir

Digitized by Google

standen, die so ewig über sich sprudelt, und die Laube mit der steinernen Bank, wo eine Kugel an der Wand, da haben wir eine Minute gesessen und habe ich gewünscht, nur einen Frühling mit Dir zu sein, hast Du mich ausgelacht." Nicht minder reizvoll ist in einem anderen Briefe Bettinas die Erinnerung an die Schauspielerin Elsermann: „die einmal — es war der 10. November — mit uns an Deinem Tisch gesessen, und deren Gegenwart mich beym Abschied verhinderte, Dich recht nach Willkür zu küssen. Aber nein! Du warst selbst schuld, und standest da, wie zwischen Wasser und Feuer und mögtest keine Probe aushalten." Daß aber Goethe sich nicht durchaus abweisend gegen Bettina verhielt, beweist eine Briefstelle vom Jahr 1809, in der sie, fern in München, der Zeit gedenkt, „da Du mich auf meinen Mund geküßt, mich in Deinen Arm genommen".

Das längere Beisammensein im November muß auch zu der trauteren Anredeform geführt haben, denn in dem nun regeren Briefwechsel duzt Bettina den Dichter. Goethe freilich bedient sich in seinen Briefen noch weiterhin des förmlichen „Sie", und zwar nicht nur in den diktierten Briefen, sondern auch in dem ersten uns überhaupt erhaltenen vom 9. Januar 1808, der von ihm selbst geschrieben ist. Hieraus wird man folgern müssen, daß dem Dichter das vertrauliche „Du" nicht gleich von Herzen kam, daß es ihm von Bettinen offenbar abgenötigt worden. Alle späteren eigenhändigen Briefe Goethes duzen aber ebenfalls Bettinen.

Goethes Verhältnis zu Bettina war, wie seine eigenen Briefe dartun, das eines väterlichen Freundes, der aber zugleich poetisches Interesse dieser seltsamen Mischung italienischer Leidenschaftlichkeit und deutscher Innigkeit entgegenbrachte. Welchen Nutzen er davon für seine Sonettendichtung zu ziehen wußte und wie er sich auch für die Lucretia in den „Wahlverwandtschaften" von Bettinas Wesen mancherlei

Digitized by Google

Züge lieh, ist bekannt und braucht hier nicht weiter erörtert zu werden. Bettina selbst fühlte sich ihm „von Gott gegeben", um sein Herz ewig jung zu erhalten und „ewig geübt in der Liebe". Als Tochter der Max fühlt sie diesen Beruf in sich, und sie glaubt dabei mysteriös an eine Vererbung: „ich glaub wahrhaftig, das hab ich von meiner Mutter geerbt; sie muß Dich recht erkannt haben, recht genossen haben, damals als ich auf die Welt kommen sollte, denn alte Gewohnheit scheint's mir, und wie das Ufer den Schlag der Wellen gewöhnt ist, so mein Herz den wärmeren Schlag des Blutes bei Deinem Namen, bei Deinem Andenken." Die Lektüre der Briefe des jungen Goethe an Sophie la Roche, Bettinas Großmutter, die sich um die liebe Max wie Planeten um die Sonne drehen, haben offenbar einen ungeheuren Eindruck auf die junge Bettina ausgeübt. Ihre eigene Neigung zu Goethe datiert sie selbst aber noch weiter zurück, auf seine literarische Wirkung: „O wie viel hast Du für mich getan, noch eh Du etwas von mir wußtest", schreibt sie 1808, und noch nach ihrer Verheiratung mit Arnim: „schon in früheren Jugendjahren schaute ich in die Tiefe meines Herzens als in eine verborgene Schatzkammer, in der ich Dich als ein höchstes Kleinod immer mit Wollust betrachtete."

Bettina gibt sich ihrer Verehrung für den Dichter mit aller Leidenschaftlichkeit ihres heißblütigen Herzens hin. Sie verehrt, ja vergöttert ihn, aber sie liebt ihn auch mit den Sinnen. Man glaube ja nicht, daß in dieser Beziehung die echten Briefe hinter dem Briefroman zurückstehen. Eher im Gegenteil: „O Du! — Wärst Du gleich da, müßt ich Dich beißen vor kindischer Fröhlichkeit." Die Schönheit seiner Erscheinung gesellt sich zu der Schönheit seines Geistes; das Küssen seiner Hände und Augen, ja seiner Füße und selbst seiner Kleidung, selbst des Papiers, das von seiner Hand stammt, ist eine Lieblingsbeschäftigung Bettinas in ihren Brie-

Digitized by Google

fen, bis es ihr Goethe zuletzt verboten. Daneben Töne schwermütiger Sehnsucht und solche der Eifersucht, und überhaupt alle Anzeichen einer wirklichen Liebe, ja Verliebtheit für Goethe.

Man darf diese Möglichkeit keineswegs von der Hand weisen. Hatte doch schon eine Schwester Bettinas, Sophie Brentano, bei dem greisen Wieland Ruhe und Frieden ihres freilich sanfteren Herzens gefunden. Dort der Jugendgeliebte der Großmutter, hier der Verehrer und Freund der Mutter: war vielleicht wirklich Vererbung im Spiele? Freilich hatte Bettina nebenher ihren Jugendfreund Arnim. Er wird im Gegensatz zu dem Briefroman häufig erwähnt in Bettinas Briefen. „Wir schreiben uns oft, Liebesbrieflein, er hat mich sehr lieb um mein und Deinetwillen, ich hab ihn auch lieb, aber um sein selbst willen", so heißt es treulich in einem Brief vom Januar 1808 an Goethe. Aber eine vor Goethe bevorzugte Stellung scheint Arnim in Bettinas Herzen nicht einzunehmen: „Lieber Arnim, Gott will es so, daß Ihr beide Euch das Maß haltet in meiner Liebe", und späterhin findet man in Briefen an Goethe sogar Arnim verleugnet von Bettinen. An ihre Nachricht von der längst fälligen Verlobung mit Arnim schließt sie z. B. die Worte: „es kam von ungefähr. — Was hab ich nun besseres zu tun als D e i n Herz warm zu halten!" Und ihre Trauung mit Arnim meldet sie Goethen ein halb Jahr später mit der Versicherung: „mein Glück ist, daß ich nicht glücklicher werden konnte", als sie nämlich schon durch den geistigen Besitz Goethes war. Muß man sich da nicht ihrer späteren, von Varnhagen überlieferten Worte erinnern: „sie habe Arnim nie geliebt, ihn nur aus Hochachtung geheiratet"? Ein voll befriedigendes, sie ganz erfüllendes Glück haben beide Eheleute bei so entschiedenen Gegensätzen ihrer Charaktere schwerlich einander bescheren können, das Glück machten vornehmlich die Kinder aus, im übrigen schreibt Bettina noch

Digitized by Google

vierzehn Jahre nach ihrer Vermählung im alten Stil an Goethe weiter: „Küssen Beten Versinken, alles hast Du mich gelehrt, und nur in Dir hab ichs begriffen."

Schwerlich hätte Goethe den Briefwechsel mit Bettinen fünf Jahre aufrechterhalten, wenn sie lediglich das Lied ihrer Liebe darin angestimmt hätte. Auch gaben ihre Briefe nicht nur dem Dichter wertvolle Motive, sondern er verdankte ihnen auch sonst mancherlei Anregungen und willkommene Mitteilungen. So gab Bettina, solange sie in Frankfurt weilte, ihm zuverlässige Nachrichten über das Ergehen seiner Mutter, deren liebste Gesellschafterin sie in deren letzten Jahren war, und auch über das geistige Leben in seiner Vaterstadt ließ sie sich ihm gegenüber aus und sandte ihm auf Wunsch die neuesten Broschüren, die die Reformbestrebungen im Erziehungswesen sowie die Bemühungen der Juden um bürgerliche Gleichstellung mit den Christen gezeitigt hatten. Desgleichen sorgte Bettina für Goethes musikalische Unterhaltung, indem sie seiner Hauskapelle gediegenen Vortragsstoff, namentlich altehrwürdige Kirchenmusik, zugehen ließ. Und als sie sich im Sommer 1808 am Rhein aufhielt, versetzte sie den Weimarer Freund mit den Schilderungen ihrer dortigen Ausflüge und Erlebnisse in die eigene Jugend zurück, wie sie ihn auch auf manche damals von ihm noch nicht beachtete Sehenswürdigkeit aufmerksam gemacht und so für seine Rhein-, Main- und Neckarfahrten der Jahre 1814 und 1815 vorbereitet haben wird. Bettinen führte das Geschick dann im Herbst 1808, als ihr Schwager Savigny den Ruf an die Universität Landshut angenommen hatte, nach Bayern, und wie zuvor über Frankfurt wurde Goethe nun auch über die bayrische Universitätsstadt und über München, wo sich Bettina meist aufhielt, unterrichtet. Mit vielen hervorragenden Persönlichkeiten, die auch Goethe interessierten, ist Bettina dort zusammengekommen, und selbst über den späteren König

Digitized by Google

Ludwig von Bayern konnte sie nach Weimar ihre persönlichen Eindrücke berichten. Die damaligen Kriegsereignisse freilich und namentlich die Sympathiekundgebungen für die Tiroler nehmen in den echten Briefen viel weniger Raum ein als in dem Briefroman, so wie auch die Auslassungen über Musik sich in diesem erst breitmachen, in den Briefen hingegen erst nach der Bekanntschaft mit Beethoven etwas ausführlicher werden. Diesen lernte Bettina im Mai 1810 zu Wien kennen, als sie wiederum Savignys durch Österreich und Böhmen hindurch nach Berlin begleitete, und auf dies musikalische Genie den Dichter nachdrücklich hingewiesen, seine persönliche Bekanntschaft mit Beethoven vorbereitet zu haben, ist ein besonderes Verdienst Bettinas. Der betreffende Brief bricht leider schon nach den ersten begeisterten Worten über den Künstler ab, aber auch aus Briefen Goethes und Beethovens erhellt ihre Werbetätigkeit, und nach den Zeilen Goethes an Beethoven: „Sie spricht mit Entzücken und der lebhaftesten Neigung von Ihnen" scheint sie sich auch in Teplitz, wo sie auf eben jener Reise mit Goethe wieder zusammentraf, lebhaft für den Musiker bei dem Dichter eingesetzt zu haben.

So weit der Ertrag des Briefwechsels für Goethe bis zu jenem Wiedersehen in Teplitz im August 1810. Auch hier hat wieder Goethe anregende Stunden mit Bettina verbracht, und er stellt nach ihrer Abreise an Christiane fest: „Sie war wirklich hübscher und liebenswürdiger wie sonst." Es war wohl der Höhepunkt ihres persönlichen Verhältnisses, aber der ihres brieflichen liegt noch etwas später, für Goethe wenigstens, der in den nun aus Berlin folgenden Briefen die hochwillkommenen Berichte für „Dichtung und Wahrheit" erhielt. Auch von diesen ist ein echter Brief mit dem Bericht über die Traumdeutungsgabe in der Familie Textor und über die heimliche Leidenschaft der Mutter Goethes für den unglücklichen Kaiser Karl VII. sowie über ihr späteres Verhältnis zu Goethes

Digitized by Google

Vater bisher nicht bekannt gewesen. Doch kurz vor Bettinas Verlobung mit Arnim bricht diese Beisteuer zu „Dichtung und Wahrheit" ab, um nur noch bei dem nächsten Besuch des Ehepaars Arnim im Sommer 1811 in den laut Goethes Tagebuch erfolgten „Erzählungen von meiner Mutter" eine mündliche Nachlese zu erhalten.

Der Besuch der Arnims von 1811 endigte bekanntlich infolge eines Streites, der zwischen Christiane und Bettinen in aller Öffentlichkeit entstand, mit schrillem Mißklang. Goethe brach seine Beziehungen zu Bettinen ab, und er hat den Briefwechsel mit ihr nicht wieder aufgenommen. Bettina aber bemühte sich unentwegt, des Erzürnten Gunst wiederzugewinnen, als Christiane gestorben war und sie den Bruch von damals durch den freilich spärlich wieder auflebenden Briefwechsel zwischen ihrem Gatten und Goethe überbrückt glaubte. Im August 1817 gibt ihr der Zufall, der ihr Frau Rats Haare, ein letztes Andenken dieser mütterlichen Freundin für sie, in die Hände spielt, den erwünschten Anlaß zu einer ersten brieflichen Wiederannäherung, und vier Jahre später, nachdem bereits 1821 ihr Gatte von Goethe empfangen worden, glaubt auch sie wieder persönlich auf einer Durchreise dem noch immer Heißverehrten nahen zu dürfen. Die schmerzliche Enttäuschung des wenig freundlichen Empfangs drückt weiteren Briefen Bettinas ihr wehmütiges Siegel auf, bis die Beharrliche in dem Frankfurter Plan, dem greisen Dichter in seiner Vaterstadt ein Denkmal zu setzen, endlich die Möglichkeit findet, ihn mit sich auszusöhnen. Sie wagt es, mit Rauch in Wettbewerb zu treten und einen eigenen Denkmalsentwurf dem Dichter 1824 vorzulegen; und konnte Goethe auch ihre Überschätzung des eigenen Werks nicht teilen, so ließ er sich doch rühren von diesem Beweis ihrer Liebe zu ihm. Zwei Jahre später ist Bettina bei längerem Aufenthalt in Weimar wieder fast täglicher Gast seines Hauses, doch, wie es scheint, nicht

Digitized by Google

mehr zur reinen Freude Goethes, dem sie auch noch auf der Rückreise durch einen aufdringlichen Brief an den Großherzog, den dieser Goethen zustellt, Verdruß bereitet. Von der bitterbösen Meinung, die sich über sie in Goethes Antwortzeilen an den Fürsten entlädt, scheint sie nichts erfahren zu haben; jedenfalls benutzt sie den Anlaß gelegentlicher Empfehlungsbriefe für Bekannte, die dem berühmten Dichter ihre Aufwartung machen wollen, um diesem ihre Verehrung und Liebe nach wie vor auszudrücken. Noch einmal kommt sie dann 1830 persönlich zu Goethe, muß aber wegen ihm zu Ohren gekommener leichtfertiger Äußerungen über seine Schwiegertochter eine schroffe Abweisung von ihm erfahren. Und so würde Bettinas Verhältnis zu Goethe einen trüben Ausklang haben, wenn nicht die liebenswürdige Aufnahme, die der Greis noch kurz vor seinem Tode ihrem Sohn Freimund gewährte, einen versöhnlichen Abschluß brächte.

Im Angesicht des Todes, der ihr den Dichter verklärte, nicht raubte, gab Bettina ernst und feierlich ihrem Verhältnis zu Goethe diesen Ausdruck: „Mir ist es nun Aufgabe, mich so dicht an ihn zu halten, daß kein anderes Ereignis ein höheres Recht an mich behaupte, und daß alles, was ich im Leben aufnehme, meiner Beziehung zu Ihm Nahrung werde; so wird sich das Beständige der irdischen Tage auch für den ewigen Bestand meiner Liebe und seines Segens verbürgen." Gewiß spricht aus diesem Bekenntnis auch ein religiöses Bedürfnis Bettinas, und vielleicht ist die katholische Empfindungswelt, in der sie erzogen, überhaupt zur Deutung ihres ganzen Verhaltens gegen Goethe mit heranzuziehen: sie war ihrem Glauben schon damals halb fremd geworden, brauchte aber wohl noch ein Bild auf dem Altar ihres Herzens, zu dem sie mit inbrünstiger Liebe und der Hingabe aller Sinne aufschauen konnte. Und dies Idol war ihr Goethe — bis sie andere Götter neben ihm hatte.

Digitized by Google

Frühlingsorakel

Du prophet'scher Vogel du,
Blütensänger, o Coucou!
Bitten eines jungen Paares
In der schönsten Zeit des Jahres
Höre, liebster Vogel du!
Kann es hoffen, ruf ihm zu:
Dein Coucou, dein Coucou,
Immer mehr Coucou, Coucou.

Holzschnitt von Ludwig Richter aus dem Goethe-Album

Digitized by Google

FRANZ GRILLPARZER
ERINNERUNGEN AN BEETHOVEN

ICH lese einen Aufsatz von Herrn L. Rellstab, „Beethoven" überschrieben, und finde darin meines Verhältnisses zu dem genannten großen Meister, namentlich aber des Operntextes, den ich für ihn geschrieben, in einer Art erwähnt, die nicht ganz richtig ist. Diese Anschuldigung gilt nicht Herrn Rellstab, der ohne Zweifel alles, was ihm Beethoven sagte, bis auf die Worte getreu niederschrieb. Die Ursache dürfte vielmehr in dem traurigen Zustande des Meisters während seiner letzten Jahre liegen, der ihn wirklich Geschehenes und bloß Gedachtes nicht immer deutlich unterscheiden ließ. Was einen großen Mann betrifft, ist immer interessant, ich will daher unser Zusammentreffen und was daraus erfolgte, nach Möglichkeit treu erzählen. Oder vielmehr, es macht mir Vergnügen, meine Erinnerungen an ihn bei dieser Gelegenheit wieder vor die Seele zu führen und sie hier aufzuzeichnen.

Das erste Mal, daß ich Beethoven sah, war in meinen Knabenjahren — es mochte in den Jahren 1804 oder 1805 gewesen sein —, und zwar bei einer musikalischen Abendunterhaltung im Hause meines Onkels, Joseph Sonnleithner, damaligen Gesellschafters einer Kunst- und Musikalienhandlung in Wien. Außer Beethoven befanden sich noch Cherubini und Abbé Vogler unter den Anwesenden. Er war damals noch mager, schwarz, und zwar, gegen seine spätere Gewohnheit, höchst elegant gekleidet und trug Brillen, was ich mir darum so gut merkte, weil er in späterer Zeit sich dieser Hilfsmittel eines kurzen Gesichtes nicht mehr bediente. Ob er selbst oder ob Cherubini bei dieser Musik spielte, weiß ich mich nicht mehr zu erinnern, nur daß, als der Bediente bereits das Souper ankündigte, sich Abt Vogler noch ans Klavier setzte und über ein afrikanisches Thema, das er selbst aus dem Mutterlande herübergeholt, endlose Variationen zu spielen an-

Digitized by Google

fing. Die Gesellschaft verlor sich nach und nach während seiner musikalischen Durchführungen in den Speisesaal. Es blieben nur Beethoven und Cherubini zurück. Endlich ging auch dieser, und Beethoven stand allein neben dem hart arbeitenden Manne. Zuletzt verlor auch er die Geduld, ohne daß Abt Vogler, nunmehr ganz allein gelassen, aufhörte, sein Thema in allen möglichen Formen zu liebkosen. Ich selbst war in dumpfem Staunen über das Ungeheuerliche der Sache zurückgeblieben. Was von diesem Augenblicke an weiter geschah, darüber verläßt mich, wie es bei Jugenderinnerungen zu gehen pflegt, mein Gedächtnis völlig. Neben wem Beethoven bei Tische saß, ob er sich mit Cherubini unterhielt, ob sich später Abt Vogler zu ihnen gesellte — es ist, als ob ein dunkler Vorhang sich mir über alles das hingezogen hätte.

Ein oder zwei Jahre darauf wohnte ich mit meinen Eltern während des Sommers in dem Dorfe Heiligenstadt bei Wien. Unsere Wohnung ging gegen den Garten, die Zimmer nach der Straße hatte Beethoven gemietet. Beide Abteilungen waren durch einen gemeinschaftlichen Gang verbunden, der zur Treppe führte. Meine Brüder und ich machten uns wenig aus dem wunderlichen Mann — er war unterdessen stärker geworden und ging höchst nachlässig, ja unreinlich gekleidet —, wenn er brummend an uns vorüberschoß; meine Mutter aber, eine leidenschaftliche Freundin der Musik, ließ sich hinreißen, je und dann, wenn sie ihn Klavier spielen hörte, auf den gemeinschaftlichen Gang, und zwar nicht an seiner, sondern unmittelbar neben unserer Türe hinzutreten und andächtig zu lauschen. Das mochte ein paarmal geschehen sein, als plötzlich Beethovens Tür aufgeht, er selbst heraustritt, meine Mutter erblickt, zurückeilt und unmittelbar darauf, den Hut auf dem Kopfe, die Treppe hinab ins Freie stürmt. Von diesem Augenblicke an berührte er sein Klavier nicht mehr. Umsonst ließ ihn meine Mutter, da ihr alle anderen Gelegenheiten abgeschnitten

Digitized by Google

waren, durch seinen Bedienten versichern, daß nicht allein niemand ihn mehr belauschen werde, sondern unsere Türe nach dem Gange verschlossen bleiben und alle ihre Hausgenossen statt der gemeinschaftlichen Treppe sich nur im weiten Umwege des Ausgangs durch den Garten bedienen würden: Beethoven blieb unerweicht und ließ sein Klavier unberührt, bis uns endlich der Spätherbst in die Stadt zurückführte.

In einem der darauf folgenden Sommer besuchte ich öfters meine Großmutter, die in dem nahe gelegenen Döbling eine Landwohnung innehatte. Auch Beethoven wohnte damals in Döbling. Den Fenstern meiner Großmutter gegenüber lag das baufällige Haus eines wegen seiner Liederlichkeit berüchtigten Bauern, Flehberger hieß er. Dieser Flehberger besaß außer seinem garstigen Hause auch eine zwar sehr hübsche, aber vom Rufe eben auch nicht sehr begünstigte Tochter Liese. Beethoven schien an dem Mädchen vieles Interesse zu nehmen. Noch sehe ich ihn, wie er die Hirschengasse heraufkam, das weiße Schnupftuch, am Boden nachschleppend, in der rechten Hand, und nun an Flehbergers Hoftore stehen blieb, innerhalb dessen die leichtsinnige Schöne, auf einem Heu- oder Mistwagen stehend, unter immerwährendem Gelächter mit der Gabel rüstig herumarbeitete. Ich habe nie bemerkt, daß Beethoven sie anredete, sondern er stand schweigend und blickte hinein, bis endlich das Mädchen, dessen Geschmack mehr auf Bauernbursche gerichtet war, ihn, sei es durch ein Spottwort oder durch hartnäckiges Ignorieren in Zorn brachte, dann schnurrte er mit einer raschen Wendung plötzlich fort, unterließ aber doch nicht, das nächste Mal wieder am Hoftore stehen zu bleiben. Ja, sein Anteil ging so weit, daß, als des Mädchens Vater wegen eines Raufhandels beim Trunk in das Dorfgefängnis gesetzt wurde (Kotter genannt), Beethoven sich persönlich bei der versammelten Dorfgemeinde für dessen Freilassung verwendete, wobei er aber nach seiner Art die ge-

Digitized by Google

strengen Ratsherrn so stürmisch behandelte, daß wenig fehlte, und er hätte seinem gefangenen Schützling unfreiwillige Gesellschaft leisten müssen.

Später sah ich ihn höchstens auf der Straße und ein paarmal im Kaffeehause, wo er sich viel mit einem jetzt seit langem verstorbenen und vergessenen Dichter aus der Novalis-Schlegelschen Gilde, Ludwig Stoll, zu schaffen machte. Man sagte, sie projektierten zusammen eine Oper. Es bleibt unbegreiflich, wie Beethoven von diesem anhaltlosen Schwebler etwas Zweckdienliches, ja überhaupt etwas anderes als — allenfalls gut versifizierte — Phantastereien erwarten konnte.

Unterdessen hatte ich selbst den Weg der Öffentlichkeit betreten. Die Ahnfrau, Sappho, Medea, Ottokar waren erschienen, als mir plötzlich von dem damaligen Oberleiter der beiden Hoftheater, Grafen Moritz Dietrichstein, die Kunde kam, Beethoven habe sich an ihn gewendet, ob er mich vermögen könne, für ihn, Beethoven, ein Opernbuch zu schreiben.

Diese Anfrage, gestehe ich es nur, setzte mich in nicht geringe Verlegenheit. Einmal lag mir der Gedanke, je ein Opernbuch zu schreiben, an sich schon fern genug, dann zweifelte ich, ob Beethoven, der unterdessen völlig gehörlos geworden war und dessen letzte Kompositionen, unbeschadet ihres hohen Wertes, einen Charakter von Herbigkeit angenommen hatten, der mir mit der Behandlung der Singstimmen in Widerspruch zu stehen schien; ich zweifelte, sage ich, ob Beethoven noch imstande sei, eine Oper zu komponieren. Der Gedanke aber, einem großen Manne vielleicht Gelegenheit zu einem, für jeden Fall höchst interessanten Werke zu geben, überwog alle Rücksichten, und ich willigte ein.

Unter den dramatischen Stoffen, die ich mir zu künftiger Bearbeitung aufgezeichnet hatte, befanden sich zwei, die allenfalls eine opernmäßige Behandlung zuzulassen schienen. Der

Digitized by Google

eine bewegte sich in dem Gebiete der gesteigertsten Leidenschaft. Aber nebstdem, daß ich keine Sängerin wußte, die der Hauptrolle gewachsen wäre, wollte ich auch nicht Beethoven Anlaß geben, den äußersten Grenzen der Musik, die ohnehin schon wie Abstürze drohend dalagen, durch einen halb diabolischen Stoff verleitet, noch näher zu treten.

Ich wählte daher die Fabel der Melusine, schied die reflektierenden Elemente nach Möglichkeit aus und suchte durch Vorherrschen der Chöre, gewaltige Finales, und indem ich den dritten Akt beinahe melodramatisch hielt, mich den Eigentümlichkeiten von Beethovens letzter Richtung möglichst anzupassen. Mit dem Kompositeur früher über den Stoff zu konferieren, unterließ ich, weil ich mir die Freiheit meiner Ansicht erhalten wollte, auch später einzelnes geändert werden konnte und endlich ihm ja freistand, das Buch zu komponieren oder nicht. Ja, um ihm in letzterer Beziehung gar keine Gewalt anzutun, sandte ich ihm das Buch auf demselben Wege zu, auf dem die Anforderung geschehen war. Er sollte durch keine persönliche Rücksicht irgendeiner Art bestimmt oder in Verlegenheit gesetzt werden.

Ein paar Tage darauf kam Schindler, der damalige Geschäftsmann Beethovens — derselbe, der später seine Biographie geschrieben hat —, zu mir und lud mich im Namen seines Herrn und Meisters, der unwohl sei, ein, ihn zu besuchen. Ich kleidete mich an, und wir gingen auf der Stelle zu Beethoven, der damals in der Vorstadt Landstraße wohnte. Ich fand ihn, in schmutzigen Nachtkleidern auf einem zerstörten Bette liegend, ein Buch in der Hand. Zu Häupten des Bettes befand sich eine kleine Türe, die, wie ich später sah, zur Speisekammer führte und die Beethoven gewissermaßen bewachte. Denn als in der Folge eine Magd mit Butter und Eiern heraustrat, konnte er sich, mitten im eifrigen Gespräche, doch nicht enthalten, einen prüfenden Blick auf die heraus-

Digitized by Google

getragenen Quantitäten zu werfen, was ein trauriges Bild von den Störungen seines häuslichen Lebens gab.

Wie wir eintraten, stand Beethoven vom Lager auf, reichte mir die Hand, ergoß sich in Ausdrücke des Wohlwollens und kam sogleich auf die Oper zu sprechen. „Ihr Werk lebt hier," sagte er, indem er auf die Brust zeigte, „in ein paar Tagen ziehe ich aufs Land, und da will ich sogleich anfangen, es zu komponieren. Nur mit dem Jägerchor, der den Eingang macht, weiß ich nichts anzufangen. Weber hat vier Hörner gebraucht: Sie sehen, daß ich da ihrer acht nehmen müßte: wo soll das hinführen?" Obwohl ich die Notwendigkeit dieser Schlußfolge nichts weniger als einsah, erklärte ich ihm doch, der Jägerchor könne, unbeschadet des Ganzen, geradezu wegbleiben, mit welchem Zugeständnis er sehr zufrieden schien, und weder damals noch später hat er irgend sonst eine Einwendung gegen den Text gemacht, noch eine Änderung verlangt. Ja, er bestand darauf, gleich jetzt einen Kontrakt mit mir zu schließen. Die Vorteile aus der Oper sollten gleich zwischen uns geteilt werden usw. Ich erklärte ihm der Wahrheit gemäß, daß ich bei meinen Arbeiten nie auf ein Honorar oder dergleichen gedacht hätte (wodurch es auch kam, daß mir dieselben, die ich — Uhland ausgenommen — für das Beste halte, was Deutschland seit dem Tode seiner großen Dichter hervorgebracht, allesamt kaum so viel eingetragen, als einem Verstorbenen, oder Lebendigen, oder Halbtoten ein einziger Band ihrer Reisenovellen und Phantasiebilder). Am wenigsten solle zwischen uns davon die Rede sein. Er möge mit dem Buche machen, was er wolle, ich würde nie einen Kontrakt mit ihm schließen. Nach vielem Hin- und Herreden oder vielmehr Schreiben, da Beethoven Gesprochenes nicht mehr hörte, entfernte ich mich, indem ich versprach, ihn in Hetzendorf zu besuchen, wenn er einmal dort eingerichtet sein würde.

Ich hoffte, er hätte das Geschäftliche seiner Idee auf-

Digitized by Google

gegeben. Schon nach ein paar Tagen aber kam mein Verleger, Wallishauser, zu mir und sagte, Beethoven bestünde auf der Abschließung eines Kontraktes. Wenn ich mich nun nicht dazu entschließen könnte, sollte ich mein Eigentumsrecht auf das Buch ihm, Wallishauser, abtreten, er würde dann das weitere mit Beethoven abmachen, der davon schon präveniert sei. Ich war froh, der Sache loszuwerden, ließ mir von Wallishauser eine mäßige Summe auszahlen, zedierte ihm alle Rechte der Autorschaft und dachte nicht weiter daran. Ob sie nun wirklich einen Kontrakt abgeschlossen haben, weiß ich nicht; muß es aber glauben, weil sonst Wallishauser nicht unterlassen haben würde, mir über sein aufs Spiel gesetztes Geld nach Gewohnheit den Kopf vollzujammern. Ich erwähne alles dies nur, um zu widerlegen, was Beethoven zu Herrn Rellstab sagte: „er habe anders gewollt als ich". Er war damals vielmehr so fest entschlossen, die Oper zu komponieren, daß er schon auf die Anordnung von Verhältnissen dachte, die erst nach der Vollendung eintreten konnten.

Im Laufe des Sommers besuchte ich mit Herrn Schindler Beethoven auf seine Einladung in Hetzendorf. Ich weiß nicht, sagte mir Schindler auf dem Wege, oder hatte mir jemand schon früher gesagt, Beethoven sei durch dringende bestellte Arbeiten bisher verhindert worden, an die Komposition der Oper zu gehen. Ich vermied daher, das Gespräch darauf zu bringen. Wir gingen spazieren und unterhielten uns so gut, als es halb sprechend, halb schreibend, besonders im Gehen, möglich ist. Noch erinnere ich mich mit Rührung, daß Beethoven, als wir uns zu Tische setzten, ins Nebenzimmer ging und selbst fünf Flaschen herausbrachte. Eine setzte er vor Schindlers Teller, eine vor den seinen, und drei stellte er in Reihe vor mich hin, wahrscheinlich um mir in seiner wildnaiven, gutmütigen Art auszudrücken, daß ich Herr sei, zu trinken, wieviel mir beliebte. Als ich, ohne

Digitized by Google

Schindler, der in Hetzendorf blieb, nach der Stadt zurückfuhr, bestand Beethoven darauf, mich zu begleiten. Er setzte sich zu mir in den offenen Wagen, statt aber nur bis an die Grenze seines Umkreises, fuhr er mit mir bis zur Stadt zurück, an deren Toren er ausstieg und nach einem herzlichen Händedruck den anderthalb Stunden langen Heimweg allein antrat. Indem er aus dem Wagen stieg, sah ich ein Papier auf der Stelle liegen, wo er gesessen hatte. Ich glaubte, er hätte es vergessen, und winkte ihm, zurückzukommen. Er aber schüttelte mit dem Kopfe, und mit lautem Lachen, wie nach einer gelungenen Hinterlist, lief er nur um so schneller in der entgegengesetzten Richtung. Ich entwickelte das Papier, und es enthielt genau den Betrag des Fuhrlohnes, den ich mit meinem Kutscher bedungen hatte. So entfremdet hatte ihn seine Lebensweise allen Gewohnheiten und Gebräuchen der Welt, daß ihm gar nicht einfiel, welche Beleidigung unter allen andern Umständen in einem solchen Vorgange gelegen hätte. Ich nahm übrigens die Sache, wie sie gemeint war, und bezahlte lachend meinen Kutscher mit dem geschenkten Gelde.

Später sah ich ihn — ich weiß nicht mehr wo — nur noch einmal wieder. Er sagte mir damals: „Ihre Oper ist fertig.“ Ob er damit meinte: fertig im Kopfe, oder ob die unzähligen Notatenbücher, in die er einzelne Gedanken und Figuren zu künftiger Verarbeitung, nur ihm allein verständlich, aufzuzeichnen pflegte, vielleicht auch die Elemente jener Oper bruchstückweise enthielten, kann ich nicht sagen. Gewiß ist, daß nach seinem Tode sich nicht eine einzige Note vorfand, die man unzweifelhaft auf jenes gemeinschaftliche Werk hätte beziehen können. Ich blieb übrigens meinem Vorsatze getreu, ihn, auch nicht aufs leiseste, daran zu erinnern, und kam, da mir auch die Unterhaltung auf schriftlichem Wege lästig war, nicht mehr in seine Nähe, bis ich, in schwarzem Anzuge und eine brennende Fackel in der Hand, hinter seinem Sarge herging.

Digitized by Google

Zwei Tage vorher kam Schindler des Abends zu mir mit der Nachricht, daß Beethoven im Sterben liege und seine Freunde von mir eine Rede verlangten, die der Schauspieler Anschütz an seinem Grabe halten sollte. Ich war um so mehr erschüttert, als ich kaum etwas von der Krankheit wußte, suchte jedoch meine Gedanken zu ordnen, und des andern Morgens fing ich an, die Rede niederzuschreiben. Ich war in die zweite Hälfte gekommen, als Schindler wieder eintrat, um das Bestellte abzuholen, denn Beethoven sei eben gestorben. Da tat es einen starken Fall in meinem Innern, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und — wie es mir auch bei sonstigen Arbeiten ging, wenn wirkliche Rührung mich übermannte — ich habe die Rede nicht in der Prägnanz vollenden können, in der sie begonnen war. Sie wurde übrigens gehalten, die Leichengäste entfernten sich in andächtiger Rührung, und Beethoven war nicht mehr unter uns!

Ich habe Beethoven eigentlich geliebt. Wenn ich von seinen Äußerungen nur wenig wieder zu erzählen weiß, so kommt es vorzüglich daher, weil mich an einem Künstler nicht das interessiert, was er spricht, sondern was er macht. Wenn Sprechen einen Maßstab für Künstlerwert abgäbe, so wäre Deutschland gegenwärtig ebenso voll von Künstlern, als es in der Tat leer ist. Ja, der eigentlichen Schöpfungskraft kommt nur jenes, bereits im Talent gegebene, gleichsam gebundene Denkvermögen zugute, das sich instinktmäßig äußert und die Quelle von Leben und individueller Wahrheit ist. Je weiter der Kreis, um so schwerer seine Erfüllung. Je größer die Masse, um so schwieriger ihre Belebung. Als Goethe noch wenig wußte, schrieb er den ersten Teil des Faust; als das ganze Reich des Wissenswürdigen ihm geläufig war, den zweiten. Von einzelnem, was Beethoven sagte, fällt mir nachträglich nur noch ein, daß er Schillern sehr hoch hielt, daß er das Los der Dichter gegenüber den Musikern als das beglücktere pries,

Digitized by Google

weil sie ein weiteres Gebiet hätten; endlich daß Webers Euryanthe, die damals neu war und mir mißfiel, ihm gleich wenig zu gefallen schien. Im ganzen dürften es doch Webers Erfolge gewesen sein, die in ihm den Gedanken hervorriefen, selbst wieder eine Oper zu schreiben. Er hatte sich aber so sehr an einen ungebundenen Flug der Phantasie gewöhnt, daß kein Opernbuch der Welt imstande gewesen wäre, seine Ergüsse in gegebenen Schranken festzuhalten. Er suchte und suchte und fand keines, weil es für ihn keines gab. Es hätte ihn doch sonst einer der vielen Stoffe, die ihm Herr Rellstab vorschlug, besonders eh ihn noch Mängel der Ausführung zurückschrecken konnten, wenigstens in der Idee anziehen müssen.

Mein Opernbuch, als dessen Eigentümer ich mich nicht mehr betrachten konnte, kam später durch die Buchhandlung Wallishauser in die Hände Konradin Kreutzers. Wenn keiner der jetzt lebenden Musiker der Mühe wert findet, es zu komponieren, so kann ich mich darüber nur freuen. Die Musik liegt ebenso im argen als die Poesie, und zwar aus dem nämlichen Grunde: dem Mißkennen des Gebietes der verschiedenen Künste. Die Musik strebt, um sich zu erweitern, in die Poesie hinüber, wie die Poesie ihrerseits in die Prosa. Dies weiter auseinanderzusetzen, scheint nicht an der Zeit, solange Kunstphilosophen, Kunsthistoriker — ich denke hier an Gervinus und ähnliche Halbwisser, die die Unfähigkeit für ihr eigenes Fach als eine Befähigung für jedes fremde ansehen —, solange derlei sachunkundige Schwätzer den deutschen Kunstboden innehaben. Von dem gesunden Sinne der Nation ist übrigens zu erwarten, daß sie sich der Herrschaft der Worte baldmöglichst entziehen und wieder auf Sachen und Taten zurückkommen werde.

Zum Schlusse noch ein paar Reimzeilen, die ich vor kurzem niedergeschrieben und für die ich keine bessere Stelle weiß:

Digitized by Google

Es geht ein Mann mit raschem Schritt, —
Nun freilich geht sein Schatten mit —
Er geht durch Dickicht, Feld und Korn,
Und all sein Streben ist nach vorn;
Ein Strom will hemmen seinen Mut,
Er stürzt hinein und teilt die Flut;
Am andern Ufer steigt er auf,
Setzt fort den unbezwungnen Lauf.
Nun an der Klippe angelangt,
Holt weit er aus, daß jedem bangt,
Ein Sprung — und sieh da, unverletzt
Hat er den Abgrund übersetzt. —
Was andern schwer, ist ihm ein Spiel,
Als Sieger steht er schon am Ziel;
Nur hat er keinen Weg gebahnt.
Der Mann mich an Beethoven mahnt.

* * *

HANS CAROSSA
DER GARTEN

VON den ersten hellen Märztagen an verbrachten wir alle halbwegs heiteren freien Stunden im Garten. Er lag nicht neben dem Haus; man mußte durch den Hof und einen großen, mit Kastanienbäumen bestandenen Bierkeller gehen, um in dieses Reich der Mutter zu gelangen. Obstgärten der Nachbarn und eine schmale Dorfgasse begrenzten ihn von der andern Seite. In der Mitte stand eine hellgraue quer zersprungene Steinurne, worauf die halbzerfallenen Leiber nackter Kinder gerade noch erkennbar waren. Hier verweilten wir oft am Abend, ehe wir in die Wohnung zurückkehrten, und besprachen die Arbeiten und Aussichten des nächsten Tages.

Unter dem Gartenhimmel war die Mutter ein anderes Wesen als oben in der drogendurchdufteten Wohnung; sie fand sich

Digitized by Google

leichter mit allem ab, scheute die Menschen weniger und ging auch mit mir minder streng um als sonst. Nur duldete sie keineswegs, daß ich mich als müßiger Gast um sie herumtrieb. Sowie das Erdreich umgegraben und in Beete geteilt war, zog sie mich in ihren Dienst.

„Wir müssen uns regen," sagte sie, „wenn wir schöne Blumen und gutes Gemüse bekommen wollen! Ich zeige dir heute die Blumensamen, merke dir, wie sie aussehen! Im Herbst wirst du sie selber sammeln und unterscheiden!"

Neugierig betrachtete ich die papiernen, in sich geschlossenen Hülsen, deren jede in starken Farben das Bild einer Blütenkrone über einem Namen trug. Eine nach der andern ward eröffnet und der Inhalt in besondere kleine Schalen entleert. Es gab graubraune Kügelchen, Blättchen und winzige vertrocknete Stäbchen; ja manche glichen schmutzigem Häcksel oder Schnupftabak, und mit entzücktem Staunen vernahm ich, daß aus dem krausen mißfarbenen Zeug die nämlichen herrlichen Blumen hervorgehen sollten, die man auf den papiernen Briefchen abgebildet sah. Das Wort der Mutter war untrüglich, und ich gelobte meinen besten Fleiß, damit solche Wunder entstünden. Bald, bedächtig wie die Meisterin selbst, strich ich mit dem Finger gerade Rillen durch die schmalen Rabatten, streute Samen hinein, schrieb Namen auf Stäbe und steckte mit diesen die Gebiete der Arten ab.

Später lehrte sie mich die Pflänzchen auseinanderkennen, die noch so zart waren, daß die künftige Form sich eben erst andeutete. Auch gewöhnte sie mich, den Blick auf jene grünen Räupchen einzustellen, welche, die Farbe der Blätter nachahmend, sie bewohnen und zerfressen, und wenn mir sonst Insekten in die Hand fielen, zeigte sie, wen ich als Pflanzenfeind zu vernichten und wen ich als gleichgültig oder nützlich zu schonen hatte. Der strikte Befehl, alle Schädlinge zu töten, brachte manche Verlegenheit. Nicht immer war die

Digitized by Google

Mutter gerade zugegen, wenn ein verdächtiges Wesen in meine Haft geriet; oft blieb ich beim Urteil auf mich selber angewiesen. War das Schädlingstum nicht unbezweifelbar, sondern bloß wahrscheinlich, so half ich mir, indem ich den Gefangenen mit strengem Wort verwarnte und hierauf, alle Verantwortung abwälzend, in den Garten des Nachbars hinüberwarf. Später verließ ich mich immer mehr auf meine Sinne und glaubte dabei höchsten Eingebungen zu folgen. Alle Tierchen, deren Erscheinung mich erfreute, besonders die zierlichen rot und grün schimmernden Käfer, ließ ich als Gott gewißlich wohlgefällige Wesen unter freundlichen Zurufen ihre Wege ziehen, verhärtete dagegen mein Herz gegen häßliche dunkle Geburten, wie Maulwurfsgrillen, Ohrenschlüpfer, Tausendfüßler, vor allem auch gegen die übermäßig rasch Laufenden, deren Eile ich als böses Gewissen ansprach. Stark wirkte schon die Lehre von Himmel und Hölle, die frühe Unbefangenheit gegenüber den Geschöpfen war getrübt, bereits begann ich in den kleinen Ungetümen Abkömmlinge des Teufels zu verfolgen. Manches Jahr mußte vergehen, bis ich wieder begreifen lernte, daß uns vor absonderlichen kleinen Tieren nur darum graut, weil wir den Sinn ihrer Gestalt nicht erkennen und unsere eigene Unruhe in sie hineindichten. Bisweilen tauchten wunderbare Erdspinnen auf, zu deren Vernichtung ich mich niemals überwand, obgleich sie auf der Todesliste der Mutter ganz oben standen. Sie waren hochrot und hatten die feste Weichheit von Samt; als lebendige Juwelen entschlüpften sie dem schwarzen Grund und verschwanden schnell. Gern ließ ich sie den Zeigefinger entlang zur Spitze laufen, bis die Sonne durch ihr kirschrot glühendes Blut schien, und gab sie wieder frei. Gerieten sie aber in die Nähe der Mutter, so bestreute ich sie verstohlen mit Erde.

Als Lohn für meinen Fleiß wurde mir eines Tags in einer Gartenecke ein Stückchen Land angewiesen, darauf durfte ich

Digitized by Google

bauen, was mir beliebte. Wie allen Kindern war mir der Wunsch eingeboren, mich unsichtbar zu machen, aus dunkler Sicherheit gefährlich in hellen Tag hinauszulauern, und so begehrte ich mein kleines Lehen mit lauter Gewächsen zu besetzen, die größer wären als ich selber, damit ich mich verstecken könnte wie in einem Walde. Da gab mir die Mutter Pflänzchen von Sonnenblumen und Riesenhanf, dazu türkischen Mohn, um die künftige Wildnis zu verdichten und zu färben.

Unmerklich, durch Sturm und Sonne, drehte sich das Gartenjahr dem Gipfel zu; immer mehr machte ich mich zum Heinzelmännchen, das hinter dem Rücken der Herrin noch emsiger arbeitete als angesichts. Die Zeit kam, wo wir den Segen unserer Mühe ernteten. In derber Kraft standen die Küchengewächse, doch bemerkte man sie kaum; den größten Teil des Bodens überflutete von Zaun zu Zaun ein solches Blühen, daß auch der Geschäftigste davor verweilen mochte. Schweigsam sahen nach Feierabend die Nachbarn herein, Kinder baten um Blumen für ihre Spiele, und vor hohen Festen kamen fremde Gärtner und wählten etwas von unserm Überfluß für Sträuße und Kränze.

Längst war ich davon abgekommen, Tiere zu töten, die für feindselig galten; die aber nun den Garten besuchten, kamen nur, um ihn schöner zu zieren. So flogen zu den Liladolden, die jetzt aus der Urne herabhingen, sehr scheue Schmetterlinge, die sich niemals niederließen, sondern schwebend sogen, wobei sie, mit Wirbelschnelle flatternd, ihre Form nicht verrieten, immer ein rätselhaftes gelbgraues Nichts...

Auf leichtgewölbten Hügeln wohnten die Portulakröschen, die bei Sonnenschein seidig auseinanderblühen, sich aber in wenigen Minuten zur Knospe zurückfalten, sobald eine große Wolke das Licht vermindert. Um sie herum in schmalem Kreis wuchs der veredelte rote Flachs, ihm folgte nach außen ein

Digitized by Google

Ring starker weißgrauer Blätter, die lang und haarig waren wie die Ohren junger Kaninchen.

Salpinglossis oder Trompetenzunge hieß eine sehr herrliche Blume, deren Erblühungen wir wie Feste begrüßten. Der Innensamt ihrer tiefgezackten Glocken hatte die Farbe großer Nachtfalter; goldgelbe Zeichen waren wie mit feinster Feder darauf eingeschrieben. Überall am Saum der langen Beete standen Stiefmütterchen, deren breite Gesichter sich, wie der Vater behauptete, nicht nach der Sonne wenden, sondern immer dem Wege zu, wo die meisten Menschen vorübergehen. Zwischen porzellanblauen Kronen und weißgeränderten Purpurbechern erhoben sich die Nordlichtverbenen, deren fremdes verschwiegenes Rot nur selten und spät erglomm, dann aber bis in den Herbst hinaus nicht mehr erlosch. Am Zaun stand Eisenhut, der als giftig verrufene, der aber ein Geheimnis verwahrt, nur Kindern bekannt: man braucht ihm nämlich nur seinen Helm abzunehmen und hat nun zwischen den Fingern den zierlichsten violetten Wagen, den winzige Täubchen an langen silbernen Deichseln ziehen. Unscheinbar in einem Winkel wuchsen Stauden, die wir nicht gesetzt hatten; niemand wußte ihren Namen. Ein dunkelroter nackter Schaft, nicht höher als ein Christbaumkerzchen, brach in einen Büschel schmaler harter Blätter wie in eine Krone aus. Diese Blätter waren nach außen gebogen und hatten oben ein glänzendes Ledergrün, unten aber das nämliche Rot wie der Stengel. Das Ganze glich einem Bäumchen und gemahnte mich an die Palmen des Morgenlandes, wie sie in der Schulbibel abgebildet waren. Die Mutter zählte diese Gewächse zu den Unkräutern, ließ sie aber auf mein vieles Bitten hin bestehen.

So spielte der Pflanzengeist in unzähligen allversuchenden Formen um uns, und ich spielte, so gut ich vermochte, mit ihm. Langsam aber gewöhnte mich die Meisterin, gewisse Blüten nur um ihrer schlichten Schönheit willen zu verehren.

Digitized by Google

Im zweiten Jahre sah ich schon manches mit ihren Augen an, und schließlich erlebten wir immer dann unsere höchste Gartenfreude, wenn aller Formentaumel plötzlich aufgehoben schien und nach langem, strengem Knospentum der einfache Gedanke der Rose selig vor uns aufging.

Aus dem soeben erschienenen Buche „Eine Kindheit".

* * *

ARTHUR SCHURIG

BERÜHMTE STELLEN IN STENDHALS „ROT UND SCHWARZ"

Randbemerkungen zu der neuen Insel-Ausgabe

ZOLA, dem man gar kein Verständnis für einen Antipoden wie Beyle zutrauen möchte, sagt einmal, im Stendhal-Essay seines Buches „Les Romanciers naturalistes" (1881): „Ich kenne nichts Wunderbareres als die erste Liebesnacht Julians und der Mathilde de la Mole." Er hat da die Szene vor Augen, die mit den Worten schließt: *„Mathilde finit par être pour lui une maîtresse aimable"* (S. 476 ff.). Nicht minder einzig in der ganzen Literatur des 19. Jahrhunderts ist die Erzählung von der zweiten Liebesnacht, die in den berühmten Schluß ausklingt: *„La vertu de Julian fut égale à son bonheur"* (S. 503). *Vertu* ist hier *virtus* in seiner Grundbedeutung.

Eigentümliche Gegenstücke zu diesen beiden Episoden finden wir in der Schilderung der drei Nächte Julians bei Madame de Rênal; der ersten im 15. Kapitel (S. 124 ff.), in der dieser seltsamste aller Verliebten „seine Pflicht" erfüllt, die Pflicht gegen sich selbst, gegen sein „Heldentum"; der zweiten, der Abschiedsnacht im 23. Kapitel (S. 224 ff.); und der dritten im 30. Kapitel (S. 300 ff.).

Als Julian nach der Katastrophe im Kerker sitzt, wird ihm der goldene Faden seines Lebens offenbar. Ich meine die wundervolle Stelle in seinem langen Selbstgespräch (S. 690): „Ich werde verrückt und ungerecht! Ich sitze einsam und

Digitized by Google

verlassen in meiner Zelle. *Aber ich bin nicht einsam über die Erde gewandelt. In mir lebte die mächtige Idee der Pflicht.* Die Pflicht, die ich mir selber gesetzt, mit Recht oder mit Unrecht, war mir der feste Stamm eines Baumes, an den ich mich stützte im Sturm. Ich habe geschwankt. Wind und Wetter haben mich geschüttelt. Ich war ja nur ein Mensch. Aber ich habe mich nicht zu Boden werfen lassen!"

André Suarès, einer der jüngsten Stendhal-Verehrer in Frankreich, sagt in seinem 1914 geschriebenen „Stendhal-Porträt": „Stendhals Frauen sind von hinreißender Schönheit; sie sind in der Liebe, was der Geigenton in der Musik ist. Alles dient dem Genius der Liebe; der Rest ist Zugabe. Frau Bovary ausgenommen, gibt es bei Flaubert keine Frauen. Was aber ist schöner und glühender als Frau von Rênal, Mathilde von La Mole, die Sanseverina und die Clelia Conti? [Die letzten beiden in der „Kartause von Parma".] Ich muß an Shakespeare denken. Aber Julian Sorel? Julian und Fabrizzio [in der „Kartause"] sind einunderselbe, der eine in Frankreich, der andere in Italien. Der eine ist gezwungen, sein Glück zu machen; der andere findet es gemacht. Fabrizzio, das ist Julian Sorel ohne die Tragödie ... Die erbärmliche Nachfahrenschaft Chateaubriands wirft Stendhal Herzlosigkeit vor. Stendhal umhüllt die Leidenschaft mit Nacktheit, wenn ich so sagen darf. Sie ist blendend wie eine Linie attischer Felsen über dem Meere in weißer Mittagssonne. Es steckt in mancher Seite Stendhals mehr Herz als in allen französischen Romanen zusammengenommen; aber dieses Herz ist ganz Tätigkeit. Dieses Herz weiht sich dem Geist: es läßt sich weniger fühlen als verstehen. Julian ist der Don Juan der tapferen Herzen und machtvollen Seelen. Mit Fabrizzio ist er das ewige Musterbild des jungen Mannes, der siegen will, aber so vornehm geboren, daß er den Sieg zurückweisen muß und ihm, sei es nur einen Tag lang, das erhabene Ende der Passion vorzieht.

Digitized by Google

Die Passion als solche ist immer der Tod, oder, besser gesagt, ein so reiner und vollkommener Zustand der Seele, daß Tod, Leben, nichts sich mehr davon unterscheidet."

Stendhals verheimlichtes, scheues Herz — schlägt es nicht an jener Stelle (S. 38), wo die gütige Frau von Rênal den jungen Sorel zum ersten Male begrüßt? Schlägt es nicht an der andern Stelle (S. 190), wo die verliebte Frau in der Glückseligkeit über ihren diplomatischen Erfolg die einhundertundzwanzig Stufen im Schloßturm zu Vergy hinaufeilt, um das ferne Zeichen des Geliebten zu erspähen? Schlägt es nicht in Julians Monolog in der Bergeinsamkeit (S. 104), wo er die schmerzlichen Worte ausruft: „Hier können mir die Menschen nicht wehe tun!"

Einen entzückenden psychologischen Anachronismus (möchte man sagen) findet der Stendhal-Freund in der Szene (S. 181), wo der eifersüchtige Bürgermeister, Herr von Rênal, „seinen Hirschfänger prüft". Hier verfällt Henri Béyle in sein geliebtes Secento. Die Stelle hat ihr berühmtes Gegenstück (Georg Brandes schwärmt in seinen „Hauptströmungen des 19. Jahrhunderts" davon!) im 7. Kapitel der „Kartause von Parma", wo der Graf Mosca, ebenfalls nach Empfang eines anonymen Briefes, einen langen Monolog hält und dann seine Geliebte in der harmlosen Plauderei mit ihrem Neffen Fabrizzio antrifft: „Keines der beiden hatte darauf acht, was er tun würde. Die Duchessa lachte herzlich über ein Wort, das Fabrizzio eben an sie gerichtet hatte. Der Graf trat an eine Lampe im Nebensalon und prüfte, ob die Spitze seines Dolches scharf geschliffen sei..." Stendhal liebt Ausnahmemenschen und ist offenbar der Meinung, daß sie sich über die Jahrhunderte hinweg gleichbleiben. Gehört Mathilde in die Zeit kurz vor der Farce der Juli-Revolution? Tritt nicht vielmehr überall da, wo sie fasziniert, ihr Urbild zutage: Margaretha von Valois (1552—1615)? Einmal (S. 461) sagt Mathilde: „Ach,

Digitized by Google

am Hofe Heinrichs III. gab es noch Männer, von Charakter groß wie von Geburt. Ja, wenn Julian bei Jarnac oder bei Moncontour gefochten hätte, wäre ich nicht noch im Zweifel. Damals, in jenen Zeiten der Größe und Kraft, waren die Franzosen keine Puppen. Damals waren die Menschen noch nicht Mumien, noch nicht alle in die ewig gleiche Schale eingezwängt. Damals gehörte mehr Mut dazu, um elf Uhr abends aus dem Palais Soissons, wo Katharina von Medici wohnte, herauszukommen, als heutzutage eine Reise nach Timbuktu zu unternehmen. Damals war das Leben eines Mannes eine Kette von Zufällen. Jetzt hat die Zivilisation den Zufall verjagt. Es gibt nichts Unverhofftes mehr. In der Ideenwelt verspottet man es. Wo im wirklichen Leben Zufälle auftauchen, entstehen Paniken. Jede Feigheit, jede Torheit, angesichts eines Zufalles begangen, findet Entschuldigung. Das ist die entartete, langweilige moderne Zeit!"

Julian hat einen Stich ins „Spanische". Wer Stendhals Autobiographie gelesen hat, weiß, was damit gesagt ist. „Die Bekanntschaft mit dem Don Quichotte war wohl der größte Wendepunkt meines Lebens", bekennt er 1835.[1] Wie leidenschaftlich ist Sorel im Haß wie in der Liebe; beinahe unfranzösisch. Man hat ihm vorgeworfen, daß er seine Pistole „auf seine sanfte Geliebte, die anbetungswürdige, allen gefühlvollen Herzen so teure Frau von Rênal" richtet. Julian habe sie da wie einen Mann behandelt. „Gibt es in Haß und Liebe noch Mann und Frau?" wendet ein andrer Franzose hier ein. „Gibt es in der Leidenschaft nicht bloß Verbündete oder Feinde auf Leben und Tod?" Fast alle Helden und Heldinnen Stendhals fürchten das Verderben nicht, wenn sie ihr Leben in ihrem Brennpunkte genießen wollen. Sie weihen sich ihrer Passion, unbekümmert um jedwede Folge.

„Rot und Schwarz" ist reich an Stellen, an denen ein un-

[1] Vgl. das „Leben eines Sonderlings", S. 133.

Digitized by Google

erhörter Drang nach Wahrheit zum ehrlichen Bekenntnis gelangt, und anderseits hat man mit vollem Recht gesagt, der Roman sei „ein wahres Handbuch der Heuchelei". Man kann eine Reihe von Worten und Taten zum Zeugnis dafür aufbringen. Die Komödie, die Julian spielt, um Mathilde wiederzugewinnen, ist Machiavells würdig. Aber echte Leidenschaft ist ihr glühendes Leitmotiv, und gerade hier steht Stendhal auf dem Gipfel seiner Kunst als Darsteller seltsamer Seelen.

Stendhals Humor im germanischen Sinne, etwas Ungewohntes an einem Gallier, verrät sich im 54. Kapitel (S. 212 ff.), wo Signor Geronimo aus Neapel in das Rênalsche Haus hineinschneit. Bekanntlich war Beyle im Leben ein prächtiger Erzähler und Plauderer. Des italienischen Sängers fröhliche Erinnerungen an Maestro Zingarelli sind voll köstlichen Frohsinns. Komisch in anderm Sinne ist die Nebengestalt des Fürsten Korasoff (S. 388 f. und 546 ff.), dieses Dandy à la Georges Brummell. Bekanntlich hat Barbey d'Aurevilly von seinem Büchlein „Du Dandysme" (1843) gesagt, Stendhal habe vergessen, es zu schreiben. Jene literarische Welle, deren Urheber Lord Byron gewesen war, ist heute vergessen; in der gegenwärtigen europäischen Erzählungskunst gibt es längst keine echten Dandys mehr.

Von jeher — seit dem großen Montaigne — ist die gallische Literatur nicht gerade arm an geistreichen Sticheleien gegen England und die Steifbeinigkeit seiner Gentlemen. Amüsant sind Julians Witze über England (S. 389), wo er unter anderm sagt: *„L'esprit et le génie perdent vingt-cinq pour cent de leur valeur en débarquant en Angleterre."* Aber Stendhal ist gerecht. *„Bien au monde"*, fügt er hinzu, *„n'est beau, admirable, attendrissant comme les paysages anglais."*

Beyle war ein schwärmerischer Liebhaber schöner Landschaften, aber er hat eine merkwürdige Scheu, sie zu schildern. Wo in seinen Büchern eine Landschaft gezeichnet ist, geschieht

Digitized by Google

es in den knappsten Worten. In „Rot und Schwarz" findet sich eine derartige Skizze nur an einer Stelle (S. 103).

Ich schließe diese Glossen mit dem Hinweis auf S. 653: „Laßt mir mein *Leben in der Idee!* Eure Maulwurfsinteressen, der Kleinkram des wirklichen Lebens sind mir widerlich. Das zerrt mich aus meinem Himmel."

Das „Leben in der Idee": keiner hat es mehr gepflegt als der Schöpfer von „Rot und Schwarz" — und darum ist im wirklichen Leben keiner so wenig erkannt und verstanden worden wie der so gern ironische Konsul von Cività Vecchia.

* * *

ALFRED MOMBERT
AN DEN SETZER

[Der Sinn dieser Apostrophe wird erst klar, wenn wir die Schlußstrophe des Gedicht-Werkes „Die Schöpfung" vor Augen haben. Sie lautet:

Im dritten Jahre vor dem Jahr zweitausend
warf ich dies Buch auf einen Riesentisch,
hörte das Meer, erschüttert drunter brausend,
und zog den großen Vorhang über mich.

*

Achtzehnhundertsiebenundneunzig

*

Der Korrektor hatte, die beiden Zahlen miteinander vergleichend, einen Irrtum des Dichters und die Jahreszahl 1997 vermutet, wird aber im Folgenden eines Besseren belehrt. Der Dichter schreibt:]

Lieber Setzer!

Es freut mich, daß Du auf den Inhalt meiner Dichtung aufmerkst. Es liegt aber kein Versehen vor, wie Du meinst. Was auf der Endseite 236 des Neu-Drucks des Insel-Verlags der „Schöpfung" steht, ist vielmehr ein Mysterium, das durch Versenkung in die Dichtung sich erhellt. Ich kann hier natürlich keinen Kommentar schreiben! Aber vielleicht verschwindet der scheinbare Rechenfehler von 100 Jahren bei folgender Betrachtung:

Das Buch erschien im Druck zum ersten Mal im Jahre 1897. Wahr-

Digitized by Google

haft für das deutsche Volk „erschienen" sein: ihm Erlebnis sein: ihm Wahrheit und Glück sein: wird es aber erst nach 100 Jahren, also:

„Im dritten Jahre vor dem Jahr zweitausend" (1997).

Das erkannte und schaute ich mit höchster Klarheit damals, als ich die „Schöpfung" schrieb. Und in der geheimnisvoll klingenden Schlußstrofe hat sich diese Erkenntnis verewigt. — Das ist Zeitrechnung von Innen. — Die 25 Jahre, die heute an dem Warte-Jahrhundert verstrichen sind, lassen mich denken: ob die noch übrigen 75 Jahre genügen werden? —

Vale!

April 1921 Mombert

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Im Laufe der nächsten acht Wochen werden folgende Neuauflagen erscheinen: Arabische Nächte. 13.—16. Tausend; Rudolf G. Binding, Die Geige. 15.—19. Tausend; Martin Buber, Daniel. Gespräche von der Verwirklichung. 6.—7. Tausend; Die Briefe der Diotima. 11.—15. Tausend; Gobineau, Die Renaissance, kleine Ausgabe. 59.—68. Tausend; Ernst Hardt, Erzählungen. 8.—10. Tausend; Hugo von Hofmannsthal, Die Gedichte und kleinen Dramen. 41.—45. Tausend; Ricarda Huch, Von den Königen und der Krone. 8. Auflage, Der Sinn der heiligen Schrift. 11.—15. Tausend, Entpersönlichung. 6.—10. Tausend; Rudolf Kassner, Die Moral der Musik. 3. Auflage; Alfred Mombert, Tag und Nacht. 3. veränderte Auflage; Rainer Maria Rilke, Das Stundenbuch. 40. bis 49. Tausend, Neue Gedichte, Teil I. 15.—17. Tausend; Karl Scheffler, Der Geist der Gotik. 26.—30. Tausend; Oskar Walzel, Vom Geistesleben alter und neuer Zeit. 2. vermehrte und veränderte Auflage; Stefan Zweig, Erstes Erlebnis. 12.—15. Tausend, Drei Meister. 9. bis 12. Tausend. Zu den in den Mitteilungen des letzten Heftes als erschienen aufgeführten Büchern kommt noch Albrecht Schaeffers „Parzival", ein Versroman in drei Kreisen, hinzu. Von den in Vorbereitung befindlichen Unternehmungen dieses Jahres wollen wir im nächsten Heft ausführlicher sprechen.

Die Wiedergabe des Mombert-Bildes von C. Hofer verdanken wir der Güte des Besitzers, Herrn Hans Reinhart in Winterthur.

* * *

Digitized by Google

DAS
INSELSCHIFF
*
* EINE *
ZWEIMONATSSCHRIFT
*
DRITTER JAHRGANG / VIERTES HEFT
APRIL 1922
*

Warum hast du denn uns so geschlagen, daß uns niemand heilen kann? Wir hoffeten, es sollt Friede werden, so kommt nichts Guts, wir hoffeten, wir sollten heil werden, aber siehe, so ist mehr Schadens da.

Der Prophet Jeremia

CHRISTIAN WAGNER
(1835—1918)

ANEMONEN AM OSTERSAMSTAG

WIE die Frauen
Zions wohl dereinst beim matten Grauen
Jenes Trauertags beisammenstanden,
Nicht mehr Worte, nur noch Tränen fanden,

So noch heute
Stehen, als in ferne Zeit verstreute
Bleiche Zionstöchter, Anemonen
In des Nordens winterlichen Zonen.

Vom Gewimmel
Dichter Flocken ist ganz trüb der Himmel.
Traurig stehen sie, die Köpfchen hängend
Und in Gruppen sich zusammendrängend.

Digitized by Google

Also einsam,
Zehn und zwölfe hier so leidgemeinsam,
Da und dort verstreut auf grauer Öde,
Weiße Tüchlein aufgebunden jede,

Also trauernd,
Innerlich vor Frost zusammenschauernd,
Stehn alljährlich sie als Klagebildnis
In des winterlichen Waldes Wildnis.

* * *

EUGÈNE DELACROIX
MAROKKANISCHE REISE
Tagebuchblätter

Tanger, 26. Januar 1832. — Beim Pascha.

DER Einzug ins Schloß: der Wachtposten im Hof, die Fassade, das Gäßchen zwischen zwei Mauern. Am Ende unter einer Art Gewölbe sitzen Männer, die sich braun von einem kleinen Stück Himmel abheben.

Auf der Terrasse angekommen; drei Fenster mit Balustraden aus Holz, seitlich eine maurische Türe, durch welche die Soldaten und die Diener kamen.

Vorher die Soldaten aufgereiht unter dem Weingeländer: gelber Kaftan, verschiedenartige Kopfbedeckungen; spitzige Mütze ohne Turban, besonders oben auf der Terrasse.

Der Pascha mit seinen beiden Haïks oder Kapuzen, dazu der Burnus ...

... Der Zollverweser, auf den Ellbogen gestützt, den Arm nackt, wenn ich mich recht erinnere ... Wir waren ihm beim Kommen begegnet auf einer grauen Mauleselin ... Ein Maure führte das Pferd am Zügel ...

Die dritte Person war der Sohn des Pascha ... Enormer Kopf, fettleibig, stupider Ausdruck ...

Digitized by Google

Der Garten in Alleen voll Weingeländer geteilt. Große Orangenbäume mit Früchten bedeckt, Früchte liegen auf der Erde; umgeben von hohen Mauern.

Alle Winkel des alten Palastes betreten. Marmorhof, Brunnen in der Mitte...

Bei der Rückkehr, gegen eine schöne Treppe zur Rechten, einen schönen Mann bemerkt, der uns mit verachtungsvoller Miene folgte.

Verlassen des Schlosses durch den Saal, in dem der Pascha Recht spricht, wie es heißt... Die Soldaten, ohne Gewehr, erwarteten uns am Tor, in zwei Reihen, beim Wachtposten, wo wir eingezogen waren, endend.

Eine sehr schöne Jüdin gesehen, die Madame R. ähnlich war.

Ein Neger, auf den mich Mornay aufmerksam machte; er schien mir eine besondere Art im Tragen des Haïk zu haben.

Auf dem Wege zu einem der Konsuln die Moschee von der Seite gesehen. Ein Maure wusch sich die Füße im Brunnen, der in der Mitte steht; ein anderer wusch sich auf dem Rande kauernd.

29. *Januar*. — Entzückende Aussicht beim Hinuntersteigen längs der Stadtwälle; dann das Meer. Ungeheure Kaktusse und Aloën. Rohrgehege. Flecken brauner Kräuter auf dem Sand.

Bei der Rückkehr der Kontrast von gelbem, trockenem Rohr zum Grün des übrigen. Die näher liegenden Berge braungrün, mit Flecken von schwärzlichen Zwergsträuchern. Hütten.

Die Szene des Pferdekampfes...[1]

[1] Diesen großen, in seiner Kunst nachwirkenden Eindruck beschreibt er im Briefe an Pierret (und Guillemardet) vom 8. Februar: „Ich erinnere mich nicht, ob ich euch in meinem letzten Brief von meinem Empfang beim Pascha erzählen konnte, drei Tage nach dem Empfang, den er uns am Hafen bereitete; ich würde euch übrigens damit ermüden. Ich glaube auch nicht, daß ich euch seit einem Ritt geschrieben habe, den wir in die Umgebung der Stadt mit dem englischen Konsul machten, der die Manie hat, die

Digitized by Google

Der Disput des Soldaten mit dem Reitknecht. Sublim mit seiner Menge Draperie; das Aussehen einer alten Frau und dennoch etwas Martialisches.

Bei der Rückkehr rechts prächtige Landschaften, die Berge Spaniens von einem denkbar anmutigen Ton, das Meer tief blaugrün wie eine Feige, die Hecken oben gelb wegen des Rohrs, unten grün von den Aloën.

Das an den Füßen gefesselte Pferd, das auf eines der unsrigen springen wollte.

Am Strand, im Begriff nach Hause zu gehen, den Söhnen des Kaïd[1] begegnet, alle auf Mauleseln. Der älteste: tiefdunkler Burnus, Haïk ungefähr wie unser Soldat, aber sehr sauber, Kaftan kanariengelb. Einer der jungen Knaben ganz in Weiß, mit einer Art Schnur, an der wahrscheinlich eine Waffe hing.

31. Januar. — Den Mauren des sardinischen Konsuls gezeichnet. — Regen. — Auf dem Wege zum englischen Konsul einen recht saubern Händler in seinem Laden bemerkt. Der Fußboden und der Ladentisch mit weißen Strohmatten garniert, Töpfe und Waren nur auf einer Seite.

2. Februar, Donnerstag. — Die Tochter Jakobs als Maurin gezeichnet. — Ausgang gegen vier Uhr. Ein Maure mit sehr bemerkenswertem Kopf, der außer dem Haïk noch einen weißen Turban hatte. Kopf der Mauren des Rubens, Nasen-

schwierigen Pferde des Landes zu reiten, und das will nicht wenig besagen, denn die sanftesten sind alles Teufel. Zwei von diesen Pferden gerieten in Streit, und ich sah die erbittertste Schlacht, die man sich vorstellen kann. Alles was Gros und Rubens an Raserei ersonnen haben, ist unbedeutend daneben. Nachdem sie sich auf alle Arten gebissen hatten, wobei sie aufeinanderstiegen und wie Menschen auf den Hinterfüßen liefen, und nachdem sie sich natürlich ihrer Reiter entledigt hatten, stürzten sie sich in einen kleinen Fluß, in dem der Kampf mit unerhörter Wut weiterging. Es brauchte eine Teufelsmühe, um sie dort herauszubringen."

[1] Gouverneur.

Digitized by Google

flügel und Lippen etwas wulstig, kühne Augen. — Die verrosteten Kanonen bemerkt.

Der alte Jude in seinem Laden, als ich nach Hause ging (Gerard Dou). — Frau mit gelbbemalten Fersen und, wie ich glaube, ebensolchen Füßen.

Freitag, 3. Februar. — Nach dem Frühstück nach dem Mauren des sardinischen Konsuls gezeichnet.

Gegen zwei Uhr ausgegangen; Besuch beim dänischen Konsul; an der Schule vorbeigegangen ...

Im Judenquartier beim Vorbeigehen bemerkenswerte Interieurs gesehen. Eine Jüdin, die sich auf eine sehr lebhafte Art abhob; rote Haube, weißer Überwurf, schwarzer Rock.

Es ist der erste Tag des Rhamadan. Im Moment des Mondaufgangs — es war noch Tag — gaben sie Flintenschüsse ab usw.; heute abend machten sie einen infernalischen Lärm mit Trommeln und Zinken.

Samstag, 4. Februar. — Im Garten des schwedischen Konsuls nach dem Frühstück; mittags bei Abraham. Beim Vorbeigehen am Haustor seiner Schwester zwei kleine Jüdinnen bemerkt, die auf einem Teppich im Hof hockten. Als ich bei ihm eintrat, seine ganze Familie in einer Art kleinen Nische und der Balkon darüber mit der Türe zur Treppe. Die Frau auf dem Balkon, hübsches Motiv.

Sonntag, 12. Februar. — Die Jüdin Dititia im Kostüm einer Algerierin gezeichnet.

Nachher im Garten Dänemarks gewesen. Der Weg reizend. Die Gräber inmitten der Aloën und der Iris (Aegyptiaca). Die Reinheit der Luft. Mornay von der Schönheit dieser Natur ebenso frappiert wie ich.

Die weißen Farbtöne auf allen dunklen Gegenständen. Die Mandelbäume in Blüte. Der persische Flieder. Großer Baum.

Digitized by Google

Das schöne weiße Pferd unter den Orangenbäumen. Das Innere des Hofes des kleinen Hauses.

Beim Hinausgehen die schwarzen und gelben Orangenbäume durch das Tor des kleinen Hofes. Beim Weggehen das kleine weiße Haus im Schatten mitten unter den dunklen Orangenbäumen. Das Pferd schräg durch die Bäume.

Diner zu Hause mit den Konsuln. Abends sang Herr Rico spanische Weisen. Einzig der Süden erzeugt so starke Eindrücke.

Unpäßlich und abends allein geblieben. Köstliche Träumerei im Garten beim Mondschein.

Dienstag, 21. Februar, abends. — Auf dem Wege zur jüdischen Hochzeit, die Händler in ihrem Laden. Die Lampen teilweise an der Mauer, am häufigsten aber vorne an einer starken Schnur aufgehängt, Töpfe auf einem Brett, „palancos". Sie fassen die Butter mit den Händen und legen sie auf ein Blatt. Beim Betreten der Straße rechts einer, dessen Lampe durch ein Stück Tuch, das vom Fensterladen herunterhing, den Blicken entzogen war ...

Abends, Toilette der Jüdin. Die Form des Kopfputzes. Das Geschrei der alten Weiber. Das Gesicht bemalt, die jungverheirateten Frauen, welche das Licht hielten, während man sie schmückte. Der Schleier über das Gesicht geworfen. Die Mädchen auf dem Lager, stehend.

Während des Tages die jungverheirateten Frauen an der Wand, ihre nächste Verwandte als Anstandsdame. Die Braut vom Lager heruntergestiegen. Ihre Begleiterinnen bleiben auf dem Lager. Der rote Schleier. Die jungverheirateten Frauen, als sie ankamen in ihrem Haïk. Die schönen Augen.

Die Ankunft der Eltern. Wachsfackeln; die beiden Fackeln mit verschiedenen Farben bemalt. Tumult. Beleuchtete Gesichter. Mauren darunter gemischt. Die Jüdin von beiden Seiten gehalten; hinten stützt einer den Kopfputz.

Digitized by Google

Auf dem Wege, aus dem Fenster schauende Spanier. Zwei Jüdinnen oder Maurinnen auf Terrassen, vom Schwarz des Himmels sich abhebend. — Der Tochter des Herrn Hay die Zeichnung nach der sitzenden Maurin gegeben. — Die alten Mauren auf die Wegsteine gestiegen. Die Laternen. Die Soldaten mit den Stöcken. Der junge Jude, der zwei oder mehr Fackeln hielt, deren Flamme ihm in den Mund stieg.

Bei Abraham, die drei kartenspielenden Juden. — Orangen und Haselnußzweige feilbietende Frauen nahe beim Stadttor. Strohhüte. — Bauern, barhaupt, am Boden hockend mit ihren Milchtöpfen.

Tanger, 28. April. — Gestern, am 27. April, zog unter unsern Fenstern eine Prozession mit Musik, Trommeln und Oboen vorbei. Es handelte sich um einen Knaben, der seine ersten Studien vollendet hatte und den man in feierlichem Aufzug herumführte; er war umgeben von seinen Kameraden, die sangen, und von seinen Eltern und Lehrern. Man trat aus den Läden und Häusern, um ihn zu beglückwünschen. Er selbst war in einen Burnus gehüllt.

Bei Anlässen der Not ziehen die Kinder mit ihren Schulschreibtäfelchen aus und tragen sie feierlich. Diese Täfelchen sind aus Holz, mit Tonerde überzogen; man schreibt mit Schilfrohren und einer Art Sepia, die sich leicht auswischen läßt. Dieses Volk ist ganz antik. Dies Leben in der Öffentlichkeit und diese sorgfältig verschlossenen Häuser: die zurückgezogen lebenden Frauen. — Letzthin ein Streit der Matrosen, die in das Haus eines Mauren eindringen wollten. Ein Neger warf ihnen seinen alten Schuh ins Gesicht.

Abu, der General, der uns geführt hat, saß letzthin auf der Schwelle der Türe; auf der Bank befand sich unser Küchenjunge. Er neigte sich lediglich ein wenig zur Seite, um uns vorbeigehen zu lassen. Es steckt etwas Republikanisches in

Digitized by Google

dieser Ungezwungenheit. Die Großen des Landes setzen sich an eine Straßenecke, hocken in der Sonne und plaudern miteinander; man hockt übereinander im Laden irgendeines Händlers. Diese Leute haben eine gewisse Zahl, eine kleine Zahl von erwarteten oder möglichen Ereignissen, einige Abgaben, einige Strafen unter gewissen Umständen; aber all das ohne den fortwährenden Ärger und die fortwährende Kleinigkeitskrämerei, mit der uns unsere moderne Polizei niederdrückt. Die Gewohnheit und der antike Brauch regeln alles. Der gleiche Mensch dankt Gott für seine schlechte Nahrung und seinen schlechten Mantel. Er hält sich noch für überglücklich, daß er sie hat.

Gewisse antike und alltägliche Gebräuche haben etwas Majestätisches, was bei uns bei den ernstesten Gelegenheiten mangelt: der Brauch der Frauen, am Freitag mit Zweigen, die man auf dem Markt verkauft, die Gräber aufzusuchen, die Verlobung mit Musik, die Geschenke, die hinter den Verwandten hergetragen werden, das Kußkussu, die Kornsäcke auf den Maultieren und auf den Eseln, ein Ochs, Stoffe auf Kissen.

Sie müssen den händelsüchtigen Geist der Christen und ihre Unruhe, die sie immer zu neuen Dingen treibt, nur schwer verstehen. Ihre Unwissenheit ist die Ursache ihrer Gelassenheit und ihres Glücks; wir selbst, sind wir am Ende von dem, was eine vorgeschrittenere Zivilisation hervorbringen kann?

Auf tausend Arten stehen sie der Natur näher: ihr Gewand, die Form ihrer Schuhe. Auch vereint sich die Schönheit mit allem, was sie tun. Wir andern, in unsern Korsetts, unsern engen Schuhen, unsern lächerlichen Futteralen, sehen jammervoll aus. Das Wissen rächt sich an unsrer Anmut.

Aus der demnächst in der Insel-Bücherei erscheinenden Sammlung der von Hans Graber übertragenen Berichte des Künstlers von seiner Reise nach England, Marokko und Spanien.

* * *

Digitized by Google

Marcus Behmer:
Illustration zum „Beernhäuter“

Digitized by Google

ALBRECHT SCHAEFFER

PARZIVALS KAMPF MIT ORILUS

KAM ein Tag: da Parzival in einen
Hohlweg biegen wollte unter Eichen,
Sah er eine seltne Reitrin ziehen
Vor sich auf, die mit gebundnen Händen
Seitlich saß auf einem magern Maultier.
Hielt gesenkt das Haupt als wie in Trauer,
Ließ die Flechten hängen rauh und glanzlos;
Ihre Glieder schimmerten durch Fetzen,
Grobe Bastschuh saßen an den Füßen;
Und er sah sie schaudern in der Kälte,
Denn es war die Jahreszeit November.

Eilig nach der guten Rittersitte
Trabt' er nach und hielt am Zaum das Reittier.
Sprach zu ihr mit dienender Gebärde:
„Bitt Euch, Dame, laßt mich gleich erfahren,
Wer Euch solchermaßen hier beleidigt!"

Jene sprach, ein sanftes Haupt erhebend,
Ein Gesicht in Furchen von den Tränen,
Gottergebnen Blick in schwachen Augen,
Sprach mit einer ganz entfernten Stimme:

„Sollt es, Ritter, gerne von mir wissen.
Aber bitte nicht verlangt zu kämpfen,
Denn den ihr bestehen wollt, ist riesigen
Leibes und im Lanzenkampf der Erste.
Reiten läßt er mich, mein eigner Gatte,
Orilus, der Herzog von Lalander,
Und Jeschute so bin ich geheißen,
Wegen nie begangener Verschuldung,

Digitized by Google

Wegen eingebildeten Verbrechens.
Denn es drang vor heute achthalb Jahren,
Da ich schlief im Lustgezelt im Walde,
Ein im Fellgewand ein schöner Knabe,
Raubte einen Ring mir, raubt' auch Küsse,
Und es half ja nichts, wie sehr ich flehte.
Aber kehrend von der Jagd soeben,
Sah ihn Orilus von hinnen reiten.
Er, der immer grausam Eifersüchtige,
Da er fand von meinem Wein getrunken,
Auch gespeist von einem kleinen Rebhuhn,
Gar den Ring entwandt mit einer Perle,
Endlich gar mein seidnes Hemd zerknittert:
Hätt er gerne mich erwürgt mit Händen.
Weil ich keinen Namen sagen konnte,
Jenen nur beschreiben, und beschwören,
Daß ich ihn im Leben nie gesehen,
Daß er auch mir nichts genommen habe
Außer jenem Ring und einigen Küssen:
Schwur er, jenen Fremdling aufzufinden,
Und bekräftigt' es mit sieben Eiden:
Mich zu führen mit, bis er ihn fände,
Er erführe, was die Wahrheit wäre.
Und so schleppt' er mich, wie Ihr mich sehet,
Achthalb Jahre sind wir nun geritten.
Ritten erst zum Hofe König Artus',
Weil der Knabe sprach, er zöge dorthin.
Hörten allda, daß er dort gewesen
Und mit Namen Parzival geheißen;
Daß er dann erstach den roten Ritter,
Fortgeritten sei in dessen Rüstung.
Suchten drauf ihn lange in den Ländern,
Hörten, daß er sei in Pelrapeire.

Digitized by Google

Als wir kamen da zum Lande Brobarz,
Ward uns Kunde, daß er nirgend wäre.
Und so reiten, suchen wir und reiten,
Und so geht das Leben wohl vorüber."

Parzival, da endlich stumm ward diese
Stimme aus der tiefen Grames-Ferne,
Schwieg auch er in einem langen Grausen.
Eine farbige Erinnerung flammte,
Ebereschenhain und Zelt und Innres,
Wachgeküßte Träumerin von Liebe.
Sah er hier dieselbe abgeblichen,
Wie aus einem Wandbild ausgebröckelt
Farben fallen, und es bleibt nur Umriß:
Hohle Form von Leben ohne Leben.
Und ein Fehler hatte wild getrieben,
Süßes Licht und Unschuld überwuchert;
Aus den Küssen war ein Gift gekrochen,
War in Krankheit wütend ausgebrochen...

Zeigte sich indem ein Speer im Hohlweg,
Um die Ecke bog der ganze Reiter,
Reiter eines riesenhaften Wuchses,
Dunkelgrau in einem Kettenhemde,
In dem schwarzverschloßnen Helm gesichtslos;
Saß auf einem riesigen Eisenschimmel,
Welcher nackt ging, deckenlos, doch trug er
Vor der Stirn ein langes Horn von Stahle.
Da er diesen dunklen Turm von Eisen
Nahen sah, in Langsamkeit gewaltig,
Drohend von Gewittern, nachtbewirkend, —
Und noch schrie: „Da bin ich, und ich heiße
Parzival!" so zog sich ihm im Innern

Digitized by Google

Was zusammen, ein Gemeng von Lust und
Grausen, ballte sich, und mundlos zischte
Als ein Dampf heraus die leise Stimme:

Sieh, da kommt er endlich ganzen Leibes,
Der dir alles dieses angesponnen!
Der dich setzte in das Netz von Schulden,
Blöder Knabe, in die Grals-Verkennung,
Des Amfortas Schmerzen unausschöpflich,
Und des Juden blühende Verwesung.
Und es ist sein Schwert der Tod der Mutter
Und sein Speer der Jammer der Verlaßnen,
Und am Ende wird er dich erwürgen
Mit den reinen Händen der Jeschute.
Zittre jetzt in Wollust und in Grauen,
Denn du wirst ihm in die Augen schauen!
Ihm die Hülle reißen vom Gesichte,
Denn es ist der finstre, nicht der lichte:
Gott...
Und Parzival ritt zum Gerichte.

Nun Verbittrung, Gift von sieben Jahren,
Nun die maßenlose Herzverhärtung,
Ewige Öde, Einsamkeit und Marter
Allen Leidens, seinethalb gelitten;
Blutes alles Dorren, nie geweinte
Tränen und die durchgekeuchten Nächte,
Blindheit, Pest und letzter Ohnmacht Zittern:
Alle bösen höllenhaften Kräfte
Dieser Jahre rafft' er jetzt zusammen:
In die Fäuste, die des Schildes Spangen
Preßten und gesenkten Schaft der Lanze,
Schenkel, die sich um die Sattelgurten

Digitized by Google

Legten so wie Zangen, in die Zähne,
Die zusammgeknirschten, in die Augen,
Die wie Wölfe heulten durch Gegitter,
Flammenrachen durch die Stäbe zwängend:
So verzehrt' er den, der da entgegen
Sprengte, finster aufgetürmten Leibes
Als ein riesenhafter Stellvertreter,
Den sich Gott gemacht aus Leib und Eisen.
Rennend, selbst umrannt von Feuerkreisen,
Schon im Stoß mit vorgebognem Rumpfe,
Schnaubte, rauchte, jauchzt' er im Triumphe:
Leibhaft! kommst du? Leibhaft aus dem Sumpfe!
Blutvergifter! Mörder! Augentrüber!
Ich bestehe dich! Ich bin dir über!

Und er glaubte, wie aus Donnerwettern
Blitz und Feuerstrom herauszuschmettern,
Glaubte sporenpeitschend durchzubrennen,
Durchzubohren, durchzurennen,
Hinzumalmen Jenen im Gerassel.
Parzival, o nein! — Ein Krach, Geprassel:
Beide Schäfte sprangen hoch in Splitter,
Und vorüberfegend im Gewitter,
Sah er den Koloß im Sattel sitzen
Wie ein Eisenbollwerk; aus den Schlitzen
Der Vinteile stach ein schräges Blitzen.

Aber stracks, den Speerstumpf von sich schleudernd,
Hengst herumgeworfen, sah er Jenen
Aus dem Sattel springen, sprang zur Erde,
Und die Klinge aus der Scheide reißend,
Rannt' er ihm entgegen, doppelhändig
Diesen Flamberg schwingend überm Haupte,
Der ihm schien zu Wolken hochgefahren,

Digitized by Google

Semel, dieses Schwert, das diesem Griffe
Folgt' im Ruck, gespart in sieben Jahren:
Und da schmetterten sie sich zusammen.
Die Zweihände-Schwerter, Eisenkeulen,
Hochgeschwungen, wirbelnd, daß sie hackten,
Pfiffen, zischten, klangen, gellten, krachten
Aufeinander, auf die Helmesdecken,
Durch Minuten prasselndes Gehämmer.
In den atemlosen Kampfespausen
Maßen sie sich mit den Mörderaugen
Maßlos gierig aus den Eisenmasken,
Aufgestemmt die Schwerter vor sich mannshoch,
Keuchend, rauchend aus gesperrten Mündern,
Und die Brüste schwollen, daß sie wogten.
Rannten wiederum danach zusammen,
Jetzt geblendet von dem ersten Blute,
Blinder hauend jetzt auf ihre Panzer,
Daß es spritzte von gehackten Stücken,
Funken, Spangen, Schnallen, Ringe sprangen,
Und die kleinen hellen roten Quellen
Liefen überall geschwinde, tropften,
Rannen, rieselten, und rote Lachen
Standen, wo die Eisenfüße stampften.
Dieses, bis mit hohem Glockenklange
Semel, dieses Schwert zersprang in Stücke.

Da erstarrte mit dem Stumpf in Fäusten
Parzival. Er staunte, weil sein Gegner
Innehielt, mit einem dumpfen Staunen.
Semel, dieses Schwert von Gott gegeben?
Gab er das, sich selber zu befehden?
Parzival, du bist ihm ausgeliefert,
Lieferte dich selbst in seine Hände!

Digitized by Google

Noch, geblendet und in einer üblen
Schwäche trunken, sonder Kraft und Willen,
Starrt' er auf den blutbesudelt Schwarzen
Gegenüber, der im schwarzen Hohlweg
Sich verzog und bog in schwarzen Lüften.
Da erkannt' er erst den Gegner gänzlich:
Der ein Gott war, doch von allen Satans-
Künsten brodelte und sie gebrauchte.
Aber da jetzt der die eigne Klinge
Wortlos fortwarf und die Panzer-Arme
Hob und krümmte wie das Untier Grendel,
Schwarzer Riesenkrebs mit stummen Scheren,
Drohend über ihm um Hauptes Höhe,
Ganz verfinstert in den finstern Lüften:
Da begriff er. Und er warf die Arme
Im Triumph entsetzlich der Verzweiflung
Um den Gottes-Kobold, Turm des Todes,
Leib des Herrn, der einen Zweikampf anbot.

Kämpfte diesen Kampf. Er zog aus Jahren
Unverstandner Übung nun die Kräfte.
Nun die Kraft der Ströme und der Quellen,
Kraft der Sommer und der Sonnentage,
Kraft der Jugend, Kraft der süßen Lenze,
Frühster Spiele, Sprünge, Läufe, Tänze,
Und hinüber noch die Knabengrenze:
Kraft aus himmlischen und reinen Dingen,
Als er Vögeln glaubte, Schmetterlingen,
Blumen, Bienen und den heiligen Bäumen,
Und die Kraft aus seinen Heldenträumen:
Kräfte sich mit Kräften so verschlangen,
Sie ergrünten, schimmerten, sie klangen
Glockenrein und einsgestimmt mit allen,

Digitized by Google

Die im Himmel sind ein Wohlgefallen.
Antlitz, kühnes, totenfahles,
Unter Engeln stolz erstrahl' es,
Wert der Krone, Wert des Grales.

Sieben Jahre, sieben Jahre Lebens
Währte dieser Ringekampf des Helden,
Und es stürzten diese Lebensjahre
Durch ihn hin, erbrausend wie ein Regen,
Eine Raserei der Farbenträume
Und ein Regenbogensturz der Bilder,
Wiederholend all, was je gewesen,
Unerschöpflich, unaufhörlich, während
Er im riesig durchgerauschten Ohre
Sonderbare wütende Geräusche
Hört' aus schwarz zusammgeballter Nähe:
Keuchen eigner Kehle und aus fremder,
Zähneknirschen und ersticktes Zischen,
Und der Griffe Aufschlag in den Panzer-
Handschuhn, und das Stampfen von den Sohlen.
Ohne Zeit, unendlich war dies Ringen
Bis zum Augenblicke, wo er, staunend
Aufgewacht, die eignen beiden Hände
Sah, hineingezwängt in jenen Halsberg,
Und sie würgend kneteten lebendige
Kehle, und der schwarze Koboldriese
Ab von ihnen hing, und weißer Dampf ihm
Röhrend aus dem schwarzen Munde zischte.
Eine selige Bewegung macht' ihn
Lächeln, und er würgte, sah sich krümmen
Jenen, Arme fallen, kraftlos greifen,
Sah ihn hangen, knien, und würgte, spürend,
Wie den Hals ein letzter Ansturm blähte...

Digitized by Google

Weckt' ihn eine Stimme, flehend nahe:
„Töte nicht!" Und nicht sogleich begreifend,
Daß es ihm galt, hört' ers dringlich wieder:
„Töte nicht!" und sah, nach oben blickend,
Eines Engels Glorien-Antlitz liebreich
Über ihn geneigt. Der fast Erwürgte
Dröhnt' am Boden. Selber taumelnd, fiel er
Drüber, stützte sich, erschöpften Auges
Starrend nach dem Augenpaar darunter;
Sah: aus zugefallnen Lidern mühte
Sich hervor ein Blicken voll Geheimnis,
Dunkel; doch es war da nichts als dieses:
Blick der Kreatur, vom Tod erwachend.

Parzivaln verließen seine Kräfte;
Sah die Halme und das Moos am Boden
Seltsam näher kommen, und ihn schwemmte
Jäh ein ungeheures Schluchzen: Sieger!
In barmherziges Dunkel. Am Zerfließen,
Fühlt' er glücklich allen alten Odem,
Alles Blut sich rück zu Gott ergießen.

Aus dem soeben erschienenen Versroman in drei Kreisen „Parzival".

* * *

JOHANN GEORG HAMANNS BEKEHRUNG

ICH erhielt endlich meinen Wunsch, nach England zu gehen, mit den freigebigsten Aufdringungen. Der letzte Ort meiner Bestimmung gab mir noch meine einzige und letzte Hoffnung ein; ein lächerlich Vorurteil für dieses Land unterstützte selbige, das ich immer als die Heimat oder den rechten Grund und Boden für meine abenteuerliche Denkungs- und Lebensart angesehen hatte. Ich verließ am Gründonnerstage oder Karfreitage, den ich für unnötig hielt zu heiligen, weil er in

Digitized by Google

Holland und England nicht als ein Fest angesehn wird, auf einer Treckschüte Amsterdam, feierte die ersten Ostertage in Leyden in der größten Unordnung und Unterdrückung des Gemüts. Hierauf ging ich nach Rotterdam, wo ich im Swienshoefd oder Schweinskopf einkehrte, dem besten Wirtshause, und daselbst einen jungen Engländer fand, mit dem ich von Amsterdam nach Leyden gegangen war, der Gesellschaft suchte. Dies war mir sehr angenehm, und ich machte mir bereits schmeichelhafte Einbildungen von seiner Bekanntschaft, die ein schlechtes Ende hatte. Wir bedungen uns eine Jacht nach Helvoetsluys, wo denselben Tag, den 16. April, das Paketboot abging; es war Sonnabend. Wir langten den folgenden Sonntag in einer ziemlich starken Gesellschaft, unter der auch ein junger Bremer war, der der Sprache wegen nach England ging und zu studieren gedachte, bei sehr gutem Winde in Harwich des Abends an, ohne daß ich einigen Anstoß der Seekrankheit gefühlt hatte, Schwindel und einige Übelkeit ausgenommen. Wir mieteten uns den Morgen darauf, Montags, eine Post. Mein Engländer, dessen Namen Shepherd, war ein Studierender, der auch auf Reisen in Holland ausgegangen und mit ebensoviel Nutzen als ich, weil er keine andre Sprache als seine eigne verstand, und ein Katholik, wo ich nicht irre. Ich fand ihn morgens auf Knieen beten und wunderte mich teils, erbaute mich teils an seiner Andacht, daß ich daher mehr Vertrauen zu ihm faßte. Er hatte sich angeboten, mich für 2 Guineen nach London mit allen Unkosten des Zollhauses und anderer Ausgaben zu schaffen. Ich gab ihm selbige; er gab mir aber ungefähr eine halbe Guinee auf dem halben Weg zurück mit vieler Angst und sagte, ich möchte das übrige selbst bezahlen. Ich hatte mit seiner Unruhe so viel Mitleiden und für seine Aufführung so viel Verachtung, daß ich nicht drang auf eine weitere Befriedigung. Er hatte es vielleicht aus Not getan, weil ich ihm selbst in

Digitized by Google

London bei meiner Ankunft noch einen Schilling vorschießen mußte, den ich so wenig als ihn selbst wieder gesehen.

Wir kamen denselben Abend sehr spät den 18. April 1757 in London an, wo ich mit meinem Bremer eine sehr unruhige Nacht in der Inn hatte, weil selbige als eine Mördergrube in unsern Augen vorkam und voller Gesindel zu sein schien, unsre Stube so sehr unsicher war, daß jeder ins Fenster einsteigen konnte, der uns nicht hätte durch die Tür aufwecken wollen. In London sind alle Fenster aufzuschieben.

Ich schöpfte einige Tage Odem, ehe ich mich meiner Geschäfte annahm, hatte nebst meinem Bremer, der in Begleitung eines Führers und Freundes, der ein junger Kaufmann war und seine Schwester heiraten sollte, ein gutes Wirtshaus gefunden. Nachdem ich einen Mietslakai angenommen hatte, war die erste Torheit, die ich beging, einen Marktschreier aufzusuchen, von dem ich gehört hatte, daß er alle Fehler der Sprache heilen könnte. Er lebt in Islington. Ich erkundigte mich in einem deutschen Wirtshause nach ihm, wo man ihn sehr wohl kannte und mir gestand, daß er einige Kuren getan hätte, die ihn berühmt gemacht; man könnte aber nicht die Ursache meiner Bedürfnis sehen. Ich ging und fand einen alten Mann, der mich untersuchte und nichts an meinen Werkzeugen der Sprache sehn konnte, der mir sein Haus und eine große Summe Geldes zur Bedingung seiner Kur machte, wo ich eine gewisse Zeit lang nichts reden und endlich buchstabieren sollte. Mehr konnte ich von seiner Methode nicht herausbringen. Ich mußte also meine Geschäfte mit der alten Zunge und mit dem alten Herzen anfangen. Ich entdeckte selbige denjenigen, an die ich gewiesen war; man erstaunte über die Wichtigkeit meiner Angelegenheit, noch mehr über die Art der Ausführung und vielleicht am meisten über die Wahl der Person, der man selbige anvertraut hatte. Nachdem man sich von der ersten Bewunderung erholt hatte, fing man

Digitized by Google

an zu lächeln — dreist seine Herzensmeinung zu entdecken — über diejenigen, die mich gesendet hätten, wozu ich gekommen war, und beklagte mich selbst. Alle diese Dinge beunruhigten mich und brachten mich zugleich auf. Ich arbeitete endlich an einem Memorial an den russischen Abgesandten — das war alles, was ich tun konnte. Er benahm mir alle Hoffnung, etwas auszurichten, und gab mir desto mehr Versicherungen von seinem Eifer, mir zu dienen, damit der letzte vielleicht angerechnet werden sollte, wenn die erste eintraf. Es gibt gewisse Stellen und gewisse Geschäfte, die man am besten und mit der größten Ehre verwalten kann, wenn man nichts oder so wenig als möglich tut. Sollten wir es uns einen Ernst sein lassen, alles mögliche in acht zu nehmen, so würden wir erstlich unsre Bequemlichkeit und Ruhe sehr hintansetzen müssen, uns großer Gefahr und Verantwortung aussetzen, uns vielleicht Feinde machen, Opfer unsers guten Willens und Unvermögens werden. — In diesen Umständen befindet sich ein Minister, der Hochverrat seiner Pflichten, der Ehre desjenigen, in dessen Namen er da ist, usw. als Klugheit und Vorsichtigkeit ansieht, der das Interesse anderer unterdrückt seiner eignen Sicherheit wegen, der Schwierigkeiten für Unmöglichkeiten ansieht. Ich glaubte also, daß ich nach eben den Regeln in meinen Geschäften verfahren müßte, so wenig als möglich tun, um nicht die Unkosten zu häufen, mir durch übereilte Schritte Blößen zu geben und Schande zu machen; und dies Wenige mußte ich als alles, was füglich und tunlich war, ansehn. Ich ging also unterdrückt und taumelnd hin und her, hatte keinen Menschen, dem ich mich entdecken, und der mir raten oder helfen konnte. Ich war der Verzweiflung nahe und suchte, in lauter Zerstreuungen selbige aufzuhalten und zu unterdrücken. Was Blindheit, was Raserei, ja Frevel war, kam mir als das einzige Rettungsmittel vor. Laß die Welt gehen, wie sie geht — mit der Lästerung eines Vertrauens auf die

Digitized by Google

Vorsehung, die wunderlich hilft — nimm alles mit, was dir aufstößt, um dich selbst zu vergessen —, dies war ein System, nach dem ich meine Aufführung einrichten wollte und durch jeden unglücklichen Versuch niederfiel, das ich aber wieder aufbaute zu eben der Absicht. Mein Vorsatz war nichts als eine Gelegenheit — eine gute Gelegenheit. Gott weiß, was ich nicht dafür angesehn hätte, um meine Schulden bezahlen und wieder frei in einer neuen Tollheit anfangen zu können. Ich gab also alles auf, die leeren Versuche, in die ich durch Briefe, durch die Vorstellungen der Freundschaft und Erkenntlichkeit aufwachte, waren lauter Schein, faules Holz, Irrlichter, die Sumpf zu ihrer Mutter haben. Nichts als die Einbildung eines irrenden Ritters und die Schellen meiner Narrenkappe waren meine gute Laune und mein Heldenmut. Ich hatte in Berlin die Torheit gehabt, eine Woche lang bei dem Lautenisten Baron Stunden zu nehmen; mein redlicher Vater hatte mich erinnert und deswegen gestraft, ich sollte an meinen Beruf und an meine Augen denken. Dies war umsonst gewesen. Der Satan versuchte mich wieder mit der Laute, die mir in Berlin Verdruß gemacht hatte, weil ich eine geliehene unwissender Weise einem armen Studenten Viermetz verdorben hatte, der sich von der Musik ernährte, und dem ich keine Genugtuung dafür erwiesen, sondern vielmehr durch seine sehr bescheidene und rührende Empfindlichkeit im Herzen beleidigt worden war. Ich fing daher wieder an, nach einer Laute zu fragen, als wenn mein ganzes Glück auf dieses Instrument, in dem ich so wenig musikalische Stärke besitze, ankäme. Es war nicht möglich, eine zu finden, und man sagte mir, daß es nicht mehr als einen einzigen in London gäbe, der schweres Geld damit hätte verdienen können, jetzt aber als ein Junker lebte. Ich brannte, diesen Sohn der weißen Henne kennen zu lernen, und hatte meinen Wunsch. Wie sehr bin ich durch denselben gestraft worden! Er wurde mein Vertrauter, ich ging täglich

Digitized by Google

aus und ein, verzog mich in seine Nachbarschaft; er hatte sein eigen Haus, unterhielt eine Hure — er bot mir alles an. So sehr mich mein Urteil, mein erstes, von ihm entfernt hatte, so viele Bedenklichkeiten ich über seinen Charakter in meinem Sinn hegte, so wurde alles von ihm eben gemacht. Ich glaubte jetzt gefunden zu haben, was ich wollte — du kannst durch ihn bekannt werden, du hast jetzt wenigstens einen Menschen, mit dem du umgehen kannst, du hast ein Haus, wo du dich zerstreuen kannst, du kannst dich auf der Laute üben und an seine Stelle treten, du kannst so glücklich als er werden. — Ich danke dem lieben Gott, daß er mich lieber gehabt, und daß er mich von einem Menschen los gemacht, an den ich mich wie ein Mühlensklave gekuppelt hatte, um einen gleichen Gang der Sünde und Laster mit ihm zu tun.

Mein blindes Herz ließ mir gute Absichten bei meiner Vereinigung sehen, einem Menschen, der ohne Erziehung und Grundsätze war, Geschmack und die letztern einzuflößen. Ich Blinder wollte ein Wegweiser eines andern sein oder vielleicht ihn unterrichten, zierlich zu sündigen, Vernunft zur Bosheit zu drehen. — Ich fraß umsonst, ich soff umsonst, ich buhlte umsonst, ich rann umsonst; Völlerei und Nachdenken, Lesen und Büberei, Fleiß und üppiger Müßiggang wurden umsonst abgewechselt; ich schweifte in beiden, umsonst in beiden aus. Ich änderte in drei Vierteljahren fast monatlich meinen Aufenthalt, ich fand nirgends Ruhe; alles war betrügerisch, niederträchtig, eigennützig Volk.

Endlich erhielt ich den letzten Stoß an der Entdeckung meines Freundes, der mir schon unendlich viele Merkmale des Verdachts gegeben hatte, die ich unterdrückte. Ich erfuhr, daß er auf eine schändliche Art von einem reichen Engländer unterhalten wurde. Er war unter dem Namen Senel bekannt, gab sich aber für einen deutschen Baron aus, hatte eine Schwester in London, die auf ebensolche Art vermutlich

Digitized by Google

von dem ... ischen Abgesandten unterhalten ward und unter dem Namen einer Frau von Perl einen Sohn hatte ... Ich erschrak über dieses Gerücht und wollte Gewißheit haben. Er hatte mir einen Pack Briefe längstens anvertraut, die er abzufordern vergessen hatte ungeachtet ihrer vorgegebenen Wichtigkeit, und die ich ihm auch nicht, ich weiß nicht aus welcher Ahndung, zurückgegeben, ohne daß es mir jemals eingefallen war, sein Vertrauen zu mißbrauchen. Sie waren sehr los gesiegelt. Ich konnte jetzt nicht der Versuchung widerstehn, aus selbigen Gewißheit zu haben. Ich erbrach solche daher und machte mir selbst die Entschuldigung, falls ich nichts hierin in Ansehung des ihm beigelegten Verbrechens finden würde, sie ihm mit dem aufrichtigen Bekenntnis meines begangnen Vorwitzes wiederzugeben und ihm in Ansehung des übrigen alle mögliche Verschwiegenheit zu verschwören; zugleich aber ihm meine Freundschaft aufzusagen, wofern ich andre Geheimnisse entdeckt, die meinen Grundsätzen widersprochen hätten. Ich fand leider zu viel, um mich von seiner Schande zu überzeugen. Es waren abscheuliche und lächerliche Liebesbriefe, deren Hand ich kannte, daß sie von seinem vorgegebnen guten Freunde waren.

Ich war sehr unruhig über meine Maßregeln, glaubte aber aus Klugheit genötigt zu sein, einige Briefe zurückzubehalten, worin die größten Proben seines Verbrechens enthalten waren, und den Gebrauch davon der Zeit und den Umständen zu überlassen. Er hatte sich einige Zeit auf dem Lande bei den Gesellen und Lohnherrn seiner Bosheit aufgehalten. Als er zurückkam, forderte er mit vieler Behutsamkeit seine Briefe ab, die ich ihm mit einiger Unruhe einhändigte, und die er mit ebensoviel und mehr annahm. Ich wollte mich ihm entdecken und meine Vorstellungen deswegen machen. Daher ließ ich mir gefallen, auf den vorigen Fuß, wiewohl ohne das Herz mehr, mich wieder einzulassen. Es schien, er hatte mich bloß

Digitized by Google

zu schonen gesucht, um zu entdecken, ob ich von dem Geheimnisse der Bosheit etwas wüßte. Wie ich ihn darüber schien ruhig gemacht zu haben, glaubte er sich mir allmählich mit gutem Fug entziehn zu können. Ich kam ihm zuvor und hatte eine andre Entschließung gefaßt, an den Engländer, den ich kannte, selbst zu schreiben, um ihm die Schändlichkeit und Gefahr seiner Verbindung mit seinem Nebenbösewicht vorzustellen. Ich tat dies mit so viel Nachdruck, als ich fähig war, verfehlte aber meines Endzweckes; anstatt sie zu trennen, vereinigten sie sich, um mir den Mund zu stopfen.

Unterdessen war ich auf ein Kaffeehaus gezogen, weil ich keine Seele zum Umgange mehr hatte, einige Aufmunterung in öffentlichen Gesellschaften zu haben und durch diesen Weg vielleicht bekannt zu werden und eine Brücke zum Glück zu bauen. Dies war immer die erste Absicht aller meiner Handlungen. Es war mir zu teuer und zu verführerisch, länger auszuhalten; ich war bis auf einige Guineen geschmolzen und mußte mich wieder verändern. Ich ging voller Angst und Sorgen aus, um ein neues Zimmer zu haben. Gott war so gnädig, mich eines finden zu lassen, in dem ich noch bin, bei sehr ehrlichen und guten Leuten seit dem 8. Februar dieses 1758sten Jahres, in Marborough-Street bei Mr. Collins. Es sind beides junge Leute, die sich eine Ehre daraus machen, jedermann zu bekennen, daß sie Bediente gewesen, die einen kleinen Handel angefangen, den Gott sichtbar gesegnet, und die dies mit Dank, anhaltendem Fleiß und Demut erkennen. Es ist eine besondre Gunst der Vorsehung, daß sie mich dieses Haus hat finden lassen, in dem ich auf die billigste und zufriedenste Art lebe, weil ich nicht um einen Heller fürchten darf übersetzt zu werden und die beste Aufwartung umsonst genieße. Ich habe gedacht, wozu mich Gott nicht eher dieses Haus hat finden lassen, das mich hätte früher retten können. Er weiß allein die Zeit, die beste Zeit, uns den Anfang seiner

Digitized by Google

Hilfe zu zeigen. — Wir, die nichts verdienen als Zorn und das Unglück, wonach wir ringen, murren mit Gott, warum er uns nicht eher helfen will, uns, die nicht wollen geholfen sein.

Ich hatte im vorigen Kaffeehaus einen verstopften Leib auf acht Tage lang bisweilen gehabt und einen erstaunlichen Hunger, der nicht zu ersättigen war. Ich hatte das hiesige starke Bier als Wasser in mich gesoffen. Meine Gesundheit daher bei aller der Unordnung der Lebensart und meines Gemüts ist ein göttliches Wunder, ja ohne Zweifel mein Leben selbst und die Erhaltung desselben. Ich habe in diesem Hause nicht mehr, ungeachtet es beinahe drei Monate ist, als höchstens viermal ordentliche Speise gehabt; meine ganze Nahrung ist Wassergrütze und einmal des Tages Kaffee. Gott hat selbige außerordentlich gedeihen lassen, und ich denke mit seinem Beistande so lange als möglich dabei auszuhalten. Die Not ist der stärkste Bewegungsgrund zu dieser Diät gewesen, diese aber vielleicht das einzige Mittel, meinen Leib von den Folgen der Völlerei wiederherzustellen.

Ich habe 150 Pfund Sterling hier durchgebracht und kann und will nicht weitergehn. Meine Schulden in Livland und Kurland belaufen sich also sämtlich über 300 Pf.... Ich habe kein Geld mehr und meine Uhr meinem Wirt gegeben. Die Gesellschaft des gedachten Buben hat mir viele unnütze Ausgaben verursacht; mein öfteres Ausziehn und Umziehn hat mich gleichfalls viel gekostet; ich habe zwei Kleider, davon eines die Weste ziemlich reich besetzt, und einen Haufen Bücher mir angeschafft. Ich wollte in diesem Hause mich allen Umganges entschlagen und mich mit nichts denn meinen Büchern zu trösten suchen, davon ein ziemlicher Teil noch ungelesen oder wenigstens ohne Nachdenken und rechte Anwendung ungenutzt gelesen worden. Gott hatte mir eingegeben, mir gleichfalls eine Bibel anzuschaffen, nach der ich mit vieler

Digitized by Google

Hitze herumlief, ehe ich eine nach meinem Sinn finden konnte, und von der ich ein sehr gleichgültiger Besitzer bisher gewesen. Meine Einsamkeit, die Aussicht eines völligen Mangels und des Bettlerstandes — nach dem ich bisweilen aus Verzweiflung gerungen hatte, weil ich selbst dies als ein Mittel ansah, mich aufzumuntern zu einem kühnen Glücksstreich — ja ich wünschte mir die Armut aus einer ruchloseren Absicht, um den gnädigen Gott meines bisherigen Lebens, der mir allemal im letzten Notfall beigestanden, von neuem und mit Vorsatz mit sündlicher Keckheit zu versuchen —, kurz die Dürre meiner Umstände und die Stärke meines Kummers entzogen mir den Geschmack meiner Bücher. Sie waren mir leidige Tröster, diese Freunde, die ich nicht glaubte entbehren zu können, für deren Gesellschaft ich so eingenommen war, daß ich sie als die einzige Stütze und Zierde des menschlichen Schicksals ansah.

Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften, die mich überschütteten, daß ich öfters nicht Odem schöpfen konnte, bat ich immer Gott um einen Freund, um einen weisen, redlichen Freund, dessen Bild ich nicht mehr kannte. Ich hatte anstatt dessen die Galle der falschen Freundschaft und die Unhinlänglichkeit der bessern gekostet, genug gekostet. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth — war öfters ein Wunsch, den ich tat, ohne den Inhalt desselben recht zu verstehn und einzusehn. Gottlob, ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich in selbiges schlich, da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte. Ich hatte das Alte Testament einmal zu Ende gelesen und das Neue zweimal, wo ich nicht irre in der Zeit. Weil ich also von neuem den Anfang machen wollte, so schien es, als wenn ich eine Decke über meine Vernunft und mein Herz gewahr würde, die mir dieses Buch das erstemal verschlossen hätte. Ich nahm

Digitized by Google

mir daher vor, mit mehr Aufmerksamkeit und in mehr Ordnung und mit mehr Hunger dasselbe zu lesen und meine Gedanken, die mir einfallen würden, dabei aufzusetzen. —

Dieser Anfang, wo ich noch sehr unvollkommene und unlautere Begriffe von Gottes Worte zur Lesung desselben mitbrachte, wurde gleichwohl mit mehr Aufrichtigkeit als ehemals den 13. März von mir gemacht. Je weiter ich kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber, ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, jemals sie demselben zur Seite gesetzt, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. Ich fand die Einheit des göttlichen Willens in der Erlösung Jesu Christi, daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen, die Seele des Menschen aus der Sklaverei, Knechtschaft, Blindheit, Torheit und dem Tode der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit und zu einer Annehmung solcher Güter zu bewegen, über deren Größe wir noch mehr als über unsre Unwürdigkeit oder die Möglichkeit, uns derselben würdig zu machen, erschrecken müssen, wenn sich uns selbige offenbaren. Ich erkannte meine eigenen Verbrechen in der Geschichte des jüdischen Volks, ich las meinen eignen Lebenslauf und dankte Gott für seine Langmut mit diesem seinem Volk, weil nichts als ein solches Beispiel mich zu einer gleichen Hoffnung berechtigen konnte. Vor allen andern fand ich in den Büchern Moses eine seltne Entdeckung, daß die Israeliten, so ein ungeschlacht Volk sie uns vorkommen, in einigen Fällen nichts als dasjenige von Gott ersuchten, was Gott willens war, für sie zu tun, daß sie ebenso lebhaft ihren Ungehorsam als je ein reuender Sünder erkannten und ihre Buße doch gleichwohl ebenso geschwind vergaßen, in der Angst derselben aber um nichts als einen Erlöser, einen Fürsprecher, einen Mittler anriefen, ohne den

Digitized by Google

sie unmöglich Gott weder recht fürchten noch recht lieben konnten. Mit diesen Betrachtungen, die mir sehr geheimnisvoll vorkamen, las ich den 31. März des Abends das 5. Kapitel des 5. Buchs Moses, verfiel in ein tiefes Nachdenken, dachte an Abel, von dem Gott sagte: Die Erde hat ihren Mund aufgetan, um das Blut deines Bruders zu empfangen. — Ich fühlte mein Herz klopfen, ich hörte eine Stimme in der Tiefe desselben seufzen und jammern als die Stimme des Bluts, als die Stimme eines erschlagenen Bruders, der sein Blut rächen wollte, wenn ich selbiges beizeiten nicht hörte und fortführe, mein Ohr gegen selbiges zu verstopfen; — daß eben dies Kain unstetig und flüchtig machte. Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Tränen, und ich konnte es nicht länger — ich konnte es nicht länger meinem Gott verhehlen, daß ich der Brudermörder, der Brudermörder seines eingebornen Sohnes war. Der Geist Gottes fuhr fort, ungeachtet meiner großen Schwachheit, ungeachtet des langen Widerstandes, den ich bisher gegen sein Zeugnis und seine Rührung angewandt hatte, mir das Geheimnis der göttlichen Liebe und die Wohltat des Glaubens an unsern gnädigen und einzigen Heiland immer mehr und mehr zu offenbaren.

Ich fuhr unter Seufzern, die vor Gott vertreten wurden durch einen Ausleger, der ihm teuer und wert ist, in Lesung des göttlichen Wortes fort und genoß eben des Beistandes, unter dem dasselbe geschrieben worden, als des einzigen Weges, den Verstand dieser Schrift zu empfahen, und brachte meine Arbeit mit göttlicher Hülfe, mit außerordentlich reichem Trost und Erquickung ununterbrochen den 21. April zu Ende.

Ich fühle gottlob jetzt mein Herz ruhiger, als ich es jemals in meinem Leben gehabt. In den Augenblicken, worin die Schwermut hat aufsteigen wollen, bin ich mit einem Trost überschwemmt worden, dessen Quelle ich mir selbst nicht zuschreiben kann, und den kein Mensch imstande ist, so über-

Digitized by Google

schwenglich seinem Nächsten einzuflößen. Ich bin erschrocken über den Überfluß desselben. Er verschlang alle Furcht, alle Traurigkeit, alles Mißtrauen, daß ich keine Spur davon in meinem Gemüt mehr finden konnte. Ich bitte Gott, er wolle das Werk segnen, das er in mir angefangen, meinen schwachen Glauben durch sein Wort stärken und den Geist, den gnädigen, den überschwenglichen Geist desselben, den Geist des Friedens, der über alle Vernunft ist und nicht so ein Friede als der, den die Welt gibt, den Geist der Liebe, ohne den wir nichts als Feinde Gottes; und der diesen Wohltäter haßt, wie kann der zeitlich lieben den Geist der Hoffnung, die nicht zuschande werden läßt, wie das Schattenspiel fleischlicher Einbildungen?

Aus den „Gedanken über meinen Lebenslauf" in den von Karl Widmaier herausgegebenen „Schriften".

* * *

STÉPHANE MALLARMÉ
TOMBEAU

Anniversaire — Janvier 1897

LE noir roc courroucé que la bise le roule
Ne s'arrêtera ni sous de pieuses mains
Tâtant sa ressemblance avec les maux humains
Comme pour en bénir quelque funeste moule.

Ici presque toujours si le ramier roucoule
Cet immatériel deuil opprime de maints
Nubiles plis l'astre mûri des lendemains
Dont un scintillement argentera la foule.

Qui cherche, parcourant le solitaire bond
Tantôt extérieur de notre vagabond —
Verlaine? Il est caché parmi l'herbe, Verlaine

Digitized by Google

A ne surprendre que naïvement d'accord
La lèvre sans y boire ou tarir son haleine
Un peu profond ruisseau calomnié la mort.

*

Übertragung von Rainer Maria Rilke

Der schwarze Block im Zorn, daß Wind ihn rolle,
hält sich nicht auf, selbst unter frommer Hand,
die tastend Menschenleid ihn ähnlich fand,
als ob sie arge Gußform segnen solle.

Hier immer fast beim Gurrn des Taubers drückt
dies Trauern ohne Stoff mit manchem Falt
der Mannbarkeit den reifen Stern von bald,
des Schimmer einst die Menge silbern schmückt.

Wer sucht, den einsam er im Sprung gefunden,
im grad noch äußern, unsern Vagabunden —
Verlaine? Er ist im Gras versteckt, Verlaine,

um zu erspähn, verständigt, wie sichs bot,
am Mund, dem atemlos nicht trinkenden,
kaum tiefen Bach, verleumdeten, den Tod.

* * *

FRIEDRICH MICHAEL
ALS DER GROSSVATER DIE GROSSMUTTER NAHM

WENN man einmal in den „Volkstümlichen Liedern" von Hoffmann von Fallersleben die Zeittafeln durchblättert, jene letzten Seiten, auf denen all die oft gesungenen oder auch schon verklungenen Lieder von „Der liebste Buhle, den ich han" bis herab zu „Stolz weht die Flagge Schwarz-weiß-rot" nach der Entstehungszeit aufgezählt sind, so wird man

Digitized by Google

finden, daß es besonders fruchtbare Jahre, rechte Liederjahre, gibt, die mit mageren Zeiten wechseln, und daß oft in einem Jahr eine ganze Reihe noch heute allbekannter Lieder entstanden ist. Von größeren Zeiträumen sind es vornehmlich die letzten drei Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts, die Zeit der Almanache, und die Jahre der Freiheitskriege mit der vorwiegend patriotischen Lyrik, die den Hauptbestand dessen hervorgebracht haben, was heute noch volkstümlich heißen darf.

Aber besser als in diesen Zahlentafeln lassen sich Ursprung und Zusammenströmen der Lieder in Gustav Wustmanns „Liederbuch für altmodische Leute" verfolgen, das vor nahezu vierzig Jahren zum erstenmal unter dem Titel „Als der Großvater die Großmutter nahm" erschien und jetzt in neuer, fünfter Auflage im Insel-Verlag vorliegt. Wustmann hat die Fabeln und Erzählungen, Lieder und Theatergesänge auch in zeitlicher Folge vereinigt, aber geordnet nach den Jahren ihres Erscheinens, ihrer beglückenden Geburt also, nicht ihrer dunklen Zeugung. In dem einen Jahre 1776 etwa findet man neun bekannte Gedichte, Höltys Mailied, Frühlingslied und Trinklied, Millers Abschiedslied an Esmarch („Traurig sehen wir uns an, achten nicht des Weines"), „Was frag ich viel nach Geld und Gut", und seine Gedichte aus dem Siegwart, Overbecks entzückendes Lied „Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün", des Maler-Müllers oft gesungenen Soldatenabschied („Heute scheid ich, heute wandr ich"), Goethes Bundeslied („In allen guten Stunden") und das unvergleichlich schöne Rheinweinlied „Bekränzt mit Laub den lieben, vollen Becher" von Matthias Claudius! Und ist es nicht seltsam, daß die drei meistgesungenen Weihnachtslieder, „Stille Nacht, heilige Nacht", „O du fröhliche" und „O Tannenbaum", fast gleichzeitig, in den Jahren 1818—1820, entstanden sind?

Aber nicht einer leicht erkünstelten „Zahlenmystik" solcher

Digitized by Google

Liederjahre, nicht den tieferen Ursachen für das reiche Wachstum oder auch nur den äußeren Anlässen, die mit dem Hinweis auf die Almanache und die Kriegsereignisse schon angedeutet wurden — den Liedern selbst mit ihrer Rokokoschelmerei oder behäbigeren Biedermeiergrazie gilt hier unsere Teilnahme.

Die Lieder — das sind nicht Volkslieder, aus ungekannten Tiefen aufgestiegene Klänge, sondern volkstümlich gewordene Stücke der Kunstpoesie, Lieder, die man nicht als altes Erbgut, von Mund zu Mund durch Generationen fortgeerbt, eines Tages mitsingend empfing, die man vielmehr in Büchern, vor allem in Almanachen und Journalen las, Lieder, deren Schöpfer zwar über der oft zersungenen Dichtung ganz in Vergessenheit geraten konnten, uns aber fast durchweg bekannt sind. Und es sind — die Beispiele zeigten es schon — klangvolle Namen unter ihren Dichtern: Gellert und Hagedorn, Bürger und Hölty, Goethe und Schiller. Aber ihre Gegenwart in dieser Sammlung war nicht dank ihres Namens selbstverständlich, sie mußten nicht, sie durften hier erscheinen, weil auch sie wie zahllose minder berühmte Poeten sich in die Herzen der Großvaterwelt eingesungen haben. Denn es ist nicht die große Literatur, aus der hier eine durch ästhetische Werte bedingte Wahl von Gedichten vereinigt wurde, es ist die Dichtung, die im Familienkreis des gebildeten Mittelstandes heimisch war, anhebend um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als Gellerts Fabeln, Sperontes' „Singende Muse an der Pleiße" und Weißes Operetten beliebt waren, und durch ein Jahrhundert fortschreitend bis zu Kopischs „Heinzelmännchen", zum Lied vom meerumschlungenen Schleswig-Holstein und zu Lortzings und Marschners Opern.

Es ist, wenn man es mit einem, freilich nicht alles umfassenden Worte bezeichnen will, die Zeit der guten Nachbarschaft, und die Gedichte sind zum großen Teil im Gemeinschafts-

Digitized by Google

gefühl der nachbarlichen, brüderlichen Nähe der lieben Mitmenschen entstanden. Es hat seine tiefere Bedeutung, daß man in der Sammlung viermal den Titel „Gesellschaftslied" und fünf „Trinklieder" findet, nicht zu gedenken der „Rundgesänge" und der Lieder gleichen Charakters ohne solchen bezeichnenden Titel. Diese Lieder sind beste Poesie, wenn man sich an Goethes Worte erinnern will: „Einer Gesellschaft von Freunden harmonische Stimmungen zu geben und manches aufzuregen, was bei den Zusammenkünften der besten Menschen so oft nur stockt, sollte von Rechts wegen die beste Poesie sein."

Vulpius, der hier neben dem Schwager Goethe gleiches Daseinsrecht hat wie der arg verspottete Schmidt von Werneuchen, läßt ein Gedicht, das im übrigen unbedeutend ist und darum nicht in die Sammlung einging, mit den Worten beginnen:

Gesundheit, Herr Nachbar! Mein Gläschen ist leer!
Herr Bruder, Herr Vetter, nun rücken Sie her!
Wir wollen eins trinken und munter uns zeigen,
Wir wollen das Gläschen dem Nachbar hinreichen;
Wir wollen nun trinken, bis alles ist leer!
Wenn's immer, wenn's immer, wenn's immer so wär!

Da ist alles beisammen: Nachbar, Bruder, Vetter; Geselligkeit und der gute Tropfen! „Lieber Nachbar, ach borgt mir doch Eure Latern", läßt Ernst Anschütz seine Biederleute singen, und Claudius' „Abendlied" vom Mond und den goldenen Sternlein schließt „unsern kranken Nachbar" auch ins Gebet. Der Herr Bruder kommt aus der Studentenwelt: „Brüder, laßt uns lustig sein", singt Günther, „Herr Bruder, trink's aufs Wohlsein deiner Schönen", heißt's im Lied „Vom hoh'n Olymp", und es ist nur ein Schritt zu jener „großen Brüderschaft", der Menschheit, der Samuel Gottlieb Bürdes „Rund-

Digitized by Google

gesang für Fröhliche" den Friedensgruß entbietet, die in stärkerem Ton politischen Kampfes Schubart in seiner „Fürstengruft" krönt und der dann Schiller sein „Seid umschlungen, Millionen!" zujubelt.

Der Herr Vetter aber, das ist der Schwerenöter, der sich aus dem Kreis der schwärmenden Brüder fortstiehlt, der es den andern überläßt, aufs Wohlsein ihrer Schönen zu trinken, während er seine Schönste im Arm hält. Das ist der Vetter Michel, von dem sie singen:

Vetter Michel war gestern abend hie,
Er stieß das Mädel an das Knie,
Das Mädel lacht, das Mädel schreit,
Vetter Michel ist es, der da freit.

Und Traugott Benjamin Bergers „Vergnügtes Bauermädchen" weiß:

Mein guter Michel liebet mich
Voll deutscher Redlichkeit,
Wie er mich liebt, liebt sicherlich
Kein Bauer weit und breit.

Der Herr Vetter freit, und es dauert nicht lange, so kann er ein Familiengemälde bestellen: „Mein Herr Maler! wollt' er wohl all uns konterfeien?", ein Bild, auf dem Weib und Sohn und drei Töchter, aber auch, als Folie, das ganze Dorf mit der Kirche zu sehen sein müssen!

Nicht jedem ist das Glück so hold: der andere „Michel", dem wir in Tiedges Lied „Ich bin der Hexe gar zu gut" begegnen, verzehrt sich vergebens in Liebe und Eifersucht, „spaßt dieser oder der mit ihr beim Abendzeitvertreib". Und den Bauer gar, dessen Klagelied Johann Martin Miller singt, tröstet nichts mehr: „Denn ach! mein Hannchen fehlet mir ..."

Liebesleid, Todessehnsucht — es sind die Molltöne der Empfindsamkeit, die in den Bezirken der kleineren Geister zur

Digitized by Google

Sentimentalität wird. Hölty ist nicht frei davon in seiner „Elegie auf ein Landmädchen", über dessen Grab ein Turteltaubenpaar in der Kirchhofslinde nistet — Tauben, die sich wohl über dem Lieblingsplatz der Lebenden, über der kleinen Gartenlaube oder der oft besungenen Rasenbank schnäbelten —, und der Freiherr von Reitzenstein weiß für „Lotte bei Werthers Grab", wenn sie einsam auf der Rasenstelle weilt, „wo uns oft der späte Mond belauscht", auch keine schönere Hoffnung für das Wiedersehen im Jenseits als „eine Myrtenlaube". Der Gottesacker mit den wehenden Zypressen, das kühle Grab, der Totenhügel unter Rosen und Lilien der Geliebten, die Ruhe im Grabe, die Handvoll Erde, die der Freund traurig hinabwirft — das sind Bilder, deren matte Farben auf der Palette dieser gefühlsseligen Maler immer wiederkehren, aber nicht immer heute noch gleiche Gefühle wecken.

Um so tiefer ergreifen die echten Töne der Trauer in den Versen des Matthias Claudius: „Friede sei um diesen Grabstein her!" mit den oft nachgesprochenen Schlußworten: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr!" — und jenes schönste Lied des Freiherrn von Salis-Sewis: „Ins stille Land! Wer leitet uns hinüber!" das 1805 zuerst im Taschenbuch „Iris" erschien und dem Jacobi „gleich die freudige Aufnahme weissagte, die es überall gefunden hat". Man liebte diese Lieder, man fand seinen Trost in ihnen, man hatte sie im Herzen und vor Augen, wie uns der Gothaer Hoftheaterleiter und Kriegsdirektor Reichard am Schluß seiner Selbstbiographie bezeugt: „Mir bleibt nichts übrig, als vorzuschauen in das Land meiner Toten, und hier mit den Worten meines Freundes, des herrlichen Sängers Salis-Sewis, zu enden, die in meinem Zimmer unter einer Urne stehen: „In's stille Land..."

Noch in anderer Art aber wird das Jenseits im Bereich dieser Dichtung beschworen: aus dem mitternächtigen Grab

Digitized by Google

steigt die ehmals geliebte Wilhelmine und stört im Sterbekleid Wilhelmen, der bei seiner Neuvermählten liegt, Bürgers Pfarrerstochter von Taubenhain flimmert und flammert als Flämmchen um den Unkenteich gar schaurig, und aus einem anderen Teiche, den August Langbein zum Leichen-Reim bemüht, hört man die „Wehklage", bis man „die Brust an Brust erstarrten" Liebesleute findet und ihnen einen Leichenstein setzt, auf dem sich natürlich zwei Tauben schnäbeln.

Es ist die Schauerballade, die mit einigen Stücken hier vertreten sein muß, die uns heute ergötzt, aber wohl auch schon zur Zeit ihrer Blüte nicht jedem das kalte Grausen ins Blut jagte. Hier ist Goeckingks „Luischen" nicht zu missen: mit ihrem Bruder kommt sie ums Leben und in einen Sarg, für den sogar ein wohl Goeckingks Leier zu dankender Ort „Warg" bei Leipzig existiert. Hierher gehören, vom gleichen Dichter, „Fritz der Näscher", der statt Zucker „größtenteils Arsenicum" schluckt und sich so „mördrisch" umbringt, und „Die Fischer", die Kinder des Herrn von Haren, die beim Fischen ertrinken, natürlich auf dem Gutsteich zu Wölbst, das sich spaßhafterweise auf „selbst" reimen muß.

Neben solcher Komik, die unfreiwillig ist und vielleicht auch von manchem gemütvolleren Leser unserer Tage nicht als solche empfunden wird, stehen zahlreiche lustige Fabeln, heitere Erzählungen, freundliche Gesänge. Ich brauche nur an die köstliche „Widersprecherin" des deutschen Fabelmeisters Gellert zu erinnern, an Langbeins „Gerichtsverwalter", an Tiedges „Lied von der schönen Schifferin", die der Sonne geschworen hat, sie solle sie nie mehr tanzen sehen, und beim nächtlichen Tanz der drohenden Stimme von oben keck ihre astronomisch-geographische Bildung beweist:

„Die Sonn' ist in Amerika jetzt,
Und dem Mond hab ich gar nichts versprochen!"

Auch die Kriegszeit hat neben den ernsten, von Begeisterung

Digitized by Google

befeuerten Liedern einige lustige Stücklein ins Leben geweckt: Johann Heinrich Kärner — wer kennt den Feldprediger und späteren Rittergutsbesitzer sonst? — schuf das Abenteuer vom gelehrigen Bauern, der stolz darauf ist, mit seinem Französisch sich das Leben gerettet zu haben, und die Geschichte von den kleinen Krebsen, als welche die Herren Weltbesieger aus Frankreich die deutschen Bäckerschwaben sich munden lassen.

Manche Linie der geistigen Entwicklung des deutschen Bürgertums und des Geschmackswandels seiner Sänger ließe sich an diesem Jahrhundert von Liedern zeigen: von der philisterhaften Stubenhockerei etwa, die sich bei Kaffee und Knaster auf dem Kanapee vergnügt, hin zu dem naturfroheren Dichter der Rousseau-Zeit, der das einst so geliebte Kanapee nur noch vergleichsweise nennt:

Unterm Strauß voll Hagerosen
Auf dem rotgeblümten Klee
Könnten wir so traulich kosen
Wie auf seidnem Kanapee.

Oder etwa der Weg der langsamen Politisierung, vom schwärmerischen Weltbürgertum zum tatenfrohen Nationalbewußtsein.

Aber es bleibe das Vergnügen des Lesers, solchen heimlichen Pfaden der Dichtung nachzuspüren. Er wird vielleicht manche überraschende Entdeckung machen, auch was die Autorschaft des einen und anderen Gedichts anlangt. Denn ist nicht die irrige Meinung auch heute noch verbreitet, die Verse:

Was vergangen, kehrt nicht wieder;
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück —

stammten von Goethe? Manches heute noch zitierte Wort steht zuerst in diesen alten Liedern, und selbst der neue Roman minderen Ranges entlieh ihnen seine Titel: „Mag auch die Liebe weinen!"

Digitized by Google

Der Liebhaber des volkstümlichen Liedes weiß, wie einzelne Lieder durch „Zersingen" entstellt werden. Das kann auch sehr lustig mit Absicht geschehen, etwa in der Erzählung vom Fleischermeister Schnell, dem „ein Mann mit Knotenstock im Blicke" begegnet („Ein Mann mit Knotenstock — im Blicke mehr tiefen Gram als Herzenstücke"), oder im „Luischen", wo plötzlich ein „Doktor Liebeskind" spricht („Ja, sprach der Doktor, liebes Kind"), oder endlich im „Kanonenlied", das seinen Titel den schönen Worten dankt: „Nie kann ohne Wonne deinen Blick ich sehn."

Die Schätze dieses Großvaterbuchs, das man wohl Gustav Wustmanns schönstes, lebendigstes Werk nennen darf, sind mit alledem nur angedeutet. Manches Gedicht mag der Kenner vermissen, anstelle einiger ausgeschiedener Stücke wird ihm ein Zuwachs von über vierzig Gedichten willkommen sein. Die Bearbeiter hatten die Hoffnung, auch einen früher geäußerten Wunsch zu erfüllen: der Berner „Bund" schrieb in einer Besprechung des Buches im Jahre 1886: „Aber ‚Traugott laß den Affen los' haben wir darin vergebens gesucht." Leider blieb dies Gedicht, das sich wohl in den Rahmen der Sammlung fügen könnte, trotz Umfrage bei deutschen und schweizerischen Liedforschern unerreichbar. Vielleicht kann hier ein Leser helfen.

* * *

RUDOLF KASSNER
DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK

Unter diesem Titel ist soeben im Insel-Verlag ein neues Buch von Rudolf Kassner erschienen. Ihm sind die folgenden Kapitel entnommen.

JE reicher eine Gesellschaft, eine Rasse, eine Nation, ein Zeitalter an Typen ist, um so eindeutiger sind die Menschen, um so tiefer, um so entschlossener und entschiedener in ihren Handlungen und Geschicken. Der Reichtum an Typen schließt

Digitized by Google

deren Deutlichkeit ein. Und je deutlicher die Typen sind, um so mehr ist das Tun eines Volkes auch ein Wissen, der Ausdruck einer inneren Klarheit. Einem Volk diese Möglichkeit der Bildung von Typen nehmen heißt das Volk zur Masse machen, heißt es entmannen. Ein solches Volk wird auch aus sich heraus keine Führer mehr hervorbringen und darum fremden überantwortet bleiben. Ich will mit dieser Behauptung nur darauf hinweisen, daß Typen und Führer zusammengehören, daß in der Fähigkeit zur Typenbildung die Fähigkeit zur Führerschaft enthalten ist, und erklären, einmal, warum im letzten Grunde der Demiurg nur Typen und keine Einzelfälle zu schaffen hatte, und dann, warum auch die Menschen in dem Maße typischer, eindeutiger, größer waren, je näher — zeitlich — sie dem Demiurgen, dem persönlichen Gott gelebt haben. Was immer sich vom Standpunkt der Metaphysik gegen den persönlichen Gott sagen läßt, soziologisch gesprochen hat der Glaube an ihn die Menschen stärker, schöner, gegenwärtiger und entschlossener gemacht.

Für den, der das Typische erfaßt hat, gibt es nichts, das oberflächlich wäre. Oberflächlich ist nur das Mittelmäßige. Gibt es aber so etwas wie das Mittelmäßige? Oder gibt es nicht vielmehr nur die Vorurteile des Mittelmäßigen? So ist es ein Vorurteil des Mittelmäßigen, daß das Kostüm, das Kleid den wahren Menschen oder dessen Seele verdecke. Typus heißt nun, daß das Kostüm diesen Menschen uns aufschließe oder der Mensch sein Kostüm, sein Werkzeug, sein Hausgerät, seine Waffe einbeziehe und umfasse. In einer Welt ohne Typen, in einer Gesellschaft ohne Stände, Klassen, Ordnungen müßte ein Gesicht in sich eitel, das heißt: nichtig sein, ohne Art, ganz leer, nicht gesehen, nicht da. Sie sehen einem Tischler an, daß er Holz, einem Schmied, daß er Eisen, einem Schneider, daß er mit der Nadel das gefügige Tuch, dem Schuster, daß er mit der Ahle das zähe Leder bearbeitet. Sie werden den, der

Digitized by Google

das Tier schlachtet, nach dessen Gesicht leicht von dem unterscheiden, der es züchtet. Irgendeinem ausgezeichneten Individuum werden Sie den Geiz, wenn er ihn hat, die Leidenschaft des Geizes, das Enge, das Ausdorrende desselben irgendwo im Gesicht, an der Nase, am Mund, an den Händen ansehen. Oft nur für einen Augenblick. Hingegen werden Sie in einem Individuum, das als solches völlig gleichgültig ist, den Typus dessen erkennen, der Tag für Tag Zahlen schreibt, Ziffer neben Ziffer setzt. Sein Gesicht wird unangespannt und anschauungslos sein, wie ein Haufen Zahlen, wie irgendeine Ziffer. Der Mensch wird zu dem, was er anschaut. Und nichts sehen Sie einem Gesicht schneller an, als daß dieses einem Menschen gehöre, der die Dinge und deren Zusammenhang sieht, und jenes einem, der die Dinge nicht sieht, sondern die einen gegen die andern tauscht und auswechselt.

Der Typus als solcher geht schließlich auf die rhythmischen Beziehungen zurück. Typus ist zuletzt Rhythmus. Typus verhält sich zu Rhythmus wie der Raum zur Zeit. In einer zufälligen, unrhythmischen Welt könnte es keine Typen geben. Ordnung ist darum Ordnung nach Typen, ist darum weiter Gestaltung und nur in einer Welt des Gesichtes möglich. Ein bloßer Haufen von Menschen besteht nach inneren Gesetzen nicht aus Gesichtern, sondern aus Karikaturen. Ein Blick auf die Menschen in unseren modernen Großstädten genügt als Beweis.

Typische, ständische Tugenden beruhen zuletzt auf einer Übereinstimmung von Mensch und Welt. Sie sind von anderer Art und Ordnung als die asketischen Tugenden, als die Tugend Pascals, sie haben Geltung innerhalb einer Klasse, eines Standes, einer Stadt, einer Rasse. Sie sind nur dort vorhanden, wo es Stände oder Klassen gibt. Sie sind stets positiv, sie sind durchaus auch Glück. Für den typischen Menschen als solchen, ob er nun der homerischen Welt oder der modernen angehört, ist Tugend Glück und wird es stets bleiben müssen, solange

Digitized by Google

eine Rasse, ein Volk oder ein Zeitalter die Kraft haben werden, neue Typen zu bilden.

Für den Individualisten, für den Erben Kants und der Französischen Revolution, für den Deutschen vor allen andern Völkern ist diese Identifikation von Tugend und Glück entweder falsch oder eine Tautologie. Man darf auch sagen, daß die Maschine und die große Zahl diese typische, ständische Tugend, diese Tugend als Glück oder dieses Glück als Tugend widerlegt und vernichtet oder zumindest in Frage gestellt haben. Für den Europäer mehr als für den Amerikaner. Es hat den Anschein, daß die Maschine in Amerika der Bildung von Typen weniger im Wege sei als in Europa. Dürfen wir nicht im Amerikaner der Vereinigten Staaten einen neuen Typus im Zeitalter eben der Maschine, aus diesem Zeitalter geboren, sehen? Einen flacheren, dünneren, dafür aber bestimmteren und wirksameren, als ihn Europa heute aufbringt? Man ist versucht, vom Amerikaner zu sagen, daß er als erster nach der Antike wiederum in einer Identitätswelt lebe, auf Kosten freilich eben der Tiefendimension. Dieses Geometrische, Flache, Dünne, dafür aber sehr Bestimmte ist der amerikanischen Physiognomie anzusehen und von der Maschine auf diese übergegangen. Es ist keineswegs Mangel an Spontaneität, an welcher der Preuße ungleich mehr leidet als irgendein anderer Mensch auf Erden, es ist vielmehr ein Ineinander des Spontanen und Maschinellen, eine sehr lebendige, gewiß wertvolle Flachheit.

Individualismus als solcher hat nicht nur den größtmöglichen Abstand zwischen Poesie und Leben verursacht, sondern bedeutet ihn auch. Je typischer der Mensch ist, um so geringer wird dieser Abstand, oder um so mehr hat sich die Einbildungskraft des Einzelnen in Maß, in Metrum, in Form umgesetzt. Die Poesie der Alten war typisch. Die streng beobachteten Unterschiede in den Dichtungsformen, die wechseln-

Digitized by Google

den Metren entsprechen der Reichhaltigkeit der Typen in der damaligen Gesellschaft. Die völlige Auflösung dieser Formen- und Typenwelt ist das Werk unseres Literatentums, ist die Arbeit der sogenannten Geistigen. Ein Roman ist nicht mehr Roman, die Tragödie nicht mehr Tragödie, ein Lustspiel nicht mehr Lustspiel usw. So hat der Mensch seine Identität verloren und ist nur noch mehr ein Versuch und bis auf Widerruf gültig, Schauspieler, Dilettant von innen. Im Amerikaner ist dieser Dilettantismus, wenn er vorhanden ist, Seele. Nur so ist das Phänomen Walt Whitman zu fassen. Dessen Bedeutung liegt auf eine besondere Art in seiner Einzigkeit, welche Einzigkeit durchaus korrelativ ist mit dem, was ich die Flachheit des Amerikaners, dessen Zweidimensionalität genannt habe. Sie entspricht auch der Formlosigkeit seines Werkes.

Das an Typen noch reiche achtzehnte Jahrhundert war das letzte, das die Identität von Tugend und Glück zu fordern und zu behaupten wagte. Dann kam Kant, dann die Französische Revolution. Beide zerschlugen diese Identität. Hier liegt die Schicksalsgemeinschaft zwischen Kant und der Französischen Revolution. Es ist gleich töricht, Kant diese Gemeinschaft vorzuwerfen, wie ihn davon loszusprechen oder sie zu leugnen.

Alles Heldentum, alle Religion geht darauf hinaus, die Kluft zwischen dem Individuellen und dem Typischen zu überbrücken, den neuen Menschen, einen neuen Typus zu bilden. Der Fehler des neunzehnten Jahrhunderts war, daß es vom Fortschritt das erwartet hatte, was der Fortschritt niemals schaffen kann. In der Tiefenwelt des Europäers. Daher die Tiefe und Zerrissenheit, die so sehr den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts kennzeichnete und ihm ins Gesicht geschrieben stand.

Je mehr der einzelne Mensch sich als seiner Rasse verbunden fühlt, um so mehr ist nicht nur die Tugend Glück, sondern

Digitized by Google

auch dieses Glück (der Erfolg, die Freude, die Kraft) Tugend. Der Barbar, der Zigeuner, der Mensch also, für welchen der Begriff Individualität keinen Sinn hat, liest die Zeichen nicht im Gesicht, sondern in den Sternen, in den Karten, im Sande, in den Linien der Hand. Für ihn sind diese Zeichen genau so bedeutend wie für uns die Schrift- oder Gesichtszüge. Je mehr ein Mensch dem anderen gleicht, der Sohn dem Vater, in der patriarchalischen Gesellschaft, um so weniger hat es einen Sinn, zu behaupten, allen diesen Abkömmlingen eines Stammes sehe man die Habsucht oder die Wollust oder sonst eine bestimmte Eigenschaft an. Darin liegt auf das bestimmteste die nicht dem Individuum, wohl aber der Rasse eigentümliche Tiefe, daß wir ihr die Eigenschaften nicht vom Gesicht ablesen können. Nur darum, um dieser Tiefe, um des Blutes willen, sind alle Eigenschaften Schicksal. Und dieses Schicksal ist in den Bahnen der Sterne, in den Figuren des Sandes, in der Folge der Karten, in den Linien der Hand ebensogut zu lesen wie in den Zügen des Gesichtes.

Die rancune oder das, was wir seit Nietzsche als ressentiment erkannt haben, zum mindesten das ressentiment des modernen Menschen geht irgendwie auf diesen Mangel an Typischem, an Rundem, an Positivem, auch an Institution zurück. Physiognomisch ist dieser untypische Mensch derselbe, den wir den maßlosen genannt haben, der Mensch mit dem aufgerissenen, aufgeschlitzten, klaffenden Gesicht, der Verdrängte, der Wunde, auch der Unrhythmische, Unelastische, schlecht Heilende. Er ist — um von ihm den allgemeinsten Begriff zu geben — der Mensch, der nicht mehr so aussieht, wie er ist, und nicht mehr so ist, wie er aussieht. Wer außer dem Schauspieler und dem Kinodarsteller hat heute noch sein Gesicht? Und sind darum nicht so viele eben nur Schauspieler, das heißt: Menschen, die eine Rolle zu Ende spielen und dann ganz und gar erschöpft sind? Menschen, die sich

Digitized by Google

übernehmen mußten? Die schreien mußten, sich einmal verkaufen, unter- oder überbieten mußten?

Ich möchte sagen, der geheimste, nie ausgesprochene Sinn aller Institutionen war gegen den Schauspieler gerichtet und diesem feindlich gesinnt. Der Schauspieler allein konnte von dem Sinken und Verfall der meisten Institutionen gewinnen und sich ausbreiten. Er ist der am schnellsten und leichtesten sich bildende Typus. Er stellt sich von selbst ein, wenn alle andern Typen fehlen oder nicht gelingen wollen. (Physiognomisch nicht gelingen wollen.) Er hat nur einen Rivalen in der Schnelligkeit, mit der er sich bildet: den Mann des Sports. Beide Typen sind wie das Innen und Außen des Zeitgesichtes. Es ist nicht Zufall, sondern hängt mit den verborgensten Strömungen unserer Zeit zusammen, daß der eine Typus sehr oft Züge des jüdischen Gesichtes, der andere die des amerikanischen hat.

* * *

KARL THEODOR BLUTH

VERKLÄRUNG

GEFRORENEN Leibes,
wenn es dich gebärend hervorstoßen wird
aus den Schößen der Angst,
werden umherstehen im Licht
mit eisigen Schwingen
und unbewegt mit den grünen,
den hellseherischen Gletscheraugen
die riesigen Engel,
horchend umlagert von den glosenden Wolken der Fäulnis. —

Und herschwingen soll
des Lichtes metallene Stimme,
hingeschleudert ein Fels,
wenn ausbrechen wird
die großformende Weisheit,
hindonnernd ein Wort, aus ihren wie berstenden Mündern. —

Digitized by Google

Und ein fressendes Licht wird hinfegen,
wenn aus ihren Lippen gestoßen wird
ihr großtönender Atem;
und es knäueln und verknoten sich die gewitternden Hände,
wenn erklingend sie dastehn in der heiligen Dreizahl,
ruhend über den massigen Schwertern,
in denen die Bläue der himmlischen Tage zu Feuer ward.
Da beben die Festen:
aber des Meeres irrseliges Leuchten gerinnt. —

Da wird zerglüht und eisig geläutert sein
mein kochender Leib,
ausgerissen mein Herz,
und in meinen Augen der Heiland.
Da werden meine Augenbrauen gerichtet sein,
da werden meine Augen allerwärts ein gradliniges Strahlen sein:
und von dem klaren Geleucht
meines funkelnden Leibes
hinglitten erdwärts mit all den rußfarbenen Kleidern meine Sünden. —

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Unserem Versprechen im vorigen Heft gemäß wollen wir über die Neuigkeiten dieses Jahres berichten. Wir sagen: dieses Jahres; ob sie alle noch heuer werden erscheinen können, ist ungewiß.

Zunächst die einmaligen Ausgaben. Mit der Herausgabe des Ergänzungsbandes zur Faksimile-Ausgabe der Gutenberg-Bibel kommen wir einer schon vor Jahren eingegangenen Verpflichtung nach. An die erste Stelle der Faksimile-Ausgaben dieses Jahres stellen wir die von Bachs eigenhändiger Niederschrift seiner Matthäus-Passion; von dem Stammbuch Zingg war schon die Rede; hinzu

Digitized by Google

kommt als drittes: Töpffers Bibliothèque de mon oncle nach einem von dem Dichter und Künstler selbst mit reizenden Randzeichnungen geschmückten Exemplar, das Goethe bestimmt und handschriftlich gewidmet war. Auf der Janus-Presse wird zurzeit der Urschlemihl gedruckt, während Albrecht Schaeffers Saalborner Stanzen als dritter Druck der Insel-Presse erscheinen sollen. Aus dem gleichfalls als Liebhaberdruck erscheinenden Buch der Freunde von Hugo von Hofmannsthal haben wir im vorigen Heft Auszüge gebracht. In Arbeit befindet sich sodann ein Robinson mit farbigen Lithographien von Richard Janthur, sowie ein Li-tai-pe mit Radierungen von Rudolf Großmann. Gern werden diejenigen, denen die erste Ausgabe des Katalogs der Sammlung Kippenberg unerreichbar blieb, da sie bald vergriffen war, die Nachricht begrüßen, daß zu Weihnachten die zweite, durchgängig neubearbeitete und um zahlreiche Nachträge vermehrte Auflage erscheinen wird.

Von den Büchern, die in nicht beschränkten Auflagen erscheinen, nennen wir an erster Stelle Rainer Maria Rilkes Duineser Elegien, ein Werk, das der Dichter nach mehr als zehnjähriger Arbeit aus seinen Händen entläßt (eine Vorzugsausgabe wird besondere Ansprüche der Bücherfreunde befriedigen); ferner Hugo von Hofmannsthals Großes Welttheater, das Hermann Bahr als den österreichischen Faust begrüßt hat. Von ihm selbst erscheint ein neuer Essayband unter dem Titel Kunstlehre. Stefan Zweig legt ein neues Novellenbuch Amok vor. Mit den Dichtungen von Karl Theodor Bluth und dem Kanzonnair von Alexander Lernet führen wir zwei neue Dichter verheißungsvoll in die Literatur ein. In den Romanen Die Verließe des Vatikan von André Gide, Der Regenbogen von D. H. Lawrence und Ein verliebter Wanderer von Arthur van Schendel kommen zeitgenössische französische, englische und niederländische Dichter mit bedeutenden Werken in Deutschland zu Wort; das Inselschiff wird sich noch ausführlich mit ihnen befassen. Friderike Maria Zweig hat den letzten Prosa-Nachlaßband von Emile Verhaeren übersetzt, den Frans Masereel wiederum mit Holzschnitten paraphrasiert. Unsere Briefausgaben erfahren durch die schönen Jugendbriefe Franz Dingelstedts und die humorvoll-weisen Briefe des Dante-Übersetzers Otto Gildemeister eine Vermehrung; zumeist ungedruckte Aphorismen Schopenhauers veröffentlicht Otto Weiß in einem stattlichen Band. Unsere Stifter-Ausgabe abschließend, werden die Bunten

Digitized by Google

Steine mit dem Besten aus Stifters Nachlaß in einen Band zusammengefaßt, während Stifters Studien aus dem alten Wien in einer illustrierten Ausgabe nach langem Vergriffensein wieder erstehen werden. Von den Kunstbüchern des Verlags nähert sich der von Paul F. Schmidt bearbeitete Philipp Otto Runge seiner Vollendung; in dem Buch Alt-Bremen steigt das Bild dieser Hansestadt wieder auf. Mit dem Bande Das Frankenreich werden wir ein Unternehmen begründen, das den Titel Deutsche Vergangenheit führen soll. Im nächsten Heft wird der Herausgeber, Johannes Bühler, den Plan der Sammlung in einem längeren Aufsatz entwickeln. Die Völkerwanderung und Das Klosterleben im deutschen Mittelalter werden künftig ihr zugeteilt sein.

An Fortsetzungen sind in diesem Jahr zu erwarten: Der Born Judas, Band sechs, Lenau, Band sechs und der zwei Teile umfassende, seit vielen Jahren erwartete achte Band der Heinse-Ausgabe. Damit werden diese drei Werke abgeschlossen sein. Vom Dom, den Büchern deutscher Mystik, werden außer neuen Auflagen Hildegard von Bingen, Seuse und Tauler erscheinen. Die Bibliothek der Romane soll vermehrt werden um Werke von Keller, Zola und Philippe, in die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgaben, die sich einer nur schwer zu befriedigenden Nachfrage erfreuen, werden Büchner und Hölderlin neu aufgenommen; beschäftigt sind wir mit dem Neudruck der Werke von Goethe, Kant, Schiller und Schopenhauer, die leider eine Zeitlang fehlen müssen. In der Bibliotheca Mundi wird Georges Duhamel eine Anthologie aus der französischen Lyrik von Villon bis Verlaine herausgeben.

Von den zahlreichen notwendig gewordenen Neuauflagen können wir nur einige hier nennen: Balzacs Werke, Däublers Nordlicht, Goethes Briefe an Frau von Stein (endgültige Ausgabe nach den Handschriften), Hardts Erzählungen, Hofmannsthals Gedichte (vermehrt), Kellers Werke, Munks Irregang und Die unechten Kinder Adams, Reisingers Griechenland, Schefflers Italien und Deutsche Maler und Zeichner (eine neue Ausgabe von Paris erwägen wir), Schurigs Mozart, Storms Werke, den Feuerbach von Uhde-Bernays, Walzels Aufsätze, Zweigs Jeremias.

* * *

Digitized by Google

D A S

INSELSCHIFF

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

DRITTER JAHRGANG / FÜNFTES HEFT

JUNI 1922

*

Ihr sollt wissen, daß all unsere Vollkommenheit und all unsere Seligkeit darin liegt, daß der Mensch durch und über alles Geschaffene und Zeitliche und alles Wesen hinausgehe und in den Grund steige, der ohne Grund ist.

Meister Eckhart

JOHANNES BÜHLER

DEUTSCHE VERGANGENHEIT

NEUN BÄNDE VON DEUTSCHER GRÖSSE

WAS ein Volk aus den Engen von Sippe und Gau zu einer weltgestaltenden Macht emporhebt, schließt die deutsche Vergangenheit in sich. Sie umfaßt in ihrer Dauer von mehr denn zweitausend Jahren bald größere, bald kleinere, immer aber bedeutende Teile Europas, ist mit ihren kraftvollen Aufstiegen und dann wieder jähen Stürzen in tiefste Not bewegter als die irgendeiner abendländischen Nation, und in dem die gesamte Menschheit und alle Zeit umspannenden Weltreich des Gemütes und Geistes gibt es keine Provinz, in der nicht auch ein Deutscher als Führer und Fürst herrscht.

Aus den Schätzen der deutschen Vergangenheit dem deut-

Digitized by Google

schen Volke und jedem, dem die deutsche Zunge verständlich spricht, reiche Gaben darzubieten, ist ein von dem Leiter des Insel-Verlages und auch mir selbst seit langen Jahren gehegter Wunsch. Seine Erfüllung dünkte und dünkt uns freilich schwer. Der unermeßliche Reichtum verwirrte uns wie den Hirten, den eine Huldin in das Innere des Zauberberges führte und nun dem vom Schimmer des Goldes und der Juwelen Geblendeten zuraunt: Nimm, was dein Herz begehrt!

Bei dem langen und bedächtigen Prüfen wandten sich unsere Augen immer wieder der Frühzeit und dem Mittelalter zu. Nicht als ob wir nur hier Glanz und Größe gesehen hätten. Aber sie strahlten uns von da besonders rein und stark entgegen, wohl weil bei ihrem Anblick die fröhliche Schau nicht durch den Zwiespalt gestört wurde, der die deutsche Seele noch immer schmerzlich erschüttert, wenn sie die späteren Zeiten durchwandert. So entschlossen wir uns, für diese Sammlung die Hand lediglich nach den Schätzen der germanischen Frühzeit und des deutschen Mittelalters auszustrecken; wobei wir jene der deutschen Vergangenheit unbedenklich zurechnen zu dürfen glaubten. Denn Deutschland ist — so sehr es uns im vollsten Sinne ein Vaterland geworden — doch nicht so wie etwa Italien und in mancher Beziehung auch Frankreich ein an bestimmte geographische Grenzen gebundener Begriff. Der deutsche Genius ist ein genius populi, nicht ein genius loci.

Wir zogen darum im ersten Bande mit unseren Ahnen bis an das Schwarze Meer, nach Italien, Afrika und Spanien und widmeten den zweiten dem Staate der Merowinger und Karolinger, dem Reiche Karls des Großen. Unser Ziel, das Große der deutschen Vorzeit der Gegenwart zu vermitteln, gibt uns diese Freiheit. Dagegen legt es uns für das Folgende neben der genannten zeitlichen auch manche sachliche Beschränkung auf. Denn da wir nicht schlechthin eine Geschichte des deutschen Mittelalters zu geben gedenken, sondern die kon-

Digitized by Google

stitutiven und zur Größe und Höhe führenden Elemente in einzelnen durchaus selbständigen Bänden herausheben wollen, so fällt manches, was an sich nicht ohne Bedeutung und Interesse ist, fort. Doch bleiben Zeiten und Mächte, die mehr destruktiv wirkten oder im mühsamen Ringen gegen Niedergänge ankämpften, nicht so unberücksichtigt, wie man es vielleicht nach der Bezeichnung der Einzelbände vermutet. Die eigentliche Reichsgeschichte zum Beispiel, die wir mit den Hohenstaufen zu verlassen scheinen, wird — wenn auch nicht mehr in dem gleichen Umfange und mit demselben Nachdruck — in den folgenden Bänden weitergeführt. Wie das „Frankenreich" und die beiden Kaiserbände reichlich kulturgeschichtliches Material enthalten, so nehmen die kulturhistorischen Bände auf die politische Geschichte allenthalben Rücksicht. Denn beides bedingt sich gegenseitig, und das eine kann nicht ohne das andere verstanden werden. — Nach diesen Prolegomena sprechen wohl die Titel der neun Bände für sich selbst, sie lauten:

Die Germanen in der Völkerwanderung (erschienen 1921),
Das Frankenreich (unter der Presse),
Die Könige und Kaiser bis zu den Hohenstaufen,
Die Hohenstaufen,
Die deutschen Kirchenfürsten,
Klosterleben im deutschen Mittelalter (erschienen 1921),
Das Rittertum,
Die Städte,
Die Hansa.

Jedem Bande ist beizufügen „nach zeitgenössischen Quellen". In der Auslese und den aus dem Lateinischen und Mittelhochdeutschen übertragenen zeitgenössischen Aufzeichnungen liegt die eigentliche Bedeutung dieser Sammlung. Das Unternehmen an sich, auf diese Weise zum Urquell deutschen Wesens heranzuführen und die Zeitgenossen selbst erzählen zu lassen, wie

Digitized by Google

sie gekämpft, gearbeitet, gelitten und sich gefreut haben, bedarf wohl keiner eigenen Rechtfertigung. Nur über die Art, wie wir unser Vorhaben ausführen, ist einiges zu sagen.

Wir können weder alle Quellen noch die einzelnen Quellen in ihrem ganzen Umfange wiedergeben. Abgesehen von der rein materiellen Unmöglichkeit, die ungeheuere Masse des in einem Jahrtausend aufgehäuften Schrifttums in aber Hunderten von Bänden herauszubringen, wäre es ein Unding, zu versuchen, auch das viele Wertlose, das im Mittelalter wie zu jeder anderen Zeit geschrieben wurde, zu neuem Leben zu erwecken. Und selbst in den Werken der ausgezeichnetsten Autoren, die als glänzende Erzähler der Weltliteratur angehören, finden sich, zum mindesten für heutiges Empfinden, nicht selten umfängliche tote Strecken. Wir müssen uns also auf Auswahlen beschränken. Ich weiß nun sehr wohl, daß viele gegen alles, was nach Anthologie riecht, Widerwillen und Vorurteile hegen, und die objektiven Schwierigkeiten, die mit solchen Auslesen verbunden sind, kenne ich selbst nach meinen bisherigen Arbeiten nur allzu gut; wer aber wähnt, seine Hand nur an ein Werk legen zu dürfen, das sich mit absoluter Vollkommenheit ausführen läßt, muß auf jedes größere Vorhaben verzichten. Ich halte es jedenfalls für besser, das Mögliche anzustreben, als auf die in Archiven und in den großen lateinischen Quellensammlungen der Allgemeinheit nicht zugänglichen Schätze der deutschen Vergangenheit mit unfruchtbaren und hochtönenden Phrasen hinzuweisen und keinen Finger für deren Hebung zu rühren.

Das Mögliche, das ich anstrebe, ist, aus dem vorhandenen Quellenmaterial für die genannten Bände so viel auszuwählen und in einer Weise darzubieten, daß ein Leser mit Durchschnittsbildung ein zutreffendes Gesamtbild von dem in einem Bande behandelten Gegenstand gewinnen kann. Gelingt mir dies, so bin ich zufrieden; auch wenn vielleicht im Einzelfalle

Digitized by Google

über die Auswertung oder das Nichtheranziehen einer Quelle die Ansicht eines Kritikers mit mehr oder weniger Recht von der meinen abweicht. Ausdrücklich sei betont, daß es mir auf das Gesamtbild ankommt. Wer von der einzelnen Quelle ausgeht, wird naturnotwendig vielfach von meiner Auffassung in der Auswahl abweichen. Denn einmal sind mir räumlich gewisse Grenzen gezogen, und dann sollen die Stücke, wenn irgend möglich, auch literarischen Wert haben, ich kann also nicht eine Quelle auf Kosten der übrigen zu sehr berücksichtigen, nur weil sie für die Forschung von besonderer Wichtigkeit ist. Ja, manches documentum celebre nehme ich überhaupt nicht auf oder erledige es mit einem kurzen Satze in einer Anmerkung, wenn es lediglich für die Fachwissenschaft von Interesse ist oder sich sonst dem Rahmen, den ich mir gesteckt habe, nicht einfügt. Nichtnennen ist längst kein Nichtkennen, und so manches Nichtgenannte hat mir mehr Arbeit als das schönste eingefügte Stück gemacht. Das gleiche gilt für die zu den Einleitungen und den Anmerkungen herangezogene Fachliteratur, sowie für die von mir ausgewählten und jedem Bande beigegebenen sechzehn Bildtafeln.

In den Einleitungen, die ungefähr ein Fünftel bis zu einem Viertel eines Bandes betragen, suche ich die Lücken auszufüllen, die solche Quellensammlungen immer offen lassen, sodann das Notwendigste über die Quellen selbst zu sagen. So geben die Einleitungen eine knappe Gesamtdarstellung der ganzen in einem Bande behandelten Zeit und eröffnen dem Leser den Weg zur selbständigen Beurteilung der Quellen. Auf die Möglichkeit, daß sich der Benützer dieser Bände an der Hand der Quellen ein selbständiges Urteil bilde, lege ich besonderes Gewicht und behalte sie bei der ganzen Arbeit immer im Auge. Wohl trägt die Notwendigkeit der Auswahl ein gewisses subjektives Element in sich; aber da ich mich bemühe, in den gebotenen Texten alle Strömungen und Richtungen einer Zeit,

Digitized by Google

Licht und Schatten objektiv zu verteilen, so treten doch, wie ich hoffe, meine persönlichen Auffassungen hinter dem tatsächlichen Ablauf der Zeiten und Dinge ungleich mehr, als es sonst in einer Darstellung möglich ist, zurück. Und das ist von entscheidender Bedeutung. Nicht darauf kommt es an, daß unser Volk wisse, wie sich die deutsche Vergangenheit im Kopfe der heutigen Schriftsteller ersten und letzten Ranges abspiegelt, sondern darauf, daß jeder Deutsche ein urpersönliches Verhältnis zum Arbeiten, Kämpfen und Erleben seiner Ahnen und Väter gewinne, und daß er so, wurzelnd im Nährboden der Vergangenheit, hineinwächst in das ganze deutsche Volkstum und dabei doch immer ein Eigener und Selbständiger sei.

* * *

NOVALIS
DREI JUGENDGEDICHTE

(Zum erstenmal veröffentlicht)

In seiner Ausgabe von Novalis' Werken schrieb J. Minor, sie werde, von unberechenbaren Funden abgesehen, für die dichterischen Werke wohl als eine abschließende gelten können. Einen solchen unberechenbaren Fund stellen nun die drei folgenden Gedichte dar, die uns von befreundeter Seite zum erstmaligen Abdruck überlassen worden sind. Sie stammen offenkundig aus der Jugendzeit des Dichters, verraten aber doch in einzelnen Wendungen schon die künftige bedeutende Form.

AN Ihrem Busen weih ich mich zum Gotte!
An ihren Lippen weih ich mich zum Glük!
Von fernen Höhen blik ich nur zurük,
Und seh euch traurig noch in dumpfer Grotte.

Wer sehnt sich wohl aus hohem Licht Gefilde
Hinunter, wo die Dunkelheit nur weilt?
Herab voll Mitleid blikt er jezt, u. eilt
mit seinem Herzen hin zum theuren Bilde

Digitized by Google

Bey Engeln läßt kein Haß u. Neid sich finden
Ein jedes Glük ist allen zugewandt;
Auf ewig aus dem Himel weggebannt,
Begegnen sie nur ihren eignen Sünden.

Der Liebe Tempel steht im Wunder Garten
Wo jede Myrth' in ewgen Rosen blüht,
Wo sich kein Dornenkreis mehr um sie zieht
Und Treu u. Lust die vollen Beete warten

In allen Kreaturen flammt das Feuer
Was hier nur im verborgnen Herzen wohnt
Dort wo die Gottheit unter Blumen thront
Sinkt dem verschwiegnen Wunsch ein jeder Schleyer

Einst blikken wir herab zur dunkeln Erde,
Wenn das Gestirn des Friedens näher schwebt;
Und wenn man nun das lezte Herz begräbt,
Lößt unser Mund sich in ein göttlich: Werde!

TRINKLIED

WAS suchst du in dem goldnen Wein
Und schaust so liebend im Becher hinein?
Was suchst du da unten du Trauter Mein?
Hinein! Hinein! ::

Ich suche da unten des Kumers Grab;
Und blikke voll Sehnsucht so tief hinab
Zu finden den Lohn den dein Busen mir gab!
Hinab! Hinab! ::

Da unten suchst du vergeblich dem Lauf
Des Genius der Liebe, der schwebet hinauf
Drum eile Geliebter zu mir herauf
Hinauf! Hinauf! ::

Digitized by Google

Ich habe gefunden die köstliche Bahn
Und trinke mich wieder zu dir hinan
Wo unsre Herzen voll Liebe sich nahn!
Hinan! Hinan! ::

DER Ritter den du mir hast zugesandt
Ist traun ein Wunderthier in diesem Leben,
Kaum 19 Jahre, u. schon will die Hand
Er muthig hin der strengen Stoa geben
Die Brust voll Helden Sinnes ganz entbrannt
Will er nur Zeno's Tempel kühn erstreben,
u. wird die Liebe nicht den Sinn erweichen
so kann er bald die Stufen stolz erreichen.
Doch Amor wird mit seinen goldnen Pfeilen
Auch hier die Jüngerschaft des Zeno's schwächen
Er wird den stolzen Ritter schnell ereilen
u. sich für jedem Hohn, bald doppelt rächen.
Die Wunde wird dann nicht so leicht verheilen
Der hohe Sinn des Jünglings dann zerbrechen
u. trügts mich nicht so ist schon in dem Herzen
ein leises Vorgefühl von Amors Schmerzen.

* * *

THEODOR DÄUBLER

AIGINA

Da waren die Ergöttin und fern schauend die Tochter der Sonne,
Die Zwistin viel Blut bringend, ernsthaften Blicks Harmonie,
Schönweib und Weibhäßlichkeit, Weibes Raschheit und zu spät,
Lieblichste Wahrhaftigkeit und dunkelhaarig Frau-Verdüsterung.
Empedokles

ZUERST bleibt das Weib. Der Sonnengott ist erfolgloser Eroberungsversuch der Welt. Des Mannes Meisterwurf, doch Mißwuchs, ward der Mensch. Er vollbringt sich in Tat und Tod;

Digitized by Google

das Weib verweilt. Durch keine Befruchtung, nur in der Jungfrau, besteht die Schöpfung. Ihr Erlächeln bewältigt Sonne und Mond; erlöst sie, weil Mann oder Weib. Oft träumt ihr, doch unbekümmert um Sterne: sie hat kein Schicksal. Alle holden Völker huldigen dem Urweib. Erst als der Mann Zucht übernahm, verschrumpfte es zum Weibchen; aber es bleibt die Jungfrau. Hohe Göttinnen ahnten herbste Helden: in Hellas, wo das Weib Mannes Magd ward, überlohten des Urheils Bergerinnen Erde und Äther.

Aigina, Eiland der Weiblichkeit, Pindar sagt deine alte Bezeichnung: Oinopia. Zeus aber hat Aigina, Name und Nymphe, des böotischen Schlammwälzers Asopos Tochter, als flammende Hellasgestaltung, hierher geraubt und gehabt; doch der Gott, wie ein trauriges Tier, schämte sich des Genusses einer Entrafften, versteinerte Aigina auf erhöhter Insel, legte sich als Stein darauf; Asopos, der fahndende Vater, wolkte heran, durchnebelte die Trifte, fand keine Tochter und flüchtete zerregnend zu seinem Ursprung zurück: dort schluchzt er noch als Quell um die Fernverlorne.

Britomartis, eine liebliche Jungfrau, aus Artemis' frühem Gefolg, floh, Gefahr für das Kleinod ihrer Keuschheit witternd, vor Minos, dem König der Kreter, über die Berge der Insel. Ihre Ehrfurcht vor Artemis trug sie der Göttin im eignen Busen vor und vermochte, sich in eine Wolke zu verwandeln. Doch ward sie, vom Nachstürmenden, auf hellem Kreidefels, fast ergriffen; da sprang aber die Holdwolkige noch knapp ins — — Tiefblaue. Und verschwand. Minos fand sie also nie. Unsichtbar geworden, empfing sie den Namen Aphaia: Artemis gab ihrer Getreuen Heil und Heiligtum auf Aigina, wo sie seit damals, nie gesehn, verblieb und dereinst verehrt wurde. Pausanias berichtet, Britomartis, die sich rettete, wäre, vom Fels abstürzend, in Fischernetze geraten und von ihren Befreiern aus Kniffen und Knoten, Dyktinna genannt worden.

Digitized by Google

Wir haben den wenig erwähnten Tempel der Aphaia wiedergefunden. Wie dorische Jungfrauen tragen Säulen noch heute Gebälk oder stürzen unberührt, ewig jungfräulich, in sich zusammen. Athena strahlte als Göttin auf beiden Giebeln, von Kämpfern umringt. Unsichtbar waltete Aphaia im heiligsten Raum. Kam ihr ein Standbild zu? Ihr Name duldet bloß Huldigung. Das Weib verdankte dieser kretischen Göttin Schutz und Schmerzenslinderung: Aphaia war, wo ein Weib heil aus Bedrängnis geriet, dabei. Mädchenhaft mild ist das Land um den Tempel. Blaueste Meere flügeln bei erhobnerem Vorgebirg auseinander. Schmetterlinge spielen in der lauen Frühlingszeit um die Säulen, Bienen besummen die offnen Blumen, in vielen Farben, unter himmlischen Pinien. Einfach war die Tempeltat für Aphaia. Ein freier Riesenaltar, mit seinem stillen Geheimnis im Innern. Verschwiegne Priesterinnen weilten hier, in viele Leben währender Keuschheit. Aphaia, heute wieder Weihewort auf Aigina, dein Heiligtum sei hochbelobt!

Die Stadt dazu, am Inselmeer, lebt morgenländisch freudvoll. Als ich im Hafen einfuhr, schwebten ihre Segelschiffe aus. Schwäne nennt sie jeder, damals aber zog um dieser Kleinflotte wechselnde Mitte ein Flamingo. Flog er auf Korallensuche, Schwammfischerei? — Aiginas blendende Häuser bleiben, während wir einfuhren, in Lichtlieblichkeit eingeschleiert. Soeben ist ihr Halbmondhafen ein Spiegel: entzückt sich das Städtchen, beinah wie ein Landmädchen in bloßer Buntheit, an seinem klaren Bild? Ein wohlwollender Gott lächelt über die harmlose Eitelkeit, und schon zersilbert die Spiegelstille unter seinem sachten Atmen.

Der Insel Berge winden einen leichtgeschwungenen Reigen von Jungfrauen, in turteltaubenfarbener Schlichtheit, den andern befreundeten, doch männlichen Gottheiten geweihten Eilanden zu, denn wir besinnen uns, hier auf dorischer See zu weilen.

Digitized by Google

Wie bei einem feinsten, in Schmelz getriebnen Weihewerk aus Byzanz, perlen fernher winzige Häuser aus dem Filigran ihrer silbernen Ölbäume. Pfade durch Rosmarin und Myrtengebüsch bringen den Wandrer, oft über Wiesen voll Honiggeruch, dort wo hinüber: vor einem wolkenbleichen Wohnwürfel sternt eine schlankstämmige Palme auf. Ihr Fächeln im Tageshauch rührt vom Sternezittern her: bestimmt gibt es dort viel Grillengezirps. Hinter den kraus erstarrten Felsen, dem Aphaiaheiligtum zu, lehnt sich noch ein großes und weißes Nonnenkloster an die Kahlheit schroffer Hänge.

Vor Aiginas Stadt, aus dem Meer erhoben, heimatlichen Booten Merkzeichen für die Einfahrt in den Hafen, steht die letzte Säule eines berühmten Tempels der Aphrodite. Also ein stolzes Weib, in dorischer Gewandung, ragte da: das wissen wir durch diesen einzigen Trümmer. Nun weiden dort weiße Ziegen, noch gurren Tauben heran, Kräuselwind belebendigt oft die See mit Millionen Schaumschwingen, sonst bleibt der Boden stumm.

Vielleicht findet sich dereinst die zweite Sphinx? Eine hat ja Aigina wieder: ein herrliches Weib, dem Apollo vom Omphalos verwandt, wie es eben vor Phidias, aus dem Geist durch uns, in Marmor, seine Ewigkeit erfaßte. Dieser Blick auf Paros berückt mich: sonnenblond aber mag die Lebendige geloht haben. Das Auge flammte nicht gut, doch wunderbarer. Niemals ward ein Hals vollendeter. Beim Fliegen blickte die erwirklichte Sphinx hin und her: über die Tiefe! Gepanzert brüstete sich der Vogelkorb. Sie flog steif und surrend: ein Zauber half dabei. Das Schreiten auf vier Füßen ward den steilgespreizten Flügeln lästiger als solcher Hals. Hände hatte sie nicht: das war ihr Adel. Beute hauchte die Herrliche an sich; durch plötzlichen Schwingenschlag raschelte, weil wie bei Wind, reifes Obst von den Bäumen. Der Aiginatin Ahnenpaar soll vom Nil hergeflogen sein: die Leute glaubten das,

Digitized by Google

sie aber wußte: ich bin Hellenin. Man hielt sie für Halblöwin: aber Löwen waren gerade in der Peloponnes ausgestorben. Seht doch ins Geheimnis: diese Sphinx ist noch jetzt eine Hündin. Tochter des Sonnenwolfs! Oder sogar der Mondhündin? Ihre Abkunft, nicht die Gewesenheit, bleibt das Rätsel. Vom Tempeldach der Aphrodite spähte sie nach Westen, die den Osten schaute, ging verloren. Wohl auch zwei andere Schwestern kehrten in den Hades heim. Zu den Todeshündinnen. Heil der Sphinx, die dir geblieben!

Athen, März 1922

* * *

PAUL DARMSTAEDTER

DIE GROSSEN POLITISCHEN URKUNDEN DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

In unserer fremdsprachigen Sammlung „Pandora" ist vor einigen Monaten als Nr. 52 eine Zusammenstellung der „Great political documents of the United States of America" erschienen. Wir haben den Herausgeber, Herrn Professor Dr. Paul Darmstaedter in Göttingen, gebeten, selbst das Wort zu ergreifen und die geschichtliche Bedeutung dieser Dokumente zu erläutern.

WENN man sich etwa die Frage vorlegen wollte, welches literarische Erzeugnis wohl für den deutschen Geist am bezeichnendsten sei, so wird der eine vielleicht an Goethes ‚Faust', ein anderer an Kants ‚Kritik der reinen Vernunft' denken; wenn man sich die gleiche Frage für das französische, englische oder italienische Volk stellen würde, so könnte man vielleicht Werke Molières und Voltaires, Shakespeares und Dantes nennen. Wenn wir uns aber fragen, in welchen Geisteserzeugnissen sich der Genius des amerikanischen Volkes am charakteristischsten offenbart hat, so dürfte man kaum einen Dichter oder Gelehrten angeben, die Antwort müßte vielmehr lauten: in großen politischen Urkunden, wie in der Unabhängigkeits-

Digitized by Google

erklärung und in der Bundesverfassung von 1787. Die weltgeschichtlich bedeutsamen Leistungen der Amerikaner liegen bisher nicht in Kunst und Wissenschaft, sondern auf wirtschaftlichem Gebiet, in der Erschließung eines ungeheuren Landes, und auf politischem Gebiet, im Aufbau eines großen und mächtigen Staatswesens, auf der Grundlage von Gedanken, die etwas völlig Neues für die Welt bedeutet haben.

Eine kleine Sammlung, die achtzehn der wichtigsten politischen Urkunden aus der Geschichte der Vereinigten Staaten enthält, ist dazu bestimmt, natürlich nur in den knappsten Zügen, den Entwicklungsgang der großen amerikanischen Republik und der politischen Gedanken, die sie begründet und getragen haben, zu veranschaulichen.

Die ersten fünf Urkunden führen uns in die Anfangszeit, in die frühe Jugend des amerikanischen Volkes: die Gründungsurkunde der Kolonie Virginia, der ersten dauernden angelsächsischen Siedlung in der Neuen Welt; der ehrwürdige Vertrag, der am 11./21. November 1620 in der Kajüte der „Mayflower" abgeschlossen worden ist; die Grundgesetze der Kolonie Connecticut; die Urkunde der Neuengland-Konföderation von 1643, in der zum ersten Male der Bundesgedanke auf amerikanischem Boden erscheint; und die Verfassung Pennsylvanias von 1701; das sind die Dokumente, die uns Einblick gewähren in die Geschichte der Kolonialzeit, und in das politische Denken der Angelsachsen in dem Zeitalter, das durch die beiden englischen Revolutionen charakterisiert wird.

Die folgenden Dokumente (6—8) versetzen uns in die Epoche der amerikanischen Revolution. Sie zeigen uns das Erwachen eines amerikanischen Nationalgefühls im Gegensatz zum älteren Zweige der angelsächsischen Rasse, sie machen uns bekannt mit den Gedanken und Zielen der Bewegung, und mit den Methoden, mit denen sie zuerst ihre Ziele zu erreichen suchten. Alle diese Urkunden haben wesentlich geschichtliches

Digitized by Google

Interesse, und zwar vorwiegend für die Geschichte Englands und der Vereinigten Staaten, die ja in dieser Epoche noch ein Reich bildeten. Die Dokumente, die folgen, gehören fast alle der Weltgeschichte an und haben weit über die Grenzen Amerikas und des angelsächsischen Volkstums hinaus Bedeutung gewonnen; ja, sie sind zum großen Teile noch heute lebendig, ihr Gedankeninhalt gehört zu den in der Gegenwart wirkenden Kräften.

Die virginische „Bill of Rights" von 1776 ist das Vorbild für zahlreiche ähnliche Erklärungen in Amerika und in Europa geworden, von denen die Menschenrechte der Französischen Revolution, die Grundrechte der Paulskirche und die Grundrechte (und Grundpflichten) unserer Weimarer Verfassung genannt seien.

Aus dem gleichen Jahre 1776 stammt die vom 4. Juli datierte Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten, in der Hauptsache das Werk Thomas Jeffersons. Obwohl das Dokument viele Längen enthält, die heute nur noch ein geschichtliches Interesse haben, und manche Wendung uns unklar, phrasenhaft und schwülstig erscheint, sind einige ihrer Sätze vorzüglich stilisiert und entfalten ihre Wirkung auf jede neue Generation. Vor allem „groß und bedeutend" sind, wie ein vortrefflicher deutscher Historiker in dem jüngst erschienenen Werke ‚Meister der Politik' sagt, der Anfang und der Schluß. Kurz und schlagend formulieren die Eingangssätze die Grundsätze, aus denen die amerikanische Revolution hervorgegangen ist. Großartig in ihrer erhabenen Feierlichkeit klingen die Schlußworte: „Zur Aufrechterhaltung dieser Erklärung, in festem Vertrauen auf den Schutz der göttlichen Vorsehung, verpfänden wir uns gegenseitig unser Leben, unsere Habe und unsere heilige Ehre." Die Unabhängigkeitserklärung gehört zu den klassischen Urkunden der Demokratie und ist eines der wichtigsten Dokumente der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Während die erste Verfassung der Vereinigten Staaten, die Konföderationsartikel von 1777 nur als ein erster, freilich mißglückter Versuch, zur Einheit zu gelangen, zu werten sind, steht die zweite Verfassung der Union, die nach vielen Mühen 1787 auf dem Nationalkonvent in Philadelphia zustande gekommene Verfassung, noch heute in Kraft. Sie hat freilich eine Reihe von Zusätzen erfahren, die ersten zehn bereits 1791, zwei weitere 1798 und 1804, dann die Zusätze 13 bis 15 als Ergebnisse des großen Bürgerkrieges 1865—1870, und endlich die letzten vier, 16—19 in den Jahren 1913—1920. Manche von diesen Zusätzen, wie die Abschaffung der Sklaverei, die Einführung des Frauenstimmrechts oder das Alkoholverbot, würden für sich allein eine eingehende Erörterung verdienen, aber so wichtig sie an und für sich auch sein mögen, sie haben den Grundcharakter der Bundesverfassung in ihren wesentlichen Zügen nicht verändert.

Es ist im Rahmen dieses Aufsatzes nicht möglich, ein Bild des Wesens und Wirkens der amerikanischen Konstitution zu zeichnen; es soll nur in kurzen Strichen ihre weltgeschichtliche Bedeutung hervorgehoben werden. Diese ist vor allem in zwei Grundgedanken zu suchen: Die Verfassung will für eine auf einem weit ausgedehnten Raume wohnende Bevölkerung mit den verschiedenartigsten wirtschaftlichen und sozialen Interessen eine starke, leistungsfähige Zentralgewalt herstellen, und doch den einzelnen Teilen des Landes eine freie Entfaltung ihrer lokalen Autonomie gewährleisten. Dieser Gedanke ist verwirklicht durch die Schaffung eines Bundesstaates, ein Gedanke, der auch früher wohl gelegentlich aufgetaucht, aber nie zuvor in so folgerichtiger und wohldurchdachter Weise durchgeführt worden ist. Die Verfassung von 1787 will aber außerdem die in der Unabhängigkeitserklärung ausgesprochenen Ideen der Volkssouveränität, der Demokratie zur Wahrheit machen, die gesamte Regierungsgewalt vom

Digitized by Google

Volke herleiten und dabei doch das Volk selbst gegen einen unüberlegten und hastigen Gebrauch seiner Rechte schützen. Die Verfassung erreicht dieses Ziel dadurch, daß einerseits alle Staatsorgane direkt oder indirekt aus dem Volke hervorgehen, daß aber anderseits durch ein fein ersonnenes System von Gewichten und Gegengewichten die Macht auf verschiedene Stellen verteilt ist, die sich gegenseitig in Schach halten. Die Bundesverfassung ist wie alle anderen Verfassungen und wie alles Menschenwerk überhaupt unvollkommen und hat gerade durch ihr zu fein ausgeklügeltes System von Hemmungen und Sicherungen schon zu vielen schweren Reibungen geführt, aber sie ist doch wohl die bedeutendste Verfassungsurkunde der Weltgeschichte und jedenfalls diejenige, der die größte Dauer verliehen war. Nach mehr als hundertdreißig Jahren und in einer völlig veränderten Menschheit steht sie, zwar in manchen Punkten ergänzt und verbessert, aber im wesentlichen doch unverändert, nicht veraltet und abgebraucht, sondern frisch und lebendig in Kraft.

Die Wirkung der Konstitution von 1787 beschränkt sich aber keineswegs auf die Vereinigten Staaten, ja nicht einmal auf Amerika. Sie hat den weitestreichenden Einfluß ausgeübt auf alle bundesstaatlichen Gebilde in der Alten und der Neuen Welt, so z. B. auch auf Deutschland, die Schweiz und die großen englischen Dominien; dann aber hat sie natürlich auch auf alle demokratischen Verfassungen der Welt von der Französischen Revolution über 1848 bis in unsere Tage oft entscheidend eingewirkt.

Weit weniger bekannt ist eine andere Urkunde, die aus dem gleichen großen Jahre 1787 stammt, die sogenannte Ohio-Verordnung. Sie hatte die Aufgabe, Grundsätze aufzustellen über die Organisation der neubesiedelten Gebiete nördlich vom Ohiofluß. Von größter Tragweite wurde das in dieser Verordnung enthaltene Prinzip, daß die neuen Kolonialgebiete, wenn

Digitized by Google

sie bestimmte Voraussetzungen erfüllten, den alten Staaten völlig gleichgestellt werden sollten; mit dem bisher geübten Grundsatz, nach dem Kolonien dem Mutterlande untergeordnet waren, und der so viel zum Ausbruch der amerikanischen Revolution beigetragen hatte, wurde damit gebrochen. Der für die damalige Zeit neue und große Gedanke der Gleichstellung von Mutterland und Kolonie hat dann nicht nur auf die Vereinigten Staaten, sondern für die gesamte angelsächsische Welt den Weg gewiesen. Man kann sagen, daß der berühmte Bericht Lord Durhams und die neuere Entwicklung des britischen Weltreichs die Gedanken der Ohio-Verordnung weiter entwickelt haben.

Aus der Zeit des großen Bürgerkrieges ist die Emanzipations-Proklamation des Präsidenten Lincoln in die Sammlung aufgenommen, um auch ein Aktenstück aus der Feder dieses großen Mannes zu geben, und dann um eines der wichtigsten Ereignisse aus der Geschichte des 19. Jahrhunderts, die Sklavenbefreiung, zu veranschaulichen. Das verfassungsgeschichtliche Ergebnis des Bürgerkrieges liegt, wie schon erwähnt, in den Zusätzen 13—15 zur Bundesverfassung vor.

Einige Urkunden sind dann noch in die Sammlung aufgenommen, um die Hauptzüge der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten zu erläutern. Die denkwürdige Abschiedskundgebung des ersten Präsidenten der Union, George Washington, die sogenannte Farewell-Address von 1796, kennzeichnet nicht nur die Art dieses großen Feldherrn und Staatsmanns, sein vornehmes Wesen, seinen geraden, festen Charakter, seinen klaren und anschaulichen Stil, sie gibt auch einige Leitsätze für die auswärtige Politik, die lange in Geltung gewesen sind, vor allem die Mahnung, sich nicht in die Streitigkeiten der europäischen Nationen verstricken zu lassen. Selbstverständlich mußte die Monroe-Doktrin, die in der Botschaft dieses Präsidenten vom 2. Dezember 1823 enthalten

Digitized by Google

ist, Platz finden, die ja bis auf den heutigen Tag geradezu ein Dogma für die Staatsmänner der Union geblieben ist, obwohl ihre Auslegung in den vielfach veränderten Zeitläuften sehr stark geschwankt hat. Aus der jüngsten Vergangenheit mußten Wilsons Vierzehn Punkte vom 8. Januar 1918 und seine Vier Punkte vom 11. Februar 1918 mitgeteilt werden, die, so oft sie auch zitiert werden, nur wenigen im Original bekannt sind. Auch sie gehören zu den weltgeschichtlichen Dokumenten Amerikas; sie erhielten ihre Bedeutung dadurch, daß sie von Deutschland und den alliierten und assoziierten Mächten in ihrem Schriftwechsel im Herbst 1918 als Grundlage des Friedens angenommen wurden, eine Verpflichtung, die dann im Versailler Frieden in schmählicher Weise gebrochen worden ist. So bilden diese Aktenstücke heute einen dunklen Fleck in der sonst so großen Geschichte der Vereinigten Staaten, und zugleich eine Mahnung, in der Zukunft mitzuhelfen, um das durch die Fehler der amerikanischen Politik in Europa entstandene Unheil wieder gutzumachen.

Im ganzen entrollen die Dokumente das Bild der Entwicklung eines Volkes von den ersten Anfängen der kleinen, unscheinbaren Siedlungen am Gestade des Atlantischen Ozeans zu einem großen Weltreich, das dazu bestimmt zu sein scheint, in der Zukunft, wirtschaftlich und politisch wenigstens, die führende Macht der Völker der weißen Rasse zu werden.

* * *

ALEXANDER LERNET HOLENIA
AUF DEN TOD EINES KAISERS

IM Warmen, im Geruch, im Enggedrängten
des schwankenden Fußvolks. O, schon Wochen
vor ihrem Tode der halb
ausgetretenen Seelen
in hirtisch-bläuender Landschaft umirrender Fußtritt,

Digitized by Google

o in den Abenden, oder in frühester Früh, vielleicht verspätet,
zurück
in die Schlafenden kommend. Begegnung und Gespräch
mit schon Gestorbenen, aus Totenackern wiederkehrenden.
O Unsäglichs im Windigen her um die Reiter. Die Pferde
brachten es mit mit dem Schweißgeruch, und es stand, das
Klare
ihrer Heimaten, stand über sie wie eigenste Luft
entferntester September. Und die Handschuh
lagen wie Hände der Mutter auf ihren Händen.

So war für dich noch Hebung in der Luft,
Unordnung in den aufgeregten Himmeln,
Herbiegung der Ahnen, Chöre in Kronen,
Sporen und Schwertern, das Sanfte
der Königinnen und totgeborenen Kinder...

* * *

EMILE VERHAEREN
IN SAN SEBASTIAN

Unter dem Titel „Der seltsame Handwerker und andere Erzählungen" wird ein weiterer Band in der Übersetzung Friderike Maria Zweigs den novellistischen Nachlaß Emile Verhaerens erschließen. Ihm ist die folgende Erzählung entnommen.

ANLÄSSLICH meines ersten Aufenthaltes in San Sebastian hatte mir Dario von Regoyos bei Vicenta Cruz Quartier bestellt und bereitgehalten. Er selbst nahm da seine täglichen Mahlzeiten ein, und Vicenta Cruz sorgte in Erinnerung an Darios Mutter, die ihr einst gut gewesen war, nach ihren besten Kräften für uns. Das im dritten Stock gelegene Speisezimmer ließ zwar, was Reinlichkeit betrifft, zu wünschen übrig, aber Vicenta Cruz wußte einige französische Gerichte anständig zuzubereiten. Die helle Sardine und der dunkle Braunfisch schienen mir vorzüglich, wenn Dario sie lobte und vor mir

Digitized by Google

kostete, wobei die herrlichen weißen Zähne in seinem Munde leuchteten.

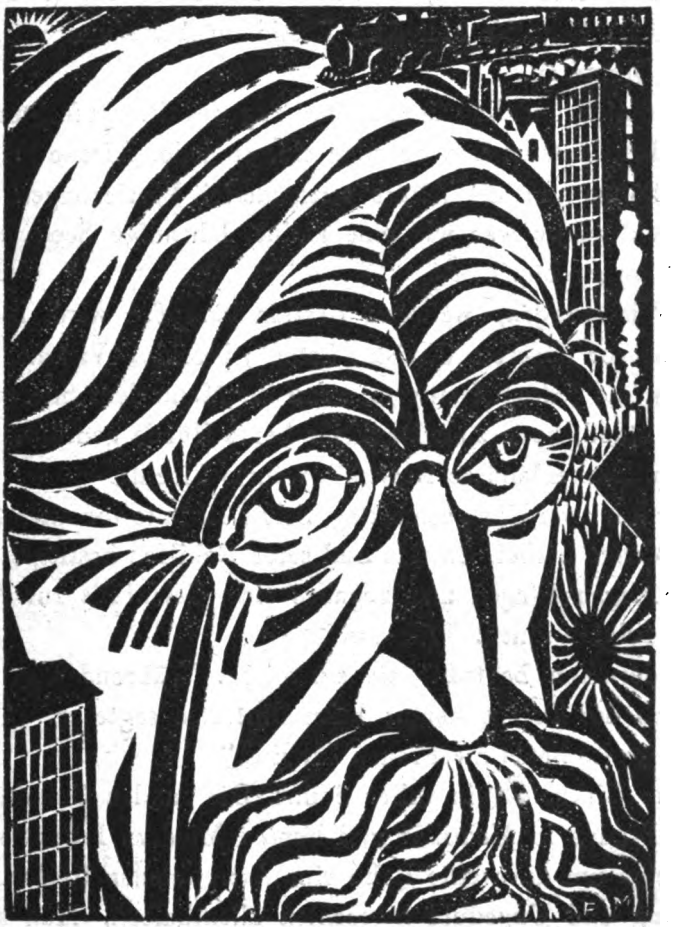
Vicenta Cruz war, obwohl sie es ableugnete, äußerst fromm. Sie weigerte sich, französisch zu lernen, da sie behauptete, daß man nur im Spanischen gut beten könne. Um unsere Tischgespräche zu überwachen, hatte sie ganz in unsere Nähe einen großen magern und wild aussehenden Christus gestellt, dem Dario hatte sie anvertraut: „Er wird Euch hören; ich kann Euch nicht verstehen." Kaum daß abends der Tisch abgedeckt war, noch ehe wir ihr Haus verlassen hatten, versammelte sie ihre vier Kinder um den Gekreuzigten und ließ sie das heilige Ebenbild inbrünstig küssen.

Ich war mir bald bewußt, daß der große magere und wild aussehende Christus der wahre Herr des Hauswesens war. Vicenta Cruz räumte ihm alle Macht ein. Ihr Mann, ihr Sohn, ihre drei Töchter und sie selbst waren ihm untertan. Man fragte ihn bei jedem Unternehmen um Rat, man mengte ihn in den täglichen Kummer, in alle Traurigkeiten, er war für das Glück und Unglück der Familie verantwortlich.

Als ich Vicentas unbedingtes Vertrauen zu ihrem Gott erkannte, erfüllte mich eine wahre Ehrfurcht. Ich bewunderte sie, ich wußte, sie war ehrlich, leidenschaftlich, begeistert.

Da die jährlichen Festlichkeiten von San Sebastian nahten, waren einige Picadores und bald auch der Torero Juan Bastida, von seiner Frau Mercédès begleitet, in unserer Herberge abgestiegen. Nachdem man einen Tag bald auf der Stiege, bald im Vorzimmer dicht aneinander vorübergestreift war, machten wir mit den neuen Gästen Bekanntschaft, und unser Tisch wurde noch am selben Abend dem der Picadores und ihres Meisters näher gerückt. Dario schilderte mir die großen Leistungen Bastidas in Cordova, Sevilla, Madrid, Pampelona und Granada; seine Haut wies vierunddreißig Wunden auf. Hundertmal hat er mit einem einzigen Schwertstreich

Digitized by Google



Frans Masereel: Emile Verhaeren

Digitized by Google

den Stier niedergemacht. Mit sicherem Blick durchschaute er seinen Gegner, er spielte mit seiner Wut, und niemals täuschte ihn seine hinterlistige, stolze Agonie. Mit der Faust auf dem Tisch erklärte er: „Ich kenne die Tiere besser als die Frauen." Senorita Mercédès Bastida lächelte und warf ihm eine Blume zu.

Fröhlich und hell begann der Tag des Stiergefechtes. Alle Glocken läuteten den Sonntag ein. In jeder Kirche kringelte die Sonne um die Altäre tausenderlei Verzierungen. Jede Kerzenflamme war wie eine kleine, lebendige Seele, die zu Gott aufstrebte.

„Wir werden, während Bastida kämpfen wird, hier zu Hause vor unserem Christus beten", beschloß Vicenta. Mercédès, die jedesmal zitterte, wenn ihr Mann dem Stier gegenüber stand, hatte zum Dank ihr beide Hände gedrückt. „Das ist im Baskenland so Brauch", wehrte Vicenta.

Es war zwei Uhr nachmittag. Schon strömte von allen Seiten die Menge herbei. Bastida und seine Gehilfen bestiegen einen viersitzigen Wagen und begaben sich gleichfalls zur Arena. Wir folgten ihnen.

Jedermann begrüßte sie stürmisch. Während der Fahrt sprach der Torero kaum; beim Eintreten sagte er: „Glücklicherweise beten die Frauen für uns."

Der Zirkus lag in voller Sonne. Die runden Galerien, die von Frauen in Mantillas und bunten Miedern besetzt waren, bildeten um die weiße Bahn eine Art goldenen Reifen. Aufregung und Ungeduld herrschten allenthalben. Man sprach über die Stärke eines Stieres, der aus Salamanca gekommen; er habe einen ungeheuren Nacken, und seine Hörner seien riesigen Stacheln gleich. Die Fächer bewegten sich, als wollten sie die allgemein angstvoll empfundene Erregung ausdrücken. Die ersten Gänge wurden rasch durchgeführt. Bei dem fünften erschien der riesenhafte Stier an der Schwelle des Stalles.

Digitized by Google

Er schaute. Regte sich nicht. Und die Stille, die seine Gegenwart allein dem Publikum einflößte, war schon Vorgefühl des entsetzlichen Schauspieles, das sich abspielen sollte.

Die Pferde der Picadores wurden zu Boden gerannt und mit Wut bearbeitet. Wie geschickt auch die Banderillas, die bebänderten Stacheln, geworfen wurden, sie dämpften nicht den rasenden Ansturm des Tieres. Vergebens suchte man es durch Blutverlust zu erschöpfen, noch mit voller Kraft stellte es sich dem nackten Schwert Juan Bastidas.

Der Torero war bewundernswert an Kühnheit und Geschmeidigkeit. Nur durch ein einfaches, rasches Abbiegen der Hüfte, bald rechts, bald links, beinahe ohne sich vom Platze zu rühren, vermied er die Stöße seines Gegners. Die Gefahr näherte sich ihm, streifte ihn, berührte ihn sogar. Der Stier erboste gegen die hingehaltenen Bissen, seine mächtige Stirn berührte die Erde und riß sie auf. Er stürzte auf den Mann los, um ihn in Stücke zu zerreißen, aber dank einer besonders geschickten Finte fingen die Hörner in ihrer Wut nur Fetzen des wehenden Windes auf.

Die Zuschauer in allen Rängen klatschten Beifall. Die Frauen beugten sich mit angehaltenem Atem vor und reckten, ohne es selbst zu wissen, ihren ganzen Körper gegen diesen schrecklichen und lautlosen Kampf.

Der Stier, der in allen seinen Angriffen enttäuscht worden war, hielt sich nun auch unbeweglich! Er hob und senkte mechanisch den Kopf, und seinem Auge entglomm ein wildes, böses Licht. Juan Bastida wich einige Schritte zurück, und nachdem er einen kurzen, raschen Ansprung genommen, stemmte er den Fuß auf die Stirn des Tieres, um sich auf seinen Rücken zu schwingen. Der Sprung war märchenhaft. Doch als er die Erde berührte, glitt der wunderbare Torero aus und stürzte hin. Das Tier wandte sich, stieß vor: Schreie, Getümmel, Schrecken und Tod.

Digitized by Google

Die Knechte konnten durch das Schwenken ihrer roten Mäntel nur mit Mühe das Tier von seiner Rache und verbissenen Wut ablenken. Juan Bastida war, als man ihn aus der Arena trug, nur noch ein Fetzen Fleisches. Er verschied ohne Beichte.

Die zwei Frauen Vicenta Cruz und Mercédès Bastida beteten noch vor dem Christus, als sich das Gerücht des entsetzlichen Geschehnisses in der Stadt verbreitete. Vicenta beugte sich aus dem Fenster, während Mercédès alles erriet, heulend die Treppe hinabstürzte und zur Arena lief.

Sie warf sich über den schon erkalteten Körper. Sie heftete ihre Lippen auf die zerfetzte Brust und hob verzweiflungsvoll die beiden Lider, um noch ein letztesmal die Augen Bastidas zu sehen, die sie so sehr geliebt hatte. Dann ließ sie sich in die Carceria führen, wo zwischen den zerfleischten Pferden der ungeheure Stier lag. Mercédès tauchte ihr Taschentuch in das ringsum vergossene Blut des Tieres und kehrte rasch zur Stadt zurück.

O, welch ein Haß, welch ein Wahnsinn leuchtete in ihren Augen! Gottlose Worte stürzten über ihre Lippen. Als sie bei Vicenta Cruz angelangt war, ergriff sie mit Wut die Figur des Gekreuzigten, den sie mit vollem Vertrauen angerufen und angefleht hatte, und begann sie wie wahnsinnig mit frischem Blut zu beschmieren. Rotes Gerinnsel verbreitete sich über der Stirn, den Mund, das bleiche Fleisch.

Als die entsetzliche Gotteslästerung vollbracht war, sank Mercédès wie erleichtert in eine Ecke und verbarg sich im Dunkel. Da näherte sich Vicenta, die dieser Szene rasender Wut und letzter Verzweiflung wie erstarrt beigewohnt hatte, weinend und schluchzend ihrem Christ, um ihn mit ihren Tränen zu waschen und zu reinigen. Laut begann sie für die Seele Juan Bastidas zu beten, langsam und ganz leise fiel Mercédès neben ihr auf die Knie, und das dunkle Zimmer war bald ganz erfüllt von dem Gebet der beiden Frauen.

Digitized by Google

GESANG DER INNEREN GESICHTE

Die Patriarchen und Propheten. Wer sind jene, die wie die Wolken fliegen und wie die Tauben zu ihren Fenstern?

Die Tugenden. Oh, ihr altehrwürdigen Heiligen, was bestaunt ihr so in uns? Das Wort Gottes erstrahlt im Menschen, und deshalb glänzen wir mit ihm, indem wir die Glieder seines herrlichen Körpers erbauen. Wir sind die Wurzeln, und ihr seid die Zweige; ihr die Früchte des lebendigen Auges, und wir waren der Schatten in ihm.

Klagen der Seelen, die im Fleische weilen. Wir sind Pilger in der Fremde.

Was taten wir, da wir uns auf den Abweg der Sünde begaben?

Königstöchter sollten wir sein, doch wir stürzten in das Dunkel der Sünden. Lebendige Sonne trage uns auf deinen Schultern zur Herrschaft vollendeter Gerechtigkeit, die wir in Adam verloren haben!

König der Könige, wir stehen in deinem Kampfe.

Die glückliche Seele. Süße Gottheit, süßes Leben, in dem ich das herrliche Kleid tragen und erhalten möchte, das ich beim ersten Erscheinen verloren habe, zu dir seufze ich und rufe alle Tugenden an.

Die Tugenden. Glückliche Seele, süßes Gottesgeschöpf! Du bist aufgebaut auf die tiefgründige Höhe der Weisheit Gottes; du hast eine große Liebe.

Die glückliche Seele. Gerne käme ich zu euch, damit ihr mir den Herzenskuß gebet.

Die Tugenden. Wir müssen an deiner Seite, Königstochter, kämpfen.

Die beschwerte Seele klagt. O schwere Arbeit

Digitized by Google

und hartes Gewicht, das ich im Kleide dieses Lebens tragen muß! Es fällt mir allzu schwer, gegen das Fleisch zu streiten.

Die Tugenden zu dieser Seele. Seele, die du auf den Willen Gottes gegründet bist und du glückliches Werkzeug! Warum bist du so schwach gegen das, was Gott in der jungfräulichen Natur zernichtet hat?

Durch uns mußt du den Teufel überwinden.

Diese Seele. Eilet mir zu Hilfe, damit ich stehen bleiben kann!

Das Wissen Gottes zu dieser Seele. Schau, Tochter der Erlösung, was das ist, womit du bekleidet bist! Sei standhaft, und du wirst niemals fallen!

Die unglückliche Seele. Oh, ich weiß nicht, was tun, wohin fliehen!

Weh mir, ich kann nicht zu Ende führen, was meinem Kleide entspricht!

Ja, ich will es abwerfen!

Die Tugenden. Unseliges Gewissen, unglückliche Seele! Weshalb verbirgst du dein Antlitz vor deinem Schöpfer?

Das Wissen Gottes. Du weißt, siehst und kennst nicht den, der dich erschaffen hat.

Diese Seele. Gott schuf die Welt, ich tue ihr kein Unrecht, ich will mich nur ihrer bedienen.

Zischen des Teufels gegen diese Seele. Törin, Törin! Was nützt dir dein Mühen? Schau die Welt an, und sie wird dich mit großer Ehre umfangen!

Die Tugenden. Oh, das ist die klagende Stimme, voll tiefsten Schmerzes! Ach! es erhob sich ein wundervoller Sieg im wundersamen Sehnen zu Gott. Die Fleischeslust hat sich in diesem Sieg verborgen. Weh, weh, wo weiß der Wille nichts von Lastern, und wo flieht das Begehren des Menschen die Unzucht? Schau, o Unschuld, schau darauf, daß du in deiner guten Scham die Unversehrtheit noch nicht verloren hast, und

Digitized by Google

daß du die Habgier des alten Teufelsschlundes noch nicht verschlungen hast!

Der Teufel. Was soll für eine Macht darin liegen, daß es nichts gibt außer dem Herrn? Ich aber sage: Wer mich will und meinem Willen Folge leistet, dem werde ich alles geben. Du aber hast deinen Anhängern nichts zu geben, weil ihr alle nicht wißt, was ihr seid.

Die Demut. Ich weiß mit meinen Genossinnen sehr gut, daß du jener alte Drache bist, der über das Höchste fliegen wollte. Aber Gott hat dich in den Abgrund gestürzt.

Die Tugenden. Wir aber wohnen alle in der Höhe.

Die Demut. Ich, die Demut, die Königin der Tugenden, sage: Kommet zu mir, ihr Tugenden, und ich will euch großziehen, so daß ihr die verlorne Drachme suchen und die Glückliche in ihrer Ausdauer krönen könnt.

Die Tugenden. Glorreiche Königin und süßeste Mittlerin, wir kommen gerne!

Die Demut. Darum, geliebteste Töchter, halte ich euch im königlichen Brautgemache.

Die Liebe. Ich bin die Liebe, eine anmutige Blume. Kommet zu mir, ihr Tugenden, ich führe euch in das helle Licht des blühenden Reises.

Die Tugenden. In brennendem Eifer eilen wir zu dir, geliebteste Blume.

Die Furcht Gottes. Ich bin die Furcht Gottes, ich bereite euch, überselige Töchter, vor, daß ihr den lebendigen Gott anschauen könnt und nicht zugrunde geht.

Die Tugenden. Furcht, du bist uns sehr nützlich. Vollkommener Eifer kann sich nämlich nie von dir trennen.

Der Teufel. Sieh! Sieh! Wer ist diese starke Furcht?
Und wer ist die so große Liebe?
Wo ist der Streiter?
Und wo ist der Vergelter?

Digitized by Google

Ihr wißt nicht, was ihr verehrt!

Die Tugenden. Dich hat der höchste Richter in Schreck versetzt, da du, von Stolz aufgebläht, in der Hölle gebissen wurdest.

Der Gehorsam. Ich bin der helleuchtende Gehorsam, kommet zu mir, ihr wunderschönen Töchter, und ich will euch in das Vaterland zum Kusse des Königs führen.

Die Tugenden. Süßester Rufer, es geziemt uns, mit großem Eifer zu dir zu kommen.

Der Glaube. Ich bin der Glaube, der Spiegel des Lebens; kommet zu mir, verehrungswürdige Töchter, und ich zeige euch den Springquell!

Die Tugenden. Du mit klaren Spiegeln Geschmückter, wir haben das feste Vertrauen, durch dich zum wahren Quell zu kommen.

Die Hoffnung. Ich bin die süße Schauerin des lebenden Auges. Mich täuscht die trügerische Erschlaffung nicht, deshalb könnt ihr Finsternisse mich nicht verdunkeln.

Die Tugenden. Du Leben, du süße Trösterin, du besiegst den mordenden Tod, und mit sehendem Auge öffnest du das Himmelsschloß.

Die Keuschheit. Jungfräulichkeit, du stehst im Brautgemache des Königs! Wie süß entbrennst du in den Umarmungen des Königs, während dich die Sonne umglänzt, so daß deine edle Blume niemals abfällt. Dich Vornehme wird nie ein Schatten beim Verwelken der Blume treffen.

Die Tugenden. Die Blume des Feldes fällt im Winde ab, der Regen zerstreut sie. Doch du, Jungfräulichkeit, währst immer in den Symphonien der Himmelsbürger, und so bist du die süße Blume, die niemals welkt.

Die Unschuld. Fliehet, ihr Schäflein, die Unreinheit des Teufels!

Die Tugenden. Mit deiner Hilfe werden wir sie fliehen.

Digitized by Google

Die Verachtung der Welt. Ich bin die Verachtung der Welt, der Glanz des Lebens. O unselige Erdenwanderung, ich entlasse dich in vielen Mühen. Tugenden, kommet zu mir, und dann werden wir zum Lebensquell emporsteigen.

Die Tugenden. Ruhmreiche Herrin! Immer kämpfst du die Schlachten Christi. Große Tugend, die du die Erde mit Füßen trittst! Darum wohnst du auch siegreich im Himmel.

Die himmlische Liebe. Ich bin die goldene Pforte, mein Platz ist am Himmel. Wer durch mich schreitet, wird nie den bitteren Leichtsinn in seinem Geiste kosten.

Die Tugenden. Königstochter! Immer verweilst du in Umarmungen, welche die Welt flieht. Wie süß ist deine Liebe im höchsten Gotte!

Die Keuschheit. Ich bin die Liebhaberin einfacher Sitten, die schmähliche Werke nicht kennen; immer schaue ich auf den König der Könige und umarme ihn in der allerhöchsten Ehre.

Die Tugenden. Du Engelsgenossin, du bist bei der königlichen Hochzeit herrlich geschmückt.

Die züchtige Scheu. Alle Teufelsunreinheit verfinstere, verscheuche und zertrete ich.

Die Tugenden. Du bist bei der Erbauung des himmlischen Jerusalem und blühst in weißen Lilien.

Das Mitleid. Wie bitter ist jene Hartherzigkeit, der es nicht in den Sinn kommt, erbarmungsvoll dem Schmerze zu Hilfe zu eilen. Ich aber will allen Leidenden meine Hand hinstrecken.

Die Tugenden. Du lobwürdige Mutter fremder Pilger, du richtest sie immer auf und salbst die Armen und Schwachen.

Der Sieg. Ich bin der Sieg! Ein hurtiger und starker Kämpe bin ich, ich streite mit dem Kieselsteine (David!) und zertrete die alte Schlange.

Die Tugenden. Süßester Streiter, der im Gießbach den

Digitized by Google

reißenden Wolf verschlang. Glorreich Gekrönter, wir kämpfen gerne an deiner Seite gegen diesen Betrüger.

Die Diskretion. Ich bin die Diskretion. Ich bin das Licht und verteile alles richtig unter den Geschöpfen, so wie Gott seine verschiedenen Entscheidungen trifft, was Adam durch seine leichtsinnigen Sitten von sich wies.

Die Tugenden. Schönste Mutter, wie süß, wie milde bist du, weil niemand in dir zuschanden wird.

Die Geduld. Ich bin die Säule, die von nichts erweicht wird, weil meine Grundlage in Gott ist.

Die Tugenden. Fest stehst du in der Felsenhöhle, und du bist eine ruhmreiche Streiterin, weil du alles erträgst.

Die Demut. Töchter Israels! Unter einem Baume erweckte euch Gott, deshalb erinnert euch jetzt seiner Pflanzung! Freut euch, Töchter Sions!

Die Tugenden. Weh, weh! Wir Tugenden klagen und trauern, weil ein Schäflein des Herrn das Leben flieht.

Klage der bußfertigen und die Tugenden anrufenden Seele. Ihr königlichen Tugenden! Wie herrlich seid ihr, und wie glänzt ihr in der höchsten Sonne! Wie süß ist eure Wohnung! Darum, weh mir, die ich von euch floh!

Die Tugenden. Komm, Flüchtling, komme zu uns, Gott wird dich aufnehmen!

Diese Seele. Ach, ach, verbrennende Süßigkeit verschlang mich in meinen Sünden, und so wagte ich nicht einzutreten.

Die Tugenden. Fürchte dich nicht und fliehe nicht! Der gute Hirte sucht in dir sein verlorenes Schäflein.

Diese Seele. Nun müßt ihr mich aufnehmen! Übel riechen meine Wunden, mit denen mich die alte Schlange verpestet hat.

Die Tugenden. Eile zu uns und folge jenen Spuren, niemals wirst du in unserer Gesellschaft fallen, und Gott wird dich heilen.

Die bußfertige Seele an die Tugenden. Ich Sün-

Digitized by Google

Der Mai der christgläubigen Kirche.
Holzschnitt des 15. Jahrhunderts

Digitized by Google

derin, die ich das Leben floh und voll Geschwüren bin, will zu euch kommen, damit ihr mir den Schild der Erlösung darreicht. Du Königin der ganzen Kriegsschar, mit deinen leuchtenden Lilien und der Purpurrose, neigt euch zu mir, weil ich ferne von euch in der Verbannung weilte, und helft mir, damit ich mich im Blute des Sohnes Gottes aufrichten kann.

Die Tugenden. Flüchtige Seele, sei stark und hülle dich in die Waffen des Lichtes!

Die Seele. Demut, du wahre Arznei, hilf mir, weil mich der Stolz in vielen Lastern brach und mir viele Striemen schlug. Jetzt fliehe ich zu dir. Nimm mich also auf!

Die Demut. Alle Tugenden, nehmt die trauernde Sünderin um der Wunden Christi willen in ihren Striemen auf und führet sie zu mir!

Die Tugenden. Wir wollen dich zurückführen und nicht verlassen; das ganze Himmelsheer freut sich über dich, und darum wollen wir eine Symphonie erklingen lassen.

Die Demut. Unglückselige Tochter, ich will dich umfangen, weil der große Arzt harte und bittere Wunden deinetwillen erlittten hat.

Die Tugenden. Wir wollen dich zurückführen und nicht Du hast das Angesicht solcher Sünder nicht aus dem Auge verloren, sondern scharfsichtig Vorsorge getroffen, sie von dem Falle der Engel loszulösen... Darum freue dich, Tochter Sion, weil Gott dir viele zurückgab, welche die Schlange dir entreißen wollte. Diese erstrahlen nun in hellerem Lichte, als vordem ihre Schuld war.

Der Teufel. Wer bist du, oder woher kommst du? Du hast mich umarmt, und ich habe dich ins Weite geführt. Aber nun beschämst du mich in deiner Rückkehr, dafür werde ich dich in (neuem) Kampfe niederschmettern.

Die bußfertige Seele. Ich erkannte, daß alle meine

Digitized by Google

Wege böse seien, und darum bin ich von dir geflohen; jetzt aber, Spötter, kämpfe ich gegen dich.

Diese Seele. Darum, Königin Demut, stehe mir mit deinem Heilmittel bei.

Die Demut zum Siege. Sieg, der du jenen im Himmel überwältigt hast, eile mit deinen Kriegern herzu und binde den Teufel!

Der Sieg zu den Tugenden. Ihr tapferen und ruhmbedeckten Streiter, eilet herbei und helft mir den Betrüger besiegen!...

Die Demut. Fesselt ihn also, ihr herrlichen Tugenden!

Die Tugenden. Dir, unserer Königin, wollen wir gehorchen und in allem deine Befehle vollziehen.

Der Sieg. Freut euch, Genossinnen, die alte Schlange ist gebunden!

Die Tugenden. Preis dir, Christus, König der Engel!

Die Keuschheit. Im Geiste des Allerhöchsten habe ich, du Satan, dein Haupt zertreten und in der Gestalt der Jungfrau das süße Wunder gewirkt, als der Sohn Gottes in die Welt kam. Dadurch wurdest du von all deinem Raube herabgeschmettert. Und nun freut euch alle, die ihr den Himmel bewohnt; denn dein Leib ist zuschanden geworden.

Der Teufel. Du weißt nicht, was du verehrst, weil dein Bauch leer ist. Die schöne Gestalt ward vom Manne genommen. Warum übertrittst du das Gebot, das Gott in der süßen Verbindung gegeben hat? Darum weißt du nicht, was du bist.

Die Keuschheit. Wie sollte mich das berühren können, da deine Einflüsterung mit Blutschande befleckt ist? Einen Mann brachte ich hervor, der durch seine Geburt das Menschengeschlecht gegen dich sammelt.

Die Tugenden. Gott, wer bist du, der du in dir den großen Ratschluß getragen hast? Du hast damit in den öffent-

Digitized by Google

lichen und geheimen Sündern den Höllentrank zerstört. Nun leuchten sie in himmlischer Güte. Darum Preis dir, o König!

Allmächtiger Vater! Aus dir floß in feuriger Liebe der Quell. Führe die Deinen auf den Gewässern in guten Segelwind, so daß auch wir sie in das himmlische Jerusalem geleiten können!

(Der Sohn Gottes?) Am Anfange grünten alle Geschöpfe, in der Mitte blühten die Blumen; dann fiel das Grün herab. Dies sah der Mann, der Kämpfer, und sprach: „Ich weiß die Zeit, aber die goldene Zahl ist noch nicht voll. Schaue also du, Vaterspiegel, hernieder! Mein Körper leidet unter Müdigkeit, und meine Kleinen verlieren ihre Kraft. Jetzt denke daran, daß die Fülle, die am Anfange erschaffen worden war, niemals hätte verwelken sollen. Und dann war es also bei dir, daß dein Auge niemals wich, bis du meinen Körper voll von Edelsteinen sahest. Es quält mich, daß alle meine Glieder verspottet werden. Vater, schau, ich zeige dir alle meine Wunden! Beuget nun, alle Menschen, eure Knie vor dem Vater, damit er euch seine Hand darreiche!

Aus dem in Vorbereitung befindlichen Dombande „Hildegard von Bingen", den Johannes Bühler herausgibt.

* * *

HUGO VON HOFMANNSTHAL

ZU EINER ÜBERTRAGUNG TSCHECHISCHER UND SLOWAKISCHER VOLKSLIEDER

Die Anregung zu den folgenden Sätzen empfing der Dichter durch Paul Eisners Verdeutschung tschecho-slowakischer Volkslieder.

EINE Übertragung tschechischer Volkslieder mag heute, inmitten der betäubenden Unruhe und Spannung des Weltzustandes, den meisten als unzeitgemäß in mehr als einem

Digitized by Google

Betracht erscheinen, vor allem im politischen, wenn man nämlich den Sinn nur auf das Augenblickliche hindrängt und nichts für wichtig nimmt, als was vielleicht in fünf oder zehn Jahren wird für sehr unwichtig genommen werden. Hier ist, über zwei Menschenalter hinweggreifend, ein Verhalten gegen das Geistige des bis in die deutsche Mitte hinein wohnenden Nachbarvolkes, wie etwa ein Jakob Grimm sich gegen einen Schafarik verhalten hat, obwohl ihnen beiden doch die Förderung des eigenen Volkes das Ziel des geistigen Daseins war, und das Vertrauen, es gäbe noch immer diese Sittigung und Cultur unter den mit Geistigem sich befassenden Menschen. Zweitens darum unzeitgemäß, weil sie eine Beschäftigung mit dem Einfachsten auferlegt, dem Volkshaften im älteren Sinn, das reich an sinnlicher Fülle und Behendigkeit ist, aber arm an geistiger Verknüpfung, während heute nur das vom Abgeleiteten Abgeleitete, äußerst Verknüpfte als geistig geachtet wird. Wir erkennen in solchem Tun auch etwas von der bescheidenen und stilleren Förderung des eigenen Volkes, an der frühere Zeitalter reicher waren als das unsere. Denn wer übersetzt, der will wohl ein Fremdes dem eigenen Volk heranbringen und die eigenen Landsleute nötigen, das Fremde mit Aufmerksamkeit gewahr zu werden, aus welcher dann leicht die Zuneigung erfließt und das gerechte sanfte Urteil anstatt des abschätzigen. Aber das Ergebnis solcher Übertragungen ist noch ein anderes; die eigene Sprache, in unserem Fall die deutsche, erfrischt sich an ihnen. Der Übersetzer verjüngt und erneut die eigene Sprache, nicht als ob das Fremde in sie hineindrängte, aber doch vermöge des Fremden, durch die Einwirkung, welche die Fremdheit des Fremden auf ihn ausgeübt hat: denn je eigener die fremde Sprache, desto mehr treibt sie ihn in die Enge, er sieht sich dem nackten Unredbaren gegenüber, da will er in sich, das heißt im Volksgedächtnis, das in ihm lebendig ist, das Tiefste, Nackteste ergraben; die wahre Lands-

Digitized by Google

mannschaft und gemeinsame Sinnesart, die in der Sprache liegt und weit das Individuum übertrifft, wird in ihm lebendig; im treuen Übersetzer unterredet sich wirklich ein Volksgeist mit dem anderen, wogegen der vereinzelte, vermeintlich originale Schreiber, indem er lauter Besonderstes auszusprechen meint, an dem flachen Redevorrat der Zeit, die sich immer selbst verstellt, sich genügen läßt. Spracherneuerung geschieht in der tiefen Kundschaft vom Wert und Gewicht des einzelnen Wortes, von der Wucht und Gewalt der Sprachwurzeln, von der Sittlichkeit, die aufgespeichert ist in den einfachsten Wendungen; das innere Gefühl für Schicklichkeit, das in jedem Volk liegt, hat sie bestimmt; es liegt etwas Religiöses im Sprechen und Singen des Volkes, es ist das Geistwerden des Leibes, daher der Glockenton der Volkslieder und der Schriftworte, die mit Scheu übertragen sind. Auch der gelehrten Sprache älterer Zeit wohnt dies noch inne: Ehrfurcht vor dem Auszusagenden, das doch nicht voll ausgesagt, nur gleichsam gebannt werden kann. Noch in Schillers großartiger Prosa ist das einzelne vielbedeutende Wort nicht ohne Ehrfurcht hingesetzt, mit einer wunderbaren Behutsamkeit und Kraft bei Goethe, mit der wahrhaften Scheu wie des Priesters gegen das Heiligtum bei den zwei großen Grimm, bei Novalis, in den Monologen Schleiermachers, in Fichtes Reden. Der scheulose Gebrauch setzt das Wort, den Schreiber und das Volk hinunter; welchen Unsegen hat nur das eine Wort Cultur, gar in der barbarischen Schreibung Kultur, dem deutschen Wesen gebracht, so nach innen wie nach außen, wenn es an tausend Stellen prostituiert wurde, Anmaßung und Gedankenlosigkeit zugleich.

In den Liedern, die aus dem Volk hervorgegangen sind, waltet Scheu und Ehrfurcht durchaus, der Sinn mag kindlich sein oder schelmisch, aber an das Eigentliche der Sprache wagt sich kein frecher Mund. Die Worte und Wendungen

Digitized by Google

liegen rein da in ihrem eigentlichen Sinn, wer sie übertragen will, muß sich hüten, wie der einen Spiegel trägt, daß kein Hauch ihn trübe, so davor, daß sich nichts von dem Beiklang einmenge, wodurch wir im scheulosen Gebrauch, den wir den gebildeten nennen, die Worte schwächen und erniedrigen. Über allem ist der Rhythmus, er trägt das Ganze wie atmendes Leben; so sind sich hier Leib und Geist, Musik und Poesie noch unzerschieden nahe. Dem Rhythmus gelingt alles zu versinnlichen, ein Auflachen wie von Kindern, die Neckerei der Verliebten, aber auch wieder wortlose Seufzer, stockende Herzensbedrängnis. Die Wortfolge gehorcht völlig dem Rhythmus, der schriftgemäße Satzbau bricht oft jäh ab, die Aneinanderreihung erscheint kindlich, aber sie ist immer bedeutungsvoll; oft wird ein Schein mit dem Wirklichen verwechselt, dann ist aber unbewußte tiefsinnige Anspielung darunter verborgen. Am scheinbar Kleinen, einem liegen gelassenen oder aufgehobenen Gerät oder Teil der Kleidung, an der Übereinstimmung oder Gegensätzlichkeit mit einem scheinbar geringfügigen Gegenstand bricht oft das ganze Innere hervor, freudiges oder schmerzhaftes Eingeständnis. Das weist auf die Bedeutsamkeit des einzelnen Dinges sowie des einzelnen Wortes für die unverbrauchten Gemüter hin, dadurch kann sich in uns, wenn wir dies aufnehmen, noch anderes erneuern als der Sprachsinn. Es könnte scheinen, als ob unsere geistig gewordene Sprache zu ermüdet sei und nicht mehr jung genug, daß man dies in sie übertrage; doch dem ist nicht so. Aber es gibt nur eine Art, dies zu übertragen, daß man den Rhythmus über alles walten lasse, bis in die Silbe hinein, in der Wortfolge dem Original genau nachgehe, in der kindlichen Aneinanderreihung, der Wahl der einfachsten und naturnächsten Wörter. Davon hat uns Herder für alle Zeit das Muster gegeben. Hier ist von Hunderten seiner Beispiele eines, aus der Übertragung eines litauischen Volksliedchens:

Digitized by Google

Pferdchen schwamm ans Ufer
Bruderchen sank unter
Bruder hielt im Sinken
einen Weidbaum feste.

In dieser Weise wurde hier zu übertragen gesucht, möge eine Zeit, der die Maßstäbe verloren gegangen sind, nicht die gewissenhafte und ehrfürchtige Bemühung mit eilfertigem, schnellem Sich-zufriedengeben verwechseln.

* * *

OTTO GILDEMEISTER
AN LUISE KUGLER

Bremen, den 6. Oktober 1861

DAS Herannahen der fünfzigjährigen Jubelfeier Deines Daseins, liebste Kuglern, schreckt billigerweise selbst meine Schreibfaulheit zu einem Anlaufe energischer Kraftanstrengung auf. Und wenn ich auch nicht, wie geschehen, meiner Gattin förmlich und bündig hätte angeloben müssen, am Sonntage (als heute) eine Geburtstagsepistel an Dich abzufassen, — ich würde doch aus freien Stücken an die saure Arbeit mich gemacht haben, um durch einen schriftlichen Beitrag meinerseits den Glanz Deines Jubiläums zu erhöhen, und das will viel sagen. Denn in meinem Charakter finde ich wenig Anhalt und Stütze für solche außerordentlichen Entschließungen. An meinem Schädel fehlt das Geburtstagsorgan gänzlich. Ich mache den Kultus mit, ohne an den Heiligen zu glauben. Nicht ohne ein gewisses Erstaunen habe ich es immer mit angesehen, wie der „weibliche Mensch", um mit meinem Oheim Stolz zu reden, die Geburtstage von näheren Verwandten und Freunden sich einprägt und mit allerlei seltsamen Gebräuchen, als Besuchen, Briefen, Speiseopfern, Spenden, Kränzen usw., festlich begeht, als wenn nicht „ein jeder Tag genug an seiner eigenen Plage hätte". Die Stickereien, welche diesem Kultus

Digitized by Google

ihren Ursprung verdanken, haben mich von jeher, wie Du weißt, mit Abscheu erfüllt, und es mag sein, daß darin zum Teil meine kühle Stimmung gegen die Wiegenfeste ihren Grund hat, wie ich denn auch nicht leugnen will, daß ich für Schokoladetrinken nie lebhaft geschwärmt habe, und daß mir also immer der sinnliche Anreiz fehlte, an den Ehrentagen meiner Mitmenschen mich in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Ich bin hinsichtlich meiner Sympathien für andere mit einem Worte Protestant, unabhängig vom Kalender und gleichgültig gegen die Zivilstandsregister. Aber ich will zugeben, daß ich nicht immer ganz konsequent bin. Wie die reformierte Kirche ja auch einige rote Tage des katholischen Kalenders beibehalten hat, so enthält auch der meinige hie und da ein Datum, welches sich durch einen scharlachnen Strich auszeichnet, und zu diesen gehört seit etlichen Jahren auch der 10. Oktober. Nicht davon zu reden, daß ein halbes Jahrhundert ein ganz besonderer Fall ist und mehr Aufmerksamkeit verdient, als ein ordinäres Jahr. Gegen den eindrucksvollen Klang: „Fünfzig Jahre" hält mein Rationalismus nicht stand. Umsonst sage ich mir, daß fünfzig Umdrehungen der Erde um die Sonne mit unserer Liebe und unserem Herzen nicht mehr zu schaffen haben als $63^1/_2$ solcher himmlischer Touren; es liegt eine unwiderstehliche Magie in der Zahl fünfzig, und ich gebe meine Vernunft gefangen. Ich unterdrücke den heimlichen Spott gegen dies Hineinragen chaldäischen Aberglaubens in das moderne Leben und gebe mich ganz dem astrologischen Zauber hin. Es ist doch sehr erfreulich, daß Du geboren worden bist. Und es ist um so notwendiger, Dich von Zeit zu Zeit auf diese unbestreitbare Wahrheit hinzuweisen, als Du mir nicht so vollständig, wie Du sein solltest, davon durchdrungen zu sein scheinst. Wenn Du hin und wieder so tief sinken kannst (und Du kannst es), um die Frage nicht bloß zu denken, sondern auszusprechen, ja, sogar niederzuschreiben, wozu Du eigent-

Digitized by Google

lich noch überhaupt da seiest, so wird es zu einer unerläßlichen Pflicht, bei passenden Gelegenheiten Dir zu erklären, allen Ernstes, freundlich aber entschieden zu erklären: es ist sehr erfreulich, daß Du geboren bist. Hier bei uns in Bremen sind sehr viele Leute dieser Ansicht, und unter ihnen vertritt dieselbe niemand mit größerem Nachdrucke als der Verfasser dieser Zeilen, welcher auch sehr wohl weiß warum. Ich weiß freilich nicht minder gut, liebste Kuglern, daß bei Deiner bevorstehenden Jubelfeier der Jubel sehr gedämpft und die Feier recht still sein muß. Der Kummer und die Sorge sind Dir gerade jetzt näher, als seit langer Zeit. Aber Du hast trotz alledem Ursache genug, in dem verborgensten Winkel Deines Herzens einem freudigen und glücklichen Gefühle Aufnahme zu gestatten. Du hast zu sehr in Deinem Leben wahrhaft und wirklich empfunden, wie reich und schön doch trotz allen Herzeleids und aller Vergänglichkeit dies irdische Dasein sein kann, um nicht auch jetzt in dunkler und trauriger Zeit die Sonne hinter den Wolken zu fühlen. Und das Beste, was es auf Erden gibt, die Fähigkeit zu lieben, und das Bewußtsein, daß andere Dich lieb haben, das besitzest Du ja noch heute wie zuvor, und die fünfzig Jahre haben es nicht vermindert, sondern vermehrt. Trübsal und Trauer freilich sind nicht ausgeblieben, aber es ist einmal so, wer viel liebt, muß viel leiden. Das ist unser menschliches Schicksal, daß Glück und Sorge miteinander verschwistert sind wie Licht und Schatten. Wir müssen es nehmen, wie es uns unabänderlich gefügt ist, wenn wir nicht an unserer Seele Schaden nehmen wollen. In irgendeinem Werke von Dickens wird von einem Manne erzählt, welchem ein Engel erlaubt, einen Wunsch zu äußern, den der Himmel ihm gewähren möge. Der Mann sagt: „Ich wünsche frei von aller Sorge zu sein.“ Von dem Augenblicke an wird er die elendeste Kreatur. Ob seine Arbeit gedeiht, ist ihm gleichgültig. Zu streben, zu wagen, fällt ihm nicht mehr ein.

Digitized by Google

Ob sein Weib und seine Kinder krank werden und umkommen, kümmert ihn nicht mehr, — er ist ja ohne Sorge. Er führt das Leben eines Eiszapfens. Er kennt keinen Triumph, keine Genugtuung, keine Ruhe und Erholung mehr: mit der Sorge ist auch das Glück aus seinem Fassungsvermögen verschwunden. An diese tiefsinnige Fabel denke ich oft, wenn ich sehe, wie die Sorge die Menschen quält. Je mehr Glück, je mehr Liebe, desto mehr Kummer und Angst, — das ist zugleich Warnung und Trost. Während Deiner nächsten fünfzig Jahre, liebste Ihße, wird wohl noch mancher Tag erscheinen, der an dieses Fabula docet erinnert. Ich kann Dir nicht wünschen, daß es anders sein möge. Preise Dich glücklich, daß Gott Dir ein warmes, lebendiges Herz in die Brust gegeben hat, und daß er Dir viele wahre und echte Freunde geschaffen hat. Aber mache Dich gefaßt darauf, daß Dein Herz und Deine Freunde Dir viel zu schaffen machen werden. Ja, es gibt viel Not und Leiden in dieser Welt, und es ist merkwürdig, daß sie doch noch so erträglich ist.

Wären nicht diese mancherlei Sorgen, so hätten wir von hier aus Gott sei Dank nur Gutes und Frohes zu melden. Einförmigkeit im Glücke, was kann der Mensch sich Besseres wünschen? Zu den großen Ereignissen gehört für uns immer das Eintreffen einer jener dickleibigen Manuskriptsammlungen, welche, mit dem Poststempel „München" versehen, von Zeit zu Zeit die Rutenstraße heimsuchen. Bleibt einmal eine solche Postsendung etwas länger als erwartet worden aus, so ist mit Chata schwer fertig zu werden. Ihr Zorn und ihr Verdruß suchen dann irgendeinen Gegenstand, um sich auszutoben, und meistenteils bin ich es, der ihr in den Wurf kommt. Ich werde mit Vorwürfen überschüttet, daß „die Kugler nicht schreibt", meine schüchternen Bemerkungen, als „keine Nachrichten — gute Nachrichten", oder „vielleicht kommt morgen ein Brief", oder „möglicherweise ist ein Brief verloren gegangen", reizen

Digitized by Google

sie nur zu heftigeren Wutausbrüchen. Ich bin dann sehr schlimm daran. Eine Zeitlang sagte ich immer: „Vielleicht morgen!" Das verbot sie mir. Ich fragte: „Mein Kind, was soll ich denn sagen?" „Du kannst sagen, es sei sehr traurig, und wir wollen hoffen, usw." Also am nächsten Tage antwortete ich auf ihre erneute Wehklage ganz wortgetreu: „Es ist sehr traurig, mein Kind, aber wir wollen hoffen, usw." Allein es half nichts. Sie gab sich auch hiermit nicht zufrieden, und ich weiß nicht, was aus der Sache noch geworden wäre, wenn nicht glücklicherweise ein Brief dem Wartefieber ein Ende gemacht hätte. Ich erzähle Dir diese Geschichte nach der Natur, weil auch sie Dir beweisen mag, wie notwendig Deine Existenz, wenn auch nur im Interesse meines häuslichen Friedens, ist, und weil ich hoffe, daß sie Dir ein Sporn zu fortgesetztem, fleißigem Schreiben sein wird. Letzteres wirst Du Dir ein wenig erleichtern können, wenn Du ein Verzeichnis der zu grüßenden Personen lithographieren oder noch besser drucken läßt, von welchem Du dann jedesmal nach Durchstreichung der nicht zu berücksichtigenden Namen ein Exemplar beilegst. Den dadurch ersparten Raum kannst Du alsdann zweckmäßig zu anderweitigen Ergüssen, Mitteilungen, Reflexionen usw. benutzen. Eine ganz ähnliche Einrichtung besteht hier, um das Publikum von den angekommenen Seefischen zu benachrichtigen. Die Liste enthält alle landesüblichen Gattungen, und der Ankündiger streicht nur immer die Namen der ausgebliebenen aus. Überlege es Dir. — —

Denke Dir, ich finde, daß Du Fortschritte im Malen machst. Sollte eine verborgene Neigung Deinem Pinsel erhöhten Schwung und wärmere Töne verliehen haben? Scherz beiseite, die Tatsache steht fest, die letzten Arbeiten haben mehr „Schick" als die früheren, so hübsch diese auch sind. Du siehst daraus, daß Du noch im Wachsen begriffen bist, und daß man mit fünfzig Jahren noch sehr jung sein kann. A propos, mir

Digitized by Google

fällt ein, daß es im Grunde entsetzlich ungalant von mir ist, daß ich so auf Deinem halben Jahrhundert herumreite. Es gibt nicht viele Frauenzimmer, denen ich das bieten möchte, und es ist ausnehmend ehrenvoll für Dich, daß ich es erst jetzt merke. Es zeigt, daß Du ein Überdurchschnittsmensch bist, wie mein schon eingangs zitierter Onkel mütterlicher Seite zu sagen pflegt. Dieser Onkel, Onkel Hermann Stolz, oder auch der „alte Junge" genannt, hat uns vorige Woche von Detmold aus, wo er mit seiner Gattin haust, auf einige Tage heimgesucht und mit seiner originellen und bizarren Weise höchlich amüsiert, namentlich auch Chata, die ihn noch nicht kannte, aber in fünf Minuten sein Herz vollständig erobert hatte. Er ist 76 Jahre alt, macht aber noch Lärm für drei. Seine sonderbaren Kraftausdrücke und Gestikulationen machen einen um so komischeren Eindruck, als er gar kein eigenes Urteil hat, sondern jedem, dem er einige Einsicht zutraut, nachspricht; ohne daß er es merkt, kann man ihn ganz leicht in wenigen Minuten von dem einen Extrem einer Meinung zum anderen führen. So wunderlich wie seine Person ist auch sein Schicksal. Hagestolz par excellence, sah er in seinem 68. Jahre durch den Verlust einer kaufmännischen Agentur, von welcher er sein reichliches Auskommen gehabt hatte, sich plötzlich vis à vis de rien. Eine pensionierte oldenburgische Schauspielerin, mit welcher er seit einem Menschenalter eine platonische Freundschaft kultiviert hatte, bot ihm unter diesen Umständen ihre Hand an. „Sie sagte mir: Stolz, du Esel, warum heiratest du mich nicht?" Mit diesen (natürlich sagenhaften) Worten zeigte er mir seine Verlobung an. Nun leben die beiden Alten von der kleinen Pension der Frau und den Trümmern seiner früheren Ersparnisse gänzlich einsam in Detmold, essen mittags eine Portion vom Restaurant und sind dabei ganz vergnügt und zufrieden. Die Frau weiß es einzurichten, daß der Alte in Kleidern und Wäsche anständig aussieht, daß er im

Digitized by Google

Kasino die Journale lesen, einige Zigarren täglich rauchen und alle Jahr einmal nach Bremen kommen kann. Er behauptet, vollkommen glücklich zu sein, obwohl er bis zum 68. Jahre gewohnt gewesen war, ein lustiges Junggesellenleben mit Wein und Rebhühnern, hohem Spiel und üppigen Diners zu führen. Was die Frau betrifft, so glaube ich, daß ihr Heiratsantrag zu den heroischen Taten gehört, von denen die Welt nichts erfährt, und die nur Frauen unternehmen und vollbringen können. Sie war 52 Jahre alt, als sie den Brautkranz aufsetzte.

Wohin verirre ich mich? Es ist hohe Zeit, daß ich einlenke und mit einer eleganten Wendung zum Schlusse dieses Geburtstagsbriefes übergehe. Tante Kugler, verzeihe mir, daß ich an Tante Stolz gedacht habe! „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an“: Wie stutzen wir den Vers für ein Photographiealbum zu? Wenn es noch für das Schild eines Schneiders wäre! Ich finde nichts, was recht frappant klänge, etwa:

Sehr leicht zerstreut der Zufall, was er sammelt,
Ein kluger Mensch klebt liebe Menschen an (oder „ein“)
Und weiß sie festzuhalten.

Das Schlimme ist, daß man in einem Album eigentlich nicht klebt, sondern einschiebt: indessen erlaubt vielleicht die poetische Freiheit die Kühnheit des Ausdrucks. Man könnte auch sagen: „.. steckt liebe Menschen ein“. Ich gebe anheim. Wir für unsern Teil, liebe Ihße, wollen hoffen, daß der Zufall einmal wieder sammelt, was er zerstreut hat, und bis dahin möge es für uns sein Bewenden mit dem „Anziehen“ und dem „Festhalten“ behalten. Für Chata und für mich stehe ich ein; für Dich verbürge ich mich auch, und für den Rest wollen wir Gott sorgen lassen. Von Herzen Dein

Otto.

Aus den soeben erschienenen Briefen von Otto Gildemeister, die dessen Tochter, Frau Lissy Susemihl-Gildemeister, herausgegeben hat.

* * *

Digitized by Google

G. A. E. BOGENG

AUS DEN UNTERHALTUNGEN EINER KLEINEN KUNSTSAMMLUNG

AN einem schönen Frühherbstvormittage durchleuchtete die Sonne mit einem Male das kleine Zimmer, denn der geschmeidige grüne Seidenvorhang — er war einige Jahrhunderte in einem Palazzo beschäftigt gewesen, den alle Kunstgeschichten erwähnten, und bildete sich darauf etwas ein — hatte ihre Neugier nicht mehr verbieten können. Nun aber stellte er sich, rasch seine vielen mürrischen Falten glättend, vor das Fenster und sah die Sonne mit dem gleichmütigen Gesichte eines Mannes an, der für seine Dienstleistungen schon gut bezahlt ist.

So waren ein paar vorwitzige Sonnenstrahlen gefangen, die ein Weilchen im Zimmer umherschnellten, bis sie dann plötzlich mit einem eiligen Entschluß durch das prächtig vergoldete Schlüsselloch des großen schwarzen Schrankes krochen, weil sie glaubten, hier sei der Ausgang. Da hatten sie sich freilich getäuscht, wie sie gleich zu hören bekamen.

— „Sie," rief der Herr Katalog die Sonnenstrahlen an, „Sie, wo wollen Sie hin? Wenn Sie etwas in diesem Schranke suchen, müssen Sie mich fragen! Ich bin der oberste Beamte des Schrankherren und habe hier für eine anständige Ordnung zu sorgen. Was wünschen Sie? — Hm? Hm!"

Er war ein sehr feiner Mann, der Herr Katalog: in einen zitronengelben Marokkoledermantel gehüllt, zeigte er des öfteren freundlich seine kostbare seidene Unterkleidung von gleicher Farbe und ließ dazu die goldenen Dekorationen erglänzen, mit denen er geschmückt war. Auch erwähnte er nicht ungern seine Herkunft: altes Handpapier aus den Kaiserlichen Werkstätten in Tokyo. Etwas kurz angebunden, duldete er keine Widersprüche gegen seinen Geist, worunter er das verstand, was die schwarzen, seinen Leib durchschnörkelnden Buchstaben behaupteten. Aber trotzdem und ungeachtet seiner Pariser Kleidung und seiner französischen Sprache war der Herr Katalog von chinesischer Gründlichkeit. Er hatte sie nötig, denn er war als Historiograph des chinesischen Porzellans in die Dienste des Schrankherren getreten.

Die Sonnenstrahlen küßten mit hurtiger Ergebenheit den Herrn Katalog auf den Bauch, da, wo er ihn mit dem großen goldenen Drachen verziert hatte. Das tat dem Herrn Katalog wohl, und er meinte: „Nun, ich sehe, daß Sie Leute von guten Umgangsformen, Reisende von

Digitized by Google

Distinktion sind; ich werde Sie also meiner Familie vorstellen, da Sie doch einmal hier sind. Wo kommen Sie denn her?"

— „Von der Sonne."

— „Da sind wir ja gewissermaßen Verwandte, allerdings sehr entfernte Verwandte. Auch sind Sie noch jung, hitzig; wer kann wissen, als was Ihre feuergeborene Schönheit erkalten wird. Na, ich will Sie nicht um die Hoffnungen der schönsten Zeit Ihres Lebens bringen. Wir freilich, wir sind chinesisches Porzellan geworden, und das ist das Beste, was aus der Sonne werden kann."

Jetzt konnten die Sonnenstrahlen die prachtvollen Fächer des Schrankes durcheilen, der Herr Katalog hatte es ihnen liebenswürdig mit wenigen Worten erlaubt und fügte darum noch viele über diese Erlaubnis hinzu: an sich, an den abwesenden Schrankherrn, sowie an alle sonstige, die etwa Goldkörnlein aus seinem Munde zu sammeln bereit wären.

— „Das sind komische Charaktere", riefen die Sonnenstrahlen, als der Herr Katalog einiges Erklecklicheres über das alte chinesische Schrifttum äußerte, damit man das, was er nachher sagen wollte, noch besser sich zu eigen machen könne. Räuspernd unterbrach sich der Herr Katalog: „Sie verstehen wohl nicht das Chinesische, das will gelernt sein. Wir werden uns mit Ihnen europäisch unterhalten, wir sind Edelleute zweier Welten. Ah — jedesmal, wenn eines unserer alten Porzellangeschlechter dem Könige von Frankreich seine erste Aufwartung machte, trat es unter die Pairs du Royaume. — Der Herzog von Seladon —"

Eine schwere graugrüne Schüssel sah über die Sonnenstrahlen hinweg, die sich tief bückten. Der Herzog von Seladon hatte nämlich allen Grund, hochmütig zu sein. Zwar stellte er sich zuerst in Versailles als Porzellan vor, aber bald behaupteten die Pariser Genealogen, er sei gar kein Porzellan, wennschon dieser Familie nahe zur linken Hand verwandt. Zu seiner Zeit brauchte der Herzog noch nicht so vorsichtig zu sein. Als er im Winter des Jahres 1619 in Frankreich ankam, stritten sich gerade die Hofkavaliere mit dem Degen in der Faust bei den Bücherkrämern um die letzten Stücke der schönen Astrée, einer Geschichte, die Madame d'Urfée geschrieben hatte, die Céladons agierten überall mit grünen Gefühlen und in grünen Röcken ihre Sehnsüchte so, wie es in diesem Buche beschrieben war, und niemand wagte noch zu bezweifeln, daß der Herzog von Seladon, der im Kabinett des Königs vor dem besten Sessel stand, ein Porzellan sei.

Digitized by Google

Leise glitten die Sonnenstrahlen aus dem Prunkgefache, in dem sie der Herzog von Seladon übersehen hatte, und traten bei dem Marquis Sang de bœuf ein, der sich mit seinen beiden Söhnen Sang de poulet und Sang de pigeon nicht gut vertrug, wie ihnen der Herr Katalog zuraunte. Die alte Vase, die einen sehr roten Kopf hatte, begann sogleich von den in China zurückgebliebenen Verwandten zu reden, deren Maultier-, Schweine- und anderes Blut sie rühmte. Der gründliche Herr Katalog schaltete ein: „Yao pien", und das war ebenso dem Marquis wie seinen Söhnen ersichtlich unangenehm, so daß die Sonnenstrahlen rasch aufbrachen. Wie sie der Herr Katalog aufklärte, gehörten auch die de Flambé zu diesen Verwandten, ganz aus der Art geschlagene Porzellane, die, anstatt im Ofen eine gleichmäßige Röte anzunehmen, fleckig blau geworden waren. Man munkelte allerlei, als es schon zu spät war, und man erzählte manche galante Geschichte über die Ofenveränderung, was in der Porzellansprache das gleiche wie in der Menschensprache Luftveränderung bedeutet. Das Fatalste bei alle den Fatalitäten war dann gewesen, daß sich die Abbés und Chevaliers de Flambé überall vordrängten, daß sie, die ihre schöne blutige Farbe verloren hatten, geflammt, gesprenkelt und gestreift herumliefen und in der Mode waren. Am Ende freilich wurden auch die Flambés diskreter und vernünftiger, respektable blaue oder gelbe Porzellane, und ärgerten sich nun selbst über ihre alten Familienmißgeschicke.

Sie waren mit der Famille verte und der Famille rose, mit der Famille noire und der Famille jaune verschwägert und saßen mit diesen Familien in den unteren Räumen des Schrankes. Als die Sonnenstrahlen an ihnen vorbeiliefen und: „Farben spielen!" riefen, grüßten sie mit erschreckter Freundlichkeit. Des höfischen Tones ungewohnt, wußten sie nicht recht, ob das eine Grobheit oder eine Liebenswürdigkeit gewesen war. Da gab es nun eine prächtige Buntheit. Dem Herrn Katalog fielen die Erzählungen von dem alten Zauberer ein, der den Wanderern, als Weber verkleidet, Knäule aus der Nase zog, dabei deren Seidenfäden so rasch verknüpfend, daß sie sich als überaus herrliche Teppiche vor den Füßen der Verblüfften aufrollten. Brotlose Künste, dachte der Herr Katalog und vermerkte: „Wir haben Ihre pyrotechnischen Versuche nicht nötig, wir wollen nicht hübsch sein. Wir sind echtes, bestes, hartes Porzellan, wir halten auf Strenge und Würde der Form, wir wissen auswendig, was in den Büchern der alten Höflichkeiten steht."

Digitized by Google

— „Da wissen Sie schon was", zischelten die ungezogenen goldenen Schlangen, die um das Schlüsselloch des Schrankes spielten.

— „Wenn Sie klüger sind als ich, Sie Sonnenstrählchen," empörte sich der Herr Katalog, „so suchen Sie wohl lieber andere Unterhaltungen. Ich bin ganz gern in gelehrter Beschaulichkeit allein. Auch muß ich", das sagte der Herr Katalog zu sich selbst, „die neue Tinte, die der Schrankherr meinem Geiste gestern zusetzte, verdauen. Das war keine chinesische Tusche, das war eine ganz scheußliche Mixtur."

Und die Sonnenstrahlen taten ihm den Gefallen. An dem alten Seidenvorhang vorbei, der sich wieder zusammengerollt hatte, um seine Erinnerungen zu überschlummern, flogen sie aus dem kleinen Zimmer heraus, in die weite, weite Welt, vielleicht bis nach China.

In dem Schranke wurde es finster, und die eben noch so seltsam farbigen Porzellane sahen grau und müde aus.

— „Gutes chinesisches Porzellan hat diesen noblen Ton," erklärte der Herr Katalog, „da liegt Charakter drin, das nenne ich Familienähnlichkeit. Wir brauchen die Dunkelheit nicht zu fürchten, denn hier soll niemand hinein, der erst im neunzehnten Jahrhundert geboren ist. Pfui Teufel!"

Dann gähnte der Herr Katalog so laut, daß alle Porzellane leise mitklirrten. Und dann schlief der Herr Katalog ein.

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Folgende Neuigkeiten werden in kürzester Zeit zur Versendung gelangen: Dingelstedt und Julius Hartmann. Eine Jugendfreundschaft in Briefen; Hugo von Hofmannsthal, Das Salzburger große Welttheater; André Gide, Die Verließe des Vatikan; Briefe von Otto Gildemeister; Alhrecht Schaeffer, Saalborner Stanzen; Stefan Zweig, Amok. Von Neuauflagen sind die folgenden zu nennen: Fichte, Reden an die deutsche Nation. 21.–24. T.; Ernst Hardt, Erzählungen. 8.–10. T.; Hugo von Hofmannsthal, Gedichte; Ricarda Huch, Michael Unger. 9. Aufl.; Gottfried Keller, Werke. 7.–10. T.; Rainer Maria Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. 18.–20. T.; Frühe Gedichte. 15.–17. T.; Das Buch der Bilder. 20.–22. T.; Albrecht Schaeffer, Montfort. 8.–11 T.; Gudula. 7.–10. T.; Friedrich von Stendhal, Von der Liebe. 6.–10. T.; Tschuang-Tse. 9.–11. T.; Vogeler, Dir. 7.–8. T.

Digitized by Google

D A S

INSELSCHIFF

*

* E I N E *

Z W E I M O N A T S S C H R I F T

*

DRITTER JAHRGANG / SECHSTES HEFT
AUGUST 1922

*

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen;
Harte Bissen gibt es zu kauen:
Wir müssen erwürgen oder sie verdauen.

Goethe

RAINER MARIA RILKE
AUS DEN SONETTEN AN ORPHEUS

DA stieg ein Baum. O reine Übersteigung!
O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr!
Und alles schwieg. Doch selbst in der Verschweigung
ging neuer Anfang, Wink und Wandlung vor.

Tiere aus Stille drangen aus dem klaren
gelösten Wald von Lager und Genist;
und da ergab sich, daß sie nicht aus List
und nicht aus Angst in sich so leise waren,

sondern aus Hören. Brüllen, Schrei, Geröhr
schien klein in ihren Herzen. Und wo eben
kaum eine Hütte war, dies zu empfangen,

Digitized by Google

ein Unterschlupf aus dunkelstem Verlangen
mit einem Zugang, dessen Pfosten beben, —
da schufst du ihnen Tempel im Gehör.

*

EIN Gott vermags. Wie aber, sag mir, soll
ein Mann ihm folgen durch die schmale Leier?
Sein Sinn ist Zwiespalt. An der Kreuzung zweier
Herzwege steht kein Tempel für Apoll.

Gesang, wie du ihn lehrst, ist nicht Begehr,
nicht Werbung um ein endlich noch Erreichtes;
Gesang ist Dasein. Für den Gott ein Leichtes.
Wann aber sind wir? Und wann wendet er

an unser Sein die Erde und die Sterne?
Dies ists nicht, Jüngling, daß du liebst, wenn auch
die Stimme dann den Mund dir aufstößt, — lerne

vergessen, daß du aufsangst. Das verrinnt.
In Wahrheit singen, ist ein andrer Hauch.
Ein Hauch um nichts. Ein Wehn im Gott. Ein Wind.

*

NUR wer die Leier schon hob
auch unter Schatten,
darf das unendliche Lob
ahnend erstatten.

Nur wer mit Toten vom Mohn
aß, von dem ihren,
wird nicht den leisesten Ton
wieder verlieren.

Digitized by Google

Mag auch die Spieglung im Teich
oft uns verschwimmen:
Wisse das Bild.

Erst in dem Doppelbereich
werden die Stimmen
ewig und mild.

*

EUCH, die ihr nie mein Gefühl verließt,
grüß ich, antikische Sarkophage,
die das fröhliche Wasser römischer Tage
als ein wandelndes Lied durchfließt.

Oder jene so offenen, wie das Aug
eines frohen erwachenden Hirten,
— innen voll Stille und Bienensaug —
denen entzückte Falter entschwirrten;

alle, die man dem Zweifel entreißt,
grüß ich, die wiedergeöffneten Munde,
die schon wußten, was Schweigen heißt.

Wissen wirs, Freunde, wissen wirs nicht?
Beides bildet die zögernde Stunde
in dem menschlichen Angesicht.

*

HEIL dem Geist, der uns verbinden mag;
denn wir leben wahrhaft in Figuren.
Und mit kleinen Schritten gehn die Uhren
neben unserm eigentlichen Tag.

Digitized by Google

Ohne unsern wahren Platz zu kennen,
handeln wir aus wirklichem Bezug.
Die Antennen fühlen die Antennen,
und die leere Ferne trug . . .

Reine Spannung. O Musik der Kräfte!
Ist nicht durch die läßlichen Geschäfte
jede Störung von dir abgelenkt?

Selbst wenn sich der Bauer sorgt und handelt,
wo die Saat in Sommer sich verwandelt,
reicht er niemals hin. Die Erde schenkt.

*

SOLLEN wir unsere uralte Freundschaft, die großen
niemals werbenden Götter, weil sie der harte
Stahl, den wir streng erzogen, nicht kennt, verstoßen,
oder sie plötzlich suchen auf einer Karte?

Diese gewaltigen Freunde, die uns die Toten
nehmen, rühren nirgends an unsere Räder.
Unsere Gastmähler haben wir weit —, unsere Bäder,
fortgerückt, und ihre uns lang schon zu langsamen Boten

überholen wir immer. Einsamer nun aufeinander
ganz angewiesen, ohne einander zu kennen,
führen wir nicht mehr die Pfade als schöne Mäander,

sondern als Grade. Nur noch in Dampfkesseln brennen
die einstigen Feuer und heben die Hämmer, die immer
größern. Wir aber nehmen an Kraft ab, wie Schwimmer.

*

Digitized by Google

WOLLE die Wandlung. O sei für die Flamme begeistert,
drin sich ein Ding dir entzieht, das mit Verwandlungen prunkt;
jener entwerfende Geist, welcher das Irdische meistert,
liebt in dem Schwung der Figur nichts wie den wendenden
Punkt.

Was sich ins Bleiben verschließt, schon ists das Erstarrte;
wähnt es sich sicher im Schutz des unscheinbaren Grau's?
Warte, ein Härtestes warnt aus der Ferne das Harte.
Wehe —: abwesender Hammer holt aus!

Wer sich als Quelle ergießt, den erkennt die Erkennung;
und sie führt ihn entzückt durch das heiter Geschaffne,
das mit Anfang oft schließt und mit Ende beginnt.

Jeder glückliche Raum ist Kind oder Enkel von Trennung,
den sie staunend durchgehn. Und die verwandelte Daphne
will, seit sie lorbeern fühlt, daß du dich wandelst in Wind.

*

SEI allem Abschied voran, als wäre er hinter
dir, wie der Winter, der eben geht.
Denn unter Wintern ist einer so endlos Winter,
daß, überwinternd, dein Herz überhaupt übersteht.

Sei immer tot in Eurydike —, singender steige,
preisender steige zurück in den reinen Bezug.
Hier, unter Schwindenden, sei, im Reiche der Neige,
sei ein klingendes Glas, das sich im Klang schon zerschlug.

Sei — und wisse zugleich des Nicht-Seins Bedingung,
den unendlichen Grund deiner innigen Schwingung,
daß du sie völlig vollziehst dieses einzige Mal.

Zu dem gebrauchten sowohl, wie zum dumpfen und stummen
Vorrat der vollen Natur, den unsäglichen Summen,
zähle dich jubelnd hinzu und vernichte die Zahl.

Digitized by Google

GERHARD TERSTEEGEN

SPRÜCHE

(Aus seinen Briefen)

Mit der neuen Reihe der Insel-Bücherei ist soeben als Nr. 342 der Band „Aus Gerhard Tersteegens Briefen" erschienen, den Ferdinand Weinhandl herausgegeben hat. Der nachfolgenden Auslese stellen wir einen Auszug aus dem Vorwort zur Orientierung voran.

Gerhard Tersteegens Briefe an seine Freunde, seine zahllosen „Brüder" und „Schwestern", die sich von dem herzensreinen Manne Seelenberatung und Unterweisung holten, gehören wohl zu den ergreifendsten und menschlich unmittelbarsten Zeugnissen der Mystik aller Zeiten. Wie man mit Recht in Meister Eckehart den größten deutschen Mystiker überhaupt sieht, so muß man, unter einem bestimmten Gesichtspunkt wenigstens, in Tersteegen den bedeutendsten Mystiker erkennen, der aus dem Protestantismus hervorgegangen ist. Ich sage hervorgegangen ist, weil Mystik über allen konfessionellen Gegensätzen steht. Es ist kein bloß äußerlicher Zufall, daß sich der Protestant Tersteegen dem Katholiken Thomas a Kempis sein ganzes Leben lang so verwandt fühlt. Man hat Tersteegen, soweit man ihn überhaupt kannte und beachtete, bisher kaum noch und jedenfalls nicht nachdrücklich genug zu den großen Mystikern gezählt. Als die Mystiker des Protestantismus gelten Jakob Böhme, Sebastian Franck und Valentin Weigel. Nicht als spekulativer Grübler, aber als Lehrer der Meditation, als Wissender um Weg und Verwirklichung der Seinswandlung, steht Tersteegen unter ihnen und vielleicht unter allen deutschen Mystikern an vorderster Stelle. Zum mindesten besitzen wir von keinem andern ein Dokument, das eine solche Fülle aufschlußreichster und wirksamster Weisungen zur durchgreifenden Lebensgestaltung enthält wie seine heute wohl gänzlich vergessenen Briefe. Dieses Versäumnis will die vorliegende Auswahl zum erstenmal nachzuholen versuchen.

IN unserm Herzensgrunde finden wir jetzt ein tiefes, geheimes Hungern und Neigen, um von der Sünde, Welt und Eigenheit

Digitized by Google

erlöset und mit unserm Ursprung wieder vereinigt zu werden. Ernst ist nötig. Die Kraft ist uns ganz nahe.

*

Da wo wir aufhören zu wirken und zu sorgen, da fängt Gott an; und in unserem Nichts will er alles sein.

*

Überhaupt mußt du alles Böse und alle Zerstreuungen, ja die ganze Welt nicht durch Gewalt und Unruh überwinden; sondern durch ruhiges Leiden und Verachten, durch Vergessen und das Auge davor zuschließen. Es ist ein anderer in uns, der für uns streitet, den blicke mit Liebe an!

*

Es ist auch nicht nötig, daß ihr viel von euch und eurem Zustand wisset. Es wäre besser, daß ihr und ich uns selbst gar nicht mehr wüßten.

*

Weil ich nun dem Winde nicht entgegenrudern will noch kann, so gebe ich ihm mein Schifflein hin; wenn ich nur zusehe, daß ich auf keiner Sandbank der Eigenheit sitzen bleibe, dann mag es gehen, wie es will; leide ich dann auch schon Schiffbruch, so wird es nur in dem Meere der Gottheit sein, dessen Abgrund mir so gut ist als der beste Hafen.

*

Überlasset euch Gott und seinem unumschränkten Willen ganz auf Zeit und Ewigkeit. Laßt sogar alle Sorge für euch selbst fallen, daß ihr nicht mehr nach euch selbst wollt umsehen, wenn ihr schon wüßtet, daß ihr so in die Hölle fahren solltet. Was liegt an euch selbst? Was ist an dem Selbst gelegen? Kommt euch in Gedanken: es werde euer elender Zustand noch immer schlimmer werden, es werde bis in den Tod währen, und ihr würdet gewiß ewig verdammt werden: so williget in alles ein und saget: Ich will dennoch nicht sündigen, ich will Gott dennoch lieben und verherrlichen, was ist an mir

Digitized by Google

gelegen? Und so macht es auch in allem, was sonst dem Gemüt vorkommen möchte. Dergestalt führet die Überlassung in die reine Liebe ein; und so werden eure bitteren und unruhigen Bewegungen in einen sanften und tiefen Frieden und eure Bedrängnis in eine unermeßliche Weite und Freiheit des Geistes sich verwandeln.

*

Was ist leichter und einfältiger, als die Augen aufzutun und das Licht anzusehen, welches uns von allen Seiten umgibt? Gott ist uns weit mehr gegenwärtig als das Licht. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir. Er durchdringet uns; er erfüllet uns; er ist uns näher, als wir uns selber sind: dieses einfältig zu glauben und sich dessen einfältig, so gut man kann, zu erinnern, das ist beten.

*

Ein Abgrund rufe zum andern! Und dies sei jetzt dein Gebet, wenn du sonst nicht beten kannst.

*

Da wir gesetzlich-fromm waren, ging es weit anders: wir wandelten, wohin wir wollten; kein Mensch mußte uns hinderlich sein in unserem Eifer und Übungen; die Gnade selbst bequemte sich nach uns. Nun ists umgekehrt: wir müssen wandeln, wo wir nicht hin wollen; jedermann scheint Recht und Macht zu haben, uns zu hindern und zu plagen; wir müssen uns nach allen bequemen, uns unter alle beugen, immer Unrecht haben; kurz! wir müssen auf alle Weise leiden und doch lieben, lieben und doch leiden. Nun, es ist geschehen. Wir sind nicht mehr unser selbst; der Liebe und dem Leiden sind wir gewidmet.

*

Niemand will sich selbst verlassen und das Werk ganz in die Hand des Herrn vertrauen; es müßte dann hie oder da ein armes Kind sein, das sich selbst nicht mehr zu raten weiß und

Digitized by Google

aus Not gedrungen ist, an den Pfosten seiner Tür sich niederzusetzen, um da zu wachen und zu warten täglich.

*

In dem Geschmack und in den Süßigkeiten kennen wir uns selber nicht; das Kreuz muß entdecken, was wir sind.

*

Sich selbst zur Last sein und sich selbst doch tragen müssen, ist ein tapferes Leiden.

*

Der Herr bringe all das Unsere zu einem tiefen Schweigen!

*

Der Zug zum Innern ist ein Zug zum Verborgensein.

*

Gott erfülle in dir auch seine teure Verheißung und locke dich immer gründlicher aus dir selbst und allem Geschaffenen! Er führe dich ein in die süße Wüste der innern Einsamkeit und rede allda freundlich zu deiner Seele. Gottes Reden ist Wirken. Er redet und wirket lauter Friede, Unschuld, Einfalt, Freundlichkeit, Liebe, Demut und alle Tugenden im Herzen.

* * *

BRIEFE AN GOETHE AUS DEM WILLEMER-KREISE

(Bisher ungedruckt)

Jakob und Marianne Willemer an Goethe

Gerbermühl d. 20. Aug. 1816.

SEIT drey Monathen zog jeder Tag mit einer schönen Hoffnung an uns vorüber, aber der Tag verging und der Freund blieb aus. Ich habe darum zu hoffen, aber nicht zu lieben aufgehört. Der 28. August wird dieser Liebe nicht vergönen sich auszusprechen, das kleine Hauß am Mayn (das der Freund voriges Jahr nicht verschmähte für uns in ein großes umzuschaffen) stetht einsam, den gantzen Somer der Kälte wegen

Digitized by Google

noch von keinem Fuß betreten, doch soll es nur bis zum 28. August verlassen stehn — dann aber viel für uns heraus komen. Es soll der Vergangenheit gedacht, für des Freundes Wohl und Erhaltung gebethen und mit einer Schale blinkenden Weins den Göttern ein Opfer gebracht werden, auf daß sie uns erhören und ihrem Liebling einen Freudenkrantz flechten.

Lassen Sie Sich, geehrter Freund, die fromen Wünsche der ihrigen gefallen (mehr als zu wünschen vermag ja der Mensch nicht) und erhalten uns Ihr Wohlwollen.

Willemer.

Mit unsern Wünschen und Entbehrungen giebt Willemer zugleich seine Resignation zu erkennen, und so sehr ich mit der Auslegung unsrer Empfindung im Ganzen zufrieden bin, so weiche ich doch in einem Stücke von seiner Ansicht ab, indem ich weder zu lieben noch zu hoffen je aufhören werde. Des Sprüchworts eingedenk:

„Bist Du denn nicht auch zu Grunde gerichtet?
Von Deinen Hofnungen trift nichts ein!"
Die Hoffnung ist's die sinnet und dichtet
Und da kann ich noch immer lustig seyn.

Glük und Freude begleite Sie.

Marianne.

Gerber Mühle, d. 23. July 1817.

Ein Brief von Goethe — ein Brief von Göthe! ruft Mariane auf der untersten Stufe, und damit die Treppe hinauf! Nun sind der Stuffen eine große Anzahl, es ist darum begreiflich, daß Ungedult und Sehnsucht sich nicht auf das einließen, was recht seye — der Brief war an mich! — sondern, unterstützt vom Weiblichen Obergefühl, mit jedem Aufstieg in lebhaftere Wallungen versetzt, schon auf dem halben Weg das Siegel gelößt und fortan langsamern Schriets, bis zur obersten Stuffe, den Inhalt des Briefs längst erspätht hatten. — Er ist an Alle —

Digitized by Google

— das wolte in dem Augenblick sagen: an Freund und Freundin; denn Rosette ist zu Embs, Meline zu Pyrmont und Max hoch schwanger, der Sohn zu Berlin. Aber wir beyde tragen allein die Freude, die Allen bestimt war, daß einmahl wieder der Freund unserer gedenkt und Sich nach den Seinen, die so innig ihm anhängen, lieben und ehren, zurücksehnt. Auch nach volzogner Cuhr zu Carlsbad grünen noch die Bäume am Mayn und Rhein und streken sich die Arme dem so lang vermißten Freund entgegen — Warlich Herr unter Menschen, die Sie mehr als wir lieben, leben Sie nirgends. Auf der Mühle sind 2 neue Öffen gesetzt, und damit von Süden die Sonne eindringen könne, 150 Bäume abgehauen — wenn Göthe kömt. In der Stadt hat Madamm die vordern Zimer verlassen, und eine schöne Wohnung ist nicht vermiethet worden — wenn Göthe kömt! Damit die ewigen Gefühle nicht zu verstumen brauchen und die Liebe alles zu geben habe, was sie vermag.

So weit sey es dem Hertzen vergönt, sein Inneres zu entfalten. Nach ihm ist an dem Verstand die Reihe, das Wort zu führen. Und dieser sagt: zu Jena mag es schön seyn, die Wießen mit Grünen überzogen, die Lüfte lau, aber heilbringender sind Luft und Witterung am Mayn. Darum theilen Sie Sich doch endlich zwischen Martha (Rosette) und Maria. — Weibliche Pflege, wenn allein die Liebe sie biethet und kein Eigenutz im Hintergrund lauert, Weibliche Anhänglichkeit, Freundes Achtung im Vatterland sind doch auch Güther. Mit dem Bundestag und den Langweiligen der Erde, den Großen, hätten wir nichts zu schaffen, dabey lebten Sie den Wisenschaften und bearbeiteten mit dem genanten Tonkünstler, für dessen Ineres wie Äusseres ich mich verbürge, eine Tonlehre, wodurch die Music in ihre verlohrnen Rechte wieder eingesetzt würde. Komt, Freund, und gönt dem Vatterland die Ehre, die es so lang vermißt, damit es stolz das Haupt erhebe und sage: er gehört uns wieder!

Digitized by Google

(Marianne:)

Wenn auch schon unsre lezte Hoffnung nun zerstört ist, Sie dießmahl bey uns zu sehen, so hat doch Ihr Brief den Glauben gestärkt und die Liebe ermuthigt. Denn wir wußten es auf keine wohlthuende Weiße zu deuten, daß der verehrte Freund so lange stumm für uns blieb, und da man nur gar zu gerne glaubt was man wünscht, so suchte sich das bedrängte Gefühl den Ausweg, daß ein baldiges Kommen die schöne Ursache dieses langen Schweigens seyn könte, in welcher frohen Meynung uns Sulpitz bestärkte, deßen abermahliges Erscheinen auf der Mühle für die beste Vorbedeutung gehalten wurde. Ja Er selbst bestättigte durch seine Hofnung die unsere, und wir lebten in den wenigen Stunden die er bey uns war jene schönen Tage durch, die wie helle Punkte in meinem Leben stehen und nie verlöschen werden; auch das Privatisiren trat wieder in seine alten Rechte, um so mehr, als Sulpitz durch ein paar allerliebste Zeichnungen, die er in unsre Stammbücher stiftete und die voller Privatissima sind, der Vergangenheit Thür und Thore öfnete und sie mit allen Freuden und Leiden einzog, die Gegenwart zu verschönern.

Jenen Zeichnungen wurden auch Comentare auf kleinen Blättern beygefügt, die aber nur dazu dienten, die Räthsel noch räthselhafter zu machen, und nur der Wissende hat das Recht, sich an dem geheimen Sinn zu erbauen; es ist mit den Außlegungen ganz wunderbar, man könnte sie oft eben so gut Hineinlegungen nennen.

Die Freundinen sind leider jetzt getrennt; Rosette ist nach Ems, ein beschwerliches Kopfweh dort zu lassen, und wird in 14 Tagen wieder zu uns kommen; es ist mir leid, daß wir verhindert sind, Ihnen vereint für Ihr Andenken zu danken, doch hat Rosette sogleich Nachricht von beiden Briefen erhalten, und der lezte wurde ihr sogar geschikt; sie wird also gewiß nicht saümen zu thun was sie so gerne thut, dem besten Onkel die

Digitized by Google

gute Nichte ins Gedächtniß rufen, und sich freuen, daß er selbst Gelegenheit dazu giebt.

Das Pfeifchen ist leider verstummt auf der Mühle, Ehrmann und Willemer haben sich überworfen, und ersterer mault noch immer und sezt seinem Gefühl zum Trotz seinen Starrkopf durch; wir haben ihn lange nicht gesehen, obschon ich gewiß weiß, daß der Samstag unentbehrlich für ihn geworden ist. Ich hoffe vieles von der Zeit und der mächtigen Gewohnheit.

Rieße war diesen Winter einigemahl bey uns, doch für die Mühle gebricht es ihm an Zeit, was hat er nicht alles zu thun!

Die Mühle ist freundlicher, ja man könnte sagen schöner geworden. Die Surrogatpalmen haben dieses Jahr eine unglaubliche Höhe und reifen dem August entgegen, leider bleiben sie auch dießmahl ungeschnitten. Möge auf Ihrer Reiße ein neuer Zuwachs an Gesundheit Sie recht froh und heiter machen und zuweilen ein Zeichen Ihres Andenkens auch auf uns freudig wirken.

Marianne

(Anfang Oktober 1817.)

Wenn bey Gott alle Dinge möglich sind, wie die heilige Schrieften lehren, warum solten sie es nicht auch bey den Göttersöhnen seyn! Darum ist der Fall denkbar, daß noch einst das Heimweh nach der Heimatht Sie befiehl, Theurer Freund, und Sie der Erde, die Sie gebohren, den Ruhm vergönten, daß die letzte Flamenglutht an der Städte aufloderte, wo zuerst der Geist zum Fleisch sich geselte und den ewig unvergeslichen erzeugte.

Ich halte dieß für so möglich, daß schon 6 Monathte die Zimer in der Stadt, die Sie kennen, nicht vermiethet worden sind, damit Sie als Gast dort absteigen mögen oder als Glied der Familie sie zu Ihrem Eigenthum erkießen. Meine guthe

Digitized by Google

Frau stünd Ihnen zur Seite und besorgte das Öconomische, die Nichte sähe nach, ob auch genug gesorgt wird, und ich! ich ließ Euch gewähren.

Eine Antwort ist dieser Brif wertht, das fühlt mein Hertz. Ist persöhnliche Berathung gut und nöthig, so lassen Sie uns in Gotha oder Eisenach zusamenkomen. Was aber auch geschehe, so sey der Schluß Ihres Lebens mild, wie ich wünsche, daß der meinige es einst seyn möge. Vertrauen Sie keiner Residenz mehr, dann die Zeit drotht allen den Untergang. Ruhe, Ruhe, Ruhe! W.

P. S. Es geht nächstens ein Kistel mit Aposteln ab, die 1811 gelehrt und gepredigt: nehmen Sie die Herren gnädig auf.

Das schlimme Wetter hat uns dießmahl früher als gewönhlig von der Mühle in die Stadt getrieben, wir haben uns aus dem Schatten in die sonnigen Zimmer des rothen Mänchens geflüchtet und entbehren ihn um so leichter, als die Sonne sehr sparsam scheint. Willemer, der sonst immer die sehnsüchtigen Blicke nach dem Haüschen unter den entlaubten Baümen wandte, sieht es jezt mit der grösten Gemüthsruhe unter den grünen und gesteht, das der Mayn sehr reizend auch an der Stadtwohnung vorbeyfließe, worinn ich ihm nicht Unrecht gebe — die Mühle wird auch wieder in ihre Rechte treten und zur rechten Zeit ihre magische Anziehungskraft wirken lassen. Wie sehr wäre zu wünschen, das sie sowohl als das rothe Mänchen auch in die Ferne die Gewalt ausüben könten, die sie in dem freilich nahen Raum so sichtbar besitzen.

Willemers Hoffnungen und Wünsche sind auch die meinigen, nur mit dem Unterschiede, daß ich leztere unter die frommen zähle, deren ich so viele habe, das ich selbst frömmer dadurch werde.

Einige Zeilen von Ihrer Hand werden sehr erquiklich seyn, auch wenn sie die Luftschlößer zerstören, die Willemer baut und ich möblire.

Herzlich grüsend

Marianne

Digitized by Google

Den Eindrüken der Ausenwelt, die mit zunehmendem Alter sich verstärken, mich zu erwehren, habe ich mein bewährtes Mittel, den Fleiß, zur Hülfe gerufen, und so habe ich die Anliegende Schrieft zur Welt gebohren; ich lege keinen andern Wertht darauf, als daß ihrer Vollendung der Wunsch nachgefolgt ist, ich mögte nur halb so Tugendhaft und Friedeliebend seyn wie ihr Inhalt.

Es wäre thöricht, wenn ich Sie bereden wolte, Ihre kostbare Zeit mit prüfung derselben zu verliehren. Übertragen Sie dieß Geschäft einem vertrauten Freund oder, was mir das allerliebste wäre, folgern Sie aus der Übersendung meines Buchs nichts anders als den Wunsch, daß ein eben so bewährter als von uns hochverehrter und geliebter Freund sich freue, daß ich endlich das höchste und beste aller Güther liebgewonen, die Arbeit.

Erhalten Sie sich den Ihrigen und setzen unter diese

d. 9. Märtz 1828. Mariane und Willemer

Aus der von Max Hecker besorgten, endgültigen Ausgabe von Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer.

Rudolf Töpffer: Zeichnung zu „La bibliothèque de mon oncle"

Digitized by Google

DIE SIGNETE DES INSEL-VERLAGS

Emil Rudolf Weiß
(1911)

Walter Tiemann
(1920)

Peter Behrens
(1899)

Eric Gill
(1907)

Walter Tiemann
(1920)

Walter Tiemann
(1914)

Walter Tiemann
(1920)

Digitized by Google

DIE WEISHEIT DES MARCOS VON OBREGON

Ausgezogen aus dem Roman des Vicente Espinel „Die Lebensgeschichte des Escudero Marcos von Obregon". Aus dem Spanischen übertragen und mit einer dreifachen Anrede versehen von Otto Freiherrn von Taube

AN DAS BUCH, MEINEN SOHN UND DEN LESER

O witziges, kluges, bescheidenes, gütiges — großes Buch! Seltsam verkennen, mißachten die Menschen dich und verschmähen dich als gering, bis alle Jahrhunderte irgendwann einer Einblick in dich tut und dich lieben muß. Und dann erscheinst du so reich, so überfüllig, daß der wie jener dir, was ihm munde, zu entnehmen vermag, ohne dich zu schmälern, — seinerzeit Tieck deines Helden abenteuerlich bewegte Geschichte, ich dessen Betrachtungen, die es jenem weniger angetan hatten. Denn mir schienen sie sonne- und luftgereift. Sie sind auch gereift gar unter einer anderen Sonne, als die sich dieses Winters mir verbirgt, während eines Lebens in Welt und auf Straßen und auf Gassen; sind Früchte reichster Erfahrung und Menschenkunde, die kraft jenes Lebens haben gedeihen können in einem geselligen, drum menschenfreundlichen, zugleich aber Lärm und Getriebe abgeneigten Gemüte, mit dem so oft schon Bewohner jener Breiten einen angesprochen haben, sei es in den kleinen Bergflecken Welschlands oder Spaniens, sei es als Scheiks in der Wüste, sei es als Bettler vor den Toren Tangers. Redet so nicht auch die Alltagsweisheit der Sprüche Salomos, redet nicht so auch Nestor? Gemeinplätze wäre der Voreilige versucht dergleichen zu schelten, höben sie sich nicht ab von einer Tiefe, welche sich zwar nur zwischen den Worten ausdrückt, diese aber mit einer Kraft lädt, die den Feinhörigen greift und sich ihm darstellt als Wirkung nicht etwa tiefen Denkens, sondern Verstehens und der tief begründeten Fähigkeit, das Gegebene, Notwendige, Gültige — das Gemäße zu tun. Und wie du, — Werk eines jener vollkommen gebildeten Geistlichen aus einer der Blütezeiten

Digitized by Google

der alten Kirche, — einst den romantischen Altmeister in der zufälligen Stille eines Landaufenthaltes zu gewinnen wußtest, daß er sich deiner teilweisen Verdeutschung hingab, bezaubertest du mich und ließest mich nicht los, daß ich dich aber und aber las, im Zwange der unvermeidlichen heutigen Bitternis, wo der Mensch, am Wirken verzweifelnd oder verhindert, sich in den engen Kreis seiner Allernächsten verschließt, der doch nur die Erweiterung ist seines Ichs und keine Gemeinschaft, wo Kälte die beschränkende Wand um sein leibliches Bereich und Torheit um sein seelisches zimmert; denn im Nebenraum friert die Jahreszeit, und draußen blühen die Narren!

Ich weiß, mir wirst du verbleiben, wenn glänzendere Werke sich mir längst als Flitter und gepriesenere als fad oder magenbeschwerend erwiesen haben werden; ja so, daß ich, wenn ich jetzt aus dir geliebte Stellen ausziehe, wünsche, dein gehaltvoller Geist möge auch meinen Nachfahren beistehn, über mich hinaus. Sei drum freundlich, guter Marcos von Obregon, der du, obwohl niedrig im Leben, die Zucht guten Blutes kennst, auch meinem Sprößling, der heute sein erstes Lebensjahr vollendet und eine jahrhundertalte Gesinnung, die unter Deutschen noch lange nicht zu höchster Blüte gediehen, in sich weiterentwickeln soll. Wie wünschte ich, ihn dahin führen zu können, deine Worte, die ich hiermit übermittele, zu erfassen; wärest du mir zu entsprechender Zeit in menschlicher Gestalt begegnet, ich hätte dich erbeten zu seinem Paten. Du aber, mein Bub, obwohl oder weil du ein Deutscher bist, wenn du wirst Augen und Ohren auftun können, höre auf diese Worte und lerne daraus, daß, in welcher Lage du auch seist, nicht so sehr Sinnen fromme als Augen und Ohren offen haben; und geh auf die Straße und geh unter Menschen und lebe nach solcher Erkenntnis.

Und du Leser, der sich in deutschen Landen hierfür

Digitized by Google

finden sollte, höre denn auch du: Beherzige, der du damit prahlst, dem Volke der Denker und Dichter anzugehören, daß du hinter deinen Butzenscheiben der „Innerlichkeit", wie du es eitel nennst, auch, wenn du Gott und die Welt zu ermessen wähnest, nur wandelst den Pfad des Famulus Wagner, indessen Faust, dem du zu gleichen vorgibst, ins volle Menschenleben griff; daß nach Gedanken und Träumen, — und seien sie noch so groß, — sich in der Welt einzurichten billig ist und nicht standhält vor der Wirklichkeit, und daß einzig über den Wert des Menschen entscheidet, wie weit er in der Lebensbeherrschung kam. Die ist es, die dem demütigen Helden dieses Werkes als fahrendem Schüler, Musiker, als Sklaven der Barbaresken, als Herrschaftsdiener, als Landsknecht, als Heilkundigen, als wunschlosem Insassen eines Altmännerhauses, zu Land, zu Wasser, in Freud und Leid, in Ruhe und Wechselfällen, Wohlleben und Gefahr und qualvollen Todesnöten immer im Stande erhalten hat, Herr der Lage zu bleiben und, wenn nicht immer äußerlich als Sieger, stets innerlich frei und ungestört aus ihr hervorzugehen. Sie ist es, welche dem Weltmann verhilft, glücklich Abenteuer zu bestehen, dem Staatsmann, Kriege ohne Einbuße zu vermeiden, zu Glücke währen zu lassen oder abzuschließen und große Angelegenheiten zum Wohle der Gesamtheit zu führen. Wozu es wohl keines Gegrübels bedarf, wie du es wohl meinst, mein armer Landsmann, sondern der Liebe und des offenen Sinnes, was du beides nicht kennst, weil du einsam, drum scheu bist und ichliebig im Geist und verliebt in deiner eigenen Wenigkeit Überzeugung. — Nicht wahr, du achtest sie doch mehr als das Gesetz, das in Übereinkunft und Sitte wirkt? — Und, wenn du dich der Tiefe rühmst, sage ich dir: Laß diese gute Meinung von dir selber. Tief leben, d. h. im Einklang leben des Alls, demnach ohne Anstoß das Leben in all seiner Wirklichkeit beherrschen, ist mehr als tiefste Rätsel enträtseln, — die doch nicht enträtselbar sind, weil Ge-

Digitized by Google

danken und Worte nur Abfälle, nicht Erschöpfung sind des Lebens.

Weimar, den 20. Dezember 1920.
Otto Freiherr von Taube.

*

Dies ist der Unterschied zwischen einem glatten, einfältigen Herzen und einem, das schlechtgeartet ist, daß das gute selbst für ein Gutes, das in der Einbildung bestand, dankbar bleibt; das rohe, ungütige aber dankt nicht nur nicht, sondern sucht Wege, für das empfangene Gute gerade nicht zu danken. (Buch I, Kapitel 5.)

Sicherer gehen wir auf dem Wege des Schadens als gewisse Leute auf dem Wege des Gedeihens. Denn der eine bringt uns in Achtsamkeit, der andere in Sorglosigkeiten. Auf diesem kann es Täuschung geben; auf dem anderen ist die Wahrheit klar. (Buch II, Kapitel 3.)

Armut und Knickrigkeit bei ein und demselben, davon wünsche ich, wenn sie auch bei dem oder jenem zusammenträfen, daß es bei mir nicht so sei. Denn von Natur bin ich feind der Kärglichkeit, und ich glaube, daß die Natur selbst sie verabscheut, da sie, — wie sie ist, — so verschwenderisch im Geben ist. (Buch I, Kapitel 8.)

Und so verdammte ich die Einsamkeit und wer ohne Gefährten wandelt. Was erregt sie uns nicht für Ängste, für Einbildungen, was bringt sie uns nicht für Verzweiflung? Wer sein Leben haßt, sucht die Einsamkeit, um dort kurz ein Ende zu machen. Wer die Gesellschaft flieht, will in seinem Unglück nicht beraten sein. Dem Einsamen ist im Unglück niemand zur Hand, noch hilft ihm einer zum Guten. Gehe einsam, wer da will; die Einsamkeit taugt nur für Heilige und für Dichter; denn die einen gehen um mit Gott, der sie leitet, die anderen mit ihrer Einbildungskraft, die sie selbsteitel macht. (Buch I, Kapitel 10.)

Digitized by Google

So kehrte ich auf meine Bude zurück, wo ich, — obwohl sie klein ist, — ein Dutzend Freunde fand, die mir meine Freiheit wiedergaben, denn die Bücher befreien den, der sie liebt. — O Bücher, treue Berater, Freunde ohne Schmeichelei, Erwecker des Verstandes, Lehrer der Seele, Lenker des Leibes, Führer rechten Lebens und Wachtposten rechten Sterbens! Wie viele Menschen habt ihr nicht von dunkelstem Grund zu den höchsten Gipfeln der Welt erhoben! Wie viele hinaufgetragen zu den Sitzen des Himmels! O Bücher, Trost meiner Seele, Erquickung meiner Mühsale, eurer heiligen Lehre befehle ich mich. (Buch I, Kapitel 8.)

Die Schwermut befällt leicht die, die müßig gehen; sie schleppen ja ihr Leben nur so hin. Ich halte einen Müßiggänger für unglücklicher als einen Kranken. Denn dieser hat Hoffnung auf Gesunden und bemüht sich mit allen Mitteln darum. Doch die Müßiggänger und Vagabunden wollen nie aus ihrem Zustand heraus. Wie der Sträfling, der auf Zwangsarbeit geht, sich nicht außerhalb seines Gefangenschaftselends befindet, so ist der Müßiggänger, den man beschäftigt, seinem schlechten Dasein nicht entzogen. Und was für ein Höllenwurm beginnt gar an ihm zu nagen, wenn er sich als unfähig erkennt, zu erreichen, was der andere erlangt. (Buch I, Kapitel 9.)

Nichts kommt ohne Mühe. Wer sich nicht aus der Schlaffheit herausreißt, bleibt am Anfang der Schwierigkeit stecken; tue ich nicht mehr als meine Nachbarn, bleibe ich so dumm wie sie. (Buch I, Kapitel 9.)

Das Wissen um fremde Fehler, — welche wir alle entweder begehen oder zu denen wir alle von Natur doch neigen, — darf einen nicht veranlassen, die zu mißachten, von denen wir sie wissen. Fremde Fehler weiß man entweder durch Zufall oder zufolge Vertrauens, das andere zu uns hegen. Geschieht es durch Zufall, so gibt damit die Natur uns selber die Lehre,

Digitized by Google

daß das nämliche auch uns widerfahren könne; geschieht es infolge Vertrauens, so ist das Geheimhalten schon Ehrensache des, der darum weiß. Fremde Fehler verdecken, ist Engelsweise, sie aufdecken Weise von Hunden, die bellen, wenn sie am meisten schädigen. Fremde Geheimnisse wissen wollen, kommt aus verdienstarmen Herzen, die, was sie nicht an eigenem Verdienst erreichen können, auf fremde Kosten zu erreichen trachten. Wer fremde Fehler zu wissen begehrt, begehrt mit aller Welt schlecht zu stehen und daß die seinen öffentlich würden. Selig die, zu deren Kenntnis keine fremden Fehler kamen, denn sie werden weder Schaden tun noch leiden. (Buch I, Kapitel 5.)

Der Graf war dem Klatsch so abgeneigt, daß, wenn man ihm etwas in den Palast hinterbrachte, er den kommen ließ, über den es gesagt wurde, und ihn in Gegenwart des Zwischenträgers zur Rede stellte; wenn jener nun die Achseln zuckte und leugnete, pflegte der Graf zu sagen: „Seht diesen da, der hat es mir hinterbracht." Als ihm einst, in meiner Gegenwart, jemand, der sich vor ihm ins Licht setzen wollte, sagen kam, daß ein Junker in Valladolid schlecht von ihm spreche, fragte ihn der Graf: „Und was habt Ihr da getan?" — „Ich," sagte der gute Mann, „ich kam auf der Stelle, es Euer Exzellenz zu melden, damit dem Vergehen sofort die verdiente Züchtigung folge." — „Ihr habt recht", sprach der Graf. „Holla! Gebt diesem edeln Herrn eine Tracht von einem Halbdutzend Prügel — und die gut!" — „Wie? Mir? Warum?" rief der gute Mann. „Sie sind nicht für Euch bestimmt," antwortete der Graf, „sondern daß Ihr sie dem übermittelt, der schlecht von mir gesprochen hat, auf daß, wie Ihr mir überbrachtet, was ich nicht wußte, Ihr sie ihm bringt, der davon gleichfalls nichts weiß." Und er rief dem Pagen: „Bermudez, lauf und sage dem Betreffenden, daß, wenn er von mir schlecht sprechen muß, er das nicht vor einem so übeln Kunden tue, der sofort

Digitized by Google

es mir sagen kommt; und daß mir zu seiner Bestrafung genüge, daß er wisse, daß ich um die Sache weiß." Beiden ward so recht wohl heimgezahlt; denn wenn auch die Prügel nicht verabfolgt wurden, erhielt doch der gute Mann seinen Schrecken als Lohn weg. (Buch I, Kapitel 23/24.)

Noch keine Missetat ist je geschehen, weil geschwiegen worden ist, und weil gesprochen wird, geschehen täglich viele. Das Reden ist allen Menschen eigen, Schweigen aber nur den Klugen. Geheimnis hüten ist Tugend, und wer es nicht aus Tugend hütet, dem wird es zur Not gemacht, es als Gefährliches zu hüten. Kurz, Schweigsamkeit ist eine ausgezeichnete Tugend und so hoch bewertet unter Menschen, daß, wie man sich wundert, gut sprechen zu hören einen Papageien, der das nicht konnte, man sich wundert, gut schweigen zu sehen einen Menschen, der sprechen kann. (Buch I, Kapitel 4.)

Ebenso, wie einem die Freude, zu sprechen, von der Ungezogenheit verleidet wird, mit der gewisse Dummköpfe das, was einer sagt, unterbrechen, um eine Albernheit anzubringen, die an falscher Stelle einfällt, so gibt die Aufmerksamkeit Kraft und Geist dem, der spricht, derart, daß er in der Behandlung des Gegenstandes nicht abbricht; — jenes andere ein Fehler, in den ich viele habe verfallen sehen, höchst tadelnswert, weil er Mangel an Geschmack oder schlechten Verstand bedeutet. Wer nicht hören will, was der andere sagt, mag fortgehen, und dem zuzuhören Gelegenheit geben, der Lust hat. Der Lohn dessen, der gut spricht, ist die Aufmerksamkeit, die man ihm schenkt, und selbst so das, was er sagt, nicht ganz vollendet ist, ist es große Unhöflichkeit, dem keinen Beifall zu spenden. Denn schließlich gibt er sich Mühe, daß es gut gerate, und sagt, so gut er kann und weiß. Die Absicht, den, der da spricht, herunterzureißen, ist eine unentschuldbare Bosheit. (Buch II, Kapitel 1.)

Betrachtet man die Zunge mit allen ihren Bewegungen, so

Digitized by Google

erscheint sie wie eine Schlange, die an der Mündung ihrer Höhle steckt, um herauszukommen oder nicht herauszukommen. Und schließlich kommt sie heraus. Und dann redet sie, was man sie reden heißt, bisweilen aber viel mehr, als man sie heißt. — Schändliches Laster, das sich gewöhnlich bei gewöhnlichen Menschen findet wie Fisch- und Waschweibern; so es aber Männer sind, sind sie von entsprechender Geburt und Sitten. Und ich sage, daß die Zunge ein Natternkopf ist; denn ebenso bereit ist sie, zu stechen und zu beißen, wie zu loben und zu überreden. — Aber, welch süßes Ding ist es, recht zu reden! Wieviel Freunde gewinnt man nicht dadurch und Feinde durch das Gegenteil! — In allem Betrüblichen, das auf der Welt geschieht, wäre Maß, hielte es die Zunge, denn durch die wird angezettelt, was an Streit in den Gemeinden und Versammlungen vorfällt. Wie leicht ist es, etwas Wahres zuzugeben, wie schwer, ihm zu widersprechen! Der Wahrheit widersprechen, um das Seine vorzubringen, trägt einem wenig Achtung ein; denn wenn man auch um gewisser Rücksichten willen einen solchen reden läßt, sehen schließlich doch alle die Eitelkeit dessen, was er behauptet, ein. Alle Wunden, die der Mensch mit dem Arme schlägt, beschränken sich auf den Fleck, der getroffen ist; aber die Wunde, die die Zunge schlug, dehnt sich aus und verbreitet sich wie nach einem Steinwurf die Ringe im Wasser. (Buch I, Kapitel 19.)

Einen unwissenden Menschen weise und ein häßliches Weib schön nennen, das ist wirklich Schmeichelei, sehr schlecht, es zu sagen, und noch dümmer, darauf einzugehen. Das aber ist keine Schmeichelei, eine Frau, die nett aussieht und gefällt, wunderschön zu nennen und einen Mann von ordentlicher Gestalt einen hübschen Herrn; auch nicht, wenn man den, der so singt, daß es dem Hörer Freude macht, einen Orpheus nennt, oder einem recht ordentlichen Dichter sagt, daß er ein Horaz sei. Denn etwas muß man zufügen, damit die Geister

Digitized by Google

Mut fassen, mit guten Handlungen fortzufahren. Denn wenn die Ehre der Lohn der Tugend sein soll — wie sie es auch ist —, wie soll da der Tugendhafte vom Rufe erfahren, dessen er unter dem Volke genießt, wenn man ihn ihm nicht ins Gesicht sagt —, und ihm nicht Mut macht, fortzufahren und mehr Verdienst zu erwerben, und mehr jeden Tag. Wer aber solches sagt, erwirbt, wenn er das versteht, den Ruf eines liebenswürdigen und urteilsfähigen Menschen, der da weiß, was man guten Gaben schuldig ist. Wer wäre so unmenschlich, es für Schmeichelei zu achten, wenn einer zu Lope de Vega sagen wollte, daß es im Altertum keinen hervorragenderen Geist auf diesem Gebiete gegeben habe? Und wer so roh, zu erklären, weil der andere mehr oder weniger nett vier zweideutige Witze zu reimen weiß, er sei ein großer Dichter? (Buch I, Kapitel 19.)

Ich antwortete: „Ich bin vom Gebirge, heiße Marcos von Obregon und treibe kein Gewerbe. Denn in Spanien lernen die Edelleute keines, weil sie lieber Knappheit zu leiden und zu dienen vorziehen, als ein Gewerbe auszuüben. Denn der Adel der Gebirgler ward mit dem Schwerte erworben und forterhalten kraft Diensten, die dem Könige geleistet wurden; und sie haben es nicht nötig, durch Ausübung niederer Gewerbe sich zu beflecken, da sie dort oben mit dem wenigen, das sie haben, leben können, indem sie sich schlecht und recht durchschlagen und das Gesetz des Adels achten, d. h. schäbig gekleidet und mit abgetragenen Hosen und Handschuhen gehen." — „Ich werde schon sorgen," sprach da mein Herr, „daß Ihr ein Gewerbe gründlich erlernt." Da fiel ein Mitsklave von mir ein, der gleichfalls ans Ruder gekettet war: „Dazu gäbe ich mich nicht her!" Ich entgegnete: „Befinden wir uns denn in Zeit und Lage, zu weigern, was man uns tun heißt? Nur ein Mittel kann es geben, um ein wenig frei zu sein: das ist Geduld und Demut zu üben. Dem über uns Ste-

Digitized by Google

henden gehorchen heißt ihn zu unserem Sklaven machen." (Buch II, Kapitel 5.)

Als ich vor einigen Tagen die Hände dem Ohr eines Kranken auflegte und mit größter Sammlung die Worte der Beschwörung sprach, ging ein gewisser Herr vom Hofe vorüber und äußerte: „Ich kann den Schwindel dieser Betrüger nicht leiden." Ich schwieg und setzte in meiner gewohnten Ruhe das heilkräftige Gebet fort, und als ich geendet, sprach mein Gefährte: „Hörtet Ihr nicht, wie dieser Herr Euch einen Betrüger schalt?" — „Er sprach nicht mit mir," sagte ich, „und das, was mir nicht unmittelbar gesagt wird, habe ich nicht nötig zu bemerken, noch mir etwas daraus zu machen. Und ich möchte solches allen beibringen, die sich für getroffen halten von den dummen Freiheiten solcher, die nicht den Mut haben, sie einem ins Gesicht zu sagen, andernfalls sie eben weder die Merkmale der Beleidigung an sich haben noch auf den Mut dessen schließen lassen, der sie sagt. Ich brauche nicht zu glauben, daß, so man nicht offen zu mir spricht, man mich beleidige, auch wenn man die Absicht habe, es zu tun." — Beleidigungen soll man nicht als solche entgegennehmen, es sei denn, sie geschähen sehr öffentlich, und auch von diesen hat man sich nach Möglichkeit zu befreien, indem man seine Leidenschaft ihnen gegenüber dämpft und überlegt, ob sie es sind oder nicht. Als Don Fernando de Toledo, den man vieler witziger Streiche wegen den Schelm nannte, aus Flandern kam, wo er ein tapferer Soldat und Feldmarschall gewesen, und in Barcelona an Land stieg, sagte einer der Schelme, die am Strande lungerten, laut, daß er es hören konnte: „Dies ist Don Fernando der Schelm." Da sprach Don Fernando, sich zu ihm wendend: „Woran hast du das bemerkt?" Der Schelm entgegnete: „Bis heute von Hörensagen und heute daran, daß Ihr Euch nicht geärgert habt." Halbtot vor Lachen sagte Don Fernando: „Große Ehre tust du mir, da du mich für das Haupt

Digitized by Google

einer so ehrenwerten Gilde hältst wie der deinen." (Buch I, Kapitel 1.)

Als jemand Don Gabriel Zapata, einem großen Herrn und Hofmann von trefflichstem Geschmacke, um sechs Uhr früh eine Forderung übersandte und die Diener ihn weckten, antwortete er: „Meldet, daß ich sagen lasse, daß ich selbst solcher Dinge wegen, die mir viel Spaß machen, mich nicht vor zwölf Uhr mittags zu erheben pflege; warum will er da, daß ich so früh aufstehe, um mich totstechen zu lassen?" Und obgleich er — so ritterlich, wie er war — hernach der Forderung entsprach, galt diese Antwort allgemein für sehr verständig. (Buch I, Kapitel 1.)

„Er pflegt an mir vorüberzugehen," sagte er, „gar ohne den Hut zu ziehen!" — „Dies", sagte ich, „tut er aus Unachtsamkeit oder aus Unhöflichkeit. Wenn aus Unhöflichkeit, mag er sich ärgern, weil er dran übel getan, und sollt Ihr Euch nicht noch ärgern über die Fehler des anderen, der sich unhöflich und ungezogen betrug. Tut er es aber aus Unachtsamkeit, so hat er seine Entschuldigung. Und in allen Höflichkeitssachen sollen wir uns nicht ärgern. Erstens, weil es nicht unsere Schuld ist, wenn man sie uns nicht erweist. Und zweitens, da, wer sie erweist, nicht mehr erweist, als er hat; und wenn einer keine Höflichkeit hat, was Wunder, daß er sie nicht erweise? Im allgemeinen ärgert man sich nicht über das, was ohne unser Verschulden geschieht; zumal die Unhöflichen schon ihre Strafe darin haben, daß man sie als solche kennt." (Buch I, Kapitel 17.)

Er klagte, daß er, der viel Gutes einem Manne erwiesen, von ihm nicht nur keinen Dank ernte, sondern daß jener sogar Wege suche, wie er jene ihm erwiesenen Wohltaten anschwärze. Ich nun wies ihn darauf hin, daß des Guten, das man getan, sich gereuen lassen nicht eines edlen Herzens Art sei: „Übles dem anzutun," sagte ich, „dem Ihr wohlgetan, läßt

Digitized by Google

auf wenig Festigkeit oder Beständigkeit der Seele schließen. Auch frage ich Euch: Wer hat schlecht gehandelt: er oder Ihr?" Er entgegnete: „Selbstverständlich er." — „So mag er sich auch ärgern" sagte ich, „der solch eine üble Handlung begangen, wie die ist, nicht zu danken. Denn Ihr, der Ihr nicht übel getan, habt keinen Grund, um etwas Leid zu tragen, sondern nur, sehr zufrieden zu sein." — Der beständige gleichmäßige Mann fürchte sich mehr vor sich und hüte sich mehr vor sich selber als vor dem Widersacher. Tut man ihm weh mit Fug, so schweige er und bessere, worin er fehlte. Schilt man ohne das wider ihn, tröste er sich im Bewußtsein, daß er grundlos verleumdet wird. So ist denn auf allen Wegen das Stillesein die Zuflucht. (Buch I, Kapitel 17.)

Der Lizentiat Navarro wurde gefragt, wie er es erreicht habe, sich so beliebt zu machen in seiner Vaterstadt Murcia. Er entgegnete: indem er Freude mache und über erlittene Unannehmlichkeiten schweige; und daß ihn gute Tat nie gereue. (Buch I, Kapitel 6.)

Angebote und Freundlichkeiten unbekannter Leute halte ich immer für verdächtig. Drum ist das sicherste solchen gegenüber, zu danken, ohne anzunehmen. Denn das wirksamste Gegenmittel, das es wider einen Betrugsversuch gibt, ist, nicht etwa ihn abzuwehren, indem man ihn entlarve, sondern ihn, nachdem er durchschaut, ruhig abzulehnen, weil gelassene Umgangsart einem über alles, was man will, Herrschaft gibt. Und zwei Dinge gibt es, finde ich, die die allgemeine Zuneigung erwerben und jenen, die sie üben, gar die Fehler zudecken: das sind Höflichkeit und Freigebigkeit. Denn verschwenderisch sein mit Höflichkeit und liebreichen Worten und unknickrig sein am Vermögen erzeugt immer gute Laune und viel Liebe bei dem, mit dem man umgeht. (Buch III, Kapitel 9.)

Ich diente meinem Herrn mit großem Fleiße; denn den Menschen, die von Natur frei sind, bringen Zeit und Not bei, was

Digitized by Google

sie zu tun haben. Ich litt sehr darunter, was mein Zustand mir auferlegte, doch glaube ich, ist Sich-in-den-Zwang-schicken mutigen und edeln Seelen eigen. Wenig Mut und wenig Klugheit hat, wer nicht zur Zeit zu gehorchen versteht. (Buch II, Kapitel 9.)

Ich habe stets erlebt, daß diese hochmütigen Wortemacher, die andere unterjochen wollen, indem sie zu ihnen rauh sprechen, von einem Stillen und Gleichmütigen zum Schweigen gebracht werden. Denn sie sind wie die Räder eines Karrens, die, solange sie über Steine fahren, Lärm machen, und sind sie auf ebenen Grund geraten, gehen sie alsbald ganz still dahin. (Buch III, Kapitel 12.)

„Wie ist der Name", fragte ich, „dessen, der mir so viel Erbarmen bezeigt?" — „Ich", antwortete er, „bin ein Mann, der nicht bekannt ist wegen Eigenschaften, die an mir glänzen, zufrieden mit dem Stande, in den Gott mich versetzt, arm, guten Willens, ohne Neid um fremdes Gut noch um die Größen, die man gewöhnlich hochschätzt. Ich gehe mit den Höhergestellten mit Einfalt und Bescheidenheit um, mit den Gleichgestellten als Bruder, mit den Untergebenen als Vater. Ich freue mich, wenn ich mein Jungvieh trefflich finde, schneide meine Bienenstöcke, mit den Bienen sprechend, als wären sie Personen, die mich verstünden. Ich lasse mich nicht darauf ein, anderer Leute Tun zu richten, weil alles mir gut erscheint. Höre ich jemand schlecht reden, gehe ich auf anderes über, was die anderen unterhalten könnte. Ich tue das Gute, das ich kann, mit dem Wenigen, das ich habe und das mehr ist, als ich verdiene, und damit verbringe ich ein ruhiges Leben ohne Feindschaften, die das Dasein verderben." — „Selig", sprach ich, „seid Ihr, der Ihr, ohne sich nach Prunk und Hoffart der Welt zu richten, erreicht habt, was alle zu besitzen wünschen! Wie aber seid Ihr zu solch ruhevollem Leben gewandert?" Er entgegnete: „Ich verachte nicht das Meine, neide

Digitized by Google

nicht das Fremde, verlasse mich nicht aufs Ungewisse und schaue nicht außer Gleichmut geratend auf das, was kommen mag." (Buch III, Kapitel 17.)

Wer Geduld lehren wollte, könnte seine Vorschriften schlecht betätigen, wenn ihm die fehlte, zu hören und die brüderliche Verbesserung entgegenzunehmen. Ohne Geduld hätte ich weder meine Brust den Wellen geboten, noch die Härte der Wegelagerer besänftigt, nicht die Unbarmherzigen und die rastlosen Mühsale der Sklaverei zur Erträglichkeit gebracht, noch die erhabene Größe der Mächtigen mir zugeneigt, noch die große Höflichkeit der Fürsten genossen, nicht so viele und so große Stürme bestanden, wie die menschliche Gebrechlichkeit sie mit sich führt, — ohne eben die göttliche Tugend der Geduld. — Beschäftigung ist die große Lehrerin der Geduld, einer Tugend, die wir immer mit großer Wachsamkeit im Sinne haben sollen, um den Versuchungen zu widerstehen, die uns von innen und außen anfechten. Ohne diese Tugend kann man nicht zum Gipfel dessen kommen, was man wünscht. Und tritt zur Geduld die Beharrlichkeit dazu, wird alles leicht und erlernbar: dem Reichen: das Erworbene zu wahren, ohne Fremdes zu begehren; dem großen Herrn: sich nicht mit dem Blute zu begnügen, das er von seinen Vorfahren erbte, sondern weiterzugehen; dem Verschwender: daß er lerne auszukommen mit dem, was er hat und haben kann; dem Elenden und Geizigen: einzusehen, daß er nicht für sich selbst geboren ist; dem Verwegenen: daß er seinen Ungestüm zügele, der so viel Unheil bringt; dem, der sich in Mühsal sieht: daß er sie mit freier Brust und unter Erquickung trage. Geduld, o Tugend, vom Himmel gekommen! Gott gebe sie uns um seiner Barmherzigkeit willen; und mir, daß ich, in Nachahmung der Tugend meiner Gefährten in dieser Abgeschiedenheit, mir sicher mache das Leben und wohlbereitet den Tod. (Buch III, Schluß.)

Digitized by Google

KARL SCHEFFLER
DAS ALTE BREMEN

DAS Buch des Insel-Verlags, das unter diesem Titel erscheint, besteht in seinem Hauptteil aus hundert Bildertafeln, deren Darstellungen von den frühesten Plänen bis zu den Ansichten aus dem neunzehnten Jahrhundert reichen und durch ausführliche Unterschriften erläutert werden. Ergänzt wird dieser Abbildungsteil durch einen kurzen Text, der im wesentlichen die Pläne erklärt und einigen Aufschluß über die früheste Geschichte gibt. Bilder und Text zusammen wirken so, daß man in der faßlichsten und anschaulichsten Weise erfährt, wie eine Stadt entsteht, wie ein mächtiges Gemeinwesen im Wind und Wetter der Geschichte heranwächst.

In dem noch wilden, von eigensinnigen Sachsen bewohnten und hartnäckig verteidigten Land war eine Stelle am Weserstrom, wo ein Dünenzug hart am Nordufer hinzog und den Übergang möglich machte. Und es traf sich, daß bis zur selben Stelle eben noch die Flut und Ebbe der Nordsee reicht, daß damit also auch der Punkt bezeichnet war, wo die Flußschiffahrt in die Seeschiffahrt übergehen mußte. Der Platz war wie vorherbestimmt als Zielpunkt der Landstraßen von Osten, Süden und Westen und auch als Umladeplatz, er war geeignet für eine Brücke und für einen Hafen, für einen Markt und für eine befestigte Stadt.

Zuerst war der Fährmann da, der zwischen den Ufern hin und her fuhr. Dann siedelten sich ein paar Krämer an, die den Übersetzenden abkauften und verkauften. Fischer kamen hinzu, die vom Ertrag des Flusses lebten und den Verkehr weiter stromauf und stromab ausdehnten. Und als eine Anzahl Hütten auf dem schmalen Geestrücken beieinander stand, erschien auch der Handwerker. Der Schuster tat seine Werkstatt auf, der Schmied und der Weber. Bald verwandelten sich die Hütten in feste Häuser, während die ersten Produkte der kleinen Siede-

Digitized by Google

lung mit Kähnen den Fluß hinauf und hinab, oder auf Frachtwagen ins Land hinein nach Osten und Westen gebracht wurden. Das Handwerk brachte Bewegung und die Idee der Selbstbestimmung; ein sozialer Wille begann sich in der Zufallssiedelung zu regen. Die Häuser rückten zusammen und schlossen einen Ring um einen Marktplatz. Fragen gemeinsamer Not und Gefahr, gemeinsamen Vorteils ließen die Bewohner sich enger zusammentun; es entstand ein Platz für Volksversammlungen. Die Ansiedler bildeten eine Gemeinde und gaben sich ein Statut. Sie bauten ein Rathaus, Häuser für Kaufleute und eine Schenke, zogen einen Wall um die Höfe, Gassen und Gebäude, brachten Tore an, errichteten einen Wachtturm und gaben dem Ort einen Namen.

Eines Tags erschien eine seltsame Gestalt aus der Fremde. Sie kam ungerufen, trat aber selbstbewußt fordernd auf, gestützt auf starke weltliche und geistige Mächte fern im Reich. Das war der Apostel neuer Religion, der Missionar. Seine Lehre erweckte zunächst Unruhe, Mißvergnügen und Streit; in ihrem Gefolge ging aber auch eine aufreizende Idee höherer Kultur einher. Er selbst fiel als Opfer des von seinen Lehren erregten Kampfes. Das aber wurde für einen in sagenhafter Ferne residierenden Kaiser, der die Missionare als Pioniere seiner Kolonialpolitik benutzte, zum Anlaß, seine mächtige Hand auf das aufblühende Gemeinwesen am Weserübergang zu legen. Er unterwarf gewaltsam die Bevölkerung des Landes — man weiß, welch blutige Mittel er in der Nähe, an der Aller anwandte —, unterstellte das weite Gebiet zwischen Weser und Elbe einem Bischof und wies ihm als Wohnsitz die werdende Stadt an. Dieser ließ, als erstes Zeichen der Oberhoheit, eine Kirche bauen, einen Dom, der weit im Lande sichtbar war und wie ein Ausrufungszeichen aller Blicke auf sich lenkte. Neben dem Dom aber entstanden die bischöflichen Wohnungen, die Häuser der Hofhaltung, die Klosterbauten und Klostergärten, die

Digitized by Google

Wohnstätten der Werkleute und Diener, die zu einer so mächtigen geistlich-weltlichen Herrschaft gehörten; und alles schloß sich zusammen zu einem weitläufig bebauten Dombezirk.

In der alten Siedelung wurde inzwischen niedergerissen und neu aufgebaut. Die Bewohner kauften ihrer Stadt das Marktrecht und kamen als Kaufleute und Handwerker zu Wohlstand. Die Wohnhäuser wurden stattlich, am Markt und an dem stetig erweiterten, immer besser ausgebauten Hafen. Neben der Bischofsstadt drängten sich die Häuser der Kaufmannsstadt und Handwerkerstadt eng und geschäftig. An die Stelle der alten Fähre war eine Brücke getreten; gegen das hohe Wasser des Flusses, gegen Sturmflut und Überschwemmung schützten Deiche die tiefliegende Marsch. In den Gassen standen die spitzgegiebelten Häuser in festen Reihen da, alle mit der Schmalseite zur Straße; im Bau des Rathauses aber wetteiferten die Bürger an Aufwand mit den geistlichen Herren. Baumeister, Bildhauer und Bildschnitzer kamen von weit her, machten sich ansässig oder zogen nach vollbrachtem Werk weiter der Elbe, der Ostsee oder wieder dem Süden zu. Es wurde ein halbes Dutzend Kirchen gebaut, und alle stachen sie mit ihren Türmen nadelschlank und nadelspitz in den Himmel; Giebel drängte an Giebel straßauf und straßab, auf Wohnhaus und Speicher, Plätze öffneten sich weit und traulich, und am Bollwerk des Hafens ankerten Schiffe, die schon bestimmt waren, leise Fäden von der Stadtwirtschaft zur Weltwirtschaft zu spinnen. Die Stadt hatte ein Gesicht, sie war ein Individuum geworden.

Aus dem primitiven Wall war eine Stadtmauer mit gewölbten Toren und Wachttürmen geworden. Aber das Bedürfnis hatte auch sie gesprengt, hatte eine neue Mauer gezogen, war über diese wieder hinweggeschritten, hatte der Stadt Vorwerke einverleibt, hatte über den Fluß hinübergegriffen und großzügig den Plan einer ein weites Rund umspannenden Be-

Digitized by Google

festigung entworfen. Trotz unendlicher Widerstände und Schwierigkeiten führte die Bevölkerung den Entwurf aus, der Raum für eine ausgedehnte Neustadt am linken Flußufer ließ, und der auch sonst so voller Voraussicht war, daß sich die immer mächtiger entfaltende Stadt im Schutze der Mauern, Bastionen und Gräben rühren und sicher entwickeln konnte. Vor den Toren aber, ja sogar auf den Wällen, drehten überall die Windmühlen ihre Flügel, um das nun fest umgürtete Gemeinwesen mit Brot zu versorgen.

Dann folgten Jahrhunderte inneren Ausbaues, einmal gefördert, ein andermal gestört durch die politischen Zeitschicksale. Die mittelalterliche Form wich an vielen Stellen der Renaissanceform, Säulen, Pilaster und Kapitell tauchten auf neben den gotischen Formen, und an die Seite des Reihenhauses trat das freier daliegende palastähnliche Gebäude. Neben der Bischofsstadt kam die Bürgerstadt immer mehr zur Geltung. Des zum Zeichen stand am Markt der steinerne Roland im Mittelpunkt des Marktverkehrs. Im Zentrum des öffentlichen Lebens standen auch Rathaus, Stadthaus, Börse und Gildehäuser. Die Stadt schmückte sich von Jahr zu Jahr schöner mit charaktervollen Bauten; und immer besser schien dabei das Stadtbild mit der Natur zusammenzuwachsen. Weit öffnete sich die Stadtlandschaft am Hafen, die Baumreihen waren groß und dicht geworden, die Ufer erschienen wie ein einziger langgestreckter Kai; und auch alle geschichtlichen Schicksale spiegelten sich im Stadtbild, in den Anlagen und Bauten. Vor den Toren gab es eine Fülle anmutiger Landschaftsbilder, wie sie entstehen, wo Städtisches und Ländliches sich innig durchdringt, wo über Viehweiden, Feld, Wiese und Garten hinweg, vorbei an bäuerlichen Gehöften und Landhäusern mit Säulenhallen, der Blick in nebelnder Ferne die Masse der Stadt sucht, wo die Landschaft bis ins kleinste sozialisiert und stilisiert erscheint von menschlicher Arbeit und menschlicher Ordnung.

Digitized by Google

Dann aber sprengte der Expansionsdrang der neuen Zeit nicht nur die alten Befestigungen, die zwecklos geworden waren, sondern auch alte schöne stadtwirtschaftliche Bindungen. Die Bastionen wurden geschleift, Wälle und Gräben bepflanzt und in Anlagen umgewandelt; die Vorstädte rückten eng an den alten Stadtkern heran, und eine neue eilige Bautätigkeit fing an. Die Technik begann ihren Triumphzug, an die Stelle des Segelschiffes trat das Dampfschiff; die Entfernung der Stadt von der Flußmündung erwies sich für den aufstrebenden Welthandel und für das Tempo der auf Schnellverkehr gestellten Zeit als zu weit, und so kam es zur Anlage einer Hafenstadt an der Mündung des Flusses. Die sich erweiternde, ihre alten Grenzen überflutende Stadt nahm Züge der modernen Großstadt an. Die innere Altstadt wurde mehr und mehr zur City, zur Arbeitsstadt, zum Kontor und Speicher, während die Wohnungen vor die alten Tore verlegt wurden. Das mußte auf die Intimität des Gemeindelebens zurückwirken. Eisenbahnen wurden angelegt, ein Bahnhof wurde gebaut, ein häßliches Rangiergelände schloß sich an, eine Bahnhofstraße mit üblen modernen Häusern führte zur Stadt, Hotels und Geschäftshäuser wuchsen mit ungesunder Schnelligkeit aus dem Boden, und es bedurfte der äußersten Pietät, um die schöne Altstadt vor der frechen Zudringlichkeit moderner Zweckmäßigkeitsgesinnung zu schützen. —

In diese letzte Epoche führt das Buch den Leser nicht ein. Es geht nur bis zur Grenze dieser Zeit um 1860. Nur so war es möglich, das Bild der alten Stadt rein von störenden Elementen darzustellen, nur so konnte der Eindruck erweckt werden, wie eine Stadt entsteht und in Wind und Wetter der Geschichte heranwächst, einem lebendigen Organismus gleich, dessen reife Gestalt im Keim schon vorgedacht und beschlossen erscheint.

* * *

Digitized by Google

WILHELM ALTMANN

ZU JOHANN SEBASTIAN BACHS PASSIONSMUSIK NACH DEM EVANGELIUM MATTHÄI

WAS die Musikforschung, ja alle Musikfreunde seit Jahren erhofft hatten, die Herstellung einer Faksimile-Ausgabe der Handschrift von Johann Sebastian Bachs wohl größtem und berühmtestem Werke, der umfangreichen Passionsmusik nach dem Evangelium Matthäi[1], wird jetzt zur Tatsache. Aus diesem Grunde erscheint es angezeigt, hier dieses Werk, das uns auch heute noch wie ein Wunder vorkommt und sicherlich nach Jahrhunderten nichts von seiner selbst musikalische Laien aufs tiefste ergreifenden, ja erschütternden Wirkung verlieren wird, zwar nicht zu würdigen[2], sondern seine Entstehungsgeschichte, sein zeitweiliges Verschwinden aus der Öffentlichkeit, seine Wiederentdeckung und seine dann immer mehr einsetzende Verbreitung zu schildern.

Bereits in der Kirche des Mittelalters war es üblich gewesen, während der sogenannten Stillen oder Karwoche die Geschichte des Leidens unseres Herrn Jesu Christi nach den Evangelien mit verteilten Rollen abzusingen, um sie dem der lateinischen Sprache unkundigen Volke nahezubringen. Diesen Brauch übernahm auch die protestantische Kirche. Luthers Freund Johannes Walther hatte schon 1530 die Passionsgeschichte nach Matthäus und Johannes für den kirchlichen Gebrauch (erstere zum Gebrauch am Palmsonntag, letztere am Karfreitag) musikalisch bearbeitet und damit die ziemlich ausgedehnte Reihe protestantischer Passionsmusiken eröffnet, die als Vorläufer der Bachischen erscheinen.

Bekanntlich hat Johann Sebastian Bach nicht weniger als fünf Passionsmusiken geschaffen; die erste war die Lukaspassion, die wohl vor 1720 entstanden und um 1732—34 umgearbeitet worden ist, die zweite die nach dem Evangelium

Digitized by Google

Johannis 1724, die dritte — 1725 geschaffen — nach einer Dichtung Picanders, der darin der 1712 von dem Hamburger Ratsherrn Barthold Heinrich Brockes nach den vier Evangelien gedichteten, mehrfach komponierten Passion (Der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus) gefolgt ist. Die vierte, von 1729, war unsere Matthäus-Passion, die fünfte die Markus-Passion, 1731. Während die nach Bachs Tode an seinen Sohn Karl Philipp Emanuel gefallenen Passionen nach Matthäus und Johannes erhalten geblieben sind[3], gingen die übrigen, ein Erbteil Wilhelm Friedemanns, durch dessen Zerfahrenheit, um nicht zu sagen Liederlichkeit, zugrunde. Einige Forscher vertreten freilich die Ansicht, daß auch die Lukas-Passion uns überliefert ist.

An der Gestaltung des Textes der Matthäus-Passion hat Bach wesentlich mitgearbeitet und dem Dichter Picander (Christian Friedrich Henrici) keineswegs freie Hand gelassen; das ist äußerlich dadurch bewiesen, daß dieser seine Dichtung nicht nur ohne den biblischen Text, sondern auch ohne die Choräle wiederholt drucken ließ (zuerst in dem Ostern 1729 erschienenen zweiten Teile seiner „Ernst-Scherzhaften und Satyrischen Gedichte").

Wann Bach die Komposition begonnen, für deren Ausführung er für die damalige Zeit ganz außerordentliche Mittel, nämlich zwei Chöre mit je einem eigenen Orchester und einer eigenen Orgelbegleitung forderte, steht dahin. Vollendet muß sie am 15. April 1729 gewesen sein, da sie an diesem Tage, Karfreitag, in der Leipziger Thomaskirche, und zwar innerhalb des Nachmittagsgottesdienstes zur Uraufführung gelangt ist, übrigens nur mit recht kleinen Chören und Orchestern und ohne eine besonders tiefe Wirkung auszuüben.

Damals war aber das Werk kürzer, als wir es jetzt kennen. Die ursprüngliche Fassung ist uns nur in einer Abschrift Joh. Ph. Kirnbergers erhalten (Amalienbibliothek, aufbewahrt als

Digitized by Google

Leihgabe des Joachimsthalschen Gymnasiums in der Musikabteilung der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin), die dieser im Hause Bachs nach Spittas scharfsinnigen Forschungen frühestens 1739, wahrscheinlich 1741 hergestellt hat. Damit ergibt sich, daß die erweiternde Neubearbeitung frühestens 1740 vorgenommen worden sein muß. Spitta glaubt sie ins Jahr 1742 setzen zu müssen, hält aber die Möglichkeit nicht für ausgeschlossen, daß die Umarbeitung 1746 oder gar erst 1748 erfolgt ist. Auf Bachs eigenhändiger Partitur dieser neuen Fassung findet sich leider keine Jahresangabe.

Wir wissen auch nicht, wann diese neue Fassung aufgeführt worden ist. In der zeitgenössischen Literatur hat sie keinen Niederschlag gefunden. Alles was über ein längeres Fortleben der Matthäus-Passion nach Bachs Tode berichtet wird, ist unsicher begründet. Das Werk geriet in Vergessenheit, bis es erst 1829 gewissermaßen neuentdeckt worden ist.[4]

Eine Abschrift der Partitur war nebst den Originalstimmen und anderen wertvollen Bachschen Werken aus dem Nachlaß Karl Philipp Emanuel Bachs in die Bibliothek der Singakademie zu Berlin gelangt, deren Direktor Zelter ein Verehrer der Werke des großen Thomaskantors war und gelegentlich einige davon üben ließ und zuweilen auch aufführte, ohne indessen, wie Aufzeichnungen in seinen Tagebüchern beweisen, von ihrer Wirkungsfähigkeit auf die Zuhörer überzeugt zu sein. Seinem hochbegabten jungen Schüler Felix Mendelssohn (geb. 3. Februar 1809) fiel dann die Handschrift der Matthäus-Passion in die Hände und erregte sein nachhaltiges Interesse. Als er im Winter 1827 mit einem kleinen erlesenen Chor im Hause seiner Eltern seltene Musik zu üben begann, zog er auch die Matthäus-Passion hervor. Eduard Devrient, der berühmte Sänger, nahm an diesen Chorübungen teil. Er erzählt in seinem zuerst 1869 erschienenen Buche „Meine Erinne-

Digitized by Google

waren wir zwiespältiger Ansicht, denn es galt eine Gewissensaufgabe; aber was wir schließlich festgestellt, scheint doch das Rechte gewesen zu sein, da es späterhin bei den meisten Aufführungen angenommen worden."[8]

Was Devrient über die Proben, über Mendelssohns geniale Einstudierung und die Aufführung erzählt, wird jeder mit Interesse nachlesen. Die Aufführung fand am 11. März 1829, also gerade hundert Jahre nachdem das Werk erstmalig erklungen war, zu wohltätigem Zweck statt. Über sie schreibt Zelter an Goethe unterm 9. März 1829: „Aus der Zeitung wirst Du schon ersehn haben, daß wir die „Passion" von Johann Sebastian Bach aufführen. Felix hat die Musik unter mir eingeübt und wird sie dirigieren, wozu ich ihm meinen Stuhl überlasse." und am 12. März: „Unsere Bach'sche Musik ist gestern glücklich vonstatten gegangen, und Felix hat einen straffen ruhigen Direktor gemacht. Der König und der ganze Hof sah ein komplett volles Haus vor sich, ich hatte mich mit einer Partitur neben dem Orchester in ein Winkelchen gesetzt, von wo aus ich mein Völkchen beobachten konnte und das Publikum zugleich. Über das Werk selber wüßte ich kaum zu reden; es ist eine so wunderbar sentimentale Mischung von Musik im allgemeinen, den Sinn der Sache in der höchsten Potenz in der Idee aufzubauen, daß das Wort des Dichters selbst zur Idee wird. Meldeten sich nicht hin und wieder melodische Ähnlichkeiten mit neuern deutschen Opernkomponisten, wie zum Exempel mit Gluck und Mozart, wodurch man wieder auf unsere Zeit auf einen Moment zurückkommt, so dürfte man sich zwischen Himmel und Erde und zugleich dreißig Jahre älter fühlen. Und das mag es sein, was diese Musik im allgemeinen kaum ausführbar macht. Hätte doch der alte Bach unsere Ausführung hören können! das war mein Gefühl bei jeder gut gelungenen Stelle..." Zehn Tage später wurde sie, wieder unter Mendelssohns Leitung,

Digitized by Google

wiederholt und darauf noch einmal am 17. April, diesmal unter Zelters Direktion, da Mendelssohn inzwischen auf Reisen gegangen war. Im Anschluß an die erste Wiederholung teilt Zelter seinem Freunde mit, daß der Philosoph Hegel in seinem Kolleg über dieses Werk gesagt habe, „das sei keine rechte Musik; man sei jetzt weitergekommen, wiewohl noch lange nicht aufs Rechte." Zelter bemerkt hierzu: „Das wissen wir nun so gut oder nicht wie er, wenn er uns nur musikalisch erklären könnte, ob Er schon auf dem Rechten sei. Und so wollen wir immer unterdessen piano und sano gehen, wie uns der Gott es eingibt, dem wir alle dienen." Goethe hat zu diesen Auslassungen nichts in seinen Briefen bemerkt.

Diese Berliner Aufführung, die Fanny Mendelssohn in ihrem Briefe an Klingemann vom 27. Dezember 1828 bereits als epochemachend erkannt hat, verfehlte nicht, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die Matthäus-Passion zu lenken, zumal namentlich A. B. Marx in der von ihm herausgegebenen Berliner Allgemeinen Musikalischen Zeitung (6. Jahrgang 1829) eingehend mit dem Werke und der Aufführung sich befaßt hatte. Er war es auch, der bereits im Jahre 1830 die erste schon 1829 im Stich begonnene Partitur[9] nebst den Chorstimmen und den ersten Klavierauszug bei Schlesinger in Berlin herausgab. Dadurch wurden Aufführungen außerhalb Berlins erst ermöglicht. Zunächst fanden sie in Frankfurt a. M., Stettin unter Karl Loewe[10], Breslau unter Mosewius (der auch eine sehr gediegene Abhandlung über das Werk 1852 veröffentlichte) und Dresden, in Leipzig erst 1841[11] statt. Seit den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts sehen auch kleinere Städte, bzw. Gesangvereine eine Ehre darin, sich an die Matthäus-Passion zu wagen. Infolgedessen wurden die Chorstimmen von verschiedenen Verlagshäusern, die Orchesterstimmen dagegen erst 1894 nebst einer Orgelstimme von S. Jadassohn durch C. F. Peters veröffentlicht, der 1917 eine

Digitized by Google

von Max Seiffert bearbeitete Cembalo- und Orgelstimme erscheinen ließ.

Die alte Marxsche Partitur wurde 1854 durch die von Wilh. Rust besorgte, mit einer Vorrede von Julius Rietz versehene Ausgabe der Bach-Gesellschaft (Jahrgang 4) verdrängt.

ANMERKUNGEN

[1]) Sie ist 1841 aus der Sammlung Georg Poelchaus in den Besitz der Königlichen Bibliothek zu Berlin, der jetzigen Preußischen Staatsbibliothek, übergegangen, deren Musikabteilung die erlesensten Schätze besitzt.

[2]) Verwiesen sei dafür auf die ausgezeichneten Ausführungen Albert Schweitzers in seinem Buche „Joh. Seb. Bach" (1908) und auf Alfred Heuß, Joh. Seb. Bachs Matthäus-Passion (1909).

[3]) In dem „Verzeichniß des musikalischen Nachlasses des verstorbenen Capellmeisters Carl Philipp Emanuel Bach" (Hamburg 1790) findet sich unter den Werken Johann Sebastian Bachs S. 71 angeführt: „Zweychörige Passion nach dem Matthäus. Mit Flöten, Hoboen und 1 Gambe. Eigenhändige Partitur, und auch in Stimmen", ferner S. 81: „Eine Passion nach dem Matthäus, incomplet." Diese Handschriften fanden damals keinen Käufer. In dem Verzeichniß von auserlesenen, gut conditionirten, zum Theil sauber gebundenen, meistens Neuen Büchern . . ., welche nebst den Musikalien aus dem Nachlaß des seel. Kapellmeisters C. Ph. E. Bach . . . den 4. März 1805 in Hamburg . . . öffentlich verkauft werden sollen." steht S. 34 unter den Manuskripten Johann Sebastian Bachs als Nr. 128 „Ein starker Stoß mit Passionsmusiken". Käufer war Poelchau, vgl. Anmerkung 1.

[4]) In Leipzig wurde es auch erst durch Felix Mendelssohn, und zwar erst im Jahre 1841, ausgegraben.

[5]) Adolf Bernhard Marx, der große Musikgelehrte und Theoretiker, der die Berliner Allgemeine Musikalische Zeitung 1824 begründete und bis zu ihrem Eingehen (1830) leitete.

[6]) Vgl. auch die Briefe Fanny Mendelssohns, der Schwester Felixens, an Klingemann vom 27. Dezember 1828 und über die Aufführung vom 22. März 1829 in Hensel, Die Familie Mendelssohn, Band I.

[7]) Ob er wirklich die treibende Kraft dieser Aufführung gewesen ist, erscheint mir doch zweifelhaft. Nach Martin Blumner, Geschichte der Singakademie zu Berlin (1891) S. 76 haben Mendelssohn und Devrient bereits am 16. Dezember 1828 ein Gesuch an die Vorsteherschaft der Singakademie eingereicht, ihnen den Saal und die Mitwirkung des Chores für eine Aufführung der Passion zu wohltätigem Zweck zu gewähren.

[8]) Vgl. hierzu Blumner S. 76.

[9]) Ohne bezifferten Baß, der freilich in Bachs Originalhandschrift fehlt, aber in dessen eigenhändigen Orgel- und Cembalo-Stimmen steht.

[10]) Schon 1831; erst durch Karl Anton, Zur Geschichte der Bach-Bewegung, st im Bach-Jahrbuch 1914 diese Stettiner Aufführung der Vergessenheit entrissen worden.

[11]) Von da ab alljährlich.

Digitized by Google

ARMIN RENKER

BÜCHNER UND MUSSET

ALS literarische Vorbilder von Büchners „Leonce und Lena" galten bisher „Ponce de Leon" von Brentano und die Lustspiele Tiecks. Die Feststellung, daß Mussets Lustspiel „Fantasio" Büchner in starker Weise beeinflußt hat, läßt uns „Leonce und Lena" in wesentlich anderem Licht erscheinen. Der Dandy und Jünger des Weltschmerzes hat in „Fantasio" ein seiner Art entfallendes Werk geschaffen, das uns seltsam deutsch anmutet. Der Bürger und zeitweilige Hofnarr Fantasio verliert sich in paradoxen Wendungen, zitiert Jean Paul, kurz, er könnte seinerseits einem Tieckschen Lustspiel entstammen. Der Hof, die Prinzessin Elsbeth, das alles ist wie im deutschen Märchen. Etwa weil wir uns nachher bei Büchner darin spiegeln?

Von Beziehungen zwischen Büchner und Musset ist uns nichts bekannt, persönliche haben wohl kaum bestanden. Einflüsse lassen sich mehrfach nachweisen. Die Übernahmen aus „Fantasio" sind zahlreich. Der Untergrund des märchenhaften Hofes besteht bei beiden, bei Musset mit leisem Ernst, bei Büchner mit derb betonter Ironie; die Handlung hat wenig gemeinsam. Fantasio hat Leonce und Valerio Büchners mit vielen Zügen ausgestattet. Er ist einer der „Helden" Mussets, diesmal mit lyrischem Einschlag. Das Paradoxe ist bei ihm am stärksten in die Rolle des Möglichen erhoben. Gutherzigkeit und Glut einen sich mit erbarmungsloser Ironie. Unmittelbar übernimmt Büchner die Äußerungen Fantasios und legt sie seinem Paar Leonce-Valerio in den Mund. Er hat den Schnitt vollzogen, das Paar Fantasio-Spark ist keine so ausgesprochene Trennung zwischen Materie und Geist. Die Gestalten der Prinzessin Lena und der Gouvernante übernimmt Büchner fast wortgetreu von seinem Vorgänger. Die Szene im Garten zwischen Prinzessin und Gouvernante stimmt in beiden

Digitized by Google

Lustspielen überein, und doch ist es, als sei Prinzessin Lena fern, von zartem Märchenduft umgeben, während Prinzessin Elsbeth uns zu nahe tritt und am Ende enttäuscht.

Die wortgetreuen Übernahmen Büchners sollten uns zweifeln lassen an der Kraft und Ursprünglichkeit seines Werks, sähen wir nicht, wie es seine Vor- und Mitläufer hinter sich läßt, wie es auf eignen Füßen steht wie kein zweites. Büchner vollendet spielend, was anderen Dichtern Monate eindringlichen Schaffens gekostet hätte, darum erhebt sich sein Lustspiel mit solcher Anmut und Leichtigkeit.

Meine Studie „Georg Büchners ‚Leonce und Lena' und das Lustspiel der Romantik" soll demnächst eine ausführliche Darlegung dieser Frage bringen.

Anmerkung der Redaktion. Auch Hugo von Hofmannsthal weist, in seinem soeben erschienenen „Buch der Freunde", auf einen Zusammenhang zwischen Büchner und Musset hin, indem er schreibt: „Es ist meines Wissens noch niemandem eingefallen, zu erinnern, daß ‚Leonce und Lena' von Büchner ein Jahr nach Mussets ‚On ne badine pas avec l'amour' erschienen ist."

* * *

GOETHE

VENI CREATOR SPIRITUS

KOMM, heiliger Geist, du Schaffender,
Komm, deine Seelen suche heim;
Mit Gnadenfülle segne sie,
Die Brust, die du geschaffen hast.

Du heißest Tröster, Paraklet,
Des höchsten Gottes Hochgeschenk,
Lebendger Quell und Liebesglut
Und Salbung heiliger Geisteskraft.

Digitized by Google

Du siebenfaltiger Gabenschatz,
Du Finger Gottes rechter Hand,
Von ihm versprochen und geschickt,
Der Kehle Stimm' und Rede gibst.

Den Sinnen zünde Lichter an,
Dem Herzen frohe Mutigkeit,
Daß wir im Körper Wandelnden
Bereit zum Handeln sein, zum Kampf.

Den Feind bedränge, treib ihn fort,
Daß uns des Friedens wir erfreun
Und so an deiner Führerhand
Dem Schaden überall entgehn.

Vom Vater uns Erkenntnis gib,
Erkenntnis auch vom Sohn zugleich,
Uns, die dem beiderseitigen Geist
Zu allen Zeiten gläubig flehn.

Darum sei Gott dem Vater Preis,
Dem Sohne, der vom Tod erstand,
Dem Paraklet, dem Wirkenden,
Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

* * *

MITTEILUNGEN DES VERLAGS

Die vom 10. April 1820 datierte Handschrift des vorstehenden Gedichts ist von Goethe selbst „Appell ans Genie" überschrieben; hierzu stimmt auch seine Äußerung: „Der herrliche Kirchengesang Veni Creator Spiritus ist ganz eigentlich ein Appell ans Genie; deswegen er auch geist- und kraftreiche Menschen gewaltig anspricht." Die letzte Strophe des Originals, die Goethe mit übersetzte, ist ein unechter Zusatz.

In den mannigfaltigsten Abwandlungen haben unsere Freunde unser Verlagszeichen, das auch dieser Zeitschrift den Namen gegeben hat, kennen gelernt; sie werden darum mit Interesse die Zusammenstellung

Digitized by Google

der selbständigen Anwendungen unseres Signets betrachten, die wir auf Seite 256 gegeben haben. Die Zeichnung von Peter Behrens zu der Urfassung vom Jahre 1899 schien lange verschollen zu sein; nun ist sie durch die Freundlichkeit des letzten Besitzers zu uns zurückgekehrt.

Die Zeitumstände veranlassen uns, unser „Inselschiff" vom neuen Jahrgang ab nicht wie bisher sechs-, sondern viermal im Jahr erscheinen zu lassen, und zwar zu Weihnachten, Ostern, Johanni und am 28. August. Jedes Heft wird einzeln berechnet werden, aber unsere Freunde dürfen versichert sein, daß wir den Preis auch weiter so niedrig wie irgend möglich unter Verzicht auf jeglichen Gewinn bemessen werden.

Auch zu dem nunmehr abgeschlossenen Jahrgang werden Einbanddecken angefertigt; sie kosten in Pappe M 100.—, in Halbpergament M 200.— und sind durch die Buchhandlungen zu beziehen.

In weiterer Erfüllung des im Aprilheft bekannt gegebenen Programms für dieses Jahr legen wir die folgenden Neuigkeiten vor: vor allem die Faksimile-Ausgabe von Johann Sebastian Bachs eigenhändiger Niederschrift seiner Matthäus-Passion (vergleiche hierzu den Aufsatz von Professor Dr. Wilhelm Altmann in diesem Heft); ferner Das alte Bremen, über das Karl Scheffler berichtet; eine Ausgabe von Defoes Robinson Crusoe mit 31 mehrfarbigen Lithographien von Richard Janthur; Hildegard von Bingen, herausgegeben von Johannes Bühler in der Sammlung „Der Dom"; den ersten Band unserer Hölderlin-Ausgabe (am fünften und letzten arbeitet der Herausgeber); den Roman „Der Regenbogen" von D. H. Lawrence; Shakespeares Heinrich IV., in der Bearbeitung von Fritz Jung; den Novellenband „Amok" von Stefan Zweig. Die Bibliothek der Romane wurde um Kellers „Sinngedicht", Marie Donadieu von Charles-Louis Philippe, „Nana" und „Der Zusammenbruch" von Emile Zola vermehrt.

An erster Stelle unserer Neuauflagen stehen die der Ausgaben von Gottfried Keller (7.—10. Tausend), Schiller (16.—18. T.), Schopenhauer (18.—21. T.). Kants Werke werden etwa im November wieder erscheinen können; Goethes Werke werden nach Neudruck von acht vergriffenen Bänden erst im nächsten Jahre wieder vollständig. Die Dünndruckausgabe von Storms Werken wird zunächst nicht weiter geführt; an ihre Stelle tritt wieder die achtbändige Ausgabe auf starkem holzfreien Papier, die noch rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen wird.

Digitized by Google

Der bereits fertiggestellten oder im Laufe der nächsten [illegible] fertig werdenden Neuauflagen sind viele; wir nennen: Die chinesische Flöte. 32.—36. T.; Gustav Th. Fechner, Zend-Avesta. 5.—7. T.; Goethes Faust. 95.—104. T.; Goethes Briefwechsel mit Marianne von Willemer. 4. Auflage; Hafis. 13.—16. T.; Heines Buch der Lieder. 45.—50. T.; Ricarda Huch, Der letzte Sommer. 7.—9. T., Alte und neue Gedichte. 2. Auflage; Hölderlin, Hyperion. 4.—7. T.; Jens Peter Jacobsen, Sämtliche Werke. 22.—25. T.; Lao-Tse, Die Bahn und der rechte Weg. 14.—16. T.; Russischer Parnaß. 2. Auflage; Reinke Vogel. 2. Auflage, Rainer Maria Rilke, Der neuen Gedichte anderer Teil. 14.—16. T., Auguste Rodin. 36.—40. T., Die Liebe der Magdalena. 7.—10. T.; Karl Scheffler, Der Geist der Gotik. 31.—35. T.; Theologia deutsch. 4.—6. T.; Felix Timmermans, Das Jesuskind in Flandern. 9.—13., Pallieter. 11.—15. T.; Emile Verhaeren. Fünf Erzählungen. 2. Auflage; Stefan Zweig, Jeremias. 19.—21. Tausend.

Auch in diesem Jahre wird rechtzeitig, um zu Weihnachtswünschen anzuregen, unser Almanach erscheinen, der sich nun schon mit sechzehn Jahrgängen in der unverminderten Gunst einer zahlreichen Gefolgschaft behauptet hat und sich ihrer gewiß auch im siebzehnten erfreuen wird.

Rudolf Töpffer:
Zeichnung zu „La bibliothèque de mon oncle“

Digitized by Google

*

* DAS *
INSELSCHIFF

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
FÜR DIE FREUNDE DES
INSEL-VERLAGES

*

ZWEITER JAHRGANG
ZWEITES HEFT
DEZEMBER
1920

*

LEIPZIG · IM INSEL-VERLAG

Digitized by Google

INHALT

Max Klinger: Dürer als Kupferstecher 49

Hans Carossa: Das Städtlein auf der Hand des Heiligen [Gedicht] 51

Albrecht Schaeffer: Josef Montfort 55

Oscar Wilde: Das Hurenhaus [Gedicht] 70

Stefan Zweig: Die unterirdischen Bücher Balzacs 71

Regina Ullmann: Susanna 77

Arthur Schurig: Dostojewski in Dresden 1867, 1869 bis 1871 83

Geschichten vom Richter Smidt 89

Steuerdrückebergerei vor hundert Jahren 93

Die Anordnung und Aufstellung einer Bücherei 95

Mitteilungen des Verlags 95

Albrecht Dürer: Die Anbetung der Könige. Holzschnitt 53

Als Beilage das Faksimile einer Fahnenkorrektur Balzacs (La ténébreuse affaire)

Preis des Jahrganges zu sechs Heften M 12.—
des einzelnen Heftes M 2.50

Für den Inhalt verantwortlich: Karl Weisser, Leipzig
Druck von Poeschel & Trepte, Leipzig

Digitized by Google

KUNSTBÜCHER

CURT GLASER: *Lucas Cranach.* Mit 117 Abbildungen. In Halbleinen M 60.—.

Dieses Buch erschien als erstes einer Monographien-Reihe, die den Titel „Deutsche Meister" trägt und von Curt Glaser und Karl Scheffler herausgegeben wird. — Im Druck befindet sich: *Albrecht Dürer* von Max J. Friedländer. — Es werden folgen: *Matthias Grünewald* von Heinrich Wölfflin; *Hans Holbein d. J.* von H. A. Schmid; *Albrecht Altdorfer* von Hans Tietze; *Die Anfänge der Tafelmalerei* von Wilhelm Worringer; *Die Altcölner Malerei* von Walter Cohen; *Hans Burgkmair* von Friedrich Dörnhöffer; *Die Nürnberger Malerei des XV. Jahrhunderts* von Edwin Redslob; *Martin Schongauer* von W. F. Storck; *Hans Baldung-Grien* von Hermann Voß; *Michael Pacher* von Heinrich Zimmermann.

EUGEN LÜTHGEN: *Belgische Baudenkmäler.* Mit 96 Bildertafeln. In Halbleinen M 16.—.

KURT PFISTER: *Bruegel.* Mit 78 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden des Meisters. In Halbleinen M 24.—.

RAINER MARIA RILKE: *Auguste Rodin.* Mit 96 Vollbildern. 26. bis 30. Tausend. In Halbleinen M 24.—.

KARL SCHEFFLER: *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 78 Bildertafeln. 7.—9. Tausend. In Halbleinen M 40.—.

EMILE VERHAEREN: *Rembrandt.* Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen nach Gemälden, Zeichnungen und Radierungen Rembrandts. 36.—40. Tausend. In Halbln. M 22.—.

EMIL WALDMANN: *Albrecht Dürer.* Mit 80 Vollbildern nach Gemälden des Meisters. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

EMIL WALDMANN: *Albrecht Dürers Stiche und Holzschnitte.* 11. bis 20. Tausend. Mit 80 Vollbildern. In Halbleinen M 20.—.

EMIL WALDMANN: *Albrecht Dürers Handzeichnungen.* Mit 80 Vollbildern. 11.—20. Tausend. In Halbleinen M 20.—.

Die drei Werke erschienen auch, in *einen* Band zusammengefaßt, unter dem Titel:

EMIL WALDMANN: *Albrecht Dürers Leben und Kunst.* Vollständige Ausgabe. Mit 240 ganzseitigen Bildertafeln nach Gemälden, Stichen, Holzschnitten und Handzeichnungen des Meisters. In Halbleder M 80.—.

Digitized by Google

DÜNNDRUCKAUSGABEN

GIOVANNI DI BOCCACCIO: *Das Dekameron.* Übertragen von Albert Wesselski. Neuschöpfung der Gedichte durch Theodor Däubler. Einleitung von André Jolles. Titel- und Einbandzeichnung von Walter Tiemann. 21.—30. Tausend. In Leinen M 45.—; in Leder M 120.—.

DICKENS' WERKE. Ausgewählt und eingeleitet von Stefan Zweig. Mit den Federzeichnungen der englischen Originalausgaben von Cattermole, Hablot K. Browne u. a. Titel- und Einbandzeichnungen von E. R. Weiß. Sechs Bände in Leinen M 220.—.

GOETHES SÄMTLICHE WERKE in sechzehn Bänden. In Leinen M 400.—.

JENS PETER JACOBSEN: *Sämtliche Werke.* Autoris. Übertragung von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. 14. bis 21. Tausend. In Leinen M 40.—.

CHODERLOS DE LACLOS: *Schlimme Liebschaften* (Liaisons dangereuses) Übertragen von Heinrich Mann. In Leinen M 32.—; in Leder M 120.—.

SCHILLER: *Sämtliche Werke* in sechs Bänden. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M 150.—.

ARTHUR SCHOPENHAUER: *Werke* in fünf Bänden. (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker.) In Leinen M 150.—.

FRIEDRICH VON STENDHAL (HENRY BEYLE): *Von der Liebe.* Übertragen von Arthur Schurig. In Leinen M 32.—; in Leder M 120.—.

ADALBERT STIFTER: *Studien.* (Erzählungen.) Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 9.—13. Tausend. In Leinen M 50.—; in Leder M 200.—.

ADALBERT STIFTER: *Der Nachsommer.* Roman. In Leinen M 36.—.

THEODOR STORM: *Sämtliche Werke.* Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. Zweite Auflage in 4 Bänden. In Leinen M 130.—.

Digitized by Google

ALBRECHT SCHAEFFER

Sämtliche Werke von Albrecht Schaeffer sind im Insel-Verlag vereinigt

ATTISCHE DÄMMERUNG. Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M 9.—; in Pappband M 16.—.

HEROISCHE FAHRT. Gedichte. Zweite Auflage. Geheftet M 9.—; in Pappband M 16.—.

DES MICHAEL SCHWERTLOS VATERLÄNDISCHE GEDICHTE. In Pappband M 16.—.

DER GÖTTLICHE DULDER. Dichtung. In Pappband M 24.—.

Die „Tat“: Vor mir liegt Albrecht Schaeffers umfangreiche Dichtung „Der göttliche Dulder“, von der ich bekennen muß, daß sie mir das immer nur geträumte Hellas als eine Welt aus Dauer erschlossen hat. Freilich, dieser Odysseus ist über den homerischen hinausgewachsen. Es verkörpert sich nicht nur in ihm die altgriechische Frömmigkeit, die in einer beinahe dumpfen Ergebung zum Ausdruck kommt. In diesem Odysseus zuckt schon Trotz, sammelt sich Erbitterung. Aus dem Zustande der Verschlafenheit primitiver Jahrhunderte kommen die ersten Schreie einer drohenden Aktivität: in seinem erwachenden Selbstbewußtsein wagt es der sittliche Mensch, sich aufzulehnen gegen den unsittlichen Gott . . . Ich muß es beklagen, auf die Dichtung selbst nicht mehr eingehen zu können, aus deren unvergleichlichen Strophen der Odem von Hellas klingt, wie er mir noch nie geklungen hat.

DER RAUB DER PERSEFONE. (Eine attische Mythe.) Insel-Bücherei Nr. 311.

JOSEF MONTFORT. Erzählungen. 4.—7. Tausend. Geheftet M 6.—; in Pappband M 13.—.

GUDULA ODER DIE DAUER DES LEBENS. Eine Erzählung. 4. bis 6. Tausend. In Pappband M 14.—.

ELLI ODER SIEBEN TREPPEN. Beschreibung eines weiblichen Lebens. 5.—8. Tausend. Geheftet M 8.—; in Pappband M 14.—.

*

SOEBEN ERSCHEINT:

HELIANTH. Bilder aus dem Leben zweier Menschen von heute und aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern dargestellt. Drei starke Bände. Geheftet M 90.—; in Halbleinen M 120.—.

Digitized by Google

HONORÉ DE BALZAC

BRIEFE AN DIE FREMDE (Frau von Hanska). Übertragen von Eugenie Faber. Eingeleitet von Wilhelm Weigand. Zwei Bände. Mit einem Bilde Balzacs in Lichtdruck. In Pappbänden M 30.—.

DIE DREISSIG TOLLDREISTEN GESCHICHTEN, genannt Contes Drolatiques. Übertragen von Benno Rüttenauer. Zwei Bände. 14. bis 23. Tausend. In Pappbänden M 40.—; in Halbleder M 75.—.

PHYSIOLOGIE DER EHE. Eklektisch-philosophische Betrachtungen über Glück und Unglück in der Ehe. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. 6.—9. Tausend. In Pappband M 18.—; in Halbpergament M 40.—.

TANTE LISBETH. Übertragung von Arthur Schurig. Zweite Auflage. In Halbleinen M 25.—; in Halbpergament M 50.—.

VERLORENE ILLUSIONEN. In der von Johannes Schlaf revidierten Übertragung von Hedwig Lachmann. Zweite Auflage. In Halbleinen M 30.—; in Halbpergament M 55.—.

*

F. M. DOSTOJEWSKI

Jeder Band in Halbleinen M 20.—.

DIE BRÜDER KARAMASOFF. Übertragen und mit einem Nachwort versehen von Karl Nötzel. Drei Bände. 11.—20. Tausend.

DER SPIELER UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

DER IDIOT. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

DIE TEUFEL. Übertragen von H. Röhl. Drei Bände.

NETOTSCHKA NJESWANOWA UND ANDERE ERZÄHLUNGEN. Übertragen von H. Röhl.

SCHULD UND SÜHNE (Raskolnikow). Ein Roman in sechs Teilen mit einem Nachwort. Übertragen von H. Röhl. Zwei Bände. 21.—30. Tausend.

*

ALBERT EHRENSTEIN

BERICHT AUS EINEM TOLLHAUS. Nach dem ursprünglichen Plan des „Selbstmord eines Katers“ umgearbeitet. 3.—7. Tausend. Geheftet M 6.—; in Pappband M 12.—.

TUBUTSCH. (Novelle.) Mit zwölf Zeichnungen von O. Kokoschka. Insel-Bücherei Nr 261.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

GOTTFRIED KELLER

GESAMMELTE WERKE

Eingeleitet von Ricarda Huch. Vier Bände auf Dünndruckpapier. In Leinen M 200.—; in Leder M 600.—
Für die Schweiz: In Leinen Fr. 45.—; in Leder Fr. 100.—

Inhalt: Band I: Einleitung; Gedichte; Das Sinngedicht. Band II: Der grüne Heinrich. Band III: Die Leute von Seldwyla; Sieben Legenden; Kleinere Erzählungen. Band IV: Züricher Novellen; Martin Salander; Therese (ein Trauerspielfragment)

Als Einzel-Ausgabe erscheint:

DER GRÜNE HEINRICH

In Leinen M 45.— (Fr. 10.—); in Leder M 140.— (Fr. 25.—)

IN DER INSEL-BÜCHEREI

(Jeder Band gebunden M 3.65)

Gedichte (320) · Der Landvogt von Greifensee (321) Kleider machen Leute (322) · Pankraz der Schmoller (323) · Romeo und Julia auf dem Dorfe (324) · Das Fähnlein der sieben Aufrechten (325) · Frau Regel Amrain (326) · Sieben Legenden (327) · Der Schmied seines Glückes (328) Mit 30 Holzschnitten von Karl Roessing · Die drei gerechten Kammacher; Spiegel das Kätzchen (329)

Ricarda Huch: *Gottfried Keller* (113)

RÜBEZAHL

Bekannte und unbekannte Historien von dem abenteuerlichen und weitberufenen Gespenst, dem Rübezahl, zuwege gebracht durch M. Johannes Praetorius. Mit Wiedergabe von 16 Holzschnitten der Ausgabe von 1738. In Pappband M 20.—

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

RICARDA HUCH

ALTE UND NEUE GEDICHTE

In Pappband M 14.—

PINDAR

Übersetzt und erläutert von Franz Dornseiff

In Pappband mit Pergamentverstärkung M 36.—

THEODOR DÄUBLER

MIT SILBERNER SICHEL

Zweite Auflage · In Pappband M 14.—

JOHANNES R. BECHER

UM GOTT

Inhalt: Gedichte; Arbeiter, Bauern, Soldaten: ein Festspiel; Klänge im Vorlaut; Urach

Geheftet M 16.—, in Pappband M 24.—

Aus dem Verlag von Bruno Cassirer ist in den unsern übergegangen und erscheint in Kürze:

OTTO BRAUN

AUS

NACHGELASSENEN SCHRIFTEN EINES FRÜHVOLLENDETEN

Herausgegeben von Julie Vogelstein. Mit drei Bildern.

46.—55. Tausend. In Pappband M 20.—

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

DER HELIAND

und die Bruchstücke der altsächsischen Genesis in Simrocks Übertragung

Eingeleitet von Andreas Heusler. In Pappband M 18.—

HUGO VON HOFMANNSTHAL

DIE GEDICHTE
UND KLEINEN DRAMEN

51.—40. Tausend. In Pappband M 12.—

In der Insel-Bücherei:

Der Tod des Tizian. Idylle (8). Der Tor und der Tod (28). Das kleine Welttheater (78). Reden und Aufsätze (339)

Jeder Band gebunden M 4.—

CHARLES-LOUIS PHILIPPE

CHARLES BLANCHARD

Fragment. Übertragen von Wilh. Südel und Friedr. Burschell

Geheftet M 10.—; in Pappband M 20.—

JUGENDBRIEFE
AN HENRI VANDEPUTTE

Übertragen von Wilhelm Südel. Geheftet M 10.—; in Pappband M 20.—

*

Von den in unseren Verlag übergegangenen „Gesammelten Werken" des Dichters sind noch lieferbar:

Die kleine Stadt. Novellen. In Pappband M 8.— * Der alte Perdrix. Roman. In Pappband M 8.— * Marie Donadieu. Roman. In Pappband M 10.— * Croquignole. Roman. In Pappband M 9.— * Mutter und Kind. In Pappband M 8.—

Digitized by Google

EMILE VERHAEREN

FÜNF ERZÄHLUNGEN

Übertragen von Friederike Maria Zweig

Mit 28 Holzschnitten von Franz Masereel. Einmalige Auflage von 1100 Exemplaren. In Halbleinen M 50.— Vorzugsausgabe: 100 numerierte Exemplare auf echtem Büttenpapier in Pergament (Handband) M 200.—

DREI DRAMEN

(Helenas Heimkehr; Philipp II.; Das Kloster).
Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M 12.—

DIE WOGENDE SAAT

Übertragen von Paul Zech. In Pappband M 12.—

REMBRANDT

Übertragen von Stefan Zweig. Mit 96 ganzseitigen Abbildungen. 36.—40. Tausend. In Halbleinen M 26.—

RUBENS

Übertragen von Stefan Zweig. Mit 65 ganzseitigen Abbildungen. 21.—25. Tausend. In Halbleinen M 26.—

KAKUZO OKAKURA

DIE IDEALE DES OSTENS

Aus dem englischen Original übertragen von Margarete Steindorff. In Pappband M 28.—; in Ganzleinen M 36.—

In der Insel-Bücherei:

DAS BUCH VOM TEE

Aus dem englischen Original übertragen von Margarete und Ulrich Steindorff. In Pappband M 4.—

GEORG A. MATHEY

ZEHN HOLZSCHNITTE ZUR BIBEL

Mit einem Vorwort von Theodor Däubler. 250 numerierte und mit der Hand abgezogene Exemplare. Ausgabe A: Nr. 1–4 in Ganzledermappe. Mit einer besonders beigefügten Handzeichnung des Künstlers M 2500.—; Ausgabe B: Nr. 5–50 in Halbpergamentmappe M 900.—; Ausgabe C: Nr. 51–150 in Halbleinenmappe M 350.—

Inhalt: Adam und Eva • Sündflut • Simsons Tod • Judith • Susanna und die beiden Alten • Anbetung • Geißelung • Kreuzigung • Auferstehung • Die apokalyptischen Reiter

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

DANTE
OPERA OMNIA

Enthaltend: La Divina Commedia; Il Canzoniere; Vita Nuova; Il Convivio, sowie die lateinischen Schriften und Briefe.

Mit einer Einleitung von Benedetto Croce. Zwei Bände auf Dünndruckpapier.

In Leinen M 90.—; in Leder M 320.—.

Daneben erschien als Einzeldruck in der Sammlung „Pandora" die „VITA NUOVA".

In farbigem Pappband M 5.—.

GIOVANNI DI BOCCACCIO
DAS LEBEN DANTES

Übertragen von Otto Freiherrn von Taube (Insel-Bücherei Nr. 275). In farbigem Pappband M 5.—.

*

ADALBERT STIFTER
WITIKO

Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier.

In Leinen M 70.—; in Leder M 200.—.

Früher erschien:

DER NACHSOMMER

Roman. Vollständige Ausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier.

In Leinen M 60.—; in Leder M 200.—.

Die bereits im 9.—13. Tausend erschienenen „Studien" sind vergriffen; eine neue Auflage ist in Vorbereitung. Mit einem die „Bunten Steine" und die besten der nachgelassenen kleineren Erzählungen enthaltenden Bande werden die gesammelten Werke Adalbert Stifters ihre Abrundung zu einer einheitlichen Ausgabe erfahren.

Digitized by Google

F. M. DOSTOJEWSKI

SÄMTLICHE ROMANE UND NOVELLEN

in 25 Bänden. Eingeleitet von Stefan Zweig. Mit einem Porträt und dem Faksimile einer Manuskriptseite. In Halbleinen M 700.—; in Halbpergament M 1400.—.

Daneben bestehen die Einzelausgaben in der „Bibliothek der Romane“ (jeder Band in Halbleinen M 30.—).

*

GUSTAVE FLAUBERT

In der „Bibliothek der Romane“ erschien (jed. Band in Hlbln. M 30.—):

FRAU BOVARY. Übertrag. v. Arthur Schurig. 26.—30. Tausd.

SALAMBO. Ein Roman aus dem alten Karthago. Übertragen von Arthur Schurig. 21.—25. Tausend.

In der „Insel-Bücherei“ (jeder Band in farbigem Pappband M 5.—):

HERODIAS (76) * DIE SAGE VON ST. JULIAN DEM GASTFREIEN (12) * EIN SCHLICHTES HERZ (319). Übertragungen von Ernst Hardt.

In der „Pandora“ (in farbigem Pappband M 5.—):

TROIS CONTES (UN COEUR SIMPLE / LA LÉGENDE DE SAINT JULIEN L'HOSPITALIER / HÉRODIAS) (43).

*

EKSTATISCHE KONFESSIONEN

Gesammelt von Martin Buber. Veränderte Neuausgabe. Geheftet M 26.—; in Pappband M 38.—.

*

JAHRBUCH DER SAMMLUNG KIPPENBERG

Erster Band. Mit sechs Bildertafeln. In Halbleinen M 35.—.

Auf Grund des Materials der wohl reichhaltigsten, Goethe und seinen Kreis umfassenden Sammlung, die sich in Privatbesitz befindet, werden in diesem ersten Bande einer auf zwölf Bände berechneten Folge elf größere und kleinere Aufsätze und Zusammenstellungen dargeboten, darunter die folgenden:

Unbekannte Briefe Winckelmanns. Mitgeteilt von Hermann Uhde-Bernays. * Ungedruckte Briefe Goethes. * Das Tagebuch der Demoiselle Ernestine Engels vom Jahr 1816. Bearbeitet von Albert Köster. * Aus Friedrich Wilhelm Riemers Tagebüchern. * Anton Kippenberg: Die Technik der Silhouette. * Die deutschen Werther-Gedichte. * Karl Philipp Moritz' Leichenrede auf den Maler August Kirsch (Rom 1787). * Neue Faustsplitter. Gesammelt von Anton Kippenberg. I. Aus dem XVI. Jahrhundert.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

FRANZ VON BAADER

SCHRIFTEN. Herausgegeben von Max Pulver. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 90.—.

In der Sammlung „Der Dom" erschienen ferner:

JAKOB BÖHME

AUSGEWÄHLTE SCHRIFTEN. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 90.—.

GUSTAV TH. FECHNER

ZEND-AVESTA. Herausgegeben von Max Fischer. In Halbleinen M 40.—; in Halbpergament M 70.—.

J. G. HAMANN

SCHRIFTEN. Herausgegeben von Karl Widmaier. In Halbleinen M 60.—; in Halbpergament M 90.—.

THEOPHRASTUS PARACELSUS

SCHRIFTEN. Herausgegeben von Hans Kayser. In Halbleinen M 75.—; in Halbpergament M 110.—.

THEOLOGIA DEUTSCH

Herausgegeben und mit einer ausführlichen Einleitung über das Wesen der Mystik versehen von Josef Bernhart. In Halbleinen M 40.—; in Halbpergament M 80.—.

SHAKESPEARES WERKE
IN EINZELAUSGABEN

Bisher sind erschienen:

MACBETH / HAMLET / OTHELLO / EIN SOMMERNACHTSTRAUM / KÖNIG LEAR / STURM / WAS IHR WOLLT / CYMBELIN / VERLORENE LIEBESMÜH.

Jeder Band in Pappband M 20.—; in Halbpergament M 50.—.

Wenn diese neue deutsche Shakespeare-Ausgabe einer Rechtfertigung bedarf, so liegt sie darin, daß die Übersetzung Schlegels, so verdienstvoll und unübertroffen als Gesamtleistung sie auch jetzt noch dasteht, im einzelnen derart durchsetzt ist von Übertragungsfehlern, veralteten Ausdrücken und Versformen, daß sie einer durchgreifenden Bearbeitung bedurfte, um noch gelten zu können. Erste Forscher, wie Hermann Conrad, Max Förster, Ludwig Fraenkel, Marie Luise Gothein, Rudolf Imelmann, Fritz Jung, M. J. Wolff, haben sich vereinigt, um auf Grund neuentdeckter Schlegel-Handschriften eine Ausgabe zu schaffen, die den heutigen Anforderungen des Geschmacks und der Forschung entspricht.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

DER BORN JUDAS

Legenden, Märchen und Erzählungen. Gesammelt von M. J. bin Gorion. Zwei Serien zu je drei Bänden. Druckleitung, Titel- und Einbandzeichnung von E. R. Weiß.

Die erste Serie enthält die Bände „Von Liebe und Treue", „Vom rechten Weg" und „Mären und Lehren" (4.—7. Tausend). In Pappbänden M 90.—; in Halbpergament M 250.—. Von der zweiten Serie ist bisher Band IV: „Weisheit und Torheit" erschienen; in Pappband M 40.—; in Halbpergament M 90.—. Band V: „Volkserzählungen" erscheint demnächst; in Pappband M 40.—; in Halbpergament M 90.—. Band VI folgt im Laufe dieses Jahres.

Mit dieser Sammlung ist ein Werk entstanden, das sich mit den berühmtesten Sagen- und Märchensammlungen des Altertums, den Erzählungen aus „Tausend und einer Nacht" oder den „Gesta Romanorum" messen kann. Eine Welt von Gestalten wimmelt auf, von weisen Königen, Helden, Kaufherren, Frauen und Mädchen, von Geistern, von Menschen, die den erhabenen Erscheinungen des Alten Testaments vielfach verwandt sind, und der Orient flammt darin in seiner leidenschaftlichen, aber auch in seiner geistigen Atmosphäre.

HARRY GRAF KESSLER:

NOTIZEN ÜBER MEXIKO

Zweite Auflage. In Pappband M 28.—.

KAKUZO OKAKURA:

DIE IDEALE DES OSTENS

Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite Steindorff. In Pappband M 40.—; in Ganzleinen M 60.—; in Ganzpergament M 200.—.

*

In der Insel-Bücherei (Nr. 274):

DAS BUCH VOM TEE

Aus dem englischen Original übertragen von Marguerite und Ulrich Steindorff. In Pappband M 6.—.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

JOHANN GEORG HAMANN
SCHRIFTEN
Ausgewählt und herausgegeben von Karl Widmaier
In Halbleinen M 100.—; in Halbpergament M 180.—.

*

In derselben Sammlung „Der Dom" sind erschienen:

FRANZ VON BAADER
SCHRIFTEN
Ausgewählt und herausgegeben von Max Pulver
In Halbleinen M 100.—; in Halbpergament M 180.—.

*

THEOPHRASTUS PARACELSUS
SCHRIFTEN
Herausgegeben von Hans Kayser
In Halbleinen M 140.—; in Halbpergament M 220.—.

Vergriffen sind: Gustav Theodor Fechner, *Zend-Avesta*; die *Theologia deutsch* und die *Ausgewählten Schriften* von Jakob Böhme. Die drei Werke erscheinen im Laufe des Sommers in neuer Auflage.

*

PAUL VERLAINE
GESAMMELTE WERKE
IN ZWEI BÄNDEN
Herausgegeben von Stefan Zweig
In Halbleinen M 180.—; in Halbpergament M 360.—.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

ALS DER GROSSVATER
DIE GROSSMUTTER NAHM

Ein Liederbuch für altmodische Leute

Fünfte Auflage. Auf Grund der Ausgabe von Gustav Wustmann neu herausgegeben

In Pappband M 80.—; in Halbleder M 175.—.

RUDOLF KASSNER
DIE GRUNDLAGEN DER PHYSIOGNOMIK

Geheftet M 20.—; in Pappband M 40.—.

*

Früher erschien von demselben Verfasser:

ZAHL UND GESICHT

In Pappband M 40.—

ALBRECHT SCHAEFFER
PARZIVAL

Ein Versroman in drei Kreisen

Geheftet M 80.—; in Halbleinen M 120.—; in Halbleder M 200.—.

*

Als vorletztes Werk von demselben Verfasser erschien:

GEVATTER TOD

Märchenhaftes Epos in vierundzwanzig Mondphasen und einer als Zugabe.

In Pappband M 40.—.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

THEODOR DÄUBLER

HYMNE AN ITALIEN

Zweite Auflage. In Pappband M 50.—.

*

HESPERIEN

EINE SYMPHONIE. In Pappband M 50.—.

*

PERLEN VON VENEDIG

GEDICHTE. In Pappband M 40.—.

*

DER STERNHELLE WEG

GEDICHTE. Zweite Auflage. In Pappband M 50.—.

*

DAS STERNENKIND

(Insel-Bücherei Nr. 188). In Pappband M 18.—.

INSEL-BÜCHEREI

In Kürze erscheint eine neue Reihe mit folgendem Inhalt: *Der erste Beernhäuter.* Mit Initial und Bildern von Marcus Behmer (Nr. 340); *L. N. Tolstoi, Der lebende Leichnam.* Drama (Nr. 341); *Aus Gerhard Tersteegens Briefen* (Nr. 342); *George Moore, Die Wildgans.* Novelle (Nr. 343); *Wilhelm von Scholz, Vincenzo Trappola.* Novellenkreis (Nr. 344); *G. Th. Fechner, Nanna* (Nr. 345); *Kalidasa, Sakuntala.* (Nr. 346); *Altjüdische Legenden.* Eine Auswahl aus dem Born Judas von M. J. bin Gorion (Nr. 347); *Eugène Delacroix, Englische, marokkanische und spanische Reise.* Briefe und Tagebuchaufzeichnungen (Nr. 348); *Stefan Zweig, Die Augen des ewigen Bruders.* Legende (Nr. 349); *Geistliche Auslegung des Lebens Jesu Christi.* Holzschnittfolge des 15. Jahrhunderts (Nr. 350); *Rudolf Borchardt, Das Buch Joram* (Nr. 93). — Früher erschien: *Slowakische Anthologie.* Übertragungen von *Paul Eisner* (Nr. 103).

Preis jedes Bandes M 18.—.

Great Political Documents of the United States of America. (Pandora Nr. 52). In Pappband geb. (nach Art der Insel-Bücherei) M 18.—.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

KLOSTERLEBEN IM DEUTSCHEN MITTELALTER

Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler.
Mit 16 Bildertafeln. In Pappband M 150.—, in Halbleder M 280.—.

*

DIE GERMANEN IN DER VÖLKERWANDERUNG

Nach zeitgenössischen Quellen von Johannes Bühler.
Mit 16 Bildertafeln und einer Karte.
In Pappband M 150.—, in Halbleder M 280.—.

Diese beiden Werke, die bereits erschienen sind, werden künftig dem neu begründeten Unternehmen, das den Titel „Deutsche Vergangenheit" tragen soll, zugeteilt.

In Kürze erscheint die zweite Auflage von:

EMILE VERHAEREN
FÜNF ERZÄHLUNGEN

Mit 28 Holzschnitten v. Frans Masereel. In Halbleinen M 100.—.

*

Von demselben Verfasser erschienen:

DREI DRAMEN

(Helenas Heimkehr; Philipp II; Das Kloster.) Nachdichtung von Stefan Zweig. In Pappband M 80.—.

*

DIE WOGENDE SAAT

GEDICHTE. Übertragen von Paul Zech. In Pappband M 60.—.

*

OTTO GILDEMEISTER

BRIEFE. Herausgegeben von Lissy Susemihl-Gildemeister.
In Pappband M 90.—.

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

RAINER MARIA RILKE

Noch in diesem Jahre werden wir die beiden neuen Werke des Dichters vorlegen können:

DIE SONETTE AN ORPHEUS

Geschrieben als ein Grab-Mal für Wera Ouckama Knoop

und die

DUINESER ELEGIEN

(diese zuerst in einem Vorzugsdruck von 330 Exemplaren)

Nähere Mitteilungen folgen

Von den bisher erschienenen Werken des Dichters sind lieferbar:

DIE FRÜHEN GEDICHTE. 15.—17. Tausend. In Pappband

DAS BUCH DER BILDER. 20.—22. Tausend . . In Pappband

NEUE GEDICHTE. 15.—17. Tausend . . . . . In Pappband

DER NEUEN GEDICHTE ANDERER TEIL. 14.—16. Tausend . . . . . In Pappband

Diese Gedichtbände sind jetzt auch in Halbpergament lieferbar

DAS STUNDENBUCH. (Enthaltend die 3 Bücher: Vom mönchischen Leben; Von der Pilgerschaft; Von der Armut und vom Tode). 40.—49. Tausend . . . . . In Halbleinen

REQUIEM. (Für eine Freundin. Für Wolf Graf von Kalckreuth.) 8. und 9. Tausend . . . . . In Pappband

GESCHICHTEN VOM LIEBEN GOTT. 29.—33. Tausend . . . . . In Pappband

DIE AUFZEICHNUNGEN DES MALTE LAURIDS BRIGGE. 18.—20. Tausend . . . . . In zwei Pappbänden

AUGUSTE RODIN. 36.—40. Tausend . . . . . In Halbleinen

DIE LIEBE DER MAGDALENA. Ein französischer Sermon des 17. Jahrhunderts. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. 7.—10. Tausend . . . . . In Pappband

MAURICE DE GUÉRIN: DER KENTAUER. Übertragen durch Rainer Maria Rilke. Zweite Auflage . . . . In Pappband

In der Insel-Bücherei erschienen: *Die Weise von Liebe und Tod des Cornets Christoph Rilke* (Nr. 1); *Das Marienleben* (Nr. 43). — Übertragungen: Portugiesische Briefe. *Die Briefe der Marianna Alcoforado* (Nr. 74); *André Gide: Die Rückkehr des verlorenen Sohnes* (Nr. 143); *Elizabeth Barrett-Browning: Sonette aus dem Portugiesischen* (Nr. 252); *Louize Labé: Vierundzwanzig Sonette* (Nr. 222).

In Pappband mit farbigem Überzug gebunden, Insel-Bücherei Nr. 1 auch in Halbleder.

Die zur Zeit vergriffenen „Ersten Gedichte" werden im Laufe dieses Jahres in neuer Auflage erscheinen

Digitized by Google

INSEL-VERLAG ZU LEIPZIG

JOHANN SEBASTIAN BACH

DIE MATTHÄUS-PASSION

Faksimile-Ausgabe der eigenhändigen Niederschrift. Einmalige Auflage in 500 numerierten Exemplaren.

Ausgabe A in reichvergoldetem Lederhandband.

Ausgabe B in Halblederband.

*

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT MARIANNE VON WILLEMER

Herausgegeben von Max Hecker. Vierte Auflage.

In Halbleinen und in Halbleder.

*

DAS ALTE BREMEN

Herausgegeben von dem Focke-Museum für Bremische Altertümer. 100 ganzseitige Abb. mit erläuterndem Text.

In Halbleinen und in Halbpergament.

*

OTTO FREIHERR VON TAUBE

DER VERBORGENE HERBST

ROMAN. Zweite Auflage.

In Halbleinen.

*

DIE LÖWENPRANKES

ROMAN.

In Halbleinen.

Das letzte vollständige Verzeichnis der Bücher des Insel-Verlages datiert vom September 1922 und ist ohne Preisangaben, jedoch mit beigelegtem Preisschlüssel erschienen, der je nach Notwendigkeit erneuert wird.

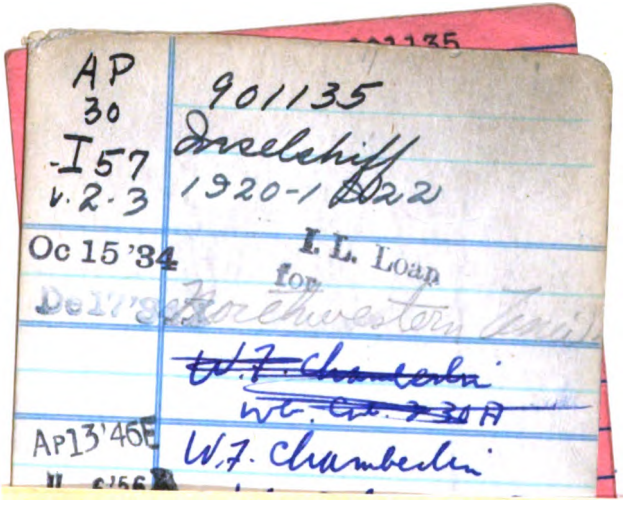
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

UNIVERSITY OF CHICAGO
79 462 765

Digitized by Google